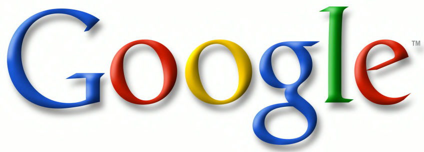
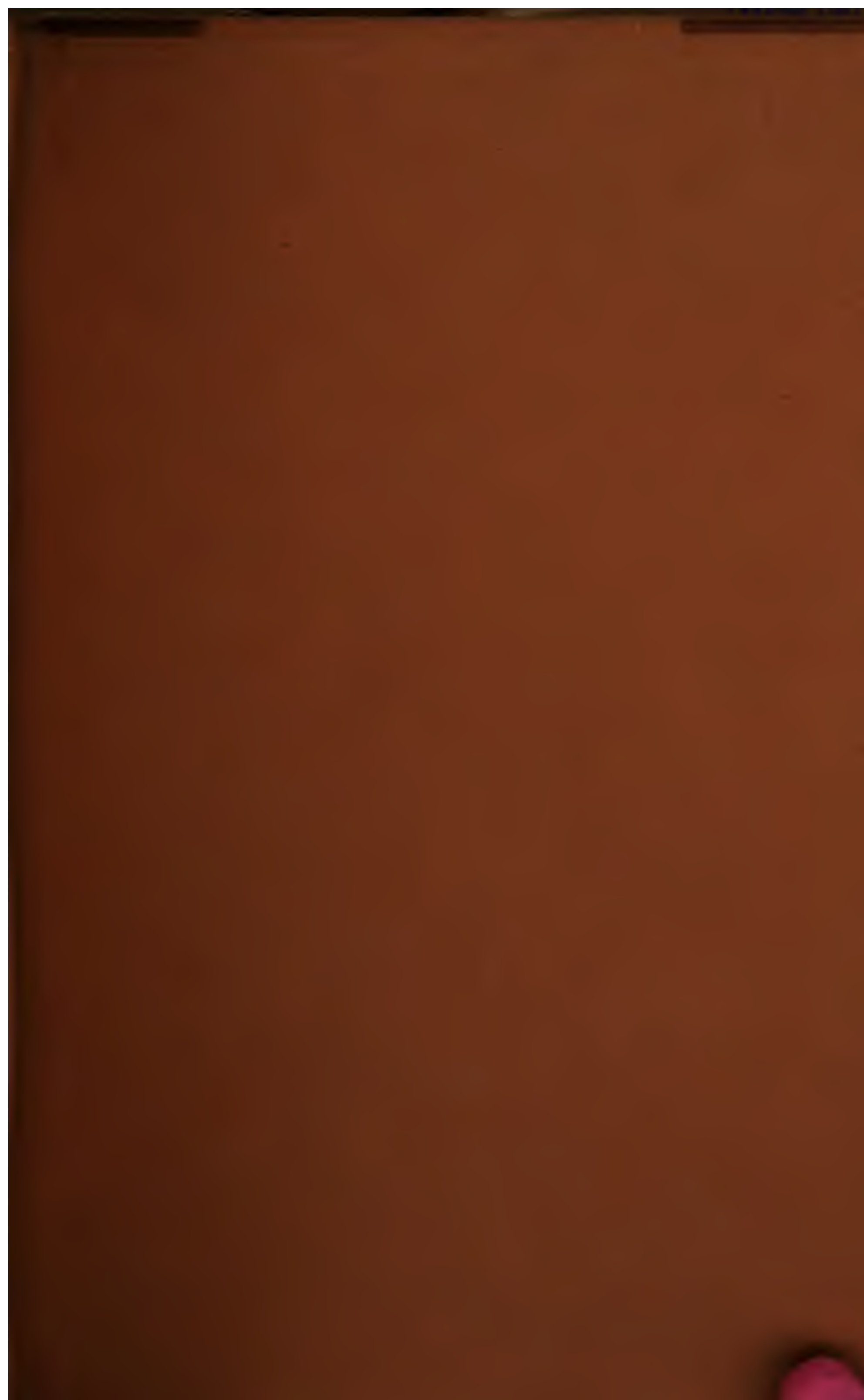





DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.



Heinrich IV. und Philipp III.

Die
Begründung des französischen Uebergewichtes
in Europa.

1598 — 1610.

Von

Dr. M. Philippson.

Erster Theil.

Berlin.
Verlag von Franz Duncker.
1870.


LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
23 MAY. 1932
OF OXFORD

Vorwort.

Für die gesammten europäischen Verhältnisse ist der Anfang des siebzehnten Jahrhunderts eine Zeit bedeutsamster Umgestaltung. Die gewaltige spanische Monarchie, die länger als ein Säculum Europa beherrscht und mit dem Schreckbilde der Universalmonarchie bedroht hatte, begann sich ihrem Untergange zuzuneigen. Während sie äußerlich ihre alte Stellung durch eine starke Militärmacht, durch ihre stolze Sprache und die Weite ihrer Ansprüche aufrecht zu erhalten suchte: war sie doch innerlich schon in Verfall begriffen. Ihre Hilfsquellen begannen zu versiegen; der niederländische Krieg hatte nicht wenig zu deren Erschöpfung beigetragen; gerade die Ausdehnung der spanischen Herrschaft und Politik trocknete sie vollends aus. Recht im Gegensatz dazu erhob sich aus der blutigen Zerrüttung der religiösen Bürgerkriege Frankreich unter der Leitung eines scharfblickenden und umsichtigen Königs. Noch gelingt es ihm freilich nicht, eine Ueberlegenheit Frankreich's über Spanien herzustellen. Aber durch eine kluge und bei aller Zurückhaltung energische Politik weiß er Frankreich aus seiner untergeordneten Stellung heraus dem ungeheuren spanischen Reiche gleich zu ordnen. Noch mehr. Er legt durch mannichfache Allianzen, durch Begünstigung der

jungen und aufstrebenden Staaten sowie der neuen Geistesrichtungen, durch die Schonung und Organisirung der französischen Wehrkraft den festen Grund zu dem Uebergewicht, das Frankreich unter Richelieu's Leitung in Europa erlangte.

Aber nicht nur in politischer Beziehung trat dieser Gegensatz zwischen dem absterbenden Spanien und dem sich frisch entfaltenden Frankreich gerade in dieser Zeit mit voller Klarheit in die Erscheinung, sondern auch in den Momenten der inneren Entwickelung. Spanien vergrößert die Armuth seiner durch die beständigen Kriege bereits ausgesogenen Bevölkerung durch ein thörichtes Zoll- und Steuersystem und giebt durch Vertreibung der Hunderttausende von intelligenten, fleißigen und sparsamen Morisken seinem Ackerbau und seiner Industrie einen Stoß, von dem sie sich nie wieder erholt haben; alles Gold Amerika's vermag diese Fehler einer verkehrten Staatskunst und Gesetzgebung nicht wieder gut zu machen. Welch' entgegengesetztes Bild zeigt sich uns in Frankreich! Hier werden die zerrütteten Finanzen geordnet, die Schulden abbezahlt, ein beträchtlicher Staatsschatz — diese Vorbedingung für eine jede aggressive Politik — angesammelt. Die Verwaltung wird in feste Normen gebracht und in ihren verschiedenen Zweigen zweckmäßig eingerichtet. Die Industrie wird auf alle Weise, freilich bisweilen auf eine irrthümliche, begünstigt. Straßen und Kanäle werden hergestellt und Ruhe und Sicherheit auf ihnen erhalten.

Diese folgenreiche Entwickelung liegt innerhalb der Jahre 1598 bis 1610. Während Lerma's Regierung in Spanien den Wendepunkt dieses Reiches zum Verfalle bezeichnet, ist Heinrich IV. zwar nicht der Hersteller, wohl aber der Be-

gründer des französischen Uebergewichtes in Europa. Die späteren Zeiten haben nur die Früchte reifen und brechen sehen, die in jenen zwölf Jahren gepflanzt worden sind.

Es war der Uebergang des Vorranges in Europa von Spanien auf Frankreich für den ganzen Erdtheil von größter Wichtigkeit. Spanien war der Repräsentant des strengen katholischen Prinzipes, der Unterdrückung jeder abweichenden Meinung. Frankreich, im Innern nicht viel toleranter, hatte sich doch aus Feindschaft gegen Spanien äußerlich den Reformirten angeschlossen und verfocht deren Sache in Deutschland und den Niederlanden. Der Sieg Frankreich's über seinen Nebenbuhler war deshalb zugleich eine Befestigung und Sicherung der Reformation. Mit dem Auftreten Heinrich's IV. geräth die bisher fortschreitende katholische Gegenreformation in Stillstand. Freilich hatte die neue Lehre noch den großen Kampf des dreißigjährigen Krieges zu bestehen, aber auch dieser wurde wieder durch das Uebergewicht Frankreich's zu ihren Gunsten entschieden. Ludwig's XIV. Regierung, die in Frankreich das Edikt von Nantes aufhob, machte im ganzen den Glaubenskriegen in Europa ein Ende, indem sie im Westfälischen Frieden die internationale Gleichstellung der Hauptbekenntnisse herbeiführte!

Diesen Gegensatz Spanien's und Frankreich's in Politik, Staatseinrichtungen und Verwaltungsprinzipien und seine Entfaltung nach so verschiedenen Richtungen hin darzustellen, soll die Aufgabe dieser Arbeit sein. Freilich wird diese mit Vorliebe bei der Schilderung der Umsicht, Ausdauer und allseitigen Geschicklichkeit verweilen, mit der Heinrich IV. sein zerklüftetes und geschwächtes Reich wieder befriedete, auf feste

Grundlagen stellte und auch nach außen zu Ansehen und Einfluß brachte. Es kommen also unserem Zwecke gemäß hauptsächlich Frankreich und Spanien für uns in Betracht, die anderen Staaten nur insofern, als sie in die Geschicke jener beiden großen Reiche eingriffen. Im siebzehnten Jahrhundert war die internationale Verbindung der europäischen Länder schon so weit fortgeschritten, daß die isolirte Darstellung der Geschichte eines Volkes nirgends mehr möglich ist. Aber je mehr dadurch für den Historiker die Gefahr, sich in das Schrankenlose zu verlieren, erhöht wird, um so schärfer muß er sein Ziel im Auge behalten, um so genauer den Sehwinkel feststellen und bewahren, unter welchem er die verwickelten Verhältnisse Europa's zu betrachten hat. Absichtlich wurde Deutschland, so weit es anging, unberücksichtigt gelassen, weil die Geschichte dieses Landes in dem betreffenden Zeitraume zahlreiche und zum Theil sehr kompetente Bearbeiter gefunden hat, und noch viele andere kundige Federn in diesem Augenblicke sich mit dem eben genannten Theile der Historik beschäftigen.

Bieten diese zwölf Jahre inhaltlich vieles Interesse, so auch in Bezug auf das historische Material, das zu ihrer eingehenden Darstellung vorliegt. Hier war die Arbeit zum großen Theile eine ganz neue. Was zuerst Spanien angeht, so sind für die innere Geschichte dieses Landes unter den Habsburgern — außer den umfassenden Werken von Lafuentes u. A. — an neueren Bearbeitungen nur die trefflichen Bücher von Weiß und L. v. Ranke zu nennen.[1]) In-

[1]) Ungenügend sind die Abhandlungen von Sempere, Havemann u. A.

deß der erstere hat französisch geschrieben und dürfte dem deutschen Publikum ziemlich unbekannt sein; der zweite hat auch hier grundlegend gearbeitet, aber mehr das Staats- als das eigentliche Volksleben, mehr die politische, als die ökonomisch-soziale Seite betont. Die äußere Geschichte Spanien's unter der Regierung Philipp's III. ist — wieder von den allgemeinen Werken abgesehen — neuerdings so gut wie gar nicht behandelt worden. Aehnlich verhält es sich mit Frankreich. Für die innere Geschichte unter Heinrich IV. besitzen wir, neben den treffenden aber kompendiösen Darstellungen Ranke's, besonders die ausgezeichnete Schilderung Poirson's, die wohl verdiente, durch eine Uebersetzung dem deutschen Publikum näher gebracht zu werden. In Betreff der äußeren Geschichte Frankreich's in dieser Zeit hat uns wieder Ranke's Meisterhand vorzügliche Bilder gezeichnet: doch lag es ja nur in seiner Absicht, die wichtigsten Momente hervorzuheben, die Anführung des Einzelnen unterließ er überall da, wo es nicht zur Ausmalung der großen Züge nothwendig war. Motley ist zu parteiisch und nicht sorgfältig genug. Die händereiche Geschichte Heinrich's IV. von Miß Martha Walker Freer ist ganz anekdotenhaft gehalten. Nur in Bezug auf die spanisch-französischen Heirathsverhandlungen finden wir in dem betreffenden Werk von Perrens eine gute, freilich nicht erschöpfende Anleitung. Für die spezielle Darstellung war also die Arbeit fast ganz neu zu machen.

Innerhalb des zu benutzenden Materials habe ich mich so viel wie möglich der eigentlichen diplomatischen Quellen bedient. Die Depeschen der Gesandten, die Instruktionen an

dieselben, die Briefe der betheiligten Persönlichkeiten, die diplomatischen Relazionen und Denkschriften wurden mit Vorliebe ausgebeutet. Man erhält hier den lebendigsten Einblick in das politische Leben und Treiben der Zeit, die hervorragenden und maßgebenden Menschen treten uns am deutlichsten und klarsten in ihren eigenen Aeußerungen entgegen. Und man würde irren, wenn man glaubte, in diesen Papieren nur die Oberfläche des geschichtlichen Wesens zu finden; im Gegentheile erhalten wir von diesen Diplomaten höchst gesunde Urtheile und auf ausgedehnter Kenntniß der Sache beruhende Schilderungen über Leben, Eigenschaften und Zustände der einzelnen Völker, gut motivirte Betrachtungen über die großen Verhältnisse und Aussichten der Zeit. Zu diesem Behufe habe ich die Dokumente aus dem spanischen Staatsarchiv von Simancas — sie befinden sich aus dieser Zeit zum größten Theile in dem kaiserl. Archive von Paris — die Manuskripte der Bibliotheken zu Paris und Berlin und des Staatsarchivs zu Brüssel genau durchgesehen, was mir von den betreffenden Verwaltungen mit dankenswerthester Liberalität gestattet wurde. Ich glaube, hier vielfach Neues gefunden zu haben, besonders in den Abschnitten über den französisch-savoyischen Krieg, die Biron'sche Verschwörung, die Verbindung Heinrich's mit den spanischen Morisken, die inneren Verhältnisse Spanien's und Frankreich's — die im zweiten Bande eine eingehendere Schilderung finden werden — und besonders auch über den beabsichtigten Feldzug Heinrich's IV. nach Jülich im Jahre 1610. Die so überaus wichtigen venezianischen Relazionen sind jetzt durch die sehr verdienstlichen Sammlungen Alberi's und Barozzi's

und Berchet's leichter zugänglich gemacht worden; die Depeschen haben in dem Buche Mutinelli's eine, allerdings sehr mangelhafte, Kompilazion gefunden. Andere Sammlungen französischer, englischer, spanischer, holländischer und deutscher Aktenstücke wird man unter dem Texte selbst angeführt finden.

Selbstverständlich waren auch die zeitgenössischen Historiker und Memoirenschreiber nicht zu übersehen, die gerade für diese Epoche in großer Anzahl vorhanden sind. Sie wurden überall herangezogen, wo sie Neues und Zuverlässiges beibrachten. Ich hoffe in dieser Beziehung eine ziemliche Vollständigkeit erreicht zu haben. Einen Punkt, auf den schon L. v. Ranke aufmerksam gemacht hat, muß ich hier noch besonders hervorheben, da er die folgende Darstellung vielfach von den sonstigen Schilderungen desselben Gegenstandes unterscheidet. Den Memoiren Sully's durfte nur sehr bedingt Glauben geschenkt werden, da sie einmal in vielen Einzelheiten ungenau, dann aber vorzüglich mit grenzenloser Parteilichkeit, Selbstüberhebung und Feindseligkeit gegen alle anderen bedeutenden Männer der Zeit abgefaßt sind. Die nähere Begründung dieses Urtheiles muß ich den einzelnen Anmerkungen sowie dem Exkurse überlassen, der über diesen besonderen Gegenstand dem zweiten Bande angehängt werden wird.

Möge es mir gelungen sein, zur Beleuchtung und richtigen Beurtheilung einer für die moderne europäische Staatenbildung so bedeutungsvollen Zeit einen Beitrag geliefert zu haben.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Herstellung des religiösen Friedens in Frankreich. — Abschluß und Ergebnisse von Philipp's II. Regierung in Spanien. — Sittlicher Zustand Westeuropa's am Ende des 16. Jahrhunderts. — Lebhaftigkeit der religiösen Leidenschaften und deren Konflikt mit der politischen Lage. — Spaniens Verhältnisse, Machtstellung und politische Bestrebungen. — Zustände und Ziele Frankreichs. — Holland. — England und Schottland. — Eigenthümliche Stellung Deutschlands. — Skandinavien und Polen ohne europäische Bedeutung. — Die italienischen Staaten.

Der Friede von Vervins, am 2. Mai 1598 zwischen Spanien und Frankreich geschlossen, setzte endlich dem furchtbaren religiösen Bürgerkriege ein Ziel, der ein Menschenalter hindurch die blühenden Gauen Frankreichs verwüstet, seine Städte und Dörfer in Trümmer gelegt, unzählige seiner Söhne in den Tod oder in Elend, schlimmer als der Tod, gebracht und sein Ansehn, seinen Einfluß nach außen vernichtet hatte. Jede der beiden Parteien, die so lange um die Herrschaft gestritten, konnte sich den Gewinn im Kampfe zuschreiben; und doch wieder keine derselben. Freilich hatten die Hugenotten ihren großen Führer, Heinrich den Bearner, gegen den einst das

ganze katholische Frankreich in Waffen gestanden, zum Siege geführt, und unbestritten herschte derselbe jetzt in Paris: aber der Feldherr der Reformirten hatte erst aus dem Munde des Erzbischofs von Bourges die Messe hören müssen, bevor ihm die stolze Hauptstadt und mit derselben die Krone Frankreichs zugefallen war. So triumphirten die Hugenotten in der Person ihres Leiters, während die Katholiken ihr höchstes politisches Prinzip, daß nur ein Katholik König sein könne in Frankreich, aufrecht erhalten hatten. Selbstverständlich war durch diesen Ausgang keine der beiden Parteien befriedigt. Die Reformirten freilich, als die Schwächeren, sahen sich, wenn auch grollend, gezwungen, sich in ihr Schicksal zu finden, um den König nicht gegen sich aufzubringen. Dagegen setzten die Heftigeren unter den Katholiken den Kampf noch fort, bis Heinrich's Uebergewicht an Talent und Ansehn, des Landes und ihre eigene Erschöpfung und endlich das Versagen der spanischen Hülfe sie zum Frieden zwangen, welcher dann von der einen Seite durch die Anerkennung Heinrich's IV. seitens des Papstes, von der andern durch das Toleranzedikt von Nantes seine endgültige Bekräftigung fand.[1])

Vierzig Jahre lang hatte Philipp II. von Spanien mit unbeschreiblicher Ausdauer und mit rastloser Anstrengung gegen den neuen freiern Geist angekämpft, der sich mit so ungeahnter Schnelligkeit über Europa verbreitet hatte. Eingeschlossen in sein Kabinet im Herzen des entlegenen Spanien's hatte dieser Mann, schmächtig an Körper, von schwächlicher Gesundheit, den Kampf gegen den Riesenfeind aufgenommen, der an allen Orten zu triumphiren schien, vom Nordkap herab bis nach Toskana und Aragon. Von dem Kabinette des Königs aus wurden zahllose Armeen, wurden schlaue Diplomaten, wurden glühend fanatische Prediger gegen die Reformation, gegen jede politische und religiöse Freiheit in das Feld ge-

[1]) Das Edikt von Nantes wurde gegeben am 15. April 1598, während die Lösung Heinrich's vom Banne durch den Papst bereits im September 1595 stattgefunden hatte. H. Martin, Histoire de France (4. éd. Paris 1857) X. 382. 432. Sismondi, Hist. des Français (Paris 1836) XXI. 345. 486.

schickt. Die gesammte Kraft der ungeheuren Reiche, die damals unter dem Scepter Kastilien's vereinigt waren, wurde von Philipp's eiserner Hand nur auf den einen Zweck, die Bewahrung des Absolutismus in Kirche und Staat, verwendet. Und nicht ohne Erfolg. Man hat diesen vielfach unterschätzt, aber dem Unbefangenen wird er nicht entgehen. In Spanien selbst wurde die Sache des Katholizismus zur nationalen gemacht; in Italien wurde mit Hülfe des aus seinem Schlummer wieder erwachenden Papstthumes, jeder Keim der Reformation unterdrückt; in Süddeutschland, in Oesterreich, in Polen waren es hauptsächlich das Beispiel und die Unterstützung Spanien's, welche dem Katholizismus wieder zum Uebergewichte verhalfen; in Belgien und in Frankreich war Philipp vor Allen die Aufrechterhaltung der alten Religion zu danken. Ohne Zweifel also hat Philipp II. sich um seine Kirche die größten Verdienste erworben; aber um so gründlicher waren alle die ehrgeizigen und eigennützigen Pläne zu nichte geworden, die sich in seinem Geiste so eng mit den Bestrebungen für die katholische Sache verbunden hatten. Wenn man die Besetzung des kleinen und schwachen Portugal ausnimmt, waren alle seine umfassenden politischen Unternehmungen gescheitert. England war nicht allein nicht unterworfen, sondern mächtiger, als je, unter einer stolzen, selbstbewußten, klugen und hartnäckigen Fürstin; Frankreich, auf dessen engen Anschluß an das spanische Interesse Philipp ein Jahrzehend hindurch den größten Theil seiner gesammten Einkünfte gewendet hatte, entglitt völlig seinen Händen; und selbst die „Rebellen der Inseln“, jenes kleine Krämervölklein am Gestade der Nordsee, hatte er nicht wieder unterwerfen können, sondern noch an der Schwelle des Todes hatte er dessen Macht von Jahr zu Jahr wachsen und sich entfalten sehen müssen. In der That war er mehr zum Glaubensapostel als zum Politiker gemacht. Der glühende Eifer, den er nur mit Mühe unter dem äußern Scheine der Kälte und Unbeweglichkeit verbarg, der starre Eigensinn, der ihn alles einmal Begonnene bis an die äußerste Grenze der physischen Möglichkeit führen ließ, machten ihn zu dem nüchternen Berufe des Staatsmannes,

dessen Haupterfordernisse ruhig vorschauender Blick und Festhalten an der Realität der Thatsachen sind, ganz unfähig. Indem er stets eine größere Zahl umfassendster Entwürfe zugleich betrieb, zersplitterte er beständig seine Kräfte und konnte nirgends mit der nöthigen Wucht und dem nöthigen Nachdrucke auftreten. Ein allseitiges Unterliegen war die nothwendige Folge. So war Philipp am Abende seines Lebens ein innerlich gebrochener Mann. Jede Schwungkraft war in ihm erlahmt, die Hoffnung auf Erreichung seiner Ziele erstorben. Um seinem schwachen Nachfolger die Herrschaft über das entkräftete Reich in Frieden und Ruhe zu hinterlassen, und wegen gänzlicher Leere seiner Kassen mußte er den Frieden von Vervins unterzeichnen,[1]) in dem er auch die wenigen Vortheile aufgab, welche der ungeheure, zehnjährige Aufwand spanischen Blutes und Goldes ihm in Frankreich eingebracht hatte. Wenige Monate darauf, am 13. September 1598, starb er — er, der Urheber so schrecklichen Jammers, so unsäglichen Unheils in ganz Europa, unter dem Ausspruche der festen Ueberzeugung, nie wissentlich etwas Böses gethan zu haben![2])

Sicherlich waren diese Worte keine wissentliche Unwahrheit. Mag der sterbende König mit ihnen vielleicht auch eine Beruhigung des eigenen Gewissens bezweckt haben, so daß sie mehr besagten, als eigentlich seiner innern Ueberzeugung entsprach: Andere gedachte er mit denselben nicht zu täuschen. Ein Mann, der so fest den Lehren seiner Religion anhing, wie Philipp II., der also der sichern Ueberzeugung war, in wenigen Augenblicken vor dem Richterstuhle Gottes zu stehen, konnte nicht in dieser seiner Todesstunde eine so grenzenlose Heuchelei an den Tag legen. Vielmehr verstehen wir, wie seine Worte vollkommen aufrichtig gemeint sein konnten, wenn wir nur

---

[1]) Ueber die Gründe Philipp's für den Frieden von Vervins s. Bentivoglio, Della guerra di Fiandra, parte III. l. IV. p. 463 s. (éd. Paris 1645).

[2]) Translation de la rélation de la mort de Philippe II. par le P. Confesseur. Anvers 1599 (8°). — Vergl. Motley, History of the United Netherlands, III. 505 (éd. London 1867). — Khevenhiller, Annales Ferdinandei (Leipzig 1722) V. 2024 ff.

flüchtig die gänzliche moralische Auflösung in Betracht ziehen, die in jener „guten alten Zeit“ alle Schichten des politischen Lebens durchdrungen hatte.

Die erbitterten und ununterbrochenen Kämpfe, die um der Religion willen ein Volk des christlichen Europa auf das andere, ja die eine Hälfte jeder Nation auf die andere gehetzt, hatten allmählich alle Bande der Sitte und des Rechtsbewußtseins zerstört. Die Verschmelzung der religiösen mit dynastischen und sonstigen politischen Motiven, die ja immer inniger geworden war, hatte selbstverständlich die moralische Verwilderung nur noch steigern können. Wortbruch, Verrath, Meineid, gemeine List, Meuchelmord galten auf dem politischen Kampfplatze für vollkommen erlaubte Waffen. Männer, die im Privatleben höchst sorgfältig auf die fleckenlose Bewahrung ihrer Ehre hielten, machten sich kein Gewissen daraus, in ihrem öffentlichen Handeln zu den schändlichsten Mitteln zu greifen. „Heutzutage“, bemerkt der venetianische Gesandte in Paris im Jahre 1598[1]), „wird es nicht für schimpflich gehalten, seinen Nächsten zu täuschen und zu betrügen, wenn es nur zum Vortheile ausfällt: vielmehr wird die Sache bei dem Betrogenen für Einfalt und bei dem Betrüger für geistige Fähigkeit angesehen; und wenn der Betrug geschehen, so rühmen die Thäter sich desselben und verspotten den Betrogenen.“ Unter Denen, welche dem Könige Heinrich III. zu der hinterlistigen Ermordung des Herzogs von Guise in Blois riethen, befanden sich vier der rechtschaffensten Edelleute der Zeit.[2]) Der König selbst, freilich auch sonst kein Spiegel der Sitte, hatte dem Herzoge noch nicht vierzehn Tage vorher auf das Sakrament des Altars Versöhnung und Freundschaft geschworen.[3])

---

[1]) Relazione di Pietro Duodo bei Alberi, Relazioni d. ambasc. veneti nel sec. XVI., vol. XV. 102 f.

[2]) H. Martin, Hist. de France, X. 109 ff.

[3]) Pierre de l'Estoile, Journal de Henri III., éd. Michaud II., I., 1, p. 266.

So kann man sich andererseits nicht wundern, wenn man findet, daß die Führer der Ligisten unzweifelhaft um die Ermordung Heinrich's III. wußten, ja, daß eine vornehme Dame, die Herzogin von Montpensier, sich dieser Mitwissenschaft laut rühmte.[1]) Das Schwanken der Ligisten für oder gegen Spanien, je nachdem dieses gut oder schlecht bezahlte;[2]) die Auslieferung der Hauptstadt durch Brissac an Heinrich IV. für eine große Geldsumme; die schmachvollen Friedensbedingungen der vornehmen Häupter der Liga ihrem rechtmäßigen Könige gegenüber, die diesem sechs Millionen Goldthaler kosteten: dieses Alles übergehe ich als zu bekannt. Daß ein Kommandant dem Landesfeinde eine Festung gegen gute Bezahlung überließ oder doch anbot, war nichts Seltenes.[3]) Ebenso wenig machten französische Edelleute sich ein Gewissen daraus, etwa dem spanischen Hofe als Spione zu dienen.[4]) Spanien hatte die Frau eines Mitgliedes des französischen Geheimen Rathes gewonnen, welche über die Staatsangelegenheiten nach Madrid berichtete. Da aber in den Rechnungen, welche die Gesandten für die von ihnen verausgabten Geldern ihrem Könige abzulegen hatten, der Name dieser Dame erwähnt wurde, so fand sich wieder unter den spanischen Ministern ein Verräther, welcher die Sache nach Paris meldete. Die Dame starb vor Kummer über diese Entdeckung, den spanischen Gesandten jedoch wurde gestattet, fürder den Namen ihrer

---

[1]) P. d. l'Estoile, Journ. de Henri IV., bei Michaud II., I., 2 pag. 3.

[2]) Man sehe hierüber u. A. Poirson, Hist. du règne de Henri IV. (2. éd.) I. 304 ff.; ferner Campanella, De Monarchia Hispanica (Amstel. 1640) 167 f.: Et vide quaeso, quomodo Philippus noster duces Humenam, Joieusam, Mercurium et Guisium contra regem Navarriae pecuniâ suâ sustinuerit, et quo pacto Navarreus eosdem recuperaverit et ad se pertraxerit, postquam ille tenacior factus manus clausit.

[3]) MS. Consulta des span. Staatsrathes vom 9. Dez. 1600, Archiv von Simancas (Arch. Impér. in Paris), K. 1426. MS. Depesche Yrraraga's vom 12. April 1608 ibid. — Vgl. Motley II. 169, 546.

[4]) MS. Consulta des sp. Staatsraths vom 12. Juli 1601 l. c.

geheimen Agenten zu verschweigen.[1]) — Die Beamten der königlichen Münze in Paris gingen selbst mit dem guten Beispiele der Münzfälschung voran.[2]) Die Unterschleife der Finanzbeamten waren so arg, daß alle paar Jahre regelmäßig Untersuchungen veranstaltet wurden, in Folge deren sie immer wenigstens einen Theil des dem Staate geraubten Geldes wieder herausgeben mußten.[3]) Die Gouverneure und Offiziere des Königs bereicherten sich ohne Scheu, indem sie die Zahl der von ihnen unterhaltenen Soldaten in ihren Rechnungen fünf- bis sechsmal vergrößerten.[4]) Wir werden im Laufe der Erzählung noch öfter Gelegenheit haben, auf Thatsachen dieser Art im öffentlichen Leben Frankreichs zurückzukommen. Hier sei nur noch Eines erwähnt. Heinrich IV. selbst, dieser König, der sich als den ersten Edelmann seines Reiches zu bezeichnen pflegte, wandte zu seinen politischen Zwecken die verwerflichsten und unehrlichsten Mittel an. Während er z. B. den Landgrafen Moritz von Hessen seiner treuen Anhänglichkeit an die reformirte Religion versicherte, die er zweifellos noch einmal vor seinem Tode wieder öffentlich bekennen werde[5]): zeigte er den ärgsten Feinden der Reformation, den Jesuiten, große Gunst und eifrige Sorgfalt und jubelte laut, als in einem Religionsgespräche der Kardinal du Perron seinen hugenottischen Gegner, du Plessis-Mornay, völlig besiegte.[6]) Heinrich

---

[1]) MS. Consulta des spanischen Staatsraths vom 13. Januar 1613 ibid. K. 1428.

[2]) Edikt hierüber in der kaiserl. Bibliothek in Paris, Manuscrits français, vol. 5809 p. 69 B.

[3]) Vgl. hierüber u. A. Edikte in der kaiserl. Bibl. in Paris, Ms. franç., vol. 4020 p. 370 B. ff.; ferner Berger de Xivrey, Lettres missives de Henri IV., vol. V. 526, VII. 292, 310, 565; Poirson II. 165. — Sully (Oeconomies royales, éd. Londres 1778, III. 289) behauptet, wahrscheinlich übertrieben, daß die Finanzbeamten ⁴/₅ der königlichen Gelder behielten.

[4]) P. Duodo, Relaz., p. 94.

[5]) v. Rommel, Correspondance de H. IV., avec Maur. de Hesse (Hamb. et Paris 1840) 67, 79 f.

[6]) Sully, Oecon. royales, III. 436.

nahm überhaupt keinen Anstand, laut einzugestehen, daß Doppelzüngigkeit die Seele seiner Politik sei.[1])

Und wie in Frankreich, so herrschte dieses unbedingte Utilitätsprinzip nicht minder unter den regierenden Klassen des Nachbarreiches Spanien. Der spanische Adel, welcher die Ehre beständig im Munde führte, machte sich keine Skrupeln daraus, im politischen Leben der schlimmsten Ehrlosigkeit zu huldigen. König Philipp, der Unschuldige, der in seinem Leben nie wissentlich Böses gethan, sandte einen Meuchelmörder nach dem anderen gegen die ihm mißliebigen Persönlichkeiten aus; Wilhelm von Oranien, Elisabeth Tudor, Antonio Perez und Alexander von Parma waren abwechselnd das Ziel seiner hinterlistigen und grausamen Anschläge. Alexander Farnese von Parma, sonst die Blume edler Ritterschaft, gab sich in politischem Interesse zu einem Betruge gemeinster Art her. Während Philipp II. bereits auf das genaueste den Plan zur Invasion England's mit ihm durchgesprochen hatte, knüpfte Alexander höchst freundschaftliche Unterhandlungen mit der Königin Elisabeth über ein abzuschließendes Friedens- und Freundschaftsbündniß zwischen den beiden Staaten Spanien und England an. Er versicherte die Abgesandten der Königin beständig seiner vollkommenen Aufrichtigkeit und Friedensliebe — auf seine Ehre als Christ, Edelmann und Fürst. Niemandem möchte er lieber dienen, als der Königin von England. Und während Parma so sprach, lagen in seinem Kabinette die Briefe, in denen Philipp die Hoffnung aussprach, daß England sich schon in der Gewalt seines Generals befinde! Unter solchem Truge nun zog Alexander die Verhandlungen zwei Jahre lang hin, bis sie durch den Geschützdonner der Armada unterbrochen wurden.[2]) Der spanische Governator von Mailand, der Graf Fuentes, betheiligte sich unzweifelhaft zugleich mit dem Herzoge von Savoyen an der Ver-

---

[1]) L. v. Ranke, Französ. Gesch. im 16. und 17. Jahrhundert, II. (Stuttgart 1854) 102.

[2]) Motley, Kap. 17 und 18.

schwörung des Herzogs von Biron gegen das Leben Heinrich's IV.: und der spanische Hof dachte nicht daran, seinen Statthalter für ein so schändliches Unternehmen zu bestrafen.[1]) — Unter den spanischen Finanzbeamten herrschte mindestens eben so große, wenn nicht noch größere, Verderbniß wie in Frankreich.[2]) Die ungeheuren Reichthümer, welche die Minister Villalonga und Lerma sich aus Staatsmitteln aufhäuften, standen in schneidendem Kontraste zu dem Mangel, der sich von Jahr zu Jahr mehr auf allen Gebieten des Staatslebens geltend machte. Der Herzog von Lerma besaß ein jährliches Einkommen von 600,000 Dukaten (nach jetzigem Geldwerth vier Mill. Thaler); sein Günstling Calderon, aus niedrigem Stande und tiefster Armuth von ihm emporgehoben, nicht viel weniger. Als im Jahre 1607 Villalonga endlich wegen seiner Mißverwaltung zur Rechenschaft gezogen wurde, nahm die Ausräumung seiner Möbel und Kostbarkeiten drei Tage in Anspruch, obwohl eine ungemein große Anzahl geräumiger Lastwagen hierzu benutzt wurde. In allen Theilen des Hauses, bis auf das Privé und die Gräber der Vorfahren, wurden beträchtliche Geldsummen und Juwelen vergraben gefunden; 300,000 Dukaten in Baarem, die seine Frau nach Valencia gesandt, wurden mit Beschlag belegt. Zur selben Zeit verhaftete man den Staatsrath Alonso de Prado. In dem Hause seiner Gemahlin allein befanden sich mehr als 40,000 Goldthaler Werth in bearbeiteten Metallen, andere 40,000 in Juwelen, mehr als 90,000 Dukaten Werth in Tapisserien, 650,000 Dukaten in verschiedenen Werthpapieren; er besaß 540,000 Dukaten in Häusern und Ländereien, abgesehen von vielen, gar nicht abgeschätzten Gütern! — Auf diese Weise verwalteten damals die spanischen Großen und Minister das Staatsvermögen!

Auch der englische Adel zeigte sich in keiner Hinsicht moralischer

---

[1]) **Berger de Xivrey, Lettr. miss. d. H. IV., vol. V. 635 ff. 649, 659, 669, 693. — MS.** Consulta des span. Staatsraths vom 6. Juli 1602. K. 1426. Arch. v. Sim.

[2]) **Sir Ralph Winwood's Memorials, II. 275, 286.**

und ehrenhafter, als seine französischen oder spanischen Standesgenossen. Sir William Stanley verrieth für eine Geldsumme die ihm anvertraute Stadt Deventer an den spanischen Obersten Tassis. Ein gewisser John Annias wurde bei einem Mordversuche auf die Königin Elisabeth gefangen; aber der Staatssekretär Sir Robert Cecil rettete ihm das Leben und gab ihm die Freiheit zurück unter der Bedingung, daß er den irischen Rebellen Florence Mac Carthy meuchelmorde. Auch später gebrauchte der Minister diesen Elenden als Spion und wahrscheinlich zu noch schlimmeren Dingen. Als derselbe einst unbesonnen genug war, sich seiner geheimen Aufträge zu rühmen, sorgte Cecil mit großem Eifer dafür, daß er gehängt wurde.[1]) Verschwörungen unter dem Adel England's und Schottland's gegen das Leben des Fürsten waren so zahlreich und sind so bekannt, daß es der Mühe nicht lohnen würde, sie hier noch einmal anzuführen. In der Geschichte Jakobs VI. von Schottland werden wir Gelegenheit haben, die bodenlose Verrätherei zu besprechen, welche dieser Fürst in seinen mannichfachen Verhandlungen zur Erlangung der englischen Krone an den Tag legte, sowie die heimlichen Verständnisse aufzudecken, in welche die vertrautesten Minister der alternden Elisabeth sich schon viele Jahre vor dem Tode derselben mit dem Sohne Maria Stuart's eingelassen hatten. Bestechlichkeit herrschte am englischen Hofe und im englischen Staatsrathe unbedingt. Als Jakob im Jahre 1603 den englischen Thron bestiegen hatte, wetteiferten der französische und der spanische Gesandte in Bestechungen: der letztere gab am meisten und trug so den Sieg über seinen Nebenbuhler davon; und doch hatte der Franzose 200,000 Goldthaler zu Geschenken mit nach England genommen![2]) Im Jahre

---

[1]) Letters of S. Rob. Cecil to S. G. Carew; edited by John Maclean (Camden Society 1864), p. 49 nebst Note.

[2]) Bericht (spanisch) über den span.-engl. Frieden, aus dem British Museum abgedruckt bei H. Ellis, Original-Letters, ser. II. vol. III. p. 207—215. — Vgl. Lettr. miss. VI. 192, 212; MS. v. Sim. Depesche Tassis' an den König vom 3. Juni 1603 (K. 1606); Sully, Oec. roy. etc.

1605 wurde der Earl von Nottingham, einer der Geheimen Räthe des Königs, als außerordentlicher Gesandter nach Spanien geschickt, und er entblödete sich nicht, sich für bedeutende Geldsummen den Spaniern gefällig zu erweisen, indem er seine Berichte nach deren Gutbefinden zustutzte.[1]

Solche Beispiele ließen sich aus jenen Ländern selbst und ebenso aus Deutschland und Italien noch vielfach anführen; aber das Gesagte wird genügen, um dem Leser den moralischen Standpunkt der damaligen politischen Welt klar zu machen. Für das Verständniß und die richtige Beurtheilung der in dem Folgenden zu schildernden Thatsachen ist es eben nothwendig, sich in die sittliche Atmosphäre zu versetzen, in welcher die Fürsten und zum größten Theile auch die Völker vor zweihundertundfünfzig Jahren sich bewegten und handelten. Den eigenen Vortheil zu suchen, wo er auch zu finden sei, war das Ziel, dem damals Vornehm und Gering huldigten. Wäre dies nur in einem Staate so gewesen, derselbe hätte unfehlbar vor den anderen zu Grunde gehen müssen; aber gerade die Allgemeinheit des Uebels ließ dessen Folgen für das Leben und den Bestand der Staaten nicht so schlimm hervortreten, wie man im ersten Augenblicke glauben sollte.

In religiöser Beziehung hatten sich die Leidenschaften, die schon bei dem Albigenser- und dem Hussitenkriege zum Ausbruche gekommen, später durch die Reformation auf das heftigste angereizt waren und seit fünfzig Jahren Europa mit Blut und Trümmern bedeckten, noch nicht im mindesten abgekühlt. Wenn später die Scheidung der Religionen nach den Völkerstämmen auf das segensreichste für den Frieden wirkte, so hatte sich am Ende des sechszehnten Jahrhunderts diese Trennung erst noch zum kleinsten Theile vollzogen. Nur in Spanien und Italien war jeder religiöse Zwiespalt erstickt, man weiß, durch welche Mittel; aber in jedem der übrigen Länder Europa's klaffte ein weiter Riß zwischen den katholischen und den

[1] Winwood's Memorials II. 92.

neugläubigen Bürgern. In Deutschland machte die Gegenreformation langsame aber unverkennbare Fortschritte. In Polen war ihr zwar die Unterdrückung, doch nicht die Ausrottung der neuen Lehre gelungen. In Skandinavien triumphirte das Lutherthum nach vielen Kämpfen. In England war noch unter Elisabeth ein Drittheil der Bevölkerung katholisch; in den sieben vereinigten Provinzen der Niederlande noch zur Zeit der Armada sogar der größere Theil.[1]) In Frankreich hatte soeben der Katholizismus gesiegt, indessen besaßen die Hugenotten noch 750 Kirchen und sollen an 270,000 Familien ausgemacht haben,[2]) also etwa 1,300,000 Individuen. In der Schweiz standen die katholischen und die reformirten Kantone sich schroff gegenüber. So war in jedem Lande der Stoff zum schnellen Wiederauflodern des religiösen Haders gegeben, der kleinste Funke genügte, um von neuem einen Weltbrand hervorzurufen.

Diese Vermischung der Religionssekten verhinderte nun freilich nicht, daß schon jedes der Länder Europa's, meist nach der Mehrheit seiner Bewohner, Partei genommen hatte für die eine oder die andere Religion. Der gesammte Süden: Spanien, die italienischen Fürsten, das Kaiserthum, die meisten Fürsten Süddeutschland's, Frankreich, standen auf Seiten des Katholizismus; von den nordischen Staaten nur Polen, dessen Einfluß nach außen freilich schon ein sehr geringer war. Ganz Norddeutschland, die skandinavischen Staaten, England, die freien Niederlande hatten sich dagegen als Staaten der römischen Kirche entzogen. Ein Blick auf die Ausdehnung, die Bevölkerung und den damaligen Kulturzustand der beiden Ländergebiete genügt, um die Uebermacht der alten Lehre über die neue in politischer Be-

[1]) Motley, II. 439.

[2]) Ranke, Franz. Gesch. II. 57. — Als Ergänzung zu dieser Angabe mag dienen, daß im November 1619 (nach manchen Verlusten des franz. Kalvinismus) der Kardinal Bentivoglio in seiner amtlichen Relazione degli Ugonoti di Francia (Opere tutte, Paris 1645, I. 95) die Anzahl der Hugenotten in Frankreich rund auf eine Million anschlägt.

ziehung zu erkennen. Wie weit stand England, der leitende Staat des Protestantismus, an Macht zurück hinter Spanien und Frankreich, den hauptsächlichsten katholischen Ländern! Wären diese beiden letzteren einig gewesen, so wäre unzweifelhaft die Reformation im Blute des letzten Protestanten und unter den rauchenden Trümmern der letzten evangelischen Kirche erstickt worden: aber zum Glücke verhielt sich dies anders.

Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, als Deutschland und Italien in unheilbare Zerrüttung verfallen waren, während England sich mühsam aus den Wirrnissen des Bürgerkrieges herausarbeitete, gab es nur zwei Völker, die äußerlich stark und innerlich geschlossen genug waren, um die Vormacht und das Uebergewicht in Europa anstreben zu können: Spanien und Frankreich. Beide ehrgeizig und kriegerisch und geleitet von begabten, weitaussehenden Fürsten, mußten sie dasselbe Ziel verfolgen und so unvermeidlich auf einander stoßen. Die nahe Nachbarschaft, ja selbst die enge Rassenverwandtschaft stärkten noch die gegenseitige Feindseligkeit. Das unverkennbare Streben der spanischen Habsburger nach der Weltherrschaft steigerte die Gegnerschaft der Valois und ihrer Nachfolger, der Bourbonen, auf den höchsten Gipfel. Als nun die große Kirchenspaltung entstand, blieben beide Nationen wesentlich katholisch, aber gerade deshalb mußte es sich entscheiden, welche von ihnen die Führerschaft der katholischen Völker übernehmen sollte. Die Stellung Karl's V. als römischen Kaisers, der düster fanatische Sinn der Spanier selbst entschieden für diese. Damit aber kam Frankreich in eine sehr eigenthümliche Lage, denn durch seine religiösen Interessen auf Spanien hingewiesen, wurde es durch seine politischen jetzt mehr als je demselben gegenüber gestellt. Der Ausgang dieses Dilemmas blieb keinen Augenblick zweifelhaft: das französische Nationalgefühl war bereits so sehr erstarkt, daß es auf politischem Gebiete sofort den Sieg über die religiösen Beweggründe davon trug. Während also Franz I. und Heinrich II. in ihrem eigenen Lande die Reformirten schaarenweise verbrannten, schlossen sie sich auf das engste an

die deutschen Protestanten, an England an. In den schlimmsten Tagen der Liga war das französische Volk nicht durch Bitten, Drohungen, Schmeicheleien, Verheißungen dahin zu bringen gewesen, um der Religion willen das Land an Spanien zu überliefern. Der Sieg, den dann durch Heinrich IV. die gemäßigte Partei gewonnen hatte, konnte selbstverständlich nur zur Befestigung dieser Lage beitragen. Nach seinem Uebertritte zum Katholizismus änderte Heinrich nicht im mindesten seine Politik, und während er sich bei jeder Gelegenheit als den ergebensten Sohn der Kirche bekannte, setzte er sein Bündniß mit den Reformirten, mit England, Holland und den deutschen Protestanten unverkümmert fort. Hierdurch hatte sich nun die Sachlage so gestaltet, daß einstweilen, besonders in Frankreich selbst, dann aber auch im übrigen Europa, der Gegensatz zwischen den beiden Religionen etwas zurücktrat und dafür die Gegnerschaft zwischen dem französisch-englisch-holländischen und dem spanisch-kaiserlichen Interesse sich mehr in den Vordergrund stellte.[1]) Betrachten wir nun etwas eingehender die politischen Zustände und Stimmungen in jenen Ländern, besonders in den wichtigsten derselben, Spanien und Frankreich.

Spanien's Macht dehnte sich damals gewaltig über die beiden Hemisphären aus. Das ganze Reich zerfiel in vier Theile,[2]) die spanischen Königreiche, die italienischen Staaten, die indischen Besitzungen und Flandern. Spanien selbst wurde in zwölf Königreiche getheilt, obgleich es im Grunde nur aus den drei Kronen Kastilien, Aragon und Portugal bestand. Die nord- und westafrikanischen Besitzungen hingen gleichfalls von Spanien ab. Die italienischen Staaten unter Spaniens Botmäßigkeit waren die Königreiche Neapel, Sizilien und Sardinien, das Herzogthum Mailand und die drei

---

[1]) Vgl. Discours du duc de Rohan durant ses persécutions de St. Jean, p. 27 ff. (Mém. du duc de Rohan, Elzev. éd. 2, 1646).

[2]) Relazione di Franc. Vendramino (1595) und Relaz. di Ag. Nani (1598) bei Alberi ser. I. vol. V. 443 ff. 475 ff.; Relaz. di Franc. Soranzo bei Barozzi e Berchet, I., I. 27 ff.

toskanischen Festungen Orbitello, Port'Ercole und Telamone; auch Piombino's und Finale's bemächtigte sich Spanien und hielt dort Garnisonen von zusammen 1100 Mann. Die indischen Besitzungen wurden in die östlichen (asiatischen) und die westlichen (amerikanischen) unterschieden. Die östlichen Indien waren zum größten Theile durch die Besitznahme Portugal's an Spanien gekommen; der Vizekönig residirte in Goa. Die westindischen Besitzungen standen unter den beiden Vizekönigen von Peru und Neuspanien (Mexiko) und dem Governator der Inseln, der in San Domingo seinen Sitz hatte, und erstreckten sich von Texas bis nach Patagonien hinab, ohne freilich in Südamerika sich tief in das Innere des Kontinents auszudehnen. Flandern endlich bestand aus dem eigentlichen Flandern (den Niederlanden) und der Freigrafschaft Burgund. Sieben der siebzehn flandrischen Provinzen waren jedoch im offenen Aufstande gegen die spanische Monarchie begriffen.

Niemals hatte die Sonne ein ähnliches Reich beschienen Wie klein war der römische Orbis terrarum gegen diese Besitzungen, welche die Hälfte der gesammten Erde bedeckten! Der stille Ozean, das indische Meer, der atlantische Ozean waren, wenigstens der Theorie nach, spanische Binnenmeere. Die Spanier herrschten unbestritten im westlichen Becken des Mittelmeeres. Alle wichtigen Marine-Stationen in Flandern, Spanien, Süditalien, in Südasien, ganz Afrika und Amerika waren in ihren Händen. Staatsmännische Schlauheit, Tapferkeit, Glück und Heiraths-Verbindungen hatten Länder zu einem Staate zusammengeschmiedet, deren Lage, Sitten, Rassen, Interessen die möglichst verschiedenen waren. Spanien war durch seine flandrischen Besitzungen unmittelbarer Nachbar Deutschland's und England's. Sein furchtbarster Nebenbuhler, Frankreich, war von spanischen Gebieten rings umschlossen. In Italien gehörten den Spaniern die schönsten Provinzen — die Hälfte der Halbinsel — und der Tag schien nicht mehr fern, wo auch der Rest in die erdrückende Umarmung des spanischen Kolosses verfallen würde. Die Spanier waren mit Recht stolz auf das mächtige Reich, das ihr

Muth und ihre Klugheit ihnen gewonnen hatte. In dem Volke lebte das Gefühl, daß Spanien zur Weltherrschaft berufen sei. Auf einem Triumphbogen, der im März 1526 zur Feier von Karl's V. Vermählung in Sevilla errichtet worden, las man die stolze Inschrift:

Maximus in toto regnat nunc Carolus orbe
Atque illi merito tota machina subest.[1])

Allerdings entsprach die Bevölkerungszahl der überschwänglichen Ausdehnung dieses Reiches nicht ganz. Die spanische Herrschaft war eine drückende, dem Aufblühen ihrer Gebiete wenig günstige; besonders in dem Mutterlande selbst hatten die später zu erwähnenden Ursachen eine schnelle Abnahme der Bevölkerung herbeigeführt. Bei der Thronbesteigung Philipp's II. betrug sie dort noch ungefähr zehn Millionen Seelen, und im Jahre 1594 ergab der Census nur 8,206,791 Einwohner. Wir werden sehen, wie reißend diese Ziffer noch in der spätern Zeit abnahm. Portugal hatte ungefähr 1½ Millionen Bewohner, aber auch in diesem Lande räumten die Pest, die spanischen Mißhandlungen, die durch die Holländer zugefügten Verluste furchtbar auf. Sizilien war dicht bevölkert, weniger auf dem Lande, als in den Städten, und wird ungefähr 1¼ Million Einwohner gezählt haben, Neapel aber etwa 2¾ Millionen;[3]) auch dieses Land wird als ein sehr blühendes und dicht bevölkertes geschildert. Sardinien enthielt ungefähr 300,000 Bewohner; Mailand

[1]) Mignet, Rivalité de Charles-Quint et de François I. (Revue des deux mondes, 1866 t. 62 p. 13).

[2]) Ch. Weiss, L'Espagne depuis Philippe II. jusqu'à l'avènement des Bourbons, II. 72 f. — Auch Fr. Soranzo schätzt die Zahl der Spanier auf 8 Millionen; Barozzi e Berchet, I., I. 69. — Vgl. ferner Salazar, Monarquia de España, 3 Bde. (Madrid 1770) passim. — Meistens können die Zahlen der Provinz-Bevölkerungen wegen des Mangels genauer Schätzungen nur annähernd gegeben werden.

[3]) Nach der Relazion des Girol. Ramusio (Alberi XV. 348) hatte Neapel im Jahre 1597 480,726 Feuerstellen. Auf jede Feuerstelle kann man nun mit der Bedienung, den Soldaten, den Ordensgeistlichen rc. ungefähr 6 Seelen rechnen. — Ueber Sizilien vgl. Relaz. di Plac. Ragazzoni 1574 (Alberi II., V. 480).

etwas mehr als eine Million [1]) (seine Grenzen waren Sesia und Adda, Graubünden und der ligurische Apennin). Die zehn gehorsamen Provinzen der Niederlande hatten noch eine Bevölkerung von mindestens 2¼ Millionen, die freilich gleichfalls in der Folge stark abnahm. Die Franche-Comté endlich mochte wohl eine Drittel-Million Seelen enthalten. So zählte das ganze spanische Europa ungefähr 18 Millionen Bewohner. — Von den beiden Indien kennen wir die genauen Ziffern nicht. Während indeß die Zahl der Europäer in Amerika durch die Einwanderung schnell wuchs, verminderte sich die eingeborene Bevölkerung in vierfach größerem Maße.[2])

Wenn wir nun jene Ziffern unverhältnißmäßig klein finden, so dürfen wir doch hierbei nicht vergessen, daß damals überhaupt die Länder Europa's weit von der jetzigen Dichtigkeit der Bevölkerung entfernt waren. England, Irland und Schottland z. B., die jetzt zusammen über 30 Millionen Einwohner zählen, enthielten damals höchstens fünf Millionen,[3]) und Frankreich kaum mehr als zehn Millionen.[4]) Es war also eine für die Zeit, von der wir reden, ungeheure Macht, die so in die Hände des spanischen Königs gelegt war. Und er war, wenigstens nominell, der unumschränkte Gebieter über dieselbe. Philipp's II. rücksichtslose Herrschbegier und eiserne Hand hatten die letzten Reste von Volksfreiheit vernichtet, welche

---

[1]) Die Stadt Mailand allein hatte im Jahre 1587 293,000 Einw.; Relaz. d'Antelmi bei Alberi, II., V. 363. Danach muß man sicher die Zahl 350,000 für das Jahr 1589 bei Leoni auf 300,000 und nicht auf 250,000 korrigiren; vgl. Ranke, Fürsten und Völker (2. Aufl.) 432 Anmerk.

[2]) Ulloa, Restablicimiento de las fabricas y comercio (Madrid 1740), II. 217.

[3]) Im Jahre 1618 berechnet Antonio Foscarini die Bevölkerung England's zu 3½ Mill., Schottland's zu etwas über 1 Mill., Irland's zu ½ Mill. (Barozzi e Berchet IV).

[4]) In der Relaz. di Andrea Gussoni e di Ag. Nani bei Barozzi e Berchet II., I. 454 wird die Zahl der Einwohner auf 13 Mill. angegeben; indeß dieser Bericht stammt bereits aus dem Jahre 1611, wo seit 1598 wieder dreizehn Friedensjahre verflossen waren. — Jedenfalls zu hoch ist die Schätzung von Ang. Badoer (B. e B. II., I. 85).

nach der Unterdrückung des Aufstandes der Comuneros unter Karl V. noch übrig geblieben waren. Die aragonischen Fueros waren aufgehoben, die kastilischen Cortes wurden von der Regierung bezahlt und dienten nur noch zur Verherrlichung des Thrones; einzig die baskischen Provinzen hatten sich eine gewisse Selbständigkeit bewahrt. Die Macht der Aristokratie war thatsächlich gebrochen worden, als Ferdinand der Katholische die Großmeisterwürde der drei Ritterorden für immer an die Krone geknüpft hatte. Trotz seiner unbeschränkten Verehrung für die römische Kirche hatte Philipp es doch dahin gebracht, daß die Geistlichkeit erst von ihm und nur in zweiter Linie von dem heiligen Stuhl abhing.[1]) Sowie der Papst in die königlichen Rechte eingreifen wollte, wurde er auf das schärfste zurückgewiesen. Der König hatte die Besetzung fast aller geistlichen Stellen, ohne sein Plazet durfte keine päpstliche Bulle in seine Reiche eingeführt werden; die königlichen Beamten wurden zum größtmöglichen Widerstande gegen die geistliche Gerichtsbarkeit angewiesen. Besonders hatte Philipp sich zum Haupte der Inquisition gemacht, da er deren sämmtliche Beamte selbst ernannte. Wo die gewöhnlichen Gerichte nicht ausreichten, mußte die Inquisition, von deren geheimnißvollem Verfahren es keine Appellation gab, eingreifen: so z. B. in dem berüchtigten Falle des Antonio Perez. Ein selbständiges Auftreten der Inquisition dagegen duldete Philipp II. nie.

Auch in der Verwaltung war dieser persönliche Absolutismus wenigstens dem Namen nach auf das schärfste durchgeführt. Alle Militär- und Civilstellen wurden von dem Könige besetzt.[2]) Unter

---

[1]) Relaz. di Ag. Nani, 484 f. — Lafuente, Historia general de España, XV. 111 ff. — Schöne Schilderung der Unterdrückung aller Selbständigkeit in Spanien durch die königliche Gewalt, bei Mignet, Négociations sur la succession d'Espagne, I. Introd. p. XVI.

[2]) Relaz. di Franc. Soranzo bei Barozzi e Berchet, Rel. d. amb. Ven. nel sec. XVII., ser. I. vol. I. 44. — Der genaue Etat aller dieser Räthe findet sich in dem MS. Relatione delle cose di maggior considerazione di tutta la Corte di Spagna. (Königl. Bibliothek zu Berlin, Ms. italica fol. 10 p. 342A ff.)

diesem arbeiteten mehrere Raths-Kollegien. Das höchste derselben war der Staatsrath, welchem die Vorberathung der auswärtigen Angelegenheiten anvertraut war. Die Depeschen der Gesandten wurden, wenn sie nicht für den König oder einen seiner Minister privatim bestimmt waren, diesem Rathe übermittelt, welcher über dieselben sowie über die ihm vom Könige vorgelegten Fragen weitläufig protokollirte Beschlüsse faßte. Diese Consulten wurden dem Könige unterbreitet, der dann seinen eigenen Willen kurz am Rande bemerkte. Diese Consulten und Apostillen liegen uns noch in großer Anzahl vor und tragen nicht am wenigsten zur Charakterisirung der Könige und Staatsmänner des damaligen Spanien bei. Während Philipp II. häufig die Selbständigkeit seines Denkens und Wollens erweist, sehen wir seine Nachfolger immer unfreier, zögernder, unbedeutender ihren Willen äußern, bis endlich die meisten Entschlüsse fast allein von den Günstlingen ausgehen. Philipp's III. in fast unlesbarer und recht unorthographischer Schrift abgefaßten Resolutionen werden wir im Laufe unserer Erzählung noch häufig begegnen. — Ferner gab es einen Rath der Inquisition, einen für die militärischen, mehrere andere für die finanziellen Angelegenheiten; dann die Räthe von Castilien, Aragon, Portugal, Italien, Flandern, den beiden Indien u. s. w. Alle diese Kollegien korrespondirten unter einander und mit den königlichen Sekretären und Günstlingen, sowie mit dem Könige selbst. Denn dieser trat nie in einen dieser Räthe ein, der ganze Verkehr geschah vielmehr schriftlich, und doch wurde auch nicht die kleinste Angelegenheit geordnet, kein Beamter angestellt, ohne daß der König seine Unterschrift unter das betreffende Aktenstück gegeben. So beruhte die spanische Verwaltung auf einem Schreiberregimente der schlimmsten Art mit einem endlos schleppenden Geschäftsgange. Es ist fast unmöglich, den Ideenmangel und die Geistesarmuth zu bezeichnen, die sich dabei in dieser ganzen Papierfluth kundgeben. Jede Neuerung, und betraf sie die nothwendigste Reform, war diesen Büreaukraten schon von vornherein verwerflich, und zwar mehr aus geistiger Trägheit als

aus Fanatismus hielten sie so ängstlich am Alten fest. Der einzige Vorzug bei dieser Verwaltungsart war, daß thatsächlich den Launen der Könige und ihrer Günstlinge einigermaßen Einhalt geschah, und daß eine gewisse Konsequenz in den Regierungsgrundsätzen beibehalten wurde. Aber leider war diese Konsequenz meistens auf verderbliche Ziele gerichtet.

Die Provinzen wurden theils durch Governatoren, theils durch Vizekönige regiert, die — besonders in den größeren, vom Mutterlande entfernteren Provinzen — sich einer bedeutenden Unabhängigkeit erfreuten; im übrigen aber an den Rath berichteten, der mit der Obhut über ihre Provinz betraut war. Flandern und Burgund waren soeben von Philipp II. seiner Tochter Clara Eugenie Isabelle und deren Gemahl, Erzherzog Albrecht von Oesterreich, bis vor kurzem Kardinal, als nominell unabhängige Provinzen übergeben worden. Doch in der That fuhr der spanische König fort, die Oberherrschaft über diese Länder auszuüben, in denen auch die spanischen Truppen verblieben. Die Organisation der niederen Verwaltung war in den einzelnen Provinzen allzu mannichfaltig, um hier besprochen werden zu können. — Die große Verschiedenheit der Provinzen und ihre weite Entfernung ließen, wie leicht ersichtlich, es hier nicht zu einer Konzentration der Kräfte kommen, wie dieselbe sich bereits in den einheitlichen und kompakten Reichen England und Frankreich vollzogen hatte. Die Interessen der Spanier, Niederländer, Italiener, Malayen, Mauren, Indianer und Burgunder gingen so weit auseinander; es war schon so schwer, nur den Zusammenhang zwischen ihnen aufrecht zu erhalten: daß eine unverhältnißmäßige Summe von Kräften bereits hierauf sich verzehrte, ohne sonst dem Ganzen zu Gute zu kommen. Während das spanische Imperium, der Ausdehnung seiner Besitzungen und der Zahl seiner Bewohner nach, einen erdrückenden Einfluß auf die anderen Staaten Europa's hätte ausüben müssen, stand es thatsächlich aus den oben angeführten Gründen und aus noch manchen anderen, sogleich zu besprechenden Ursachen seinem um so viel kleineren Nachbarstaate Frankreich an innerer Kraft nach. Betrachten wir zu-

vörderst die militärische und finanzielle Organisation des Reiches. Dieselbe wird uns im Zusammenhange mit der Charakterisirung der spanischen Nation, ihren wirthschaftlichen Zuständen und den äußeren Verhältnissen die sicherste Grundlage zur Beantwortung der Frage geben: wie es geschehen, daß Spanien so schnell in Verfall gekommen?

Von dem spanischen Klerus zog der König unter verschiedenen Titeln[1]) sechs Millionen Dukaten; die regelmäßigen Einnahmen der spanischen Civil-Verwaltung bestanden gleichfalls in sechs Millionen Dukaten, gewöhnlich aber stiegen sie viel höher, so daß bisweilen in einem Jahre aus Kastilien allein acht Millionen an Steuern entrichtet wurden. Dazu kamen dann noch die Summen, die aus dem Verkaufe von Aemtern sowie aus den Geldstrafen erflossen. Die Einkünfte der fünf Ritterorden waren für eine jährliche Abgabe von 275,000 Scudi an die Fugger in Augsburg verpachtet. Auf 4 bis 4½ Millionen Dukaten jährlich beliefen sich die Einkünfte aus den italienischen Besitzungen. Die ordentlichen Abgaben Spanien's und Italien's waren übrigens zum größten Theile schon verpfändet, so daß in die königliche Kasse selbst nur vier Millionen von allen jenen Summen gelangten. Ostindien kostete mehr, als es einbrachte; dagegen zog der König ungeheure Summen aus den westlichen Indien. Der fünfte Theil aller Erträgnisse der Bergwerke gehörte ihm, und außerdem hatte der Fiskus das Handels-Monopol verschiedener Einfuhr-Artikel für Amerika. Während Karl V. jährlich nur 500,000 Scudi aus Amerika gezogen hatte, gewann Philipp II. gegen Ende seiner Regierung für sich allein direkt von dort 3½ Millionen Scudi jährlich, ganz abgesehen davon, daß indirekt aus der Bereicherung der Nation die königliche Kasse noch große Vortheile erzielte.[2]) Dagegen veränderte sich in

---

[1]) Relaz. di Franc. Vendramino bei Alberi, I., V., 449 f.

[2]) Nach der bekannten mustergültigen Berechnung Alexander von Humboldt's (Essai politique sur le royaume de la Nouvelle-Espagne, 2. Aufl.,

Flandern nach dem Ausbruche des Bürgerkrieges die Sachlage selbstverständlich sehr zu Ungunsten des königlichen Schatzes. Karl V. hatte jährlich bis zu 14 Millionen Dukaten aus diesen fruchtbaren und gewerbfleißigen Gegenden gezogen: Philipp II. mußte jährlich noch 4 Millionen hinsenden. — Die sämmtlichen Einnahmen Spanien's beliefen sich im Jahre 1604 auf die hohe Summe von 24¼ Mill. Dukaten.[1]) Aber freilich, wie groß waren nicht die Ausgaben!

Die unaufhörlichen und meist unglücklichen Kriege und die prachtvollen Bauten Philipp's II. erschöpften den Schatz furchtbar und hatten trotz der für jene Zeit höchst bedeutenden Einkünfte die spanische Finanzlage zu einer sehr traurigen gestaltet. Ueber 110 Millionen Dukaten hatte bis 1598 der Krieg in Flandern dem Schatze — über die Einkünfte der Provinz selbst hinaus — gekostet; an 60 Millionen Dukaten wurden für den französischen Krieg verausgabt! Im Jahre 1595 berechnete man, daß Philipp II. während seiner Regierung schon 600 Mill. Dukaten oder 1320 Mill. Thaler (nach jetzigem Geldwerthe ungefähr 4000 Mill. Thaler) verausgabt habe,[2]) mehr als alle seine Vorgänger zusammengenommen. Die Pensionen fremder Großen, die geheimen Agenten, die man an

III., 428 f.) kamen aus Amerika jährlich durchschnittlich an Gold und Silber nach Europa:

1492—1500:	250,000	Piaster,
1500—1545:	3,000,000	„
1545—1600:	11,000,000	„
1600—1700:	16,000,000	„

Dies ergiebt bis zum Jahre 1598 incl. eine Gesammt-Ausfuhr an Gold und Silber von Amerika nach Europa im Betrage von 720,200,000 Piastern oder ungefähr 1,100,000,000 Thalern.

[1]) Relaz. di Sim. Contarini bei Bar. e Berch., I., I. 332.

[2]) Uebereinstimmende Angaben bei Vendramin und Nani. — Drei Jahre später, 1598, berechnet Dupleix, Hist. de Henry le Grand (Paris 1639) 258, die Gesammtausgabe Philipp's auf 5514 Millionen Ecus = 11,947 Millionen Thaler; jedenfalls falsch, obwohl er es aus Philipp's eigenem Nachlaß haben will.

allen Höfen, in der Umgebung jeder politischen Persönlichkeit besoldete, kosteten unglaubliche Summen.[1]) Hierzu möge man dann noch die Millionen zählen, die jedes Jahr von Spanien nach Rom flossen.[2]) Durch alle diese Ausgaben gerieth Philipp's Schatz zuletzt in so üble Lage, daß der König im Jahre 1594 einen Jesuiten durch das gesammte Reich sandte, welcher — angeblich „um des Himmels willen", in der That aber unter leicht verständlichen Drohungen — Geld für den König zusammenbettelte.[3]) Auch Philipp III. versuchte einige Jahre nach seiner Thronbesteigung diesen Weg, aber ihm brachte er nicht gar viel ein.[4]) Der Geldmangel war schon im Beginne seiner Regierung so stark, daß der Staatsrath den König öfters ersuchte, lieber alle Beleidigungen von Seiten Heinrich's IV. zu erdulden, als Krieg zu beginnen, denn dazu fehle es absolut an Geld.[5]) Hatte doch Philipp II. 140 Mill Dukaten Schulden hinterlassen!

Die Stärke der Heeresmacht, die Spanien unterhielt, wechselte selbstverständlich bedeutend je nach den Umständen. In den letzten Lebensjahren Philipp's II. war die Armee angeblich 200,000 Mann stark — auf dem Papiere, in Wirklichkeit vielleicht 120,000 Mann Infanterie und 18—20,000 Reiter. In Flandern wurde das Heer auf der Höhe von 40,000 Mann erhalten. In Italien standen regelmäßig 10,000 spanische Fußgänger, 1200 Hommesd'armes, 300 leichte Reiter. Da jedoch beständig Streitigkeiten mit Frankreich, Venedig oder Savoyen im Gange waren, so belief sich

---

[1]) So lasteten auf den $2^1/_2$ Millionen Dukaten, die jährlich aus Neapel eingenommen wurden, Pensionen in der Höhe von 1,300,000 Goldthalern, d. i. beinahe der Hälfte des gesammten Betrages.

[2]) Ustariz, I., 11 ff.

[3]) Vendramin, 450.

[4]) Franc. Soranzo, 68.

[5]) MS. Consulten vom 27. Mai und 23. August 1602 und 27. April 1610. Meinung des Marques von Posa in der Consulta vom 12. Sept. 1602. Arch. v. Sim. K. 1426, 1427.

die Truppenmacht im Mailändischen gewöhnlich schon allein auf 10—15,000 Mann.[1]) 8—10,000 Infanteristen standen in den asiatischen Besitzungen, 12,000 Mann in den amerikanischen, besonders in der Habanna. In Afrika lagen 1300 Fußsoldaten und 100 Reiter in Garnison.[2]) Hierzu kamen die Truppen, die in Spanien selbst — an Kavallerie allein 1500 Hommesd'armes und 1000 leichte Reiter — und der Franche-Comté stationirten, ferner die mit dem Kaiser gegen die Türken kämpften oder in sonstigen Feldzügen beschäftigt waren. Man berechnete, daß in den Jahren 1589 bis 1598 aus dem eigentlichen Spanien allein an 150,000 Soldaten ausgezogen waren, und zwar zumeist Fußsoldaten, da die Reiterei aus den anderen Nationen genommen zu werden pflegte.

Die Seemacht belief sich auf 80 Galeeren und 24 Galeonen.[3]) 36 Galeeren standen in Italien, wo sie zum Schutze gegen die Türken meistens mit den acht Galeeren des Papstes sowie denen von Toskana und Malta vereinigt waren. Auch in den beiden Indien befand sich eine große Anzahl von Kriegsschiffen. Die Galeonen, von denen 12 in Lissabon, 12 in Sevilla ihren Hafen hatten, dienten zum Schutze der Kauffahrteiflotten und wurden von den Kaufleuten bezahlt. Schon am Ende des sechszehnten Jahrhunderts war es schwierig, diese Flotte zu vergrößern und selbst nur zu erhalten, da es an Arsenalen, Holz und Leuten fehlte. Das Matrosenpressen war in Spanien nicht üblich, und mit dem Verfall des Seehandels verringerte sich auch die Zahl der freiwilligen Matrosen bedeutend. Die Galeerensklaven waren zum großen Theile in den unglücklichen

---

[1]) Im Jahre 1610, als der Krieg mit Frankreich drohte, standen in Spanien 21,119, in Neapel 13,500, in Sizilien 7,900 Mann. MS. der königlichen Bibliothek zu Berlin, Ms. Italica fol. 10: Relatione delle cose di maggior consideratione di tutta la Corte di Spagna, p. 339 B. ff.

[2]) Relaz. di Girol. Soranzo (B. e. B., I., I.) 447.

[3]) Die Galeonen waren bei weitem größer, stärker und schwerfälliger, als die Galeeren.

Expeditionen von 1588 und 1597 untergegangen, und sie zu ersetzen, dauerte viel Zeit und kostete noch mehr Geld.

Zu Lande waren die obersten Befehlshaber der Graf Fuentes und Don Fernando de Velasco, Condestable von Kastilien; zur See der Adelantado und der Genuese Doria. —

So waren die Kräfte des Reiches auf das äußerste angespannt, und schon begann der allzu straffe Bogen zu brechen. Anstatt aus seinen großen Besitzungen Nutzen zu ziehen, verlor Spanien ungeheuer durch dieselben. Es hatte alle Uebelstände einer Universalmacht zu ertragen, ohne die Vortheile einer solchen zu genießen: es mußte seine eigenen Hülfsquellen über weite Länder vertheilen, ohne sich deshalb des Besitzes der letzteren ruhig zu erfreuen und sie ungestört für sich ausbeuten zu können. Spanische Soldaten standen in den Festungen Flandern's, Burgund's, Mailand's, Neapel's, Ungarn's, Peru's, Mexiko's, Ostindien's, der Philippinen und des Kap's; die Leichname spanischer Soldaten bedeckten die Schlachtfelder der ganzen Welt. Ein abenteuernder, arbeitsscheuer Geist bemächtigte sich der spanischen Nation. Ferner flossen auch jährlich unermeßliche Summen in die unterworfenen Länder, und Spanien verarmte für die Ehre, über die halbe Erde zu gebieten. Wie aber kam es, daß reiche Länder wie die Franche-Comté, Mailand, Neapel und Sizilien mehr kosteten, als sie einbrachten? Selbst das reiche Neapel, das (ohne Sizilien) jährlich 2½ bis 3 Mill. Dukaten einbrachte — also nach jetzigem Geldwerthe mindestens 17 Millionen Thaler — vermochte seine eigenen Ausgaben nicht zu bestreiten. Man muß dabei bedenken, daß dies Netto-Einnahmen sind, und daß viele Zweige der Verwaltung, die jetzt vom Staate unterhalten werden, entweder noch nicht existirten oder von Korporationen und Privatpersonen bezahlt wurden. Von dem Herzogthum Mailand, dem reichsten Theile der Lombardei, hatte der König jährlich nur 25,000 Scudi Vortheil![1]) Der erste Grund für diese auffallende

[1]) Fr. Soranzo, 97; Gir. Ramusio, 348; Relaz. di Antelmi bei Alberi, II., V. 362.

Erscheinung liegt wohl in dem gewissenlosen und dabei unglaublich trägen Wesen der spanischen Beamten, die für eine nützliche Reform gewiß nie zu gewinnen waren und dazu vor allem an Selbstbereicherung dachten. Ferner waren sie dem Lande, in dem sie angestellt waren, seinen Sitten, Oertlichkeiten und Dialekten fremd und konnten sich gegen Schlauheit und Betrug Seitens der Eingeborenen wenig helfen. Diesen aber war die drückende Herrschaft der stolzen und faulen Ausländer gründlich verhaßt, und wo sie denselben etwas entziehen konnten, da thaten sie es gewiß; und schon um die Unterthanen nur überhaupt im Zaume zu halten, bedurfte es großer Streitkräfte: besonders waren Portugal und Neapel sehr unruhig und mit der spanischen Herrschaft durchaus unzufrieden.[1]) Zu allem diesen kommt noch, daß die auswärtigen Mächte die weite Ausdehnung Spanien's mit überaus neidischen Blicken ansahen, und es keine der unterworfenen Provinzen gab, die nicht beständig gegen die offenen oder versteckten Angriffe aller Nachbaren geschützt werden mußte. Wenn man schließlich noch bedenkt, wie weit die Centralgewalt von den Provinzialbehörden entfernt, daß also an eine wirksame Kontrole nicht zu denken war, so wird man die hinreichende Erklärung dieser auf den ersten Blick auffallenden Erscheinung haben.

Aber alle diese Uebelstände, die sich ja später auch z. B. bei dem englischen Reiche wiederholten, hätte Spanien überwinden können, wenn dieselben nicht eine mächtige Bundesgenossin gefunden hätten in der überaus unglücklichen Entwickelung, welche der spanische Volkscharakter selbst nahm. Freilich nicht gerade in literarischer

---

[1]) Fr. Soranzo, 78 ff., 97. — In Portugal drohte im Jahre 1603 ein ernster Aufstand, der nur durch Anwendung der äußersten Strenge unterdrückt wurde. MS. Don J. B. de Taxis an Philipp III., 3. Dez. 1603, Arch. von Sim. K 1460. — Die Portugiesen tödteten i. J. 1601 häufig spanische Soldaten, oft zwölf auf ein Mal; Navarrete, Documentos ineditos, XLIII. 561. — Eine Verschwörung in Kalabrien i. J. 1599; Dep. Scarammelli's an den venez. Senat, bei Mutinelli, Storia arcana ed aneddotica d'Italia, II., 195 ff. — Ausgezeichnete Schilderung der habgierigen und treulosen Verwaltung der Spanier in Neapel, bei Ranke, Fürsten und Völker (2. Aufl.), 435 ff.

Beziehung, denn hier stehen wir am Ende des sechszehnten Jahrhunderts gerade in der Blüthe-Epoche Die frischen Anregungen, welche die Geister in Spanien in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts erfahren hatten, befruchteten das Genie dieses Volkes. Nicht der eiserne Despotismus Philipp's II, sondern die besseren Zeiten Ferdinand's und Karl's V. erzeugten die Fülle bedeutender Geister, welche die Zierden der spanischen Literatur wurden. Die bescheidene und natürliche Größe der Oden Luis Ponce de Leon's, die kräftige Satyre Diego de Mendoza's, die glänzenden und harmonischen Hymnen Fernando de Herrera's, die süßen Idyllen Francisco de Figueroa's, das unregelmäßige aber beredte und effektvolle Epos Alonso de Ercilla's, der unvergleichliche Roman Cervantes', die originellen Dramen Juan de la Cueva's, endlich die unbeschreiblichen epischen, didaktischen, dramatischen und komischen Werke des „Phönix der Geister, des Monstrums an Begabung", Lope de Vega's; dazu eine ganze Reihe ausgezeichneter Geschichtswerke: alle diese mannichfachen, zum Theil vorzüglichen, sämmtlich aber nicht unbedeutenden und originellen Produktionen erhoben in kurzer Zeit die spanische Literatur zum Range einer wahren Weltliteratur. Es ist bekannt, wie diese ihre höchste Entwickelung unter Philipp III. fand. Und doch liegt auch auf diesem Gebiete in der Blüthe schon der Keim des Todes. Zwei der wichtigsten Literaturzweige, sehen wir, sind nicht vertreten, weil der religiöse und politische Absolutismus nicht litt, daß sie angebaut wurden: weder Philosophie noch Politik durften von spanischen Schriftstellern behandelt werden. Die Inquisition[1]) duldete nicht allein nicht philosophische, sondern auch nicht einmal religiöse Bücher, die nicht ganz genau in ihr System paßten. Die Werke des Thomas a Kempis durften in Spanien nur verstümmelt herauskommen; eine große Anzahl anderer katholischer Erbauungsbücher theilte dieses Schicksal. Alle Werke, in welchen nur Andeutungen über das Wesen der jüdischen oder mohammedanischen

[1]) Llorente, Hist. de l'Inquisition, I., 466 ff.

Religion sich vorfanden, wurden konfiszirt. Verboten war die Bibel in der Volkssprache. Verboten war jedes Buch, das von einem Ketzer verfaßt, übersetzt, mit Anmerkungen versehen oder auch nur herausgegeben war, sein Inhalt mochte ein noch so unverfänglicher sein; so ging es z. B. den rein juristischen Werken des Hugenotten Du Moulin. Erzbischöfe, Doktoren der Theologie, königliche Beichtväter: alle wurden wegen eines freien Wortes oder eines möglicher Weise mißzuverstehenden Satzes vor das furchtbare Tribunal gefordert.[1]) Ja, Männer und Frauen, welche die katholische Kirche später zu Heiligen erhob, haben zu Lebzeiten in den Kerkern der Inquisition geschmachtet.[2]) Nicht anders erging es den Politikern. Das Schicksal, welches der berühmte jesuitische Politiker und Historiker Mariana erfahren hat, mag gewissermaßen noch gerecht erscheinen; was soll man aber sagen, wenn Karl V. seinem Historiographen Sepulveda den Druck eines Buches untersagte, in welchem dieser die Rechtmäßigkeit der Unterdrückung der Indianer durch die Spanier vertheidigte? Denn, so beschied der Kaiser, man wolle diese Gegenstände überhaupt nicht diskutirt haben. Das Werk von Las Casas „Kurzer Bericht über die Vernichtung der Indier“, wurde denn auch folgerichtig konfiszirt. Campanella, welcher das Verwaltungs-System Philipp's II. höchst schonend kritisirte und Verbesserungs-Vorschläge machte, die zum Theil später auch ausgeführt wurden, lag dafür viele Jahre im Gefängnisse. So wurde ein allseitiger freier Aufschwung der Literatur gewaltsam verhindert, und die unvermeidliche Folge war, daß sie bald ganz und gar in Unnatur verfiel und in's Absterben gerieth.

---

[1]) Lafuente, XV. 189 ff. — Vgl. den höchst interessanten Proceso de la Inquisicion de Valladolid contra el maëstro Francisco Sanchez de las Brozas, m. de retórica, bei Navarrete, Documentos ineditos, II. 5. ff. Franc. de las Brozas, genannt el Brocense, war bekanntlich der berühmteste Humorist Spanien's.

[2]) So Ignazius v. Loyola, Francisco de Borja, Juan de Ribera, Teresa de Jesus, Juan de la Cruz (der doctor ecstaticus), Jose de Calasanz u. A. m.

Und doch war die Literatur noch die einzige erfreuliche Seite des spanischen Volkslebens, das sonst einen durch und durch betrübenden Anblick darbietet.

Die gesammte Bevölkerung Spanien's zerfiel in vier scharf gesonderte Klassen. Die erste derselben machte die Geistlichkeit aus, die ungeheure Besitzungen in ihrer Hand vereinigte. Von den elf Erzbischöfen Spanien's und Portugal's hatte der von Toledo 300,000, der von Sevilla 150,000 Scudi Einkünfte,[1]) die anderen 80, 40, 30, 20 Tausend Scudi. Die 62 Bischöfe bezogen jeder von 6000 bis 50,000 Scudi jährlich. Im Ganzen besaß die Geistlichkeit an liegenden Gütern ungefähr 12 Millionen Morgen, welche ihr schon allein 160 Millionen Realen oder 11 Millionen Thaler (nach jetzigem Geldwerth mindestens 33 Millionen) jährlich einbrachten. Immer und immer wieder machten die sonst so schüchternen Cortes die flehentlichsten Vorstellungen gegen diese abnorme Vereinigung von Besitzthümern unter der todten Hand, wo sie — von den verhältnißmäßig geringen Almosen abgesehen — nur zur Ernährung von Müßiggängern dienten; stets lautete der Bescheid des Königs: No conviene, que se haga novedad en esto.[2]) Man wird kaum irren, wenn man annimmt, daß diese Hartnäckigkeit des zweiten und dritten Philipp weniger auf einer gewissenhaften Sorgfalt für die Güter des Klerus beruhte, als vielmehr auf der Erwägung, in denselben stets für alle Fälle einen Reservefonds zu besitzen, aus welchem der Papst ihnen immer zu schöpfen erlaubte. Welch' ungeheuer schädliche Wirkungen inzwischen der Anfall eines vollen Fünftheils des spanischen Bodens an den Klerus auf die ganze wirthschaftliche Gestaltung Spanien's ausübte: um solche Kleinigkeiten konnte sich natürlich ein „großer König“ nicht kümmern.

Der zweite Stand waren die Nobles, der höhere Adel. Er

---

[1]) 840 und 420 Tausend Thaler, nach dem jetzigen Geldwerthe mindestens das Dreifache.

[2]) Lafuente XV. 143.

wurde gebildet[1]) durch 22 Herzöge, 25 Marqueses, 13 Grafen, die alle von 15 bis 150,000 Scudi Einkommen hatten. Die sämmtlichen Einkünfte der Nobleza beliefen sich jährlich auf 2½ Millionen Scudi oder mehr als 20 Millionen Thaler nach jetzigem Geldwerth. Unter Philipp's III. Günstlingsregiment nahmen dann die Besitzthümer des hohen Adels noch bedeutend zu.[2]) Die Großen waren übrigens in Granden und sonstige Nobles geschieden, welche freilich nur durch unbedeutende Privilegien getrennt waren. Zu den Granden gehörten die sämmtlichen Herzöge, dann noch 27 spanische und fremde Vornehme, wie z. B. der Marchese Spinola.[3]) Alle diese Nobles hatten in ihren Familien das Majorat eingeführt, so daß die jüngeren Söhne stets dem Staate und der Kirche zur Last fielen. Ihre Landgüter waren überaus schlecht bewirthschaftet, da die Herren am Hofe lebten und sich um ihre eigenen Angelegenheiten gar nicht kümmerten; ihre reichen Einkünfte wurden auf Schwelgereien, Feste, kostbare Kleider, pomphafte Aufzüge, Maitressen, höchstens noch auf Stiftung von Kirchen verschwendet, zum großen Schaden der ökonomischen Lage des Landes.

Nach den Nobles kam der niedere Adel, die Ritter, Doktoren und Hidalgos. Die Ritter waren die subalternen Offiziere des Königs, die Sekretäre der Gesandschaften; die Doktoren die unteren Verwaltungs- und Gerichtsbeamten. Die Hidalgos waren meistens Kaufleute und Handwerker, mehr als 300,000 an der Zahl, die von ihren Vorfahren her oder durch eigene Verdienste oder durch Kauf diesen Titel erhalten hatten. An und für sich war dieses massenhafte Spielen mit dem Adel gewiß unschuldig, das Schlimme dabei aber war, daß alle diese Leute die Arbeit eigentlich für weit unter

[1]) Fr. Soranzo 49.

[2]) Wer sich hierüber belehren will, sehe das Manuscript der Kgl. Bibliothek zu Berlin (Manuscripta Italia fol. 10 p. 310 A. ff.): Relatione delle cose di maggior considerazione di tutta la Corte di Spagna fatta nel anno 1611.

[3]) Genaueres findet man in dem eben erwähnten Berliner Manuscript pag. 313 B.

ihrer Würde hielten und sich entweder ganz oder doch so viel wie möglich von derselben emanzipirten. Dafür wurde aber auch die Ehre, von einem Hidalgo bedient zu werden, in den Rechnungen gebührend hoch angeschlagen.

Den untersten Stand endlich machten die Pecheros aus, das gemeine Volk, welches, — die ganzen Familien miteingerechnet — weit über vier Millionen Seelen zählte und bei seiner Arbeitsscheu in bitterster Armuth lebte, während doch alle persönlichen und Reallasten auf ihm ruhten.[1]) Wie aber stets der Kastengeist dafür gesorgt hat, daß unterhalb der niedrigsten Volksklasse sich noch eine Gattung von rechts- und geltungslosen Parias befinde, über die sich auch der Pöbel noch erhaben fühlen und an die er die von den oberen Ständen empfangenen Beleidigungen weiter geben könne: so verhielt es sich auch in Spanien. Hier waren es die Morisken und die Marannen, die Nachkommen der anscheinend zum Christenthum bekehrten Mauren und Juden, welche noch unter die Pecheros hinabgedrückt waren. Diese früheren Herren des Landes waren zu jeder Anstellung im Heere, in Verwaltung und Kirche unfähig, keine Würde konnte ihnen übertragen werden. Noch tiefer aber standen die Sambeniti, die Nachkommen der durch die Inquisition Bestraften. Diese konnten nicht nur kein Amt erhalten, sie wurden auch für ehrlos angesehen.

Diese Gliederung des spanischen Volkes in verschiedene Klassen war allerdings scharf und mannichfaltig, aber wir finden sie auch bei den anderen Nationen wieder. Wie kam es nun doch, daß sie in Spanien bei weitem schädlicher wirkte, als bei den andern Völkern? Der Grund liegt in dem übertriebenen Bewußtsein der eigenen Würde, in der Ehrsucht, welche den Grundzug des spanischen Charakters bildeten. Während ein auf tüchtige Zwecke gerichteter Ehrgeiz den Trieb zu allem Guten und Nützlichen im Menschen stärkt, hatte der schnelle Aufschwung der spanischen Macht diese

---

[1]) Pechero bedeutet denjenigen, welcher den Pecho d. h. die Grundsteuer bezahlen muß.

Eigenschaft bei den Spaniern in ganz verkehrte Bahnen gelenkt. Auch der niedrigste von ihnen fühlte sich als Oberherr über viele andere Völker, als Adliger schon durch seine Eigenschaft als Spanier. Nicht etwas Höheres zu werden, sondern ein Höherer zu scheinen, war das Bestreben jedes Spanier's, so gering auch sein Stand sein mochte. Anmaßung und falscher Stolz fielen den fremden Nationen am Spanier zuerst auf und machten ihn Allen verhaßt.[1]) Unter den Pecheros hatte sich eine Gesellschaft von 25,000 Wohlhabenden gebildet, welche dem Könige 2000 Scudi per Kopf, also zusammen eine Summe von 50 Millionen Scudi oder — nach jetzigem Geldwerthe — von 420 Millionen Thalern anbot, wenn er sie alle in den Stand der Hidalgos erheben wollte. Noch bezeichnender aber ist es, daß Philipp III. mitten in seiner Finanznoth dies Anerbieten abwies, obwohl er mit diesem Gelde fast die Hälfte seiner Schulden sofort hätte tilgen können![2]) Die Hidalgos ihrerseits suchten sich von jeder Arbeit frei zu machen, schmückten ihre Häuser mit Kunstwerken und Kostbarkeiten und traten in prächtigen Gewändern auf, das Schwert an der Seite und einen Diener im Gefolge, um ganz und gar den Rittern zu gleichen; viele Gewerbe waren ihnen geradezu untersagt, wenn sie nicht ihre Hidalgowürde verlieren wollten.[3]) Die Anmaßung der Vornehmen endlich kannte keine Grenze. Sie hielten sich, obwohl sie faktisch gar keine politische Macht besaßen, den italienischen Herzögen — thatsächlichen Souveränen — an Rang und Ansehn vollkommen gleich.[4]) Trotz ihrer groben Unbildung wollten sie Alles verstehen, mischten sich in Alles, verachteten die Niedrigen und die Fremden überhaupt und lebten dabei, da sie es für unter ihrer Würde hielten, eine ordentliche Wirthschaft zu führen, in beständigem Geldmangel. Im Felde waren sie gar nicht

---

[1]) Campanella, De Mon. Hisp. 244; Fr. Soranzo 55; Fr. Priuli 370.

[2]) Fr. Soranzo.

[3]) Ch. Weiss I. 142.

[4]) Priuli 371.

zu gebrauchen, denn sie wollten unter dem Range eines Generals von vornherein nicht dienen.[1]) Wegen dieser ihrer thörichten Eitelkeiten wurden die Granden und Nobles von Philipp II. zurückgesetzt;[2]) aber Philipp III. bediente sich ihrer wieder mit Vorliebe, und eines seiner ersten Worte nach seiner Thronbesteigung war: die Herrschaft der Schildknappen sei nun vorüber.[3]) Dadurch hob der Stolz der Großen sich abermals um ein Beträchtliches.

Im engsten Zusammenhange mit dieser Eigenschaft der Spanier, dem Eigendünkel und dem Vornehmthun, stand die Trägheit derselben, besonders ihre Abneigung gegen jeden mechanischen und mühseligen Beruf. Dieses wurde noch durch verschiedene Umstände gefördert. Eine der Hauptursachen war unzweifelhaft die Entdeckung und Kolonisation der neuen Welt.[4]) Wer mochte wohl noch in eifriger Arbeit zu Hause verweilen, wenn es nur einer kurzen Reise nach den unbekannten Ländern des Westens bedurfte, um mit einem Schlage ohne alle Mühe reich zu werden? Die Geld- und Spekulationsgier zerstörte schnell allen Fleiß und alle Ehrlichkeit. Die ganze Nation als solche lernte ferner auf den Zufluß der angeblich unerschöpflichen Reichthümer der amerikanischen Minen und der asiatischen Gewürzinseln als das einzige Erwerbsmittel vertrauen und darüber den Landbau und das Gewerbe gänzlich vernachlässigen. Die Uebelstände, die hierdurch herbeigeführt wurden, waren doppelter Natur. Erstens sank durch das ununterbrochene Hinzuströmen der amerikanischen Schätze der Werth des Geldes sehr schnell,[5]) und zweitens stieg der absolute Werth des Getreides, Weines, Fleisches,

---

[1]) Fr. Soranzo, 127.

[2]) Derselbe begünstigte geradezu die Nachkommen der Communeros; Ranke, Fürsten und Völker Südeuropa's. (2. Aufl.) 184.

[3]) Fr. Soranzo, 136: che era passato il tempo de'scudieri.

[4]) Campanella, 170 f.

[5]) Nach einer Berechnung von Ch. Weiß, L'Espagne, I. 18 galt das Geld von 1500 bis 1525 noch sechsmal so viel wie jetzt, von 1525 bis 1550 viermal, von 1550 an nur dreimal.

Oels und der Kleidungsstücke eben so rasch, da sie nicht mehr im Lande in genügender Menge erzeugt, sondern von außen eingeführt werden mußten. Die Theuerung der unumgänglichsten Lebensbedürfnisse wurde bald eine unerträgliche. — Eine zweite Ursache der Abneigung gegen jede Arbeit waren die vielen Kriege und Besatzungen in der Fremde, welche dem leichtgläubigen Spanier ein faules Leben auf Kosten Anderer zu versprechen schienen. Fand sich nun der Soldat sowohl durch die Strapazen des Dienstes als auch durch die schlechte Löhnung in seinen Hoffnungen getäuscht, so begann er, sich an den Gütern und Frauen der Feinde, ja selbst der eigenen Unterthanen, zu deren Beschützung er da war, möglichst zu Gute zu halten. Die Niederlande, Mailand, Neapel wußten davon zu erzählen. — So kam es, daß die geringe Gewerbthätigkeit, die noch in Spanien geblieben war, immer mehr in die Hände von Fremden überging, die, wenn sie genug Geld gesammelt, wieder in ihr Vaterland zurückkehrten.[1]) Von den Spaniern aber wurden sie herzlich verachtet, als Leute, die sich mit Dingen abgäben, welche für einen Spanier zu niedrig seien.[2])

Zu allen diesen Ursachen des Verfalls: den erschöpfenden Kriegen, der Kolonisation fremder Länder, der schlechten Finanzverwaltung, dem geistlichen und staatlichen Despotismus, der Aufhäufung unermeßlicher Güter durch den Klerus und die Majorate der Vornehmen, dem Bettelstolz, der körperlichen und der — in deren Folge sich bald einstellenden — geistigen Trägheit, zu allen diesen Ursachen des Verfalls kam nun noch ein ökonomisches und Steuersystem, so verkehrt, wie es nur immer gedacht werden kann. Hier ist die Schuld nicht sowohl der Regierung als der Verblendung des Volkes selbst zuzuschreiben, da die Finanzgesetzgebung meistens aus den Forderungen der Cortes entstanden ist. Zuerst hatte man den fremden Völkern

[1]) Fr. Priuli, 347. — Moncada, Restauracion politica de España (Mdr. 1726) p. 12.

[2]) Campanella, 244.

den Handel nach beiden Indien und den Bewohnern der letzteren die Industrie verboten, um die heimische Fabrikation zu heben; aber die unsinnigen Verordnungen, die bald darauf erfolgten, führten gerade zu deren Schädigung. Um die Nation zu bereichern, verbot man die Ausfuhr von kostbaren Metallen aus Spanien[1]): die Folge war natürlich, daß der Werth des Geldes mit furchtbarer Schnelligkeit sank, und die Reichthümer Amerika's dem Volke nur schadeten, indem sie die Preise der Handarbeit und der Rohstoffe so steigerten, daß den spanischen Fabrikanten jede Konkurrenz mit dem Auslande unmöglich wurde. Da auf diese Weise sich den Spaniern die europäischen Märkte verschlossen, hätten sie wenigstens in Amerika einen Absatz für ihre Fabrikate finden können. Aber die Cortes, die fälschlich in der Ausfuhr nach Amerika die Ursache der Theuerung sahen, drängten so lange, bis diese Ausfuhr wenigstens für die hauptsächlichsten Erzeugnisse der spanischen Industrie untersagt wurde! Dagegen wurde, damit die heimische Fabrikation nicht leide, sowohl die Ausfuhr spanischer Rohstoffe als auch die Einfuhr einer Menge fremder Fabrikate verboten.[2]) Hierdurch wurden die spanische Viehzucht, der Bergbau u. s. w. ebenso geschädigt, wie die künstliche Theuerung der Fgbrikate geschützt. — Diese wahnsinnige Gesetzgebung würde noch viel unheilvoller gewirkt haben, wenn nicht zum Glück der Schmuggel ihre Wirkungen wenigstens zum Theil wieder aufgehoben hätte. Die weite Ausdehnung der Grenzen und Küsten Spanien's — fast 500 Meilen — begünstigten den Schmuggel ungemein; und als die Regierung sah, daß sie ihn nicht verhindern könne, duldete sie ihn stillschweigend und machte ihn selbst für sich nutzbar, ohne sich freilich deshalb von Zeit zu Zeit die gute Gelegenheit umfangreicher Konfiskationen entgehen zu lassen.[3]) Für Amerika und Ostindien war es inzwischen ein Glück, daß Holländer

[1]) **Moncada**, 57 f.

[2]) **Moncada**, 12 ff.

[3]) **Weiss**, II. 217 ff.

und Engländer in Krieg mit Spanien geriethen und für diese Gegenden auch nach den Friedensschlüssen blieben,[1]) da hierdurch die holländischen und englischen Schiffe sowohl sie viel wohlfeiler und umfangreicher mit Waaren versahen, wie auch ihre Produkte in weit größerem Maße und zu höheren Preisen ausführten, als die Spanier es gethan haben würden.

Zwischen den verschiedenen Provinzen des spanischen Reiches und selbst zwischen den Häfen und dem Hinterlande bestanden Zollgrenzen; besonders war Kastilien vollständig mit denselben umgürtet.[2]) Ja, noch mehr: während in den baskischen Provinzen die Ein- und Ausfuhr für das Ausland gänzlich frei waren, bezahlten die Waaren, die von Kastilien kamen, einen hohen Zoll![3]) Daß sonst im Reiche gegen das Ausland mannichfache Import- und Exportzölle existirten, kommt gegen solche Ungeheuerlichkeiten gar nicht mehr in Betracht. Von der verderblichsten Wirkung für Ackerbau, Gewerbe und Handel war ferner die berüchtigte Steuer der Alcavala, die Abgabe von zehn Prozent des Werthes von allen verkauften oder umgetauschten Waaren. Durch dieselbe wäre sicherlich der innere Verkehr des Landes gänzlich vernichtet worden, wenn nicht auch hier die Defraudationen einen ungeheuren Umfang erlangt hätten. Auf den nothwendigsten Lebensbedürfnissen: Fleisch, Wein, Oel u. s. w. lastete die Abgabe der Millones,[4]) die jährlich 1¼ Mill. Dukaten Reingewinn abwarf. Auf den wichtigsten Fabrikzweigen lagen außerdem noch besondere Abgaben.

Welch' anderen Erfolg konnten alle diese Maßregeln haben, als

---

[1]) MS. Depesche Tassis' vom 26. Juni 1601, K. 1426; vom 14. Februar 1604, K. 1604; Consulta vom 2. Nov. 1603 und 6. Mai 1612, K. 1426, 1427: Arch. v. Sim.

[2]) Bern. de Ulloa, Restablecimiento de las fabricas y comercio esp. (Madrid 1740), I. 50 ff. — Ustariz, Theorica y Practica de comercio y marina, cap. 1.

[3]) Ulloa, I. 133.

[4]) Moncada, 103.

den gänzlichen Verfall jeder nützlichen Thätigkeit? Die Felder lagen wüst, die Fabrikation hörte auf, die Genuesen und Lombarden besorgten den Geldverkehr, der Handel befand sich in den Händen der Franzosen; in den spanischen Häfen verschwand die heimische Flagge immer mehr vor der englischen und holländischen.[1]) Spanien, früher eines der fruchtbarsten Länder Europa's,[2]) mußte nunmehr jährlich 650,000 Fanegas Weizen aus dem Auslande beziehen. Im Handel aber kam es schließlich so weit, daß die Fremden von den Geschäften in Spanien selbst fünf Sechstheile und von denen in Indien neun Zehntel besorgten.[3])

So waren Gewerbe und Handel künstlich geschwächt, der Ackerbau hierdurch sowie durch die Anhäufung von Gütern in der todten Hand stark vermindert, die arbeitenden Klassen durch Abgaben erdrückt, die ganze Bevölkerung mit Steuern und Schulden überladen, das Staatseinkommen theils verpfändet, theils für unnütze Unternehmungen, fremde Provinzen und auswärtige Kriege bestimmt, der Charakter der Nation durch geistige und politische Knechtschaft entnervt, verwildert und verdummt, der Ehrgeiz auf falsche Bahnen gelenkt: ist es bei solchen Zuständen zu verwundern, wenn Spanien von dem ersten Range in der Christenheit mit reißender Schnelligkeit unter alle zivilisirten Völker hinabsank? Wenn es ein Jahrhundert nach Karl V. nur noch der Schatten einer Macht war? Wenn es schon im Beginne des siebzehnten Jahrhunderts zum Gespött der Fremden geworden, die es besuchten?[4]) Wenn auf den Trümmern eines ehemals großen Volkes nichts aufrecht blieb, als die finstere Gewalt einer fanatischen Geistlichkeit?

Die Bevölkerung nahm in Folge dessen stark ab; sie war, wie schon erwähnt,[5]) unter Philipp II. im eigentlichen Spanien von

---

[1]) Moncada, 108; Ulloa, II. 56 ff.

[2]) Fr. Soranzo, 40.

[3]) Moncada, 21.

[4]) Winwood, Mem. II., passim.

[5]) S. 16; vgl. noch Campanella 252 f. und Moncada 8. 45 ff.

zehn auf acht Millionen gesunken, und auch in Portugal machte sich die gleiche Erscheinung geltend[1]): die Auswanderung in andere europäische Länder und nach Amerika, Krankheiten, Müssiggang lichteten die Bevölkerung. Der Reichthum verminderte sich sichtlich, das Schulden- und Hypothekenwesen nahm, wie im Staate, so auch bei den Privaten überhand.[2])

Eine so traurige Lage hätte schon früh zu einer gewaltsamen innern oder äußern Katastrophe führen müssen, wenn nicht mehrere günstige Umstände den oben erwähnten üblen Einflüssen entgegengearbeitet hätten.

In dem politischen Leben gilt ebenso gut, wie in der Natur, die Gewalt der Trägheit. Einmal vorhandene Zustände, einmal eingeschlagene Richtungen erhalten sich, bis ein äußerer Anstoß feindlich auf sie trifft, der in gebührendem Verhältniß zu ihrer eigenen Wucht steht. Die Ländermasse der spanischen Monarchie erhielt sich ähnlich, wie so lange Zeit das römische Reich, im Zusammenhange schon durch ihre eigene Größe und die Menge der Hülfsquellen, die sie in sich barg, sowie auch vor allem durch die gewaltige Achtung, die alle Welt vor der Monarchie Ferdinand's des Katholischen, Karl's V. und Philipp's II. hegte. Noch Richelieu, obwohl thatsächlich schon Spanien überlegen, wie die Beendigung des veltliner und mantuaner Streites erweist, ging dennoch gegen diese Macht nur zögernd, fast vertheidigungsweise vor. Die Erinnerung an die einstige Größe des Staates verblendete über dessen gegenwärtige Schwäche. Der Geist stärkster Anmaßung und zähen Konservatismus, in welchem die spanische Verwaltung in Folge ihrer oben geschilderten Einrichtung beständig beharrte, war wohl innerlich verderblich, unterstützte aber für den Moment jenes Trägheits-Prinzip nach innen und nach außen. Ferner bildete die Armee noch immer einen gewaltigen Pfeiler für das spanische Staats-

[1]) Fr. Soranzo, 81.

[2]) Moncada, 53.

gebäude. Im sechszehnten Jahrhundert, seit Gaspar de Cordova, war die spanische Armee die erste der Welt. Die Spanier selbst waren vorzügliche Soldaten, indem sie leicht die militärischen Manöver erlernten und an schmale Kost sowie an Erduldung von Mühseligkeiten gewöhnt waren.[1]) Aber sie bildeten nur den Kern des Heeres; zu ihnen kamen noch die Italiener und Wallonen, sowie deutsche und schweizer Miethstruppen. „Mit diesem Gemisch", sagt ein gleichzeitiger kompetenter Beurtheiler, „stellen die Kapitäne des Königs die vollkommensten Heere auf. Denn mit dem Muthe der Italiener, mit der Ausdauer der Spanier, mit der Ordnung der Schweizer, mit der Kühnheit der Wallonen und mit der Standhaftigkeit der Deutschen bilden sie einen in sich vollkommenen Körper. Die Deutschen eignen sich durch ihre Ordnung und Standhaftigkeit hauptsächlich zu Feldschlachten, die Italiener durch ihren Muth zum Angriff auf eine Festung, die Spanier durch ihre Ausdauer zum Ertragen einer Belagerung."[2]) Es gilt dies freilich nur für die Infanterie. Sie war nach den Werbebezirken in Terzos von 2—3000 Mann Stärke abgetheilt, und diese Einrichtung wurde insofern in ganz Europa nachgeahmt, als man den Terzos die Regimenter nachbildete. Auch die Kavallerie war gut. Spanien lieferte eine vorzügliche leichte Reiterei, Flandern schwerbewaffnete Gensd'armen, Neapel beides. Die spanische Armee war die erste, bei der eine geordnete Verwaltung eingeführt worden war. Sie zuerst hatte viele Beamten, die nicht so sehr den Degen, wie die Feder führten. Der höchste von ihnen war der Kriegssekretär, dann kam der Generalinspektor, der die Musterungen abhielt, der Generalzahlmeister und der Rechnungsführer; jeder hatte wieder Untergebene von verschiedenen Rangesstufen. Auch die Militärgerichtsbarkeit war von der bürgerlichen Justiz gesondert; sie wurde bei jedem Heere durch einen Generalauditor und ihm untergeordnete Auditoren ver-

[1]) Relaz. di Pietro Gritti (Bar. e Berch. I., I.), 525.

[2]) Relaz. di Fr. Soranzo, p. 127, 131.

waltet. Ein Generalvikar und eine verhältnißmäßige Zahl Feldgeistlicher waren den Truppen beigegeben, ein anderer Geistlicher stand an der Spitze des sorgfältig organisirten Lazarethwesens. Viele noch jetzt bestehende militärische Einrichtungen, Aemter und Titel schreiben sich so von der spanischen Armee her. Unter den aktiven Offizieren war der höchste der Generalobrist, Maestre de campo general, direkt unter ihm standen die Befehlshaber der Spezial-Waffen, der General der Kavallerie und derjenige der Artillerie. Die Infanterie war dann von Obristen, Hauptleuten, Lugartenientes und Fähnrichen befehligt, während die Kavallerie und Artillerie etwas abweichende Arten der Eintheilung besaßen. So war alles auf das genaueste geordnet, die Fremden staunten über die vorzügliche Einrichtung dieser gewaltigen Maschine.[1]) — Aber freilich machten sich auch in der Armee um diese Zeit die üblen Folgen des allgemeinen Verfalls des Staates bemerkbar. Die knappe und unregelmäßige Bezahlung und die übermüthige Behandlung der Soldaten durch die vornehmen Offiziere bewirkten, daß die Soldaten sich daran gewöhnten, ungehorsam und frech gegen ihre eigenen Hauptleute zu sein, sich dem Stehlen zu ergeben und immer zur Empörung geneigt zu sein, wie diese in den flandrischen Regimentern nur allzu oft ausbrach. So hatten die spanischen Soldaten am Ende des sechszehnten Jahrhunderts schon einiges von ihrem Ruhm und Ansehen eingebüßt.[2]) Trotzdem galt die spanische Infanterie für die erste Europa's, bis Condé sie auf den Feldern von Rocroy und Lens auf Jahrhunderte vernichtete.

Neben diesen Hauptgründen für die Erhaltung Spanien's trotz seines reißend schnellen inneren Sinkens kommen noch zwei nebensächliche Umstände in Betracht, welche nach derselben Richtung hinwirkten.

Erstens nämlich war an der spanischen Herrschaft die strenge

---

[1]) Bentivoglio, Relazione di Fiandra (Opere tutte, Venedig, 1644), pag. 69 f.

[2]) Fr. Soranzo, 130.

und unparteiische Gerechtigkeitspflege zu rühmen, die, ohne auf das Ansehen der Person zu achten, jeden in seinem Besitzthume und an seiner Ehre ungekränkt erhielt gegen die Eingriffe von Mächtigeren und Größeren.[1]) Diese rücksichtslose Ausübung der Justiz wirkte um so vortheilhafter, wenn man sie mit den schlimmen Ungerechtigkeiten verglich, die in anderen Ländern: in den kleinen italienischen Staaten, in Deutschland, Frankreich und selbst England die Vornehmen sich gegen die Geringeren erlaubten. Zweitens aber wurde dem Spanier das Ertragen seines Elends erleichtert durch die ihm angeborene Genügsamkeit und Geduld, die ihn die schwersten Anstrengungen ertragen läßt und ihn bei der kargsten Kost wohl und in heiterer Stimmung erhält. Wenn der Spanier nur nicht viel zu arbeiten brauchte, nahm er mit Wasser und schmalen Bissen gern fürlieb. Seine Speise konnte noch so geringfügig sein, nur den äußern Schein mußte er aufrecht erhalten können, und zu diesem gehörte vor allem das Vermeiden jeder mechanischen Beschäftigung.[2])

Während Spanien's Kräfte bereits bedeutend geschwächt waren, hielt es doch seine Anmaßung um nichts weniger aufrecht. Da gab es keine Angelegenheit, keine Frage, von dem österreichisch-türkischen Kriege an bis zur Thronfolge in England, von den Verhältnissen der Ostseeländer bis zu den Streitigkeiten der maurischen Könige in Nordafrika, in die Spanien sich nicht gemischt hätte. Ueberallhin erstreckte sich sein Einfluß, überallhin strömte auch sein Gold und richteten sich seine geheimen Umtriebe. Der erste und hauptsächlichste Zweck, den Spanien im Auge hatte, war die Erwerbung neuer Besitzungen. Anstatt von den fremden Gebieten, die ihm schon so sehr zur Last lagen, die drückendsten aufzugeben, schaute es vielmehr mit wahrhafter Gier umher, wo ein neuer Länderfetzen, und sei es auch

[1]) Arcani politici dei Prencipi d'Italia (Villafranca 1672) 38. — Fr. Soranzo, 55. 133.

[2]) Fr. Priuli, 347.

nur eine kleine Grafschaft oder eine einzige Festung, zu erbeuten sei. In zweiter Reihe stand die Aufrechterhaltung des kirchlichen, in dritter diejenige des politischen Absolutismus. Doch machte es den Spaniern wenig Bedenken, auch zur Empörung und Revolution aufzumuntern, wenn einer der ersten beiden Zwecke dadurch gefördert werden konnte. Erst nach allem diesen kamen die Interessen des „durchlauchtigsten Hauses Oesterreich", die aber nur dann in Betracht gezogen wurden, wenn sie den Absichten Spanien's nicht unbequem waren. Man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, die Spanier seien z. B. für die Macht und das Ansehen des deutschen Kaiserthums von besonderer Zärtlichkeit erfüllt gewesen. Sie unterstützten freilich den Kaiser gegen die Türken, aber nur um diese vom Angriff auf Italien zurückzuhalten. Dagegen ließen sie ihre Truppen ungescheut deutsches Gebiet verletzen und plündern; sie besetzten in Italien die Reichslehen Mailand, Siena u. s. w., ohne die rechtmäßige Oberhoheit des Kaisers anzuerkennen, ohne demselben auch nur den geringsten Einfluß auf seine sonstigen Vasallen in Italien zu gestatten. Vielmehr mußten sämmtliche österreichische Erzherzöge sogleich nach der Thronbesteigung Philipp's III. abermals feierlich auf das Herzogthum Mailand Verzicht leisten.[1]) Der Kaiser Rudolf, zu schwach, um diese Unbillen zu bestrafen, mußte dazu noch gute Miene machen, um seinen mächtigen Vetter nicht gegen sich aufzubringen.

Dagegen war es ein Hauptbestreben der Spanier, sich mit dem Papste gut zu stellen. Es lag dies schon in der ganzen Richtung ihrer innern und äußern Politik, die ja auf die Verherrlichung des Katholizismus zielte. Ferner ist bereits erwähnt, wie günstig die Freundschaft der Päpste auf das spanische Budget wirkte. Es kam nun noch hinzu, daß der Papst einer der mächtigsten weltlichen Fürsten Italien's war, und schon deshalb dem Interesse Spanien's

[1]) Abreu y Bertodanos, Tratados del Sr. Felipe III., vol. I., Madrid 1740 (am 16. Dez. 1598).

günstig erhalten werden mußte. Auch war damals der päpstliche Einfluß auf die Weltlage im allgemeinen noch so groß, daß für die einzelnen Mächte von seiner Gesinnung vieles abhing. So flossen denn jährlich bedeutende Geldsummen in die Taschen der Kardinäle, um diese Spanien geneigt zu erhalten. — Auch das Haus Farnese, die Herzöge von Mantua und Urbino, die Republiken Lucca und Genua waren eng mit Spanien verknüpft; Genua besonders, welches die sämmtlichen Geldgeschäfte des Königs besorgte, war nur noch dem Namen nach ein unabhängiger Staat. Savoyen, dessen Herzog ein Schwiegersohn Philipp's II. war, stand deshalb mit Spanien in engster Verbindung und hatte mit ihm gegen Frankreich gekämpft. Mit diesem war der Herzog schon aus dem Grunde verfeindet, weil er die eigentlich zu der Provence gehörige Markgrafschaft Saluzzo besetzt hielt. Der Großherzog von Toskana dagegen, dessen Haus von Spanien die größten Wohlthaten empfangen hatte und der eigentlich ein Vasall der spanischen Krone war, wirkte eben deshalb auf das eifrigste gegen das spanische Interesse, während er freilich bemüht war, äußerlich ein gutes Einvernehmen mit dem katholischen Könige aufrecht zu erhalten. Auch der Herzog von Modena war den Spaniern feind. Aber der bedeutendste Gegner, den sie in Italien hatten, war die Republik Venedig. Obwohl dieselbe durch die neuen Bahnen, in welche der Handel durch die großen Entdeckungen gelenkt worden, bereits viel an Reichthum und Macht verloren hatte, war sie doch noch immer blühend. Ihre Herrschaft dehnte sich in der Lombardei bis an die Adda aus; Friaul, Dalmatien, die ionischen Inseln, Kreta gehorchten der durchlauchtigsten Signorie. Seit dem Türkenfrieden im Jahre 1573 hatte diese 14 Millionen Scudi Schulden abbezahlt und dazu 20 Millionen Zechinen in ihrem Schatze aufgehäuft.[1]) Selbstverständlich hatte die Republik keine Lust, sich der spanischen Oberherrschaft zu unterwerfen, und ebenso selbstverständlich suchte nun

[1]) Siri, Memorie recondite, I. 407.

Spanien jener auf alle Weise zu schaden. So ging der heimliche Krieg zwischen beiden Staaten ununterbrochen fort, so freundlich auch ihr offizieller Verkehr war. Sehr zu fürchten war freilich auch Venedig nicht. Vor allem suchte es Ruhe und setzte, wie ein französischer Gesandter bei dem Senate ärgerlich ausruft, den Gipfel seiner Glückseligkeit in die Bewahrung des status quo.[1])

Gegen die Macht der Türken, die von den Spaniern am meisten gefürchtet wurden, hatten diese mit Persien ein Bündniß geschlossen, das sich freilich mehr in schönen Worten als in Thatsachen äußerte.[2])

Mit England dauerte der Krieg noch fort. Der Schade, welchen die Engländer, schon damals mit den Holländern zusammen die Herren der See, den spanischen Besitzungen, Handel und Flotten zufügten, war unermeßlich; besonders war die Plünderung von Cadiz durch die Engländer im Jahre 1596 noch in frischem Angedenken. Deshalb drückte sich im spanischen Sprüchwort der Volkswunsch so aus:

Con todos guerra
Y paz con Inglaterra.

Die Spanier dagegen begünstigten die zahlreichen Unzufriedenen in England, besonders die Katholiken, unterhielten die politischen Verbannten und rüsteten sich zu einem Einfalle in Irland, das sie, wie sie hofften, mit leichter Mühe von England würden losreißen können.

Aber alle diese Verhältnisse traten an Wichtigkeit zurück hinter das zu dem großen Nebenbuhler Spanien's, zu Frankreich.

Es kann wohl keinen lebhaftern Gegensatz geben, als der,

---

[1]) Fresnes-Canaye an Heinrich IV., 13. März 1602: Les Venitiens . . . mettent la cime de leur felicité à se conserver en l'estat present; Lettres et Ambassades de Philippe Canaye de Fresnes (Paris 1635), I. 177.

[2]) Philipp III. hatte einen persönlichen Widerwillen gegen jedes Bündniß mit Persien. Man sehe z. B. seine Apostille zur Consulta des span. Staatsraths vom 10. Oktober 1605; Arch. v. Sim. K. 1426. MS.

welcher damals zwischen Spanien und Frankreich bestand. Das erstere unermeßlich weit ausgedehnt, aber im Innern zusammenhanglos und schwach; dieses von verhältnißmäßig geringem Umfang, aber geschlossen und konzentrirt. Die pyrenäische Halbinsel, schon durch ihre natürliche Beschaffenheit gegen allen belebenden Einfluß von außen abgesperrt, am äußersten Ende Europa's befindlich; Frankreich, im Herzen des Abendlandes, über seine offenen Grenzen allerwegen der Kultur der übrigen Völker Zutritt gestattend. Spanien's Lebensquellen allmählich versiegend, während Frankreich von frischem, sich entfaltendem Leben erfüllt war. Spanien ängstlich am Alten klebend, Frankreich auf allgemeinen Umsturz der bestehenden Verhältnisse hinarbeitend; Spanien der Repräsentant fanatischen Glaubenszwanges, Frankreich der verhältnißmäßiger Duldung. In Spanien ein kraftloser, beschränkter Fürst, in Frankreich der rastlos vorwärts strebende, geniale Heinrich IV. So erscheint es uns nicht befremdlich, daß von beiden Nebenbuhlern Frankreich den endlichen Sieg davontrug, wenn auch die Wageschale der physischen Macht sich zu der Zeit, die wir zu behandeln haben, noch stark auf die Seite Spanien's neigte, sowohl in Bezug auf die Zahl der Bevölkerung, als auch besonders auf den Zustand von Heer und Flotte.

Frankreich war damals ziemlich weit von dem jetzigen Umfange seines Gebietes entfernt. Im Norden gehörten Artois und das jetzige Französisch-Flandern, ferner das Cambrésis und viele anderweitige Grenzfestungen zu Spanien; im Osten bildeten die jetzigen Departements Vosges, Meurthe und Moselle das unabhängige Herzogthum Lothringen; der Elsaß gehörte zum deutschen Reiche, die Franche-Comté, wie gesagt, zu Spanien. Die Landschaft Bresse in Burgund, Savoyen und Nizza waren Theile des Herzogthums Savoyen. Im Süden gehörten Roussillon und Cerdagne, also das jetzige Departement der Ostpyrenäen, zu Spanien. Demnach hatte Frankreich nur ungefähr fünf Sechstheile seines jetzigen Ländergebietes. Die Bevölkerung betrug um jene Zeit etwas über zehn Millionen. Die Einnahmen waren im Jahre 1597 8,803,734 Ecus, die Ausgaben

8,818,946 Ecus 15 Sols; 1598 waren die Einnahmen 9,031,804 Ecus 15 Sols 1 Denier, die Ausgaben 9,506,320 Ecus 1 Sol 2 Deniers; außerdem lag im Schatze die kleine Summe von 25,154 Ecus 34 Sols 6 Deniers.[1]) Man sieht, es war während dieser beiden Jahre in dem französischen Budget nur ein geringes Defizit, obwohl doch beide noch exzeptionelle, noch Kriegsjahre waren. Welch' ein schneidender Gegensatz zu dem Zustande der spanischen Finanzen, wie wir ihn oben kennen gelernt haben!

Die französische Streitmacht war bei weitem geringer, als die spanische. Die Zahl der Soldaten wechselte selbstverständlich bedeutend, je nach den Umständen. Nach dem Friedensschluß hielt Heinrich IV. in dem eigentlichen Frankreich nur vier schwache Regimenter Infanterie — das der Garden, der Champagne, der Picardie und von Piemont — ferner ungefähr 4000 Mann Schweizer, einige Hunderte leichter Reiter, sowie an schwerer Reiterei die Ordonnanz-Kompagnien der Hommesd'armes des Königs, der Königin, der verschiedenen Prinzen und Großen: alles zusammen keine 10,000 Mann.[2]) Außerdem standen in Holland unter de la Noue 3000 Franzosen in zwei Infanterie-Regimentern und zwei Kavallerie-Schwadronen.[3]) Für einen Krieg dagegen war es dem Könige wegen seiner günstigen Finanzlage und seines Bündnisses mit den Schweizerkantonen leicht, sein Heer innerhalb weniger Monate auf 40—50,000 Mann zu bringen. Im Nothfalle war noch der ganze

[1]) MS. Depesche D. J. B. de Tassis' von Mitte Mai 1601; Arch. von Sim. K. 1604. — Diese Summen betragen in jetzigem Gelde 19,074,757 Thlr. 19,107,716 Thlr. 26¼ Sgr.; 19,568,908 Thlr. 16½ Sgr., 20,596,831 Thlr. 21½ Sgr. und 54,501 Thlr. 7 Sgr. Man muß aber bedenken, daß der Werth des Geldes ein mindestens dreimal so großer war, wie jetzt. — Diese Angaben dürfen wohl auf selbständigen Werth Anspruch machen gegenüber den vielfach ungenauen Zahlen Sully's.

[2]) MS. Depeschen Tassis' vom 6., 8. August und Bericht des Girald de Rasis 1600, Arch. v. Sim. (Paris) K. 1603. — Relaz. di Ang. Badoer bei Bar. e Berch. II., I. 89.

[3]) MS. Consulta des spanischen Staatsraths vom 27. Mai 1602. Arch. von Sim. K. 1426.

französische Adel zum Dienste im Felde verpflichtet.[1]) Freilich brachte diese Einrichtung des Militärwesens, die dem Könige durch die Rücksicht auf seine Finanzen aufgenöthigt wurde, viele Uebelstände mit sich. Auf schnell ausgehobene Truppen war natürlich den geübten und erfahrenen Veteranen der spanischen Terzos gegenüber kein Verlaß; und so setzten unbefangene Beobachter hauptsächlich ihr Vertrauen auf den Ban und Arrière-Ban des Adels. Aber so tapfer, ja heldenmüthig dieser auch war, fehlte es ihm doch an Disziplin und Kriegserfahrung; und zumal nach einer Niederlage zerstreute er sich desto schneller, je mehr man dann gerade seiner bedurfte. Zu loben war an dieser Organisation nur die Schonung der finanziellen Kräfte des Volkes und des Staates, die freilich in vollem Maße erst den Nachfolgern Heinrich's IV. zu gute gekommen ist.

Eine Flotte besaß Frankreich damals so gut wie gar nicht, obwohl seine Handelsmarine nicht unbedeutend war. Es war deshalb zur See den Beleidigungen der Holländer, Engländer und Spanier schutzlos preisgegeben. So könnte man die Lage Frankreich's in maritimer Beziehung völlig mit derjenigen Deutschland's vor zwei Jahrzehnten vergleichen. Diese mangelhafte Beschaffenheit von Heer und Marine machte für Heinrich IV. eine nicht geringe Schwierigkeit aus, die er nur langsam durch bedächtige, umsichtige und konsequente Führung sowohl der inneren Verwaltung als auch der äußeren Politik zu beseitigen hoffen durfte.

Zur Sparsamkeit in militärischen und maritimen Angelegenheiten wurde der König, wie angedeutet, durch die Geringfügigkeit der Summe gezwungen, die er auf dieselben verwenden konnte. Beinahe sechs Millionen Ecus[2]) der jährlichen Einkünfte mußten für die Zinsen und die Abtragung der Staatsschuld — 2½ Millionen — sowie für die Kosten der Civilverwaltung — 1½ Millionen —

[1]) Fr. Soranzo, 181.

[2]) Badoer, 98. — Relaz. di Pietro Priuli bei Bar. e Berch., II., I. 232 ff.

und der regelmäßig übernommenen Pensionen an Große — zusammen fast 2 Millionen — aufgewendet werden;[1]) von den übrigen vier Millionen nahm der königliche Hof fast die Hälfte in Anspruch, so daß nur etwa 2⅓ Millionen für Heer, Flotte, Befestigungen, Artillerie, Wege, Hafen- und Kanalbau, Flußregulirungen, Steuernachlässe u. s. w. übrig blieben. — Die hauptsächlichste Einnahmequelle war die Taille, die persönliche Steuer jedes nichtadligen und nichtgeistlichen Unterthans; hierzu kam der Taillon, ein Kriegszuschlag zur Taille, der jedoch auch im Frieden nicht mehr fortfiel. Außerdem gab es noch die Einkünfte aus der Verpachtung der Zölle, aus den Ein- und Ausfuhr-Abgaben, die aber nicht sehr bedeutend waren, und endlich aus dem Verkauf der Aemter und Würden. Es war indeß vorauszusehen, daß, wenn der Friede erhalten bleiben würde, die Einnahmen, die schon in den letzten Jahren sich bedeutend gesteigert hatten, auch noch ferner wachsen würden.

Ueber die geringe Gewissenhaftigkeit der französischen Verwaltung ist schon oben gesprochen; aber auch die Ausübung der Justiz war eine sehr mangelhafte.[2]) An Härte und Grausamkeit der Strafen ließ sie allerdings wenig zu wünschen übrig, und täglich konnte man Diebe und Mörder hängen, viertheilen, rädern, unter tausend Martern tödten sehen: aber gegen die Vornehmen wurde sie — besonders bei Verstößen gegen die Duellgesetze und sonstigen Mordthaten — mit Billigung des Königs allzu milde ausgeübt, und griff der letztere überhaupt häufig durch General- und Spezial-Pardons in den Lauf des Rechtes ein.[3]) Dadurch wurde das Rechtsgefühl des Volkes nicht

[1]) Die nicht fundirte Schuld betrug 157,602,250 Livres, die fundirte 191 Millionen Livres, also zusammen 348,602,250 Livres = 116,200,750 Ecus = 252,268,291 Thlr. 20 Sgr., oder vielmehr nach relativem Geldwerthe = 756,804,875 Thlr. Bailly, Hist. financière de la France, I. 295. Doch ist hierbei auch das Kapital sämmtlicher kontraktmäßig zugesicherter Pensionen mitgerechnet. Zieht man dieses mit 150 Millionen Livres ab, so bleiben für die eigentliche Staatsschuld noch 198,602,250 Livres = 66,200,750 Ecus.

[2]) Badoer, 87.

[3]) Man sehe z. B. vol. 5809 der Ms. français in Paris, p. 118 B. ff., 142 ff., 175 ff., 191 ff.

wenig geschädigt. Und doch hatte Heinrich sich durch sein Edikt vom Januar 1597 große Verdienste um diesen Zweig des öffentlichen Lebens erworben.[1]) Sämmtliche Richter wurden strengen Prüfungen unterworfen, sie durften kein Nebenamt verwalten, die Disziplin innerhalb der Gerichte wurde geordnet und der Verwaltungs-Justiz ein Ende gemacht. Ganz Frankreich war in Amtshauptmannschaften (Bailliages) eingetheilt, und in jeder derselben wurde ein subalterner Richter eingesetzt. Die wichtigern Angelegenheiten überhaupt sowie die Berufungen von den unteren Richtern kamen dann vor die souveränen Höfe, meistens Parlamente genannt, von denen jede größere Provinz einen besaß; diese zerfielen wieder in mehrere Kammern unter Präsidenten und ersten Präsidenten. Die Vertretung des Staates bei Kriminalfällen, die Anklage und schließlich auch die Disziplin hatten die königlichen Prokuratoren und Generalprokuratoren inne.

Der königliche Absolutismus war noch bei weitem nicht so stark durchgeführt, wie dreißig Jahre später, wenn auch die gesetzlichen Schranken fast nur nominelle waren. Das Parlament von Paris hatte das Recht, den königlichen Ordonnanzen, die seinen speziellen Amtsbezirk und das ganze Reich betrafen, die Eintragung in seine Register, wodurch sie allein Gesetzeskraft erhielten, einstweilen zu versagen und dem Könige darüber Vorstellungen zu machen; dasselbe Recht hatte jeder andere souveräne Hof für die besonderen Angelegenheiten seines Sprengels. Auf erneuerte Befehle des Königs hin waren sie jedoch zur Eintragung und Veröffentlichung genöthigt. Auch Stände existirten in den einzelnen Provinzen; indeß nur in einem Viertheile derselben hatten sie das Recht der Steuerbewilligung und der Provinzialverwaltung; in den anderen drei Viertheilen waren sie reine administrative Hülfsbehörden ohne jegliche selbständige politische Bedeutung.[2])

---

[1]) Anciennes lois françaises, XV. 120 ff.

[2]) Poirson, Hist. du règne de Henri IV., t. III. 6 ff.

Heinrich IV. war den Generalständen des Reiches nicht günstig wegen des Fanatismus und der Lust nach Herrschaft, die sie gezeigt hatten; wohl aber den Provinzialständen, die seiner Macht nicht gefährlich werden konnten. Er erneuerte 1596 die drei Stände der Guyenne; er berief freiwillig die Stände der Provence 1593 und der Bretagne 1598; letztere traten von da an jährlich zusammen. Mehrmals wurden die Stände Burgund's, des Perigord, Quercy, der Normandie, Auvergne, Rouergue und Langued'oc zusammenberufen. Die Rechte der Stände der metzer Provinz wurden bestätigt und aufgefrischt. Wo es anging, hörte Heinrich auf die Wünsche der Provinzialstände. Aber einen Einfluß auf die allgemeinen Angelegenheiten des Staates hat er ihnen nie eingeräumt.[1])

Wirksamer waren die thatsächlichen Hindernisse gegen die Ausbreitung der königlichen Allmacht. Das wichtigste war die Scheidung der Bevölkerung in einen katholischen und einen reformirten Bestandtheil. Der letztere war durch das Edikt von Nantes[2]) erst recht zum Staat im Staate ausgebildet worden, denn durch dasselbe waren die Calvinisten den Katholiken staatlich völlig gleichgestellt und zur Ausübung ihrer Religion beinahe im ganzen Königreiche ermächtigt, hatten aber daneben noch ihre besonderen Privilegien erlangt. So behielten sie 200 Plätze, zum Theil wichtige Festungen, ganz ausschließlich; die Gouverneure derselben ernannte zwar der König, aber nur aus Reformirten und mit Bewilligung der letzteren. Dies sollte zuerst nur auf acht Jahre gelten, wurde aber später immer länger ausgedehnt. Noch mehr, der König selbst unterhielt diese Plätze und ihre Garnisonen! Ferner wurde die Parlamentsorganisation zu Gunsten der Reformirten abgeändert, und endlich konnten sie religiöse und politische Provinzial- und Nationalversammlungen abhalten, freilich unter Erlaubniß des Königs.

---

[1]) F. Laferrière, Etude sur les Etats provinciaux (Séances de l'Ac. des sciences mor. et pol. 1860 vol. LIII. p. 340 ff.).

[2]) Anc. lois franç. XV. 170 ff.

Unter dem Schutze des Edikts nun organisirten die Reformirten sich vollständig. Sie theilten das Reich in zehn Provinzen, von denen drei das nördliche Frankreich umfaßten, sieben das südliche, wo sie viel stärker waren, als in jenem.[1]) Diese Eintheilung hatte vor allem den Zweck, sich im Falle eines Bürgerkrieges leichter rüsten und vereinigen zu können. An 3500 Edelleute, die fast 25,000 Dienstmannen bewaffnen konnten, waren stets zur Vertheidigung der Religion bereit.[2]) An der Spitze der Reformirten standen seit dem Tode des Herzogs von la Tremoille und der Bekehrung des Grafen Laval zum Katholizismus (1605) die Herzöge von Bouillon und Rohan und der Marschall Lesdiguieres; Rosny (der spätere Herzog von Sully) hatte, als dem Könige allzu ergeben, auf seine Glaubensgenossen wenig Einfluß.

Und hiermit wären wir bereits auf das zweite Element gekommen, welches der königlichen Macht entgegenarbeitete: nämlich das aristokratische. Zwar die alten Geschlechter der großen Lehnsträger in ihren erblich überkommenen fast unabhängigen Provinzen waren ausgerottet, um nicht wieder zu erstehen, aber dafür hatte sich eine andere, kaum minder gefährliche Art der hohen Aristokratie gebildet. Aus der königlichen Familie selbst und ihren Nebenzweigen sowie einigen anderen begünstigten Geschlechtern war eine Grandezza hervorgegangen, die mit Titeln, Einkünften und großen Gouvernements ausgestattet sein wollte. Wurden ihre Forderungen nicht befriedigt, so gebrauchten sie ihre Reichthümer und ihren Einfluß auf Adel und Volk gegen den König und stellten sich an die Spitze irgend einer Sekte von Mißvergnügten, an denen es ja damals nie mangelte. Hatten diese Großen aber im Gegentheil die Verwaltung einer Provinz erlangt, so machten sie dort so ziemlich, was sie wollten, legten sich Festungen an, hoben eigene Truppen

---

[1]) d'Aubigné, Histoire universelle, l. IV. cap. 11 (éd. 1620 III. p. 367 ff.).

[2]) Badoer, 94.

aus u. s. w. Die einzelnen Persönlichkeiten, die damals diese ungelehrige Klasse französischer Unterthanen ausmachten, werden wir im Verlaufe der Begebenheiten genügend kennen lernen.

Der Ackerbau,[1]) welcher durch die Kriege der Liga selbstverständlich ungemein gelitten hatte, hob sich langsam wieder unter dem Schutze des Friedens und in Folge der Maßregeln, die Heinrich IV. zu seinen Gunsten traf. Auch die Industrie lag sehr danieder; drei Viertheile z. B. der Kleidungsstücke, Hüte und Schuhleder wurden aus dem Auslande eingeführt, und 6 Mill. Ecus[2]) gingen allein für diese Gegenstände jährlich aus Frankreich. Aber der Keim zum erneuten Aufblühen der Industrie war doch vorhanden in französischem Unternehmungsgeiste und Geschmack. In Rouen hatte man nicht aufgehört, tadellose feine Tücher zu verfertigen; Amiens und St. Quentin fabrizirten schöne Leinen, ebenso Nimes und Sommieres. Ferner wurden die Rohstoffe sämmtlich in Frankreich selbst gewonnen. Heinrich sah ein, daß die Hauptbedingungen für eine blühende Industrie: Kunstfertigkeit und Geschmack von der einen und Billigkeit der Rohprodukte von der andern Seite, reichlich in seinem Lande vorhanden seien, und bereitete sofort eine umfassende Unterstützung der Industrie vor. Eine allgemeine Untersuchung ihres Zustandes und der Mittel, sie zu fördern, wurde veranstaltet; die Ausführung mußte indeß der König bis nach der Ordnung der politischen Verhältnisse verschieben, nur erleichterte ein Edikt vom April 1597 den Eintritt in die Zünfte und befreite ihn von vielen Kosten und mißbräuchlichen Schwierigkeiten.[3]) Der Handel wurde im Innern durch Straßen- und Flußzölle, nach Außen, wie schon erwähnt, durch die Schutzlosigkeit der französischen Flagge beeinträchtigt. Doch nahm er trotzdem bald wieder einen kräftigen Aufschwung.

[1]) Poirson III. 172 ff.

[2]) 39 Mill. Thlr. nach jetzigem Geldwerthe.

[3]) Anc. lois fr. XV. 136 ff.

So bot Frankreich überall das Bild eines regen, vorwärtsstrebenden, die üblen Folgen des Bürgerkrieges schnell verwischenden Lebens. Und wie der allgemeine Charakter des Volkes zur damaligen Zeit, so war auch die Politik des voll- und heißblütigen, romantischen und doch wieder so praktisch-schlauen Fürsten, der an seiner Spitze stand. Heinrich IV. hatte vor allem einen Zweck vor Augen: Die Zurückweisung des Hauses Habsburg, insbesondere des spanischen Zweiges desselben in die gebührenden Schranken. Mit richtigem Blicke erkannte er, daß es zunächst Frankreich weniger auf eigene territoriale Vergrößerung ankommen könne, als auf die Bekämpfung und Verdrängung des spanischen Einflusses, der bisher wie ein alles erdrückender Alp auf ganz Europa gelastet hatte. So betrachtete er in der That den Frieden von Vervins nur als einen Waffenstillstand, der ihm die nöthige Zeit zur erneuten Sammlung für die erschöpften Kräfte Frankreichs gewähren sollte. Ja, mit der unskrupulösen Wortbrüchigkeit, die eine seiner Haupteigenschaften bildete, verletzte er den soeben abgeschlossenen Friedensvertrag auf das schreiendste, indem er die Holländer mit 3000 Soldaten und 4—800,000 Livres jährlich unterstützte.[1]) Ließ sich in Betreff des Geldes sagen, daß es die Rückzahlung der von den Holländern früher erhaltenen Summen sei,[2]) so war die Entsendung von Soldaten in die Niederlande jedenfalls ein offener Vertragsbruch, welchen die mannichfachen Ausflüchte Heinrich's nicht zu beschönigen vermochten. Es gab diese den „Rebellen" gewährte Hülfe einen beständigen Grund zu Klagen von Seiten Spanien's; und dieses begann denn auch von neuem, die Unzufriedenen in Frankreich zu unterstützen und aufzustacheln. In der That ließ sich kein Scharfblickender durch den angeblichen Frieden zwischen beiden Staaten täuschen[3]): es war allzu

[1]) S. S. 46 Anmerk. 1 sowie MS. Consulta des sp. Staatsraths v. 9. Spt. 1604; Arch. v. Sim. K 1426.

[2]) MS. Dep. Tassis' v. 26. Juni bis 19. Juli 1601; ibid.

[3]) Badoer, 151 ff.

natürlich, daß Frankreich daran gelegen sein mußte, die Kette habsburgischer Besitzungen, die es von drei Seiten einschlossen, zu sprengen; und wieder Spanien, seinen einzigen namhaften Gegner in der Christenheit unschädlich zu machen. Diese Verhältnisse und dann überhaupt das niedrige moralische Niveau der Zeit müssen wenigstens zum Theil das harte Urtheil mildern, das wir sonst über das recht- und treulose Verfahren beider Staaten gegen einander fällen müßten.

Eines wichtigen Bundesgenossen hatte Heinrich IV. sich bereits versichert, der ihm als Außenposten gegen Deutschland dienen konnte: nämlich Lothringen's, das schon im Jahre 1594 Frieden mit dem Könige geschlossen hatte. Allerdings war Lothringen ein Stand des deutschen Reiches, aber es war faktisch unabhängig und kümmerte sich um das Reich so gut wie gar nicht. Dagegen an Frankreich wurde es durch verschiedene Beweggründe gekettet. Erstens waren die Sprache, Sitten und Anschauungen des Landes wesentlich französisch; Lothringen und Frankreich standen in lebhaftestem Verkehr mit einander. Zweitens war die Verbindung zwischen der herzoglichen und der königlich französischen Familie schon alt, ein ganzer Zweig der ersteren, die Guise, hatte sich in Frankreich eingebürgert. Der Herzog selbst besaß bedeutende Güter in Frankreich, und sein Sohn, der Herzog von Bar, erhielt die Schwester Heinrich's IV. zur Gemahlin. Drittens endlich war Lothringen zwischen der Franche-Comté und Flandern, also zwei spanischen Besitzungen, eingeklemmt und hatte im Rücken die dem spanischen Interesse unbedingt ergebenen geistlichen Kurfürsten: schon das war ein wichtiger Grund, um sich Frankreich anzuschließen.[1]) Wir werden später sehen, welche Mühe Spanien sich gab, um Lothringen von dem französischen Bündnisse abzuziehen.

Eine andere Frage noch drängte sich drohend zwischen Spanien

---

[1]) Nach Siri, Memorie recondite, I. 25 wäre es freilich nur die Furcht gewesen, die Lothringen an Frankreich kettete.

und Frankreich: nämlich die savoyische. Diese Frage war schon alten Datums. Zu der unruhigen Zeit Heinrich's III. war das Geschlecht der Markgrafen von Saluzzo ausgestorben, und dieses Gebiet wäre nun, als ein Lehen der Provence, an den König von Frankreich gefallen: aber der Herzog Karl Emanuel von Savoyen hielt es bei der bequemen Lage der Markgrafschaft zu seinen Staaten für geeigneter, dieselbe mit Beschlag zu belegen und unter verschiedenen Vorwänden zurück zu behalten.[1]) In dem Frieden von Vervins war zwar der Herzog mit einbegriffen worden, jedoch ließ man die Frage wegen Saluzzo's offen und setzte nur fest, dieselbe solle binnen Jahresfrist durch den Richterspruch des Papstes Clemens VIII. gelöst werden. Dieser indeß wurde von Karl Emanuel für den Franzosen allzu günstig angesehen; und so war seitdem die Angelegenheit durch den Herzog immer länger hingezogen worden, ohne daß man der Entscheidung einen Schritt näher gekommen wäre. Heinrich IV. war nicht im mindesten gesonnen, sein Recht aufzugeben, der Herzog, auf spanische Hülfe vertrauend, eben so wenig, seine Beute fahren zu lassen. So nahm diese Frage einen täglich bedenklicheren Charakter an, indem sie den erneuten Ausbruch eines allgemeinen europäischen Kampfes als fast unvermeidlich in Aussicht stellte.

Außer mit Lothringen hatte Frankreich auch mit einem anderen kleinen Nachbarstaate freundschaftliche Beziehungen, nämlich mit der Schweiz. Doch war dieses Bündniß kein sehr zuverlässiges. Denn erstens standen die katholischen Kantone mit Vorliebe auf der Seite Spaniens, während die protestantischen sich mehr zu Frankreich hinneigten, und zweitens waren die alte Treue und Ehrlichkeit so sehr von den Schweizern gewichen, daß es ihnen nicht darauf ankam, ein eben erst für Geld von ihnen erkauftes Bündniß zu brechen, wenn sie die Aussicht hatten, von einem andern Staat für ein entgegen-

---

[1]) Fantino Corraro (Alberi XV.) 365. — P. V. Palma-Cayet, Chronologie septénaire, bei Michaud und Poujoulat, I., XII., II. 66 f.

gesetztes Bündniß neue Bezahlung zu erhalten. Trotz dieser Mißstände mußte Heinrich sein gutes Einvernehmen mit den Schweizern, so theuer ihm dieses auch kam, bewahren, um nicht das streitbare Völklein den Spaniern ganz zu überlassen.[1])

Zu England war seit dem Frieden von Vervins, der gegen alles Recht ohne die vertragsmäßig nothwendige Zustimmung England's geschlossen worden war,[2]) das Verhältniß ein ziemlich gespanntes. Elisabeth erklärte den Franzosen offen, daß ihr Benehmen der Liga und dem erst vor kurzem zwischen England, Frankreich und den Generalstaaten geschlossenen Vertrage geradezu zuwider laufe. Unter den äußeren Formen der Höflichkeit, in denen die beiden Mächte verkehrten, verbarg sich entschiedenes Mißwollen.[3]) Heinrich IV. hatte keine Lust, die von der Königin früher empfangene Unterstützung zurückzuerstatten, obwohl sie jetzt derselben gegen ihre irischen Rebellen und gegen Spanien wohl bedurft hätte; und Elisabeth war, nicht mit Unrecht, empört über Heinrich's Uebertritt zum Katholizismus, über den Friedenschluß mit Spanien, über seine Undankbarkeit, welche durch die Betheuerungen schwärmerischer Liebe und gänzlicher Ergebenheit, wie sie in allen seinen Briefen an Elisabeth sich reichlich vorfinden, ihr nur widerlicher wurde.[4]) Heinrich pflegte das Porträt der Königin mit Inbrunst zu küssen und von der Greisin zu reden wie von einer Geliebten: aber sie wußte nur zu gut, was sie davon zu halten hatte.

Mit den Türken stand Heinrich IV. in dem freundschaftlichen

---

[1]) Badoer, 194 f. — Matthieu, Hist. de Henri IV. (Paris 1605) I. 154 A.

[2]) Vgl. die sehr ungezwungenen Erklärungen De Maisse's, des franz. Gesandten bei Elisabeth, De Thou I. 120.

[3]) Ueber den Unmuth Elisabeth's wegen Heinrich's Friedensverhandlungen sehe man die Depeschen Caron's an die Generalstaaten v. 19. Nov. 10. Dez. 1597; bei M. L. van Deventer, Gedenkstukken van Johan van Oldenbarnevelt, tweede Deel (Haag 1862) 161 ff.

[4]) Winwood's Memorials Bd. I. Buch II. passim. — Lettres missives de H. IV., t. IV. 1000, V. 35. 608. 751. 752.

Verhältnisse, welches die allerchristlichsten Könige schon seit Franz I. beobachtet und bewahrt hatten. Freilich äußerte dieses Bündniß sich weniger in direkten Unterstützungen, als in gut gemeinten Aufforderungen Heinrich's an den Großherrn, aus seiner Apathie aufzuwachen, recht thätig in seinen Angriffen auf das christkatholische Oesterreich zu sein und ja keinen Frieden mit demselben zu schließen.[1])

Gegen Deutschland war die französische Grenze am offensten, und alle Politiker der Zeit stimmen darin überein, wenn Deutschland einig wäre, würde es über Frankreich so gut wie über jede andere Macht leicht das Uebergewicht gewonnen haben. Indeß die Zerfahrenheit des Reiches und die bornirte Schwäche Rudolf's II. machten Deutschland nach außen so verächtlich, daß Heinrich es nicht für nöthig hielt, sich sonderlich um dasselbe zu kümmern. Nur mit den protestantischen Fürsten, welche ihm früher im Kampfe gegen die Ligue beigestanden hatten, und die er jetzt von jeder Unterstützung der französischen Hugenotten abhalten wollte, war er in Verbindung. — Die Republik Venedig war durch ihre Abneigung gegen Spanien auf den König von Frankreich angewiesen, mit dem sie schon deshalb in freundlichstem Vernehmen stand, weil sie zuerst unter allen europäischen Mächten ihn anerkannt hatte. Später wurde Heinrich IV. sogar mit seiner gesammten Nachkommenschaft in den venetianischen Adelstand erhoben.[2])

Dies ist ungefähr das Bild der inneren und äußeren Verhältnisse Frankreich's zur Zeit des Todes Philipp's II. Dasselbe brauchte nur in den weitesten Umrissen angegeben zu werden, da vieles Einzelne daraus schon bekannt ist.

Zur dritten Großmacht in Europa, allerdings hinter Spanien und Frankreich weit zurückstehend, schwang sich soeben ein Ländchen auf, das noch vor wenigen Jahrzehnten einen Theil der spanischen

---

[1]) Lettr. miss. V., 4. 38. 220. 653. 744.

[2]) Barozzi e Berchet II., I. Einleit. — 1437 Stimmen waren im Größeren Rath für diesen Beschluß, nur 2 — wahrscheinlich aus Versehen — dagegen; Morosini, Historia Veneta (Venedig 1623) prs IV. lib. XVI. p. 622.

Monarchie gebildet hatte. Der Unabhängigkeitskrieg gegen Spanien, welcher dieses letztere auf das äußerste erschöpft, die katholischen Niederlande selbst in Verfall und Elend gestürzt, hatte der nördlichen freien Provinzen Flandern's, besonders Holland's und Seeland's, Reichthum und Wohlbefinden nur gesteigert.[1]) Die arbeitsame Bevölkerung Antwerpen's, Gent's und Löwen's strömte aus diesen, durch die Plünderungen der Soldaten, die schweren Abgaben, den Glaubenszwang, die Flotten der Holländer verödeten Städten in die blühenden betriebsamen Gaue der freien Provinzen. Niemals wohl ist der Gegensatz der Wirkungen eines despotischen und eines freien Staatslebens deutlicher und handgreiflicher hervorgetreten, als in den Zuständen der spanischen und der aufständischen Niederlande während dieses Krieges. Die unerschrockenen Seeleute Holland's und Seeland's fuhren jetzt ungescheut zu den ihnen so lange verschlossenen amerikanischen und indischen Ländern, plünderten die spanischen Besitzungen und trieben mit den Eingeborenen einen höchst einträglichen Tauschhandel. Ja selbst in den spanischen Häfen ankerten sie unter fremder Flagge und führten diesem Lande diejenigen Gegenstände zu, an denen es demselben in immer größerem Maße zu gebrechen begann. Auch brachten nach dem Frieden von Vervins die Holländer ihre Waaren nach einem Hafen Südfrankreich's, wo diese dann auf französische, englische oder hanseatische Schiffe verladen wurden.[2]) Ohne Skrupeln führten die Holländer den Spaniern selbst den Kriegsbedarf an Waffen, Munition, Tauen u. s. w. zu, mit denen dann ihr eigenes Vaterland und seine Verbündeten angegriffen wurden. — Kein Wagniß schien den niederländischen Seeleuten zu schwer. Während Linschooten, Barentz, Heemskerk durch alle Schrecknisse des unbekannten eisigen Nordens einen Weg

---

[1]) Vgl. hierüber den zweiten und dritten Band Motley's und den dritten Band von Prescott, History of Philipp II.

[2]) MS Konsulten des sp. Staatsraths v. 25. Jan. 1607, 13. Jan. 1609 rc. K 1426 Arch. v. Sim.

nach Ostasien durch das Polarmeer suchten, legten die Houtmann und de Cordes den Grund zu der später so berühmten holländisch-ostindischen Kompagnie. So herrschten Fülle und Wohlstand in jenem halb überschwemmten Winkel des Kontinents. Amsterdam, Middelburg, Enkhuyzen, Horn wuchsen reißend an Einwohnerzahl. Eisen-, Papier-, Seiden-, Sammet-, Leinen-, Tuch- und Spitzen-Fabriken blühten auf. Die holländische Marine übertraf die englische in unverhältnißmäßiger Weise. Nach den Niederlanden kam der Hanseat, der Pole, der Däne, der Engländer, Italiener, Franzose, um sich hier ihre Waaren gegenseitig anzubieten und abzukaufen; und wie einst nach Venedig, so strömten jetzt hierher die Gewürze, Früchte und feinen Gewebe Asien's, während daneben die Erzeugnisse des neuen Erdtheils berghoch aufgestapelt lagen. — Ueberall schützten Deiche das Land gegen die See und ihre zahlreichen Buchten — in der kleinen Provinz Seeland allein kosteten die Deiche, ohne die Unterhaltungsausgaben, 3,360,000 Gulden, — überall durchzogen es Kanäle und Landstraßen. Die Schönheit und Reinlichkeit der Städte, der vollendete Landbau, die wimmelnde Betriebsamkeit erweckten die Bewunderung jedes Fremden Die Steuern wurden mit Leichtigkeit ertragen, obwohl ihr Ergebniß z. B. das des benachbarten, so ungleich größeren England's weit übertraf. Die Provinz Holland, allerdings die bedeutendste, aber doch nur wenig über 100 Quadratmeilen umfassend, lieferte regelmäßig jedes Jahr für den Krieg allein zwei Millionen Gulden oder — nach jetzigem Geldwerthe — über fünf Millionen Thaler! Dabei hatte nicht ein Theil der Bevölkerung den andern zu Boden zu halten, denn wenn auch die reformirte Religion Staatsreligion war, so genossen doch die Katholiken weitgehender Duldung. Unter diesen Verhältnissen kann es nicht Wunder nehmen, wenn die Niederländer es offen aussprachen, der Krieg gegen Spanien sei für sie eine Quelle des Wohlstandes. Und deshalb führten sie ihn auch mit immer steigender Energie weiter, je mehr Spanien ermattete; sie wollten die gänzliche Unabhängigkeit, womöglich auch der südlichen, jedenfalls aber

der nördlichen Provinzen von Spanien erfechten. Während nun dieses nach dem frühzeitigen Tode Farnese's ihnen keinen General von namhaftem Talente entgegensetzen konnte, entfaltete sich das so lange scheinbar schlummernde militärische Genie Moritz von Oranien's in ungeahnter Kraft. Der Prinz — wie er uneigentlich genannt wurde, denn noch lebte sein älterer Bruder Philipp Wilhelm, der treue Anhänger Spanien's — ist eine echt oranische Erscheinung. Aeußerlich noch schweigsamer als sein Vater Wilhelm „der Schweiger", aber innerlich voll glühender Leidenschaftlichkeit, die nur durch eine kalte, schlaue und rücksichtslose Klugheit gemildert wird; von persönlichem Ehrgeize erfüllt, der aber auf das innigste mit den Interessen des Vaterlandes verknüpft ist; ohne Enthusiasmus, aber zähe und ausdauernd, so lange diese Eigenschaften noch praktisch sind: so tritt uns Moritz konsequent in seiner ganzen Laufbahn entgegen. Fast noch ein Knabe, als sein Vater starb, hatte er sich von allen militärischen und politischen Thaten und Verhandlungen beinahe ganz fern gehalten; im blühenden Alter von zwanzig Jahren, in einer Stellung, die ihm auf der einen Seite verlockenden Kriegsruhm, auf der anderen Genüsse jeder Art darbot, schloß er sich in sein Zimmer ein und studirte eifrig mit dem gelehrten Stevinus aus Brügge Mathematik und Kriegswissenschaft, die er später auf eine bisher unerhörte Weise mit einander verband. Endlich im Jahre 1590 glaubte er seine Zeit gekommen. Im schnellen Siegeslaufe eroberte er Breda, Zütphen, Deventer, Hulst, Nymwegen, Steenwyk, Coevorden, Gertruydenberg, Groningen, Grol, Lingen und viele andere Festungen, schlug die spanischen Generale mehrmals, unter ihnen auch den großen Farnese, und gab den Niederlanden die Ausdehnung und Gestalt, die sie noch jetzt besitzen. Nur Maestricht, Sluys und Herzogenbusch gehörten noch Spanien, während die Holländer über ihr jetziges Gebiet hinaus Ostende inne hatten. In diesem Lande von sechstehalbhundert Quadratmeilen lebte nun eine Bevölkerung von mehr als drei Millionen Seelen: ein ganz außerordentliches Verhältniß für die damalige Zeit.

Der politische Charakter der Holländer war ein Gemisch von anziehenden und abstoßenden Eigenschaften. Gewiß, Niemand kann den Heldenmuth verkennen, mit dem dieses Völklein sich für politische und religiöse Freiheit in den anscheinend so ungleichen Kampf warf, Niemand die Aufopferung und Beharrlichkeit unterschätzen, mit der es Jahr für Jahr den Krieg gegen die übermächtigen Unterdrücker fortführte, ohne selbst in den schlimmsten Zeiten zu verzagen. Wer wird die Unternehmungslust und Kühnheit leugnen, mit denen sie ihren Handel trieben, oder den praktischen Fleiß, den sie hierin und in der Bewahrung ihres Landes vor der Meeresfluth und in dem Anbau desselben sowie in der Industrie bewährten? Aber die Holländer besaßen auch reichlich die Schattenseiten eines solchen scharfen, schneidigen Charakters. Ihre Kriegführung war roher und hartherziger, als es selbst in jenen Zeiten sonst gebräuchlich war. Kriegsgefangene schaarenweise zu tödten, eine ganze Flottenbemannung an den Raaen aufzuhängen oder in das Meer zu werfen, war für sie etwas ganz Gewöhnliches.[1]) Ihre Selbstsucht war nicht minder groß; wenn ein Verbündeter ihnen noch so viel geleistet hatte: im Augenblicke, wo er seine Hülfe einstellte, oder wo sie dieselbe nicht mehr gebrauchten, hatten sie alles Frühere vergessen. Wie viele Mühe hatten z. B. später England und Frankreich, auch nur einen Theil der Summen, die sie der Republik vorgeschossen, von derselben zurückzuerhalten! Wie bitter hatte sich England selbst im Verlaufe des Krieges zu beschweren, daß, während es seinen Unterthanen den Verkehr mit Spanien bei Todesstrafe verbot, die Holländer um des Geldgewinnes willen den Feinden erst die ihnen nöthigen Waffen und Vorräthe zuführten! — Augenblicklich war nun die Bundesgenossenschaft der Republik für Frankreich eine sehr schätzbare Sache. Ihre Flotten bedeckten die Meere, verletzten den Nerv der spanischen Macht, die asiatischen und amerikanischen Einkünfte, und bedrängten die spanischen Küsten selbst; wie denn

[1]) Grotii Historia, 1. XIV.

erst vor zwei Jahren die Orangeflagge mit dem englischen Banner zugleich auf den Wällen von Cadix geflattert hatte. Unterdessen bekämpfte ihre Armee, 30—40,000 der ausgesuchtesten, unerschrockensten und bestorganisirten Truppen Europa's, den gemeinschaftlichen Gegner, und weder die Geschicklichkeit der Italiener, noch das Feuer der Wallonen, noch die Festigkeit der Spanier vermochte ihnen Stand zu halten. Wenn Heinrich IV. durch den Frieden von Vervins die Möglichkeit erhalten hatte, die erschöpften Kräfte seines Reiches neu zu sammeln und sich zu dem entscheidenden Waffengange gegen die habsburgische Macht vorzubereiten, so dankte er dies ausschließlich den Holländern. Hätten die Spanier nicht ihre ganze Kraft auf deren Bekämpfung vereinigen müssen, dann würden sie sicherlich nicht nach Erringung so vieler Vortheile über die Franzosen jenen ungünstigen Frieden abgeschlossen haben. So war es, wenn auch moralisch durchaus verwerflich, doch politisch klug von Heinrich IV., die Treulosigkeit, die er durch den Frieden gegen seine Bundesgenossen begangen hatte, durch die neue Treulosigkeit wieder gut zu machen, daß er trotz desselben fortfuhr, die Niederländer zu unterstützen. Freilich war es eines der Motive Heinrich's zu dem Frieden von Vervins gewesen, daß er die Holländer nicht allzu mächtig werden lassen wollte. Es konnte ihm nicht lieb sein, wenn die junge kräftige Republik die unmittelbare Nachbarin Frankreich's würde. Vielmehr mußte ihm daran gelegen sein, daß sowohl Holland als auch Spanien ihre Kräfte im gegenseitigen Ringen erschöpften, doch so, daß Holland immer das Uebergewicht bewahrte.[1]) Und deshalb unterstützte er nach dem Frieden Holland wieder, genau in den Grenzen, die zu dem eben angedeuteten Zwecke die dienlichen waren.

Noch ein Staat beharrte damals im Kampfe mit Spanien, nämlich England. Zwar thaten die Spanier immer, als ob sie die-

---

[1]) Prévost-Paradol, Elisabeth et Henry IV. in dem Compte-rendu de l'Ac. des sciences morales et politiques, XXXIII. 426.

ien Feind gänzlich verachteten, und doch hatte er ihnen den meisten Schaden zugefügt.[1]) Es ist merkwürdig, wie die englische Königin ihre geringen Mittel ausnützte, um überall ihre Bundesgenossen zu unterstützen und ihren Gegnern Abbruch zu thun; die Kühnheit und Unternehmungslust, die militärische und seemännische Tüchtigkeit des englischen Volkes hat freilich ungemein hierzu beigetragen, aber die Richtung und Anordnung dieser Kräfte war immer die Sache Elisabeth's und ihrer Räthe. Ganz England zählte damals kaum vier Millionen Einwohner, die Einnahmen waren über alle Maßen gering: noch im Jahre 1605 betrugen sie nicht über 1,200,000 Scudi.[2]) Man hat oft[3]) über den Geiz Elisabeth's gespottet und ein herbes Urtheil gefällt: indeß wie hätte sie ohne denselben mit ihren so beschränkten Einnahmen alles das leisten können, was sie wirklich geleistet hat.[4]) Dabei zehrte Irland beständig an den Kräften England's, denn die Rebellion war dort eine chronische Krankheit. So kostete in den ersten zwölf Jahren von Elisabeth's Regierung Irland 90,000 Pfund[5]) oder — nach jetzigem Geldwerthe — 1,800,000 Thaler mehr, als es einbrachte: eine große Ausgabe für der Königin nie gefüllten Schatz. Ebenso war eine englische Armee stets in Irland unentbehrlich. Im Innern des Reiches selbst wühlte die erst soeben von der Herrschaft herabgestürzte katholische Partei, welcher viele Große und fast der ganze Norden angehörten,[6]) und die — besonders nach der Exkommunikation der Königin

---

[1]) Fr. Soranzo, 184.

[2]) Relaz. d'Inghilterra di Nicolò Molin (Bar. e Berch. IV. 36.)

[3]) So besonders Motley, aber selbst Froude.

[4]) Im Jahre 1591 kostete die Armee der Königin nicht weniger als 1000 Lstr. täglich; Calendar of State papers, Domestic series, Elizabeth, III. 104.

[5]) Froude, History of England, X. 544.

[6]) Vgl. Calendar of State papers, Domestic series, Elizabeth, III. 263. 158 f. 169. 174. Ibid. 491 rühmen die englischen Katholiken sich i. J. 1594: within the court there were as many masses said daily as in any country abroad.

durch den Papst — jedes Mittel gegen sie anwandte.[1]) Verfolgt, weniger wegen der Religion als wegen der Nichtleistung des Suprematseides und überhaupt aus politischem Gesichtspunkte,[2]) standen die englischen Katholiken in beständigem Verkehre mit den Landesfeinden, und zumal die englischen katholischen Priesterseminare in den Niederlanden und Frankreich waren eine Pflanzschule für Hochverräther.

Und doch, bei allen diesen Hindernissen, was hatte nicht Elisabeth in den vierzig Jahren ihrer bisherigen Regierung für die Sache der Reformation gethan! In Schottland hatte sie derselben zum Sieg verholfen. Ihre Unterstützung ermöglichte es einige Jahre hindurch den Holländern allein, den Kampf gegen Spanien fortzusetzen. 6000 englische Soldaten kämpften für Heinrich IV. gegen die Liga, während englisches Geld, wenn auch in knappem Maße gespendet, den König aus seinen ärgsten Verlegenheiten riß. Dom Antonio von Portugal, der von Philipp II. vertriebene nationale König dieses Landes, hatte in England Aufnahme und Schutz, ja selbst Schiffe und Soldaten zum Versuche einer Wiedereroberung seines Reiches gefunden. Elisabeth hatte die Türken zur Fortsetzung ihres Krieges gegen die Spanier angereizt. Ihre Flotten bedeckten die Ozeane, angeblich Spanien's Binnenmeere, störten die Schifffahrt, belästigten den Handel, plünderten die feindlichen Besitzungen in Amerika, ja vergriffen sich an den Küsten Spanien's selbst. Das Bombardement Coruña's, die Verbrennung der spanischen Schiffe in der Bai von Cadix, endlich die Plünderung dieser Stadt waren deutliche Beweise, daß die Macht England's nicht so verächtlich sei. Wiederholt schon hatte Philipp II. seine Kräfte in fruchtlosen Expeditionen gegen England erschöpft.

---

1) Calendar of State papers, Domestic series, Elizabeth, III. 489 f., 518 f.: Aussagen des Jesuiten Henry Walpole über die Verbindungen der katholischen Engländer in Spanien.

2) Das Entscheidende bei den Verurtheilungen ist immer, whether he (der Angeklagte) would defend the Queen, if the Pope or King of Spain shall invade the land to plant the Romish religion.

Langsam und zögernd, auf die möglichst unheroische Weise hatte Elisabeth alles dies vollführt, aber sie hatte es doch gethan. Es ist dies um so bewunderungswürdiger, wenn man bedenkt, daß England ein stehendes Heer — mit Ausnahme der nicht zahlreichen königlichen Leibwache — gar nicht besaß; daß die königliche Marine in der Zeit der größten Gefahr aus nur 34 Schiffen von zusammen 11,820 Tonnen (weniger als jetzt ein großes Kauffahrteischiff enthält) Tragkraft, mit 837 Kanonen und 6279 Mann Besatzung bestand. Während Spanien unter seinen äußeren, Frankreich unter seinen inneren Kämpfen erschöpft zusammenbrach, ließen England's Erfolge die finanzielle Kraft seines Volkes unberührt. Mit Stolz konnte die Königin von sich rühmen,[1] „daß sie mehr Sorge trüge für ihrer Unterthanen Kasse, als das Parlament selbst, daß sie ihre Unterthanen nicht, wie dies in Frankreich und den Niederlanden geschehe, durch Taxen, Assisen, Gabellen und andere Abgaben in Armuth stürze.“ So nahm denn auch der Wohlstand des Volkes schnell zu. Die furchtbare Armuth der fünfziger und sechsziger Jahre des Jahrhunderts hatte längst aufgehört, und mit ihr die klagenden Petitionen an Königin und Parlament und die beständigen agrarischen Verbrechen. Die Verwüstung Frankreich's und der Niederlande durch die inneren Kriege trug nicht wenig zum Aufblühen des englischen Ackerbaues bei. Zu Tausenden waren seit dem Ausbruche der niederländischen Unruhen die Vlaemingen nach England gekommen und hatten in diese sichere Zuflucht ihre Kunstfertigkeit und ihren Fleiß mitgebracht. Die Schifffahrt hob sich schnell, freilich mehr in Raubzügen beschäftigt, als in regelmäßigem Handelsverkehr. Im Jahre 1572 hatten alle Fahrzeuge, die zu diesem letzteren gebraucht wurden, nur 51,000 Tonnen Gehalt.[2]) Um

[1]) Froude X. 6.

[2]) Froude X. 107. — Der gesammte Import aus den Ländern der östlichen Hälfte des Mittelmeeres, Venedig einbegriffen, betrug c. 1592 nur 2300 Tonnen! Cal. of St. p., Dom. ser. Eliz. III. 227. Der englische Export bestand damals hauptsächlich aus Schlachtvieh, Pferden, Leder, Wolle, Tuchen, Fleisch, Bier, Zinn; ibid. 491. 556.

so ausgedehnter und fruchtbringender für England waren Hawkin's, Drake's, Frobisher's Piratenzüge gegen die spanische, überhaupt jede nicht englische Schifffahrt.[1])

In politischer Beziehung hatte Elisabeth ihre Herrschaft so fest und unumschränkt gemacht, wie noch kein englischer König vor ihr. Das Parlament berief sie selten zusammen, weil sie desselben nicht bedurfte. Hatte sie wirklich einmal augenblicklich eine außerordentliche Geldsumme nöthig, so erhielt sie dieselbe leicht in der City geliehen. Der Adel war durch das Mißlingen und die strenge Bestrafung der früheren Aufstände unter Elisabeth's Regierung so eingeschüchtert, daß er sich keinen Widerspruch mehr erlaubte und seine politische Selbständigkeit Null war.

Aber dieses helle Gemälde hatte auch einen dunkeln Fleck, dieses starke Reich eine verwundbare Stelle: Irland. Was die Niederlande für Spanien, war Irland für England: eine an Race, Sprache, Sitten und Glauben verschiedene Provinz; der Unterschied war nur der, daß die beiden Inseln nicht so weit von einander entfernt lagen, wie Flandern und Spanien, und daß die Iren bei weitem nicht die trefflichen Eigenschaften der Friesen und Vlaemingen besaßen. Irland war in dem traurigsten Zustande. Wenn man einige große Bevölkerungscentren und Seehäfen, wie Dublin und Waterford, ausnimmt, war von Wohlstand, von irgend einer Kapitalanhäufung auf der Insel nicht zu reden. Die Bevölkerung war träge und arbeitsscheu. Der Diebstahl war eine nationale Institution; wo viere säeten, kamen hundert zu ernten, und wer am besten zu rauben verstand, galt für den Wackersten. Alle paar Meilen erhob sich inmitten der Felder ein steinerner Thurm, in dem irgend ein adliger O oder Mac wohnte, und wo dieser seine Untergebenen wirklich einmal die Aecker bestellen sah, kam er zur rechten

---

[1]) Schöne Schilderung des englischen Handels und besonders der englischen Seeräuberei bei Prévost-Paradol, Elisabeth et Henri IV., in dem Compte-rendu de l'Ac. des sc. mor. et pol., XXXIV. 122—129.

Zeit heraus und forderte seinen Theil oder auch das Ganze der Ernte.[1]) Gewiß waren die Engländer schuldig, nicht besser Gerechtigkeit auf der Insel aufrecht erhalten und sie nicht umfangreicher kolonisirt zu haben, wenn auch das Grundübel in dem Charakter der eingeborenen Bevölkerung selbst lag. Noch größeres Unheil hatten die Engländer dadurch gestiftet, daß sie den Iren die Reformation aufzwingen wollten, die für dieselben nicht im mindesten paßte. Geglückt war es ihnen damit nicht: nur ein Erzbischof und drei Bischöfe waren Protestanten, während vier Erzbischöfe und sämmtliche andere Bischöfe dem römischen Stuhle ergeben blieben. Dagegen war durch diese Versuche die Feindseligkeit der Iren gegen England erst recht gesteigert worden, so daß Irland sich im Zustande ununterbrochener Empörung befand. Es war dies um so gefährlicher, als es nur wenige englische Soldaten auf der Insel gab, und Geld für Irland von Elisabeth herauszupressen fast zur Unmöglichkeit geworden war.

Der kleine Staat im Norden England's, Schottland, erfreute sich zwar noch seiner nominellen Unabhängigkeit, aber — mit kaum einer Million Einwohner — konnte er eine selbständige europäische Bedeutung nicht besitzen. Die Reformation hatte hier eine völlige Umwälzung hervorgebracht. Die früher unbeschränkte Herrschaft der Nobility und Gentry war gestürzt, ein mächtiger demokratischer Geist durchzog das ganze Staatsleben. Arm und bornirt, aber stahlfest und glühenden Eifers voll, war die schottische Nation bestimmt, das Werkzeug zur festen Begründung der Freiheit auf der britischen Insel zu werden. Damals aber galt der schottische König, Jakob VI., nur etwas als der zukünftige Besitzer der englischen Krone. Da wir jedoch später seine Bestrebungen, sich diese zu sichern, im Zusammenhange zu betrachten haben werden, so wollen wir hier von diesem Gegenstande absehen.

---

[1]) MS. Diego Ortiz an Philipp II. Arch. v. Sim. (Paris).

Eine eigenthümliche Stellung nahm damals Deutschland in der europäischen Welt ein.[1]) Die Kaiserkrone des „heiligen römischen Reiches" war jetzt fester als je mit Deutschland verbunden, seitdem die Krönung in Rom dem Kaiser nicht mehr unentbehrlich war. Es fand sich auch Niemand, welcher Deutschland diese Würde und selbst das Recht bestritten hätte, über die ganze Christenheit zu herrschen. Aber von der faktischen Ausübung dieses Rechtes wollte Niemand etwas hören,[2]) denn dazu sei, so behauptete man, die deutsche Nation wegen ihrer Uneinigkeit, politischen Unfähigkeit und Rohheit unwürdig. Polen hatte längst jedes Band zerrissen, das es mit Deutschland verknüpfte; die Vasallen des Reiches in Italien folgten dem von den spanischen Habsburgern gegebenen Beispiele und nahmen faktische Unabhängigkeit in Anspruch; ja selbst die österreichischen Habsburger hatten ihre Besitzungen: Ungarn, Oesterreich, Steier, Kärnthen, Krain, die slavonische Mark, Tirol, Mähren, Böhmen, Schlesien, die Lausitz, Elsaß, Sund- und Breisgau, so ziemlich ganz aus dem Reichsverbande gelöst. Die große Anzahl, die Stärke und der Muth der Deutschen machten sie noch immer ihren Nachbaren furchtbar, so daß Niemand sich bisher getraut hatte, sie anzugreifen: aber die Vernichtung der kaiserlichen Gewalt und die Religionstrennung ließen es zu keinem offensiven Vorgehen Gesammtdeutschland's mehr kommen. Unsäglich hat damals Deutschland die elende Persönlichkeit Rudolf's II. geschadet. Indolent, träge für alle Staatsgeschäfte, heftig aufbrausend und dann wieder schlaff zusammenbrechend, unzugänglich, wortkarg, ungnädig, so steht dieser „Beherrscher der Christenheit" neben den bedeutenden Fürsten seiner Zeit, einem Philipp, einem Heinrich IV., einer Elisabeth. Unfähige und selbst-

---

[1]) Vgl. über Deutschland die Relation des Tom. Contarini (Alberi I., VI. 193 f.).

[2]) Vgl. Discours du duc de Rohan durant ses persécutions de St. Jean. p. 32 (Mém. de Rohan, Elzev. éd II., 1646): L'Empereur est le premier en honneur, et le dernier en pouvoir.

süchtige Minister besorgten alle öffentlichen Angelegenheiten; eine maßlose Bestechlichkeit herrschte an dem kaiserlichen Hofe zu Prag. Kann man sich wundern, daß bei solchen Verhältnissen Deutschland als Einheit gar nichts mehr bedeutete,[1]) daß die Türken, obwohl ihre Macht bereits im Untergange begriffen war, sich dem Kaiser gegenüber im Vortheile befanden? Dalmatien, Kroatien, Siebenbürgen waren bereits an sie verloren, ebenso der größte Theil des eigentlichen Ungarn mit dessen alter Hauptstadt Buda. Der Landtag mußte nunmehr in Preßburg abgehalten werden Aus seinen Erbstaaten zog der Kaiser nur 2,200,000 Gulden jährlich;[2]) die Beiträge des deutschen Reiches waren unsicher und wechselnd, immer aber sehr gering.

Die skandinavischen Reiche, Polen und Rußland griffen damals so gut wie gar nicht in die westeuropäische Politik ein. So bleibt nur noch übrig, einen Blick auf die Machtstellung der italienischen Fürsten zu werfen, deren politische Zwecke und Bestrebungen übrigens schon erwähnt worden sind. Vom Papste können wir hierbei absehen, da derselbe um diese Zeit seinen Einfluß als weltlicher Fürst fast gar nicht geltend machte.

Durch Ansprüche und Macht ragte hier besonders Savoyen hervor, damals unter dem ewig unruhigen, brennend ehrgeizigen, durch und durch treulosen Herzoge Karl Emanuel eines der wichtigsten Länder Europa's. Das Herzogthum[3]) bestand aus zwei Thei-

---

[1]) Vgl. Droysen, Geschichte der preußischen Politik, II., II. 539, 553.

[2]) Rel. di Vicenzo Tron bei Alberi I., VI. 187. Er rechnet allerdings 2,600,000 Gulden, schlägt aber dabei die Einkünfte Ungarn's auf 800,000 Gulden an, während dieselben, nach den erneuten Verlusten an die Türken, i. J. 1596 nur noch 400,000 Gulden betrugen. Tom. Contarini, 217.

[3]) Relaz. di Fant. Corraro 1598 (Alberi XV. 353. ff.) und di Sim. Contarini 1601 (Alb. II., V., 231 ff.). — Sam. Guichenon, Hist. généalogique de la Maison Royale de Savoie (Turin 1778), I. 3 ff. — Man zählte im Herzogthum ein Fürstenthum, drei Marchesate, vier Herzogthümer, dreizehn Grafschaften und eine Herrschaft; Relaz. di Franc. Priuli (Bar. e Berch. III., I. 17).

len, dem östlich der Alpen und dem westlich dieses Gebirges, jener Piemont, dieser Savoyen im engeren Sinne genannt. Zu Savoyen gehörten damals noch die Landstriche Bresse, Beaugé und Gex. Diese sowohl als Savoyen im engsten Sinne, das wieder in die Kreise Maurienne und Tarentaise, Genevois, Chablais und Faucigny zerfiel, hatten je 200,000 Einwohner, so daß die ganze Provinz Savoyen 400,000 Bewohner enthielt. Aber dieselben waren schon damals französisch wie in Sprache so auch in Gesinnung, außerdem träge und dem Waffenhandwerke abgeneigt; so hatte denn der Herzog seine Hauptstärke in dem italienischen Theile seiner Besitzungen, in Piemont, zu welchem auch Nizza gehörte. Dieses Gebiet war zwar nicht gewerbfleißig, aber doch sehr fruchtbar an Getreide und Wein und reich durch blühende Viehzucht.[1]) Es war von 600,000 Menschen bewohnt, die freilich — ganz unähnlich den jetzigen Piemontesen — wegen ihrer Dummheit, Trägheit und Vergnügungssucht in ganz Italien berüchtigt waren. Die Markgrafschaft Saluzzo, welche der Herzog widerrechtlich inne hatte, besaß nur 60 Ortschaften mit 25,000 Einwohnern und trug jährlich 20,000 Scudi ein.

Die regelmäßigen Einnahmen aus seinem Lande hatte Karl Emanuel auf 700,000 Scudi erhöht; aber er erhob fast ununterbrochen noch außerordentliche Steuern im Betrage von 300,000 Scudi, so daß die Gesammteinnahmen Savoyen's eine Million Scudi — nach jetzigem Geldwerthe 8½ Mill. Thaler — ausmachten, gewiß eine sehr beträchtliche Summe für ein zum Theil armes Ländchen. Außerdem bezog der Herzog 230,000 Scudi — 1,851,000 Thaler — aus spanischen Besitzungen und Renten. Da er aber beständig Krieg führte, so verzehrte er nicht allein diese großen Einnahmen sowie den Schatz von 1½ Mill. Scudi — 12¾ Mill. Thaler — den sein Vater hinterlassen, sondern stürzte sich noch in Schulden. Karl Emanuel war vom glühendsten Ehrgeize verzehrt. Schon längst war es das Streben seiner Dynastie gewesen, das

[1]) Vgl. u. A. Relaz. di Torino di Fr. Priuli, 20.

alte burgundische Reich zu beiden Seiten der Westalpen zu erneuern oder auch, wie man es noch phantastischer ausdrückte, ein Königreich der Allobrogen zu stiften. Karl Emanuel, hitzig und leidenschaftlich, suchte diesem hohen Ziele auf jedem Wege näher zu kommen und war so fortwährend mit Entwürfen zu großen Umwälzungen beschäftigt, ohne bisher irgend einen wesentlichen Erfolg damit erzielt zu haben.[1])

Das Großherzogthum Toskana[2]) dagegen verfolgte, recht im Gegensatze zu dem savoyischen Militärstaate, eine durchaus friedliche Politik. Es umfaßte die drei früheren Republiken Florenz, Siena und Pisa; ein theils sehr fruchtbares, theils von Alters her durch Gewerbfleiß bereichertes Land. Zur Zeit der Republik hatten hier 1,300,000 Menschen, meist in blühendem Wohlstande, gewohnt: jetzt war die Bevölkerung auf eine Million gesunken. So war auch die Hauptstadt Florenz selbst von 120,000 auf 80 bis 90,000 Bewohner herabgekommen. Aber das Land war noch immer in gutem Stande, der Ackerbau entwickelt, der Handel umfangreich. Ohne übergroße Mühe zog der Großherzog Ferdinand von seinen begüterten Unterthanen ein jährliches Einkommen von 1,100,000 Scudi — nach jetzigem Geldwerthe etwa 9⅓ Mill. Thaler. Da die jährlichen Ausgaben höchstens 800,000 Scudi betrugen, so hatten die Großherzöge bereits einen beträchtlichen Schatz aufgehäuft[3]): gewiß eine seltene Erscheinung in der damaligen Zeit, wo alle Staaten so tief verschuldet waren. An besoldeten Truppen unterhielt der Großherzog in Friedenszeiten nur 700 Fußsoldaten, 400 leichte Reiter — und 1200 Pionniere. Aber die Miliz des Großherzogthums umfaßte 30—35,000 wohl eingeübte Leute. Zwei Galeonen, zwei Galeassen,

[1]) Kampschulte, Johann Calvin, I. (Leipzig 1869) 22, 24. — Hudry-Menos, La maison de Savoie, ses origines et sa politique (Revue des Deux-Mondes, 15. Nov. 1866).

[2]) Rel. di Tom. Contarini 1588 (Alb. XV. 251 ff.) und di Franc. Contarini 1598 (Alb. II., V., 433 ff.).

[3]) Im J. 1598 enthielt dieser Schatz bereits 3 Mill. Scudi = 25½ Mill. Thaler nach jetzigem Werthe. Tom. Contarini, 259

vier Galeeren in und sechs außer Dienst machten die Kriegsmarine Ferdinand's aus. Verwaltung und Justiz waren trefflich geordnet.

Mit Venedig, dessen wir schon wiederholt erwähnt, zusammen waren diese Staaten die mächtigern und einflußreichern auf der Halbinsel; Genua, Lucca und Parma als thatsächliche Vasallen Spanien's können hier übergangen werden, und so wollen wir zum Schluß nur noch einige kurze Notizen über die drei kleinen Staaten Ferrara, Mantua und Urbino geben.

Das Herzogthum Ferrara[1]) war in seinen Bestandtheilen Modena und Reggio kaiserliches, in Ferrara und Comacchio päpstliches Lehen und enthielt ungefähr eine Viertelmillion Einwohner, die jährlich 200,000 Dukaten steuerten. Da der Herzog nur ungefähr 200 Soldaten unterhielt und sich sonst auf seine 8000 Mann Miliz verließ, so konnte auch er jährlich 50,000 Dukaten bei Seite legen. Indeß im Jahre 1597 hatte sich Klemens VIII. des eigentlichen Ferrara als erledigten Kirchenlehens bemächtigt.

Größer, aber durch seine unglückliche Lage doch schwächer war das Land Vincenzo's von Mantua.[2]) Es zerfiel nämlich in zwei gänzlich von einander getrennte Theile. Das eigentliche Herzogthum Mantua, ein kaiserliches Lehen, enthielt nur 120,000 Einwohner, von denen ein Drittel sich in der Hauptstadt befand; die Einkünfte betrugen, da die Domänen bedeutend waren, 200,000 Dukaten. Außerdem jedoch hatte der Herzog noch ein anderes kaiserliches Lehen inne, Montferrat, am Po und Tanaro, das 200,000 höchst kriegerische und tüchtige Bewohner zählte und jährlich über 120,000 Scudi einbrachte. Aber dieses Besitzthum, das so weit von Mantua entfernt lag, war um so mehr gefährdet, als der unruhige Karl Emanuel von Savoyen dasselbe gleichfalls beanspruchte.[3]) Vincenzo hielt deshalb dort beständig ungefähr 1000 Mann Besatzung.

[1]) Relaz. di Alvise Contarini (Alb. XV.), 239 ff.

[2]) Rel. di Fr. Contarini bei Alberi II., V. 365 ff.

[3]) Ueber die savoyischen Rechte an Montferrat s. Guichenon, Hist. généal. de la Maison Roy. de Savoie, I. 106 f.

Das kleine Herzogthum Urbino war päpstliches Lehen. Es bestand aus den Städten Urbino, Pesaro und Sinigaglia, hatte 100,000 Einwohner und brachte 40,000 Dukaten ein. Die Miliz, 6000 Mann stark, galt für die beste Italiens.[1]) Der Herzog hatte sich übrigens selbst als Vasallen Spanien's erklärt.[2])

Ueberhaupt streckte Spanien immer zudringlicher, immer unwiderstehlicher seine Arme über die gesammte italische Halbinsel aus.

Dies ist in kurzen Zügen ein Bild von dem Zustande, der Lage und den Bestrebungen der europäischen Staaten im Jahre 1598, als der Tod Philipp's II. und die Befestigung Heinrich's IV. auf seinem Throne eine merkliche Veränderung in der politischen Strömung verhießen. In der That ist dieser Augenblick der Ausgangspunkt für die Ereignisse, welche in fortlaufender Verkettung zu den beiden großen Thatsachen des siebzehnten Jahrhunderts führten: dem dreißigjährigen Kriege und der Begründung des französischen Uebergewichtes in Europa.

[1]) Rel. di Fed. Badoer (Alb. II., V. 377 ff.).

[2]) Lettres et ambassades de Philippe Canaye de Fresnes (Paris 1635), I. 23).

Zweites Kapitel.

Französisch-savoyischer Krieg.

Philipp's III. Persönlichkeit. — Seine Abhängigkeit von seinem Günstlinge, dem Herzog von Lerma. — Sonstige spanische Minister. — Gänzliche Unfähigkeit der spanischen Regierung. — Neue Zerwürfnisse mit Frankreich. — Der savoyisch-französische Streit um Saluzzo. — Plane des Herzogs Karl Emanuel. — Seine Ausflüchte und seine Reise nach Frankreich. — Endlicher Entschluß Heinrich's IV.; Ausbruch des Krieges. — Stellung und Absichten der spanischen Regierung in Bezug auf denselben. — Ueberraschend schneller Sieg Frankreich's. — Neue Friedensverhandlungen; gefährliche Lage Karl Emanuel's; seine dringenden Beweggründe zum Friedensschlusse. — Vermittelnng des Kardinalnepoten Aldobrandini. — Endlicher Abschluß des Friedens zu Lyon. — Karl Emanuel verzögert die Ratifikation. — Wichtigkeit des Lyoner Friedens für die Geschichte Italien's. — Besseres Verhältniß zwischen Spanien und Frankreich. — Heinrich's IV. Privatleben. — Seine Scheidung und Neuvermählung. — Belohnung Rosny's; dessen Verdienste um die Kriegskunst. — Geburt Ludwig's XIII. und Anna's von Oesterreich. — Eheprojekte für Beide.

1598—1601.

Unter bangen Ahnungen für die Zukunft seines Sohnes und seines Reiches war Philipp II. gestorben,[1]) und es sollte sich nur

[1]) MS. Relatione della vita del Re d'Espagna (F. III.) e delli Privati suoi, Ms. Italica der Kgl. Bibliothek zu Berlin fol. 10 p. 379 B. f. Bei der Verabschiedung des Erzherzogs Albrecht sagt Philipp II. zu diesem: che Dio per li suoi peccati, ancorche gli avesse fatto gratia di tanti regni e do-

allzu bald herausstellen, daß seine Befürchtungen wohl begründet gewesen, daß der neue Herrscher nicht fähig war, dem schnell alternden Reiche einen belebenden und erfrischenden Hauch einzuflößen. Philipp III. stand in seinem einundzwanzigsten Lebensjahre — er war geboren am 14. April 1578 — als er die Zügel der Regierung ergriff.[1]) In seiner Kindheit hatte man wenig Hoffnung gehabt, ihn bis zu den männlichen Jahren kommen zu sehen, da er an Aussatz und anderen Folgen schlechter Blutmischung viel gelitten. Als er nun doch heranwuchs, hatte er von seinem Vater und dessen Ministern viel Ungemach zu erdulden. Sowohl von den Staatsgeschäften wurde er gänzlich fern gehalten, als ihm auch Erholungen nicht gestattet waren; nur von Zeit zu Zeit wurde ihm erlaubt, auf die Jagd zu gehen. Der Prinz, welchem das schreckliche Schicksal seines Bruders Karl beständig vor Augen schwebte, ertrug alle diese Kränkungen und Zurücksetzungen mit größter Geduld und unverwüstlichem Gleichmuth und erlaubte sich nicht, ein Zeichen von irgend einer Lieblingsneigung zu geben. Natürlich aber wurde durch eine solche Behandlung die angeborene Schüchternheit und Zaghaftigkeit seines Charakters noch vermehrt, und so hielt er bei seinem Regierungsantritte sich selbst für ganz außer Stande, die ihm zukommenden Geschäfte zu führen.

---

minij, non gli haveva per reggergli e governarli dato figlio, perchè il Principe (Philipp III.) non era che un'ombra di Principe non havendo talento a commandare u. s. w. in sehr starken Ausdrücken.

1) Zur Charakterisirung Philipp's III. dienten mir 1. die eben zitirte Relation (Kgl. Bibl. zu Berlin Ms. Italica fol. 10 p. 376 A — 394 A); 2. das Archiv von Simancas in Paris; 3. Relaz. di Franc. Soranzo (Bar. e Berch. I., I.) 153 ff., Relaz. di Ott. Bon, ibid. 246 f., Rel. di Sim. Contarini, ibid. 287 ff., Rel. di Girol. Soranzo, ibid. 457; 4. Moncada, Restauracion politica, p. 5; 5. Winwood, Memorials, II. — Selten stimmen wohl bei einem Gegenstande alle Berichterstatter so sehr unter einander und mit den Thatsachen überein, wie die Beurtheiler des damaligen spanischen Hofes und seiner leitenden Persönlichkeiten. Das Bild, das wir durch sie alle erhalten, ist das gleich ungünstige. — Nicht ganz richtig ist die Schilderung bei Vittorio Siri, Memorie recondite, I. 22.

Philipp III. war von mittlerem, eher kleinem Wuchse, aber gut proportionirt gebaut und geschickt in seinen Bewegungen. Die Farbe seiner Haut war frisch, weiß und roth, seine Haare blond, in's Röthliche spielend, der Schnurrbart spitz nach oben gedreht, die Unterlippe stand ihm nach habsburgischer Weise weit vor. Sein kleines rundes Gesicht hatte meist einen melancholischen, aber nicht unfreundlichen Ausdruck: nur wenn er grüßte oder länger sprach, lächelte er ein wenig; seine Manieren waren einnehmend, wenn auch etwas verlegen.

Schüchternheit und Mißtrauen gegen sich selbst waren überhaupt die bestimmenden Züge seines Charakters. Er sah es nicht gern, daß man mit ihm persönlich verkehrte,[1]) sondern es sollte Alles schriftlich abgemacht werden, einmal, damit er sich erst über die Dinge unterrichten, und dann, daß er erst den Willen seiner Minister über dieselben erfahren könne. Auch von dem höfischen Verkehr zog er sich möglichst zurück, und liebte es, in seinen Landhäusern abgeschieden zu verweilen, während sein Günstling Lerma die Geschäfte verwaltete und selbst äußerlich das Königthum repräsentirte. Diese Neigung zu geistiger Trägheit wuchs nur noch mit den zunehmenden Jahren, und trotzdem daß er sich allmählich einige Kenntniß seiner Angelegenheiten aneignete, wollte er dieselbe doch nie anwenden. Es ging dies so weit, daß er, obwohl von Natur zur Freundlichkeit und Milde geneigt, doch nie die Begnadigung eines Verbrechers oder die Vertheilung eines Geschenks bewilligte, ohne zuvor die Zustimmung des Herzogs von Lerma eingeholt zu haben. Bei allen diesen Mängeln aber besaß er einen großen Stolz und ein übertriebenes Bewußtsein seiner Würde, wie dies bei schwachen Menschen in Stellungen, die für sie zu hoch sind, so oft zu sein pflegt. Vielleicht hing sein Mißtrauen gegen sich selbst gerade mit diesem Hochmuth ob seiner Würde zusammen. Auch darin glaubte

---

[1]) Man sehe z. B. die Apostille des Königs zu der Consulta des sp. Staatsraths vom 13. Juli 1600. MS. Sim.

er den königlichen Anstand wahren zu müssen, daß er stets seinen Gleichmuth behauptete bei schlimmen und guten Dingen und sich nie dem Zorne hingab. Uebrigens zeigte er bei verschiedenen Gelegenheiten persönlichen Muth, obwohl er nie im Felde erschien.

Die Frömmigkeit des Königs war musterhaft, und sobald es sich um Gewissenssachen handelte, genügte ihm der Wille seines Günstlings Lerma nicht mehr, sondern er fragte auch seinen Beichtiger, den Dominikanerpater Gaspar de Cordova, um Rath. Ja, er ernannte diesen sogar zum Staatsrathe, damit er bei allen wichtigen Angelegenheiten das Interesse der Religion vertrete. Alle religiösen Ceremonien führte der König gewissenhaft aus, besonders aber hegte er eine grenzenlose Hingebung für die Madonna. Die Festsetzung des Dogmas ihrer unbefleckten Empfängniß zu bewirken, hielt er für die Hauptaufgabe seines Lebens und suchte dies auf alle Weise zu erreichen. Er wandte sich deshalb mehrmals an den Papst.[1])

Wein trank Philipp III. fast gar nicht, und überhaupt kannte er nur zwei Leidenschaften: stark essen und körperliche Bewegung. Sein Frühstück war eben so reichlich, wie sein Mittagbrod, und stets pflegte er drei oder gar vier Stunden zu Tische zu sitzen. Der Bewegung halber reiste er viel, und zwar mit seinem ganzen Hofe, so daß jeder Tag der Reise 3000 Scudi kostete; für eine Reise nach Italien schwärmte er stets, aber Lerma litt, damit der König ihm nicht aus den Händen gehe, niemals, daß dieser heiße Wunsch sich verwirkliche.[2]) Die Jagd liebte Philipp leidenschaftlich und zeigte sich auf derselben muthig und unermüdlich, wie er denn auch ein trefflicher Schütze war.

Seine Keuschheit war sprüchwörtlich.[3]) Zu seiner Gemahlin

---

[1]) MS. Dep. Giron's v. 26. Jan. 1619; Arch. v. Sim. K. 1476. — Vgl. Porreño, Vida y hechos de Fel. III. (Yanez, Memorias), cap. XII. p. 330.

[2]) Vgl. Lettres et ambassades de Fresnes-Canaye, I. 176. 185.

[3]) Doch behauptete man — wahrscheinlich ohne Grund — daß er mit der Tochter des Herzogs von Lerma intimen Umgang gehabt. MS. Relatione della vita del Re cat. etc. p. 376 B und Lettres et amb. de Fresnes-Canaye, I. 308.

Margarethe, einer österreichischen Erzherzogin von Gratz, hegte er eine überschwängliche Liebe, die übrigens von derselben in vollem Maße erwidert wurde, und fast nie trennten sich die beiden Gatten, die sich Alles, was nur möglich, zu Gefallen thaten. Zuerst hatte die Königin auch versucht, sich in die Staatsangelegenheiten zu mischen, aber Lerma hatte ihr bald diese Lust verleidet. Er hatte hierzu ein einfaches Mittel gebraucht: er hatte nämlich den König mehrere Male auf das Land geführt, ohne sie mitzunehmen. Dies hatte die arme Fürstin so geschmerzt, daß sie jeden Gedanken an eine politische Thätigkeit aufgab und den Herzog um Verzeihung bat. Nur ihren Beichtvater, einen deutschen Jesuiten, den man gern mit einem spanischen Mönche vertauscht hätte, ließ sie sich nicht nehmen. Sie war auch nicht minder bigott, als ihr Gemahl Don Philipp.

Wie aber war es gekommen, daß dieser Herzog von Lerma sich so unbedingt das Vertrauen des Königs und damit die unbeschränkte Herrschaft über das ganze Reich zu erringen gewußt hatte? Er war unter der Regierung Philipp's II. noch als Marques von Denia der einzige Minister gewesen, welcher dem Thronfolger Gefälligkeit und Ehrerbietung gezeigt und ihm auch bisweilen in seinen finanziellen Nöthen beigestanden[1]) hatte, während — wie erwähnt — die anderen, dem Befehl des Königs gehorsam, ihn stark vernachlässigt hatten. Schon dieses Verfahren des Marques machte auf das empfängliche Gemüth des Prinzen einen tiefen Eindruck, welcher natürlich noch verstärkt wurde, als Denia seinethalben zu leiden hatte; denn er wurde wegen der, dem Prinzen erwiesenen Ehrerbietung vom Könige ungnädig behandelt, von den übrigen Ministern offen verfolgt und in eine Art Verbannung geschickt, nämlich zur Verwaltung der Provinz Valencia. Kaum war nun der Vater gestorben, als Philipp den Marques für das immerhin leichte Ungemach, das derselbe seinetwegen erfahren hatte, überreichlich zu

[1]) MS. Relat. d. vita del Re cat. etc. p. 391 A.

entschädigen begann. Er erklärte ihn sofort zum Mitglied des Staatsrathes, schenkte ihm ein Einkommen von 40,000 Dukaten[1]) und erhob ihn bald zum Herzoge von Lerma, ja es dauerte nicht lange, so dankte der König thatsächlich zu Gunsten seines Ministers ab. Alles ging fortan durch dessen Hände, und der König handelte nur nach Lerma's Vorschlägen. Wer eine Gunst oder ein Amt haben wollte, mußte sich an Lerma wenden, nicht an den König. Der Herzog war auch so eifersüchtig auf seine Gewalt, daß er nicht die geringste Sache aus seinen Händen gab, und hierdurch kam es, daß am spanischen Hofe sich Alles endlos verschleppte; oft mußte man auf eine Audienz bei ihm wochen- und selbst monatelang warten, während man auf Briefe nur ausnahmsweise Antwort erhielt. So war Lerma unumschränkter, als je der Großwesir eines elenden orientalischen Sultans. Und dabei war er doch wenig befähigt, eine solche große, wichtige und verantwortungsschwere Stellung einzunehmen! Lerma war ein gänzlich ungebildeter Mensch, ohne jede Kenntniß von den Angelegenheiten, die er in höchster Instanz und so zu sagen allein verwaltete. Er war von unruhiger, begehrlicher Natur, von Stättigkeit und Ordnung war keine Spur bei ihm vorhanden; der geringste Widerspruch brachte ihn in Wuth, dagegen war ihm grobe Lobhudelei angenehm. Die fremden Gesandten meinten, es sei gut mit ihm auskommen, denn Komplimente und Geschenke vermöchten Alles bei ihm. In der That fröhnte er gemeiner Habsucht. Obwohl aus der vornehmen Familie der Sandoval stammend, war er doch von Hause aus ganz unbegütert gewesen: schon vier Jahre nach dem Regierungsantritte seines Gönners fand er sich im Besitze von zwei Millionen Scudi — etwa 17 Mill. Thaler nach jetzigem Geldwerthe. Seine Ausgaben beschränkte er dadurch erfolgreich, daß er mit seiner ganzen Familie auf Kosten des Königs d. h. des Staates lebte. Geschenke, Würden, Ordensämter riß er an sich, Hof und Verwaltung wurden mit

---

[1]) **Khevenhiller, Annales Ferdinandei V. 2035.**

seinen Verwandten und Kreaturen angefüllt. Den unwürdigsten Menschen, Rodrigo Calderon und Pedro Franqueza, wahren Blutsaugern, gab er die höchste Macht. Jeden, der ihm nicht ganz zu Willen war, oder dessen Einfluß er fürchtete, stürzte er entweder oder sandte ihn, wenn dies nicht möglich, in eine ferne Provinz. Keinen Augenblick ließ Lerma vom Könige, Niemandem gestattete er privaten Zutritt zu diesem. Im Jahre 1600 mißbrauchte er seinen unbeschränkten Einfluß auf den König dahin, daß dieser seinen Hof auf beinahe sechs Jahre nach Valladolid verlegte.[1]) Eine widersinnigere Maßregel ließ sich nicht denken. Madrid besaß sehr gute Luft, Valladolid, inmitten der dürren Ebenen Altkastilien's gelegen, war höchst ungesund; in und um Madrid waren große königliche Paläste und Lustschlösser, während Philipp in Valladolid kein Haus besaß und keinen Ort, wo er sich erfrischen und vergnügen konnte; ganz Madrid hatte nur vom Hofe gelebt und verfiel durch dessen Entfernung dem Untergange und Ruin, während in Valladolid nichts für die Bequemlichkeit eines so großen Hofstaates vorbereitet war. Und doch wurde, trotz aller Vorstellungen und Bitten der Madrider[2]), die Maßregel vollzogen. Denn einmal hatte Lerma seine meisten Besitzungen in der Nähe von Valladolid, und dann entzog er durch die Veränderung den König dem Einflusse von dessen Tante, der Kaiserin Maria (Gemahlin Maximilian's II.), die versucht hatte, sich dem verderblichen Regimente des Günstlings zu widersetzen.

So war es natürlich, daß Lerma trotz der Freundlichkeit und Leutseligkeit, mit der er sich zu benehmen liebte, von Groß und Gering, Hoch und Niedrig bitter gehaßt wurde. Die Vornehmen warfen ihm sein Glück vor und die Anmaßung, mit der er es ausnutzte, und das Volk seine Unfähigkeit und die gemeine Hab-

---

[1]) Vgl. Gil Gonzalez Davila, Vida y hechos de Felipe III. (Madr. 1771), 82.

[2]) Matthieu, Hist. de Henri IV., I. 156 B.

sucht, welche ihn alle Hülfsmittel des Staates nur zu seinem und der Seinen Besten mißbrauchen ließ. Sein König aber, dessen Gutmüthigkeit und Harmlosigkeit den Haß unmöglich machte, gerieth in tiefe Verachtung bei dem Volke, das diesen „Schatten eines Fürsten", wie sein eigener Vater ihn genannt, so ganz unfähig eines Entschlusses, ja überhaupt so völlig willen- und verstandlos in der Hand Lerma's sah. Der Grimm des Volkes über dieses Verhältniß äußerte sich in einer Menge von Spottliedern und Pasquillen auf Philipp und seinen unwürdigen Günstling.[1])

Die übrigen Räthe Philipp's spielten nur eine ganz untergeordnete Rolle. Von den Ministern des verstorbenen Königs wurde besonders der wirklich tüchtige und dabei sehr bescheidene Don Juan Idiaquez noch verwendet. Don Christobal de Moura, der eigentliche Hauptberather Philipp's II., war auf einen ehrenvollen Ruheposten versetzt, indem man ihm zum Granden von Kastilien und zum Vicekönig von Portugal ernannt hatte. Dagegen war der persönliche Liebling des früheren Monarchen, Graf Chinchon, ganz von den Geschäften getrennt und in eine Untersuchung wegen Unterschleifs verwickelt worden. Der wichtigste Mann im Staate nach Lerma, der Beichtvater Gaspar de Cordova, war ein gutmüthiger und rechtschaffener Mann, aber ohne das geringste Verständniß für öffentliche Angelegenheiten. Graf Miranda, der Präsident von Kastilien, war ein unbedeutendes Geschöpf Lerma's.

Dies war die Regierung, welche beständig den Anspruch auf Universalherrschaft erhob und verfocht, ohne daß ihre Mitglieder im Stande gewesen wären, auch nur den kleinsten Staat segensreich zu verwalten. Aber je größer ihre Unfähigkeit, um so stärker war auch ihre Anmaßung, und so konnte es nicht ausbleiben, daß sie trotz des erst soeben geschlossenen Friedens bald wieder mit dem vorwärtsstrebenden Frankreich in Zwiespalt gerieth.

Allerdings war zunächst Heinrich IV. selbst an diesem Schuld.

[1]) Eine Sammlung derselben findet sich bei Matthieu I. 157 A ff.

Es ist bereits erwähnt, daß der französische König trotz des Friedens von Vervins 3000 Soldaten unter dem Hugenotten de la Noue in Holland zurückgelassen hatte. Selbstverständlich beklagte der spanische Gesandte, Don Juan Bautista de Tassis, sich auf das bitterste über diesen Vertragsbruch, und Heinrich erkannte die Gerechtigkeit dieser Beschwerde dadurch an, daß er die Zurückziehung der Truppen aus den Niederlanden versprach. Ja, im Juni 1599 veröffentlichte er sogar ein Dekret, welches bei Todesstrafe und Konfiskation aller Güter jeden militärischen Dienst bei fremden Staaten verbot.[1]) Aber Zusagen und Halten waren bei Heinrich IV. sehr verschiedene Dinge, und so gab er im Geheimen de la Noue und seinen Leuten Befehl, in Holland zu verbleiben, und versicherte die Holländer seiner fortdauernden Unterstützung.[2]) Auf der anderen Seite verlangte er, daß Philipp III., wie dessen Vater bereits gethan, auch seinerseits den Frieden von Vervins beschwöre, damit der spanische König keinen Vorwand behalte, um bei passender Gelegenheit zu behaupten, dieser Friede binde ihn gar nicht. Selbstverständlich aber gab die spanische Regierung nun wiederum hier nicht nach und antwortete, Philipp III. werde den Frieden nur beschwören, wenn auch Heinrich IV. es noch einmal thue; was dieser als eine Beleidigung zurückwies, da es dann so scheinen würde, als ob man seinem ersten Schwure nicht traue. Auch war Heinrich IV. darüber aufgebracht, daß Philipp, mit Hintansetzung aller Forderungen internationaler Höflichkeit, den Tod seines Vaters ihm nicht offiziell angezeigt hatte. Zu allen diesen Ursachen gegenseitiger Unzufriedenheit kamen noch die gewöhnlichen Streitigkeiten wegen Seeräubereien, Beschlagnahme von Schiffen, die Contrebande führten, u. dgl. m. So kam es zu

---

[1]) MS. Consulta d. sp. Staatsr. v. 26. März 1600; Arch. v. Sim. K 1426. — Matthieu I. 171 B. — P. V. Palma-Cayet, Chronologie septénaire bei Michaud et Poujoulat, I., XII., II. 64.

[2]) U. A. MS. Philipp III. an Tassis, von Aranjuez 8. Apr. 1600; Arch. v. Sim. K 1451. — Vgl. Depesche Neville's an Cecil v. 30. Mai 1599; Winwood, Memorials, I. 42. — Dep. Aerssen's an die Generalstaaten v. 16. Juni 1599; Vreede, Lettres et Negociations de Buzanval (Leyden 1846), 186 ff.

keinem ruhigen Genusse des Friedens, von beiden Seiten hatte man Grund zur Unzufriedenheit, und von beiden Seiten rüstete man von neuem.[1]) In Amsterdam wettete man bereits, daß vor Ende des Jahres der Krieg zwischen Frankreich und Spanien wieder ausbrechen werde.[2])

Aber alle diese Streitigkeiten traten zurück vor der großen Frage, die im Augenblicke den Vordergrund des politischen Interesses einnahm: der Frage wegen der Markgrafschaft Saluzzo, einer Angelegenheit, die für die gesammte Entwickelung der staatlichen Verhältnisse Italien's von epochemachender Wichtigkeit werden sollte. Zunächst handelte es sich hier schon um den überaus bedeutsamen Punkt, ob die Franzosen noch festen Fuß in Italien behalten sollten oder diesen zurückziehen müßten; ob sie die Politik Karl's VIII. und Franz' I., die ihre Blicke so scharf auf Italien gerichtet hatte, weiter zu verfolgen oder aufzugeben hätten; ob sie ein Gegengewicht bilden wollten gegen den spanischen Einfluß auf der Halbinsel, oder ob sie diese gänzlich den Habsburgern in die Hände liefern würden. Saluzzo war das letzte Gebiet in Italien, welches die Franzosen beanspruchen konnten. Auf die Wichtigkeit der Entscheidung, wie sie auch ausfallen mochte, für die Geschicke des südlichen Europa überhaupt braucht nicht weiter hingewiesen zu werden, sie springt von selbst in die Augen. Ganz Europa und besonders die italienischen Staaten erwarteten mit Aengstlichkeit den Ausgang einer Angelegenheit, welche bestimmen mußte, ob Italien der spanischen Knechtschaft unrettbar übergeben sein oder von Frankreich vor dieser drohenden Eventualität geschützt werden sollte. Mit dem Aufgeben Saluzzo's hätte Frankreich auf jeden Einfluß auf die Geschicke Italien's verzichtet. Der Stand

---

[1]) In einem Briefe an den Herzog von Arschot v. 26. März 1599 beklagt Heinrich IV. sich bitter über Philipp III.; Lettres miss. V. 101. — Im Anfange des Jahres 1600 übergab dagegen Tassis dem Könige 54 Klagepunkte, zumeist wegen der Holländer; Winwood Mem. I. 150.

[2]) Buzanval an Villeroy, 4. Jan. 1599; Vreede, Lettres et Negociations de Buzanval, 52.

dieser Angelegenheit nach dem Frieden von Vervins ist bereits erwähnt, und es bleibt jetzt nur übrig, deren weitere Entwickelung zu verfolgen.

Der Friede war für den Herzog von Savoyen ebenso ungünstig, wie für seine Beschützer, die Spanier. Er mußte das von ihm mit vieler Mühe und großen Geldopfern eroberte Fort Barraux in der Provence wieder aufgeben, den Fuß zurückziehen, den er schon in Burgund gesetzt, und einstweilen die Pläne vertagen, die er zum Ueberfalle der Stadt Genf geschmiedet. Trotz aller dieser Nachtheile, wegen derer der Herzog sich recht lebhaft über die geringe Fürsorge der Spanier für seine Interessen beklagte, ließ er doch am 21. Juni 1598 den Frieden auch in Turin verkünden.[1]) Die Freude über denselben war groß in dem an Menschen und Geld erschöpften Herzogthum; sie würde geringer gewesen sein, wenn man gewußt hätte, daß der Herzog den Vertrag nur in der Absicht veröffentlichte, um ihn sofort wieder zu brechen.

Karl Emanuel wurde von seiner Eroberungsgier verblendet. Er sah nicht ein, daß sein Interesse eben so gut, wie das der übrigen italienischen Staaten, es erheischte, den Franzosen einen Fleck Erde in Italien einzuräumen, damit sie von dort aus dem spanischen Uebergewicht entgegen treten könnten. Er dachte an nichts, als an die Gewinnung jenes unbedeutenden Ländchens. Direkten Kampf um dasselbe scheute er freilich, und so setzte er, nach Art der damaligen Diplomaten, seine ganze Hoffnung auf die Zeit. Wenn es ihm nur gelänge, meinte er, den König von Frankreich recht lange hinzuhalten, so könne ihm selber die Markgrafschaft nicht entgehen; denn inzwischen würde Heinrich IV. innerhalb oder außerhalb Frankreich's so viele Beschäftigung erhalten, daß er sich mit Savoyen gern für eine Kleinigkeit abfinden werde. Im schlimmsten Falle glaubte der Herzog der Unterstützung Spanien's sicher zu sein. Und so begann

---

[1]) Relazione della Savoia di Sim. Contarini 1598—1601 (Alberi II, V.) p. 235. — de Thou l. 120.

er denn den diplomatischen Kampf mit Frankreich, nachdem er trügerisch zum Zeichen seiner friedlichen Gesinnungen seine Truppen größtentheils entlassen.

Der Herzog war also gewillt, Saluzzo mit allen Mitteln, nöthigenfalls auch mit Gewalt, zu behaupten. Welcher war nun der Standpunkt Heinrich's IV. in dieser Angelegenheit? Wenn man bedenkt, daß Frankreich soeben erst einen furchtbaren dreißigjährigen Bürgerkrieg beendigt, daß noch in dem jüngst abgeschlossenen Kampfe mit Spanien sich das letztere als überlegener Gegner erwiesen hatte, daß die Finanzen des Staates zerrüttet waren und das Königthum von dem guten Willen der Parteien abhing: so wird man es begreiflich finden, daß Heinrich die Sache friedlich beizulegen und einen Streit zu vermeiden suchte, an dem Spanien höchst wahrscheinlich theilnehmen würde. Indeß diese Friedensliebe hatte doch ihre sehr bestimmte Grenze. Zwar an dem kleinen Gebiete von Saluzzo selbst lag ihm nicht sehr viel, da er einmal für die nächste Zeit sich von der großen Politik möglichst zurückzuziehen gedachte, andererseits er auch die Wichtigkeit eines französischen Besitzes in Italien nicht hinreichend gewürdigt hat, wie der spätere Friedensschluß erweist. Aber jenes Land ohne hinreichende Entschädigung aufzugeben, das verwarf er entschieden. Nicht nur sein Ehrgefühl, sein feuriges Selbstbewußtsein hielten ihn davon ab, sondern auch die Klugheit. Seine ganze Stellung beruhte viel zu sehr auf der Achtung und Popularität, die er in Frankreich genoß, als daß er sich der Schande aussetzen durfte, von dem Herzoge des kleinen Savoyen gedemüthigt zu werden. Saluzzo selbst oder hinreichende Entschädigung, von dieser Forderung konnte Heinrich nicht lassen; zwischen beiden mochte der Herzog wählen. Dieser hielt sich damals in Savoyen auf, versprach aber ohne Unterlaß, in kürzester Zeit sich nach Ferrara begeben zu wollen, um sich mit dem Papst über dessen Schiedsspruch in der Angelegenheit von Saluzzo in Verbindung zu setzen. Mit großem Geräusche wurden beständig die Vorkehrungen zur Reise getroffen, aber diese selbst erfolgte nicht. Dagegen machte des Herzogs

Anwesenheit in Savoyen sich bald auf eine andere Weise bemerkbar: er suchte nämlich die Genfer davon zu überzeugen, daß ihre Stadt eigentlich ihm gehöre und sie ihm dieselbe deshalb übergeben müßten. Die Genfer, die, wohl mit Recht, fürchteten, auf die Schmeicheleien würden bald Drohungen und Versuche zu deren Ausführung folgen, wandten sich um Hülfe bittend an Heinrich IV., der ihnen auch wiederholt seinen Beistand zusicherte.[1]) Er erließ sogar eine öffentliche Erklärung, daß Genf in den Frieden von Vervins mit eingeschlossen sei und alle Vortheile desselben genieße.[2])

Ergrimmt über diese derbe Einmischung des französischen Königs in seine Machinationen, fand Karl Emanuel Zeit, zwar nicht nach Ferrara, aber doch nach Mailand zu gehen und mit dem dortigen spanischen Governator, dem Condestable von Kastilien Don Fernando de Velasco, den Fall eines Krieges mit Frankreich zu besprechen. Hier aber empfing er keine günstige Antwort, denn der Governator konnte sich nur zur Stellung von 4000 Mann Hülfstruppen verstehen. Die Lage des Herzogs wurde immer unangenehmer, besonders da Heinrich IV. nicht der Mann war, einem auf seine Kosten geübten Zaubersystem lange unthätig zuzusehen. Das Ende des ersten Jahres, innerhalb dessen der Papst sein schiedsrichterliches Urtheil abgeben sollte, nahte bereits mit starken Schritten, ohne daß ein Ergebniß erzielt worden. Der französische Gesandte, Brulart de Sillery, und der savoyische, der Graf von Verrue, hatten sich inzwischen am päpstlichen Hofe mit höchst schätzbaren juristischen Gründen und Gegengründen bekämpft, die aber die Angelegenheit keinen Schritt weiter brachten.[3]) Zu allem Unglück brach gerade jetzt die Pest in Piemont aus und richtete daselbst furchtbare Ver-

[1]) Lettr. miss. V. 10. 126: Briefe Heinrich's an die Genfer v. 14. Juli 1598 und 31. Mai 1599.

[2]) Ant. Abreu y Bertodano, Tratados de Felipe III., I. nr. 1.

[3]) Palma-Cayet, Chr. septén. 67. — Das Genauere in den Lettres du Cardinal d'Ossat (Paris 1627) I. 596 ff. 645 ff.

heerungen an.[1]) So entschloß sich der Herzog, wieder gelindere Saiten aufzuziehen.

Er sandte deshalb (März 1599) den Grafen Roncas nach Paris, und diesem gelang es besonders durch die Unterstützung der schönen Gabrielle von Beaufort, die er durch große Geschenke gewonnen hatte, noch einmal, eine Verlängerung des Termines um zwei Monate — bis Ende Juni — herbeizuführen. Noch mehr. Da sich damals das Gerücht verbreitete, der König werde nach Lyon reisen, erbat der Herzog sich die Erlaubniß, Heinrich IV. dort aufzusuchen. Dieser erwiderte, er werde sich zwar nicht nach Lyon begeben, aber doch dem Herzoge nach Orleans entgegen gehen, um ihn dort zu umarmen und ihre Streitigkeiten auf freundschaftliche Weise auszugleichen.[2])

In der That traf Karl Emanuel abermals alle Vorbereitungen zu dieser Reise — indeß er führte dieselbe wiederum nicht aus: vielleicht hatte er sie nie ernstlich beabsichtigt, sondern den König nur einstweilen begütigen und vertrösten wollen; vielleicht auch änderte er seinen Sinn in Folge von Briefen, die er jetzt aus Spanien erhielt, und welche ihn ermahnten, nicht nach Frankreich zu gehen, sondern tapfer auszuharren, man werde ihn rechtzeitig hinlänglich unterstützen. Heinrich IV. wartete also vergebens in Orleans und ging mit dem ärgerlichen Ausrufe hinweg, der Herzog scheine sich über ihn lustig machen zu wollen.

Dieser indeß befolgte seine bisherige Weise unverändert weiter und brachte es durch seine Vorspiegelungen dahin, daß der Papst durch seinen Nunzius in Paris, den Patriarchen von Konstantinopel, die Verlängerung des Termines um ein halbes Jahr erwirkte.[3])

---

[1]) Sie währte von dem Ende des Jahres 1598 bis zum Juli 1600; Depeschen Simeone Contarini's an den Venez. Senat, bei Mutinelli, Storia arcana d'Italia, II. 287 ff.

[2]) Sim. Contarini 239 (Relaz.).

[3]) Vgl. MS. Dep. Tassis' vom 15. Febr. 1600 (K 1603 Arch. v. Sim.). — Das Nähere über diese Verhandlungen in den Berichten d'Aerssen's an die

Heinrich wollte eben nicht wieder einen Krieg beginnen, der ihn vielleicht in einen erneuten Kampf mit Spanien verwickelt haben würde, und deshalb ging er auf den päpstlichen Vorschlag ein. Zugleich sandte Karl Emanuel den Ritter Berton nach Paris, um den König günstig für Savoyen zu stimmen. Er hoffte um so mehr auf das Gelingen dieses Auftrages, als Berton ein Verwandter der schönen Gabrielle war, mit der sich zu vermählen der König eben im Begriffe war.[1]) Auch dieses Ehebündniß zog der Herzog in den Kreis seiner Berechnungen, weil ein großer Theil des französischen Adels und Volkes sehr mißgestimmt über dasselbe war. Aber unglücklicher Weise starb Gabrielle d'Estrées gerade, als Berton in Frankreich anlangte, und der doppelte Plan des Herzogs war so abermals vereitelt! Vielmehr traf ein scharfer Brief von Heinrich IV. ein, in welchem derselbe unbedingt die Herausgabe der Markgrafschaft forderte, da sein Recht und seine Ehre dies gebieterisch erheischten.[2])

So waren seit dem Abschlusse des Friedes von Vervins vierzehn Monate verflossen, und noch hatten die Verhandlungen keinen Fortschritt gemacht, vielmehr war es wahrscheinlicher als je, daß es trotz der bisher von Heinrich bewiesenen Geduld zu einer gewaltsamen Lösung kommen müsse. Auch begann der Herzog bereits zu rüsten, und man sah den kleinen beweglichen Mann Tag und Nacht auf den Beinen, um — mitten in dem von der Pest schwer betroffenen Turin — seine Truppen einzuüben und die Wachtposten zu revidiren. Zugleich ersann er eine neue List. Mit der größten Unverschämtheit sprengte er aus, die Franzosen hätten die Citadellen von Turin, Pinerolo, Montmelian und Bourg en Bresse überfallen wollen.[3]) So beabsichtigte er die Meinung der Welt und besonders des Papstes

Generalstaaten vom 22. Juli und 15. Aug. 1599; Vreede, Lettres et Neg. de Buzanval, 239 f. 260.

[1]) Hierüber wird weiter unten weitläufiger gesprochen werden.

[2]) Lettr. miss. V. 137: Lettre à M. des Alymes, v. 16. Juni 1599.

[3]) Es ist charakteristisch für die Zeit, mit welchem Behagen Simon Contarini p. 241 diese sottigliezza mirabile des Herzogs erzählt.

für sich zu gewinnen und einen Vorwand für neue Feindseligkeiten zu erhalten. Er trieb die Verstellung so weit, einige Elende einzuziehen, unter dem Vorgeben, sie hätten den Franzosen bei jenem Plane beistehen wollen. Mit großem Geräusch wurde der Prozeß gegen sie aufgenommen, aber selbstverständlich ließ man dann denselben wieder allmählich einschlummern.

Inzwischen hatte der Papst sich abgemüht, zwischen zwei Gegnern zu vermitteln, die beide entschlossen waren, in der Hauptsache nicht nachzugeben. Da sich noch keine Aussicht zur Schlichtung des Streites zeigte, so wollte er den Termin zum dritten Male verlängern; aber dies wies der König als mit seiner Ehre unvereinbar entschieden zurück und that vielmehr den einzig passenden Vorschlag, der Papst möge sofort die Markgrafschaft einstweilen in Sequester oder — wie man damals sagte — in Depositum nehmen.[1]) Der Patriarch von Konstantinopel begab sich selbst nach Savoyen, um den Herzog zur Zustimmung zu bewegen, und dieser willigte auch scheinbar freudig ein. Nachher machte er aber so viele Schwierigkeiten und Bedingungen, daß man deutlich erkannte, wie er nur wieder Zeit zu gewinnen strebte.

Jetzt riß doch dem Könige die Geduld, und er drohte sein Anerbieten zurückzuziehen. Zugleich kamen aus Spanien, das wegen der üblen Lage seiner Angelegenheiten in Flandern nicht in einen Krieg in Italien verwickelt zu werden wünschte, Briefe, welche dem Herzoge riethen, in das Depositum zu willigen;[2]) und Karl Emanuel

[1]) D'Ossat war sehr gegen diesen Vorschlag, der ihm zu viel von den Rechten des Königs zu vergeben schien; Brief v. 11. Aug. 1599 (Lettres d'Ossat I. 668.).

[2]) Der Erzherzog Albrecht bat wiederholt den spanischen Hof wegen der schlimmen Lage der Dinge in den Niederlanden, den Streit um Saluzzo friedlich beizulegen; Navarrete, Colleccion de documentos ineditos para la historia de España, XLII. 320 (Brief des Erzh. an Lerma vom 15. Nov. 1599). — Es ist aber nicht richtig, wenn Pr. Erdmannsdörffer (in seiner sonst so trefflichen Schrift „Karl Emanuel v. Sav. u. die deutsche Kaiserwahl von 1619“ S. 47.) nachzuweisen sucht, daß „der Friedensstand in Italien ein Axiom für die

konnte sich mit eigenen Augen überzeugen, daß der mailänder Governator nicht im Stande sei, ihm augenblicklich große Hülfe zu leisten. Es war also abermals Zeit, sich nachgiebig zu zeigen, und nun beschloß der Herzog wirklich eine Reise nach Frankreich zu unternehmen, zumal da sein dortiger Gesandter, Berton, ihm schrieb, daß der König nur auf ein solches äußerliches Zeichen der Unterwürfigkeit warte, um alle Ansprüche auf Saluzzo aufzugeben. Der stets sanguinische Herzog war zu einer solchen Annahme um so mehr geneigt, als er sich für einen feinen und scharfen Diplomaten hielt, dem es leicht glücken müsse, den Béarner ganz für sich einzunehmen. Um den König schon von vorn herein für sich günstig zu stimmen, stellte er sich sehr unzufrieden mit den Spaniern und weigerte sich wirklich, seine ältesten Kinder zur Erziehung an den spanischen Hof zu schicken. Als er sich dann durch zwei außerordentliche Gesandte, die Grafen Saint-Trivier und de Roncas, sowie durch mehrere eigenhändige Briefe von dem Wunsche Heinrich's, ihn zu sehen, überzeugt hatte,[1]) begab er sich — trotz der Abmahnungen des spanischen Gesandten — im Dezember 1599 auf den Weg nach der französischen Hauptstadt. Natürlich war er fest entschlossen, die Markgrafschaft unter keiner Bedingung oder doch nur für überreichliche Entschädigung aufzugeben.[2]) Er äußerte, ehe er Saluzzo ließe, wolle er es zu seinem und seiner Familie Grabe machen.[3]) So sicher hoffte er auf seinen Sieg, daß er vor seiner Abreise sich noch der päpstlichen Einmischung entledigt hatte. Er hatte nämlich durch seinen Gesandten in Rom dem Papste melden lassen, er wisse wohl, daß Se. Heiligkeit dem Könige Recht geben werde, da dieser

Politik Philipp's II. sowohl als seines Nachfolgers Philipp's III. war." In Bezug auf den Letztern werden die folgenden Darlegungen diese Ansicht nur allzu sehr widerlegen.

[1]) Lettr. miss. V. 163. 165. 179.

[2]) In Paris hoffte man auf Nachgiebigkeit Seitens des Herzogs; Neville an Cecil, 1. Nov. 1599 (Winwood, Mem. I. 126).

[3]) Neville an Cecil, 3. Jan. 1600; ibid 142.

sich bereits verpflichtet habe, nachdem er die Markgrafschaft erhalten, sie dem Papste zu überliefern. Klemens VIII., über diese verstellten Verwürfe empört, gab sein Mittleramt nun auf, wie der Herzog es längst gewünscht hatte;[1]) auch war es dem Papste lieb, der Fällung eines Urtheils enthoben zu sein, das — wie es auch ausfallen würde — ihm den Unwillen entweder Frankreich's oder Spanien's zuziehen mußte.[2])

Sein Empfang in Frankreich entsprach in der That allen seinen Erwartungen. Zuerst wurde ihm der Graf de la Varenne, dann der Herzog von Nemours, der zugleich auch savoyischer Vasall war, entgegen gesandt. Ueberall auf seinem Wege wurden ihm königliche Ehren erwiesen.[3]) Aber als er nach Paris kam, fand er den König ganz anders, als er gehofft hatte. Derselbe kam ihm vielmehr mit der bestimmten Erklärung entgegen, er wolle Saluzzo auf jeden Fall haben. Nur mit großer Mühe und unter Beihülfe des Patriarchen von Konstantinopel ließ Heinrich sich von diesem absoluten Standpunkte abbringen und zu der Erlaubniß bewegen, daß man in Unterhandlungen eintrete.[4]) Zuerst bot nun der Herzog an, für Saluzzo die Stadt Barcelonetta in Piemont und damit den freien Eintritt in die oberitalienische Ebene an Frankreich abtreten zu wollen: aber hiervon wollte der König nichts hören. Saluzzo, am Ostabhange der Alpen gelegen, bot ihm schon selbst einen freien Paß nach Italien und war dabei umfänglicher und volkreicher, als

[1]) Sully, Oeconomies royales (éd. 1778 London) III. 388. — Matthieu, Hist. d. Henri IV., I. 147 A. B.

[2]) Brief Ossat's an Villeroy, 27. Juli 1599; Lettres d'Ossat, I. 664.

[3]) Lettres miss. V. 185, 191. — Sully, Oecon. roy., III. 417 f. — de Thou, Historia, lib. 123 (éd. Genev. 1620, V. 886 f.). — Supplément au Journal de Pierre de l'Estoile (Michaud et Poujoulat II., I., 2) 305. — P. Cayet Chr. sept. 68. — Einige Minister riethen dem Könige, den Herzog gefangen zu nehmen und ihn so zum Nachgeben zu zwingen; indeß der König wies dies als unehrenhaft zurück. Aubigné, Histoire Universelle, V., 4 (III. 467 éd. 1620).

[4]) MS. Dep. Tassis' v. 14. Jan. 1600; Arch. v. Sim. K 1603.

das Gebiet von Barcelonetta. Auch in der Hoffnung auf seine persönliche diplomatische Geschicklichkeit sah Karl Emanuel sich getäuscht, denn der König verweigerte alle direkten Verhandlungen über die schwebende Angelegenheit mit ihm, vielmehr mußten von beiden Seiten je fünf Deputirte ernannt werden, die mit einander eine Art Konferenz abhielten. Alle Versuche des Herzogs, seine Beredtsamkeit persönlich auf Heinrich IV. einwirken zu lassen, wies dieser höflich aber ganz entschieden zurück. Endlich bot ihm der eben so gewissenlose wie sanguinische Karl Emanuel vertraulich für die Markgrafschaft Saluzzo sein Bündniß — zur Eroberung Mailand's, Neapel's und des Kaisertitels für Heinrich an, aber natürlich erhielt er hierauf nur spöttische Antwort.

So waren alle die kleinen Künste, auf welche der Herzog gerechnet, vergebens gewesen; indeß er ließ sich durch dieses Mißgeschick nicht entmuthigen, und versuchte es auf andere Weise: seine Vorschläge zum Gebietsaustausch wurden immer freigebiger, wenn er nur das Streitobjekt, Saluzzo, behalten dürfe. Er wollte dem Könige dafür einige Plätze in der Bresse, ja selbst die ganze Bresse geben, unter der Bedingung, daß ein savoyischer Prinz dort Gouverneur werde; ferner Barcelonetta und einige andere Orte in Italien. Am 17. Januar 1600 wiederholte er diese Anerbietungen und wollte noch das ganze Thal der Stura dazu geben: umsonst, alles dies genügte Heinrich IV. nicht. In dieser Noth nahm Karl Emanuel seine Zuflucht wieder zum Papst, dessen Einmischung er soeben erst selbst beseitigt hatte; dieser solle vermitteln und die Markgrafschaft in Depositum nehmen. Dazu, erwiderte der König, sei es jetzt zu spät.[1])

Am 11. Februar übergab dann der Herzog ein umfangreiches Aktenstück, in welchem vierfache Vorschläge gemacht wurden.[2]) Der erste derselben ging dahin: der Herzog liefert dem Könige die Markgrafschaft unter den Bedingungen aus, daß 1. dieselbe einen dem

[1]) MS. Dep. Tassis' v. 4. Febr.; Arch. v. Sim. K 1603.

[2]) MS. Dep. Tassis' v. 12. Febr.; ibid.

Herzoge genehmen Gouverneur erhalte; 2. die Garnisonen aus Schweizern der sechs katholischen Kantone beständen, die mit beiden Staaten gleicherweise verbündet waren; 3. in zwei bis drei Jahren der Papst ein endgültiges Urtheil über den Besitz der Markgrafschaft fälle; 4. der Gouverneur schwöre, dieselbe dem vom Papste bezeichneten Besitzer zu übergeben; 5. keine Neuerungen getroffen; 6. die savoyischen und französischen Orte, die noch wechselseitig im Besitze des Andern seien, ausgetauscht würden; 7. der König sich den Plänen des Herzogs auf Genf nicht widersetze. Der zweite Vorschlag lautete: der Herzog wird dem Könige die Markgrafschaft einfach zurückgeben, wenn der Letztere ihm gestattet, sich sofort mit Gewalt Genf's zu bemächtigen. Der dritte Vorschlag lief auf ein dem oben erwähnten ähnliches Tauschgeschäft hinaus, während der vierte abermals das Depositum der Markgrafschaft zu Händen des Papstes beantragte. Karl Emanuel fand in dieser seiner Versatilität sicher den höchsten Triumph seiner diplomatischen Kunst. Aber sie scheiterte an dem festen Willen Heinrich's, auf keine Lösung einzugehen, welche nicht die Ueberlegenheit Frankreich's über seinen kleinen kecken Gegner darthäte.

Wenige Tage darauf lief die Antwort des Königs ein.[1]) Sie betheuerte die Friedensliebe desselben, die er ja seit Beginn der Verhandlungen vielfach bewiesen, verwarf aber entschieden die Bedingungen, die in dem ersten Vorschlage des Herzogs für die Rückgabe Saluzzo's gestellt waren. Vielmehr wolle Heinrich unumschränkt alle seine Rechte in der Markgrafschaft ausüben, nur willige er aus besonderer Freundschaft für den Herzog ein, dort einen dem Herzoge genehmen Gouverneur anzustellen und in den ersten zwei Jahren die Garnisonen aus den Schweizern zu nehmen, mit Ausnahme der Citadellen, die von Franzosen besetzt werden sollten. Unter diesen Bedingungen wollte Heinrich IV. sich auch einem unparteiischen Urtheile des Papstes innerhalb eines gewissen Zeitraumes

---

[1]) MS. Dep. Tassis' vom 15. Febr.; ibid.

unterwerfen. Wollte indeß der Herzog sofort Saluzzo behalten, so müßte er die ganze Bresse nebst der wichtigen Festung Pinerolo, Barcelonetta und einigen anderen italienischen Gebieten uneingeschränkt abtreten. Indeß diese letztere Bedingung war so ungeheuerlich, daß der Herzog sie zurückweisen mußte, und ihm eigentlich nur die erste Eventualität übrig blieb. Von irgend einer Unternehmung gegen Genf wollte Heinrich, obwohl der Papst und sein Nunzius hierin den Herzog mit allem Eifer unterstützten, gar nichts hören und ermahnte im Gegentheil den Herzog sogar mündlich, diese Stadt in Frieden zu lassen.[1])

Schon fast drei Monate war Karl Emanuel in Frankreich, und noch immer machte er weder Miene, die Anträge Heinrich's IV. anzunehmen, noch schien er an seine Abreise zu denken, obwohl er von seiner Umgebung schon fast ganz allein gelassen war. In der That sah der Herzog sehr wohl ein, daß er auf diesem Wege nichts erreichen werde; aber ein gewandter Politiker von seinem Schlage besaß noch andere Hülfsmittel. Es lag ihm das Hauptinteresse seines Aufenthaltes bereits seit einiger Zeit nicht mehr in den offenen Verhandlungen mit den französischen Diplomaten, sondern in den geheimen Verbindungen, die er mit mehreren sehr wichtigen Persönlichkeiten in Frankreich angeknüpft hatte;[2]) 400,000 Ecus hatte er auf Geschenke verwendet.[3]) Es ging ihm dies auch leicht von Statten, da von den Bürgerkriegen her der Same der Unzufriedenheit noch reichlich in Frankreich zurückgeblieben war. So hatte er mehrere Adlige und Beamte gewonnen, aber bedeutungsvoller, als alles dieses, war sein Einverständniß mit dem Marschall Herzoge von Biron.

Dieser, von Heinrich IV. mit Wohlthaten überhäuft, vom Ba-

---

[1]) Lettr. miss. V. 207. 210. — Matthieu I. 237 A. B.

[2]) Sully, Oec. roy. III. 421. — P. Cayet, Chr. sept. 75. — de Thou I. 123, t. V. 888. — Sully's Angaben müssen übrigens mit größter Vorsicht aufgenommen werden, da sie — aus persönlichen Gründen — ungemein parteiisch gegen die Führer der katholischen Mittelpartei (Villeroy, Bellievre u. s. w.) sind und auch außerdem viele Ungenauigkeiten enthalten.

[3]) Aubigné, Histoire Universelle V., 4 (III. 467 éd. 1620.)

ron und einfachen Mestre de Camp zum Herzog und Marschall erhoben, mit dem wichtigen Gouvernement Burgund betraut, war durch seinen schrankenlosen Ehrgeiz zum undankbarsten aller Menschen gemacht worden. Er war einer jener unbändigen Emporkömmlinge, deren durch den Erfolg angestachelter Ehrgeiz alle Schranken der Verhältnisse und der Sittlichkeit keck zu überspringen sucht; es schmerzte ihn, seinen König allzu mächtig und sich deshalb nicht mehr unentbehrlich und als obersten Schiedsrichter der Geschicke Frankreich's zu sehen. Auf die höchste Stufe gelangt, zu der ein Unterthan steigen konnte, schaute er nach einer Möglichkeit umher, selbst souveräner Fürst zu werden, und sollten sein Vaterland und sein königlicher Wohlthäter darüber zu Grunde gehen So stand er schon seit dem Jahre 1595 in Verbindung mit den Spaniern. Heinrich war deshalb gewarnt worden, aber er hielt eine solche Undankbarkeit und Treulosigkeit für unmöglich bei einem Menschen, den er selbst über Alle liebte.[1]) Einen Aufenthalt in Brüssel, um als außerordentlicher Gesandter den Frieden mit dem Erzherzoge Albrecht[2]) zu beschwören; hatte Biron nur zu verrätherischen Unterhandlungen benutzt. Jetzt ließ der Marschall sich von dem Herzoge von Savoyen durch das Anerbieten verführen, er solle die dritte Tochter desselben zur Gemahlin erhalten. Dafür verpflichtete er sich, dem Herzoge beizustehen und zu helfen gegen Alle ohne Unterschied, und zumal dem Könige von Frankreich so viele Schwierigkeiten und Verlegenheiten im Innern seines Landes zu bereiten, daß derselbe nicht im Stande sei, die Markgrafschaft Saluzzo zu erobern. Außerdem entwarf der Herzog einen Vertrag zwischen dem Marschall und Spanien.[3]) Durch solche Mittel hoffte Karl Emanuel sich für alle Fälle sicher zu stellen.

[1]) **Matthieu II. 130 A.** (Der König spricht über Biron:) **Jamais je n'ay tant aymé personne comme je l'ay aymé; je luy eusse fié mon fils et mon royaulme.**

[2]) S. S. 19.

[3]) **P. Cayet, Chronol. septén. 183 ff. — Vgl. Matthieu I. 216 B. ff. —**

Wenn nun auch Heinrich IV. von diesem Mißbrauche seiner Gastfreundschaft durch seinen „theuren Bruder“ von Savoyen nichts Genaueres wußte, so mußte ihm die lange resultatlose Anwesenheit desselben um so mehr auffallen, da er dessen Charakter genau kannte, überhaupt die Verschleppung der Angelegenheit sehr unangenehm sein. Er entschloß sich also kurz und sandte seinen Staatssekretär Villeroy dem Herzoge auf das Zimmer mit dem kategorischen Auftrage: die beiden zuletzt erwähnten Bedingungen seien das letzte Wort des Königs, eine von ihnen müsse der Herzog annehmen; hierzu solle er sich durch seine Unterschrift verpflichten, wenn er aber dies nicht wolle, eiligst das Land räumen.[1])

Den Herzog, der fest entschlossen war, es auf das äußerste ankommen zu lassen, und der hierzu alle Vorbereitungen getroffen zu haben glaubte, hielt nun nichts mehr in Frankreich zurück. Im Gegentheil fürchtete er, seine Umtriebe könnten an's Licht kommen und er dann selbst von dem Könige zur Verantwortung gezogen werden. Um also keinerlei Verdacht zu erregen und so bald wie möglich frei zu kommen, unterzeichnete er am 27. Februar 1600 einen Vertrag, in dem er versprach, innerhalb dreier Monate — bis zum 1. Juni — eine der beiden zuletzt von Heinrich IV. gestellten Forderungen anzunehmen.[2]) Dann reiste er unverzüglich ab, nachdem er zuvor seine Verstellung so weit getrieben, den spanischen Gesandten in Paris, Tassis, zu bitten, er möge doch den König Philipp diesem Vertrage günstig zu stimmen suchen![3])

Freilich, der spanische Hof kannte die wahren Absichten des Herzogs besser. Kaum war derselbe einige Meilen von Paris entfernt, als er den Marquis Lulin nach Brüssel und seinen Kanzler Belli nach Valladolid entsandte, um von dem Erzherzoge und be-

Alle Nächte verhandelte Biron mit dem Herzog durch seinen Vetter, la Fin: Mémoires de Beauvais-Nangis (Paris 1665), p. 61.

[1]) Sim. Contarini, 245 f. — Vgl. de Thou, l. 123 t. V. 890.

[2]) MS. Arch. v. Sim. K 1603 Nr. 18. — Matthieu I. 242 B ff.

[3]) MS. Dep. Tassis' v. 27. Febr. bis 2. März; Arch. v. Sim. K 1603.

sonders dem katholischen Könige eine wirksame Unterstützung an Geld und Leuten zu fordern; denn schon hatte er sich zur Ergreifung der Waffen fest entschlossen. Der offene Krieg, so hoffte er, werde von einem Aufstande seiner Freunde in Frankreich begleitet werden; käme hierzu noch die spanische Unterstützung, dann könne es ihm gar nicht fehlen. Sobald er wieder in sein Land zurückgekehrt, schickte er an Heinrich IV. die Zurückweisung der Einkünfte und Benefizien, die ihm von diesem geschenkt worden, und die an 150,000 Scudi jährlicher Renten werth waren. Bei dem Papste und den übrigen italienischen Regierungen beschwerte er sich über den Zwang, den man auf ihn ausgeübt, indem man ihn zu dem pariser Vertrag genöthigt.[1]) Zugleich begann der Herzog, mit großem Eifer seine Festungen zu verstärken und Truppen auszuheben. Auch setzte er sich sofort wieder mit seinen Anhängern in Frankreich in Verbindung, und in der That kamen die Wirkungen des savoyischen Goldes bald zu Tage. Am Hofe Heinrich's wurden aufrührerische Reden laut, und man konnte die Großen und Minister des Königs mit vielem Nachdruck gegen jeden Krieg mit Savoyen reden hören. Sie eiferten gegen den Gedanken an einen neuen Krieg, nachdem Frankreich erst soeben anfange, sich der Wohlthaten des Friedens zu erfreuen, zumal wegen Saluzzo's, dessen Vertheidigung sechsmal so viel kosten würde, als es einbringe. Sei nicht die Freundschaft Savoyens dem Besitze Saluzzo's weit vorzuziehen? Niemand könne den Ausgang eines Krieges vorher bestimmen, an dem jedenfalls der König von Spanien theilnehmen werde. Auf diese seine Freunde hatte der Herzog gerechnet, wenn er bei seinem Abschiede von Frankreich sagte: „nur mit dem Schwerte werde man die tiefen Spuren verwischen können, die seine Anwesenheit daselbst gelassen.“[2])

Uebrigens setzte er seine Bemühungen, den König über seine

[1]) P. Cayet, Chr. sept. 106.

[2]) de Thou, l. 123, V. 891: vestigium, quod tam alto in regno infixisset, non nisi ferro deleri posse.

wahren Absichten zu täuschen, eifrig fort. Er schrieb an den Gouverneur von Lyon, die Ergebnisse seiner Reise nach Frankreich erfüllten ihn mit immer größerer Freude, und er werde demnächst den pariser Vertrag ausführen; Aehnliches schrieb er an Heinrich selbst. Mit Herrn v. Berni, dem französischen Gesandten in Turin, hatte der Herzog häufige vertraute Unterredungen, und täglich fanden Rathssitzungen statt, um angeblich schlüssig über jenen Vertrag zu werden. Dann bot er wieder Heinrich IV. ein Bündniß gegen Spanien an und ließ ihm melden, daß, wenn er — der Herzog — noch mit der Vertragsausführung zögere, dies nur darum geschehe, um die Summen, die ihm von den Spaniern versprochen seien, erst wirklich zu erhalten.[1])

Wenn Karl Emanuel so durch alle Künste einer unskrupulösen Diplomatie sich bemühte, Zeit zu gewinnen, so geschah dies, um für sich und auch für die Spanier die Möglichkeit zum Rüsten zu erlangen. Des Herzogs Abgesandter in Spanien nämlich, Belli, machte ihm die besten Hoffnungen auf eine thätige Unterstützung von Seiten dieses Staates; der Herzog möge nur zusehen, die Sache möglichst hinauszuschieben, denn vor dem August könne der Graf Fuentes, der mit Geld und Truppen nach Mailand gesandt werde, dort nicht ankommen. Schon die Wahl dieses Mannes schien dem Herzoge das Beste zu versprechen, denn Fuentes war der vorzüglichste General Spanien's und zugleich ein fanatischer Katholik und Patriot, der nichts sehnlicher wünschte, als die Besiegung Frankreich's und besonders den Untergang des Ketzers Heinrich. Doch verließ der Herzog sich nicht ausschließlich auf die Spanier, sondern setzte auch seine eigenen Vorbereitungen eifrig fort. Besonders suchte er dem französischen Könige im Innern seines Reiches zu schaffen zu machen und blieb deshalb durch einen gewissen La Fin, einen Verwandten des Marschalls Biron, in beständiger Verbindung mit

[1]) Sim. Contarini, 246. — Matthieu, I. 247 B. 265 A. — de Thou. L. 123, V. 891.

dem Letzteren. Diesen hatte er in den höchsten Zorn gegen den König gesetzt, indem er ihm berichten ließ, wie Heinrich einst, als der Herzog den Marschall Biron und dessen Vater gewaltig gelobt, ärgerlich ausgerufen habe: „Ich habe mehr Mühe gehabt, den Hochmuth und die Rohheit der beiden Biron, Väter und Sohn, zu zügeln, als ich Nutzen von denselben gezogen.“ [1]) Biron gewann dann noch mehrere andere vornehme Herren, um im entscheidenden Augenblicke einen Aufstand in Frankreich hervorzurufen, welcher dem Herzoge den Sieg im Kriege sichern mußte. Die Spanier, so rechnete man, würden von der Franche-Comté aus Biron, der ja Gouverneur von Burgund war, unterstützen. Inzwischen gingen die Rüstungen in Savoyen selbst unausgesetzt vor sich.

König Heinrich ertrug alle diese Dinge mit großer Geduld, denn einmal glaubte er wirklich, der Herzog werde schließlich, wenn der festgesetzte Termin gekommen, nachgeben, und zweitens war er weit davon entfernt, den Krieg zu wünschen,[2]) dessen Ausgang immerhin ein zweifelhafter war. Zwar konnte der bekannte Charakter Philipp's III. sowie der nicht minder bekannte Wunsch Lerma's, den Frieden zu bewahren, damit nicht Andere zur Bedeutung gelangten, und damit das Geld Spanien's nicht durch den Krieg ihm und seinen Freunden entzogen werde, ferner die soeben bei Nieuwport erfolgte Niederlage des Erzherzogs Albrecht eine gewisse Bürgschaft dafür geben, daß Spanien sich nicht sogleich am Kampfe betheiligen werde; aber noch sicherer war es, daß Spanien schließlich die Bedrohung seines beständig vorwärtsschreitenden Supremats in Italien nicht ruhig mit ansehen konnte. Und selbst in dem unwahrscheinlichen Falle, daß Spanien sich gänzlich vom Kriege fern halten würde, mußte es, wenn der Krieg sich in die Länge zog, durch die gegenseitige Schwächung Frankreich's und Savoyen's jedenfalls Vortheil aus demselben erlangen. Diese Erwägungen ließen Heinrich den

---

[1]) Dupleix, Hist. de Henry le Grand, 273.

[2]) MS. Dep. Tassis' v. 10. Juni 1600; Arch. v. Sim. K 1603.

Frieden erwünscht erscheinen. So äußerte er zu dem savoyischen Gesandten Roncas, wenn der Herzog ihm nur Saluzzo im Juni ausliefern würde, so werde derselbe schon den Beweis von Frankreich's Freundschaft erhalten.[1])

Der Juni kam heran, und es war immer noch nichts von Anstalten des Herzogs zur Auslieferung Saluzzo's zu merken. Im Gegentheile machte Roncas immer neue Schwierigkeiten, that immer neue Vorschläge zur Abänderung des pariser Vertrages, und zwar, um dem König Philipp Zeit zu geben, die Antwort auf die letzten Vorstellungen des Herzogs zu ertheilen.[2]) Jetzt aber wurde es doch Heinrich IV. klar, daß Karl Emanuel sein Spiel mit ihm treibe. Allerdings wünschte er den Frieden, aber einen ehrenvollen Frieden. Er war von vornherein entschlossen gewesen, wenn er denselben nicht erlangen könne, für seine und Frankreich's Ehre schließlich Alles zu wagen, und den Herzog entweder zur Herausgabe Saluzzo's oder zu einer reichlichen Entschädigung zu zwingen; und, um es zu wiederholen, nicht allein sein Ehrgefühl veranlaßte ihn hierzu, sondern auch die Erwägung, daß die Macht, die er über Frankreich ausübte, zum größten Theile auf seiner Popularität beruhte, und daß diese unwiderbringlich verloren sein würde, wenn er vor einem so kleinen Fürsten, wie Karl Emanuel, zurückwiche.[3]) Roncas mußte also nach einer langen erfolglosen Audienz bei dem Könige Paris verlassen, und der Letztere sandte am 9. Juni durch einen Brief dem Herzoge die vielsagende Meldung, er werde nach Lyon, also in die Nähe der savoyischen Grenze, abgehen.

So schnell fand indeß die Reise nach Lyon nicht statt. Die Vorstellungen seiner Hofleute und die Schwangerschaft seiner Geliebten, der Marquise von Verneuil, hielten den König noch drei

---

[1]) Ibid., vgl. Brief Heinrich's an den Connétable Montmorency, Lettr. miss., V. 250 f.

[2]) MS. Dep. Tassis' v. 10. und 14. Juni mit der Apostille Philipp's

[3]) Man sehe hierüber Heinrich's eigene Aeußerungen an de Souvré, Lettres miss., V. 251; und an Montmorency ibid. 253.

Wochen auf dem Wege von Paris nach Moulins zurück, bis endlich die Entbindung der Marquise von einem todten Kinde und die Bitten Rosny's, des eifrigsten Anhängers des savoyischen Krieges, den König zur Abreise nach Lyon bewegten, wo er in der That noch am 9. Juli anlangte.[1])

Und nun traf Heinrich auch alle Vorbereitungen für den Krieg, der große Schwierigkeiten zu bieten drohte. Einige Festungen des Herzogs, wie Bourg, Montmélian und Pinerolo, galten für unüberwindlich. That der Herzog nur wenige Monate Widerstand, so trat die schlimme Jahreszeit ein, die inmitten der höchsten Alpenketten jede militärische Operation unmöglich machte. Einstweilen würden dann auch die Spanier Lust und Kräfte gewonnen haben, sich in den Krieg zu mischen. Es galt also, mit Energie und Schnelligkeit zu handeln. Der König, der sich den Oberbefehl vorbehalten hatte, zog eine Armee von 15,000 Mann, Franzosen und Schweizern, zusammen. Aus Hugenotten wurde das neue Regiment Navarra gebildet. Die Schweizer wurden eingeladen, an dem Kriege gegen Savoyen theilzunehmen.[2]) Der alte unfähige d'Estrées wurde vom Oberbefehl der Artillerie entfernt, und dieser Rosny übertragen. Der Letztere blieb noch in Paris, sammelte Gelder, hob Milizen aus, ließ vierzig Geschütze nach Lyon und Grenoble bringen und kam dann selbst zum Könige, um diesen zum Kriege zu ermuntern.[3])

Wirklich war dieses nothwendig, denn Karl Emanuel ließ noch einmal alle seine Minen springen, um den König zur Nachgiebigkeit oder doch zum Aufschube zu bewegen. Zeichendeuter, Wahrsager und Astrologen erfüllten den Palast in Lyon mit düsteren Prophezeiungen über die Zukunft Frankreich's, über das nahe furcht-

---

[1]) Lettr. miss., V. 245. — Sully, Oec. roy. III. 437 f. — Matthieu, I. 267 A. — de Thou, l. 125. V. 924. — MS. Voyage du Roy (Manuscr. français, Paris, vol. 4020 p. 36 A ff.).

[2]) Lettr. miss., V. 288.

[3]) Genaue Schilderung der Rüstungen bei Aubigné, V. 5 p. 472 f.

bare Ende Heinrich's. Auch kamen am 16. Juli abermals Gesandte des Herzogs bei dem Könige an: der Erzbischof von Chambéry, der Marquis Lulin und Roncas, die — wie gewöhnlich — offene und auch geheime Friedensbedingungen mitbrachten. Die ersteren bestanden in der Forderung, daß zum Gouverneur von Saluzzo, das freilich an Frankreich ausgeliefert werden solle, ein Sohn des Herzogs ernannt werde; der König wies dies einfach zurück. Im Geheimen kam dann Karl Emanuel wieder auf seine alten Vorschläge: der König möge ihm Saluzzo lassen, dann wollten sie zusammen gegen die spanischen Besitzungen in Italien ziehen; davon sollte Mailand an Savoyen fallen, Neapel aber an Frankreich. Im Anfange brauche der König ihn nur mit 4000 Infanteristen und 1000 Reitern zu unterstützen, denn für das Mailändische sei ihm schon durch die geheimen Verbindungen, die er in Mailand selbst, in Alessandria, Novara u. s. w. besitze, der Weg gebahnt.[1]) — Es ist wahrscheinlich, daß diese Anerbietungen nicht auf Täuschung Heinrich's berechnet, sondern ganz ernst gemeint waren, denn wir sehen den Herzog später immer wieder auf diese Gedanken zurückkommen. In der That würde er sich wenig Gewissen daraus gemacht haben, die Spanier, die ihn bisher so lau unterstützt hatten, zu verrathen, wenn nur ein Gewinn dabei zu hoffen war. Indeß, Heinrich IV. war nicht der Mann, etwas Sicheres für solche Chimären aufzugeben; er lehnte auch diese Vorschläge ab. — Nun, meinte Roncas, bleibe ihm nichts übrig, als neue Instruktionen von seinem Herrn einzuholen. Da der Weg nicht lang war, gestattete der König die Reise, und diese Willfährigkeit schien wirklich reich belohnt zu werden, da Roncas mit der Erklärung seitens des Herzogs zurückkam, derselbe sei gewillt, Saluzzo unter den Bedingungen des pariser Vertrages zurückzugeben.[2]) Die Freude des

[1]) MS. Dep. Tassis' aus Grenoble v. 29. Sept. 1600.

[2]) Matthieu, I. 268 B f. — Vgl. über diese Verhandlungen Winwood an Cecil, 31. Juli 1600; Memorials, I. 234 ff.

Königs über die Nachgiebigkeit seines Gegners war sehr groß; und um seinem Schatz die ferneren ungeheuren Ausgaben für die militärischen Rüstungen zu ersparen, schrieb er an Rosny, der wieder nach Paris zurückgekehrt war, er möge seine Vorbereitungen unterbrechen. Aber Rosny, der hierbei scharfsichtiger war, als sein Gebieter, antwortete dem Könige, er werde darin Sr. Majestät nicht gehorchen; und bald hatte Heinrich ihm hierfür zu danken.[1])

Jeannin und Brulart wurden beauftragt, mit Roncas zu verhandeln. Es ging auch Alles ausgezeichnet, die Verabredungen wurden zu Lyon am 30. Juli niedergeschrieben,[2]) nur wie man unterzeichnen wollte, bemerkte Roncas, der Herzog werde es nicht verzeihen, wenn sein Gesandter unterschriebe, ohne daß er selbst die Artikel gesehen: eine völlig undiplomatische Ausflucht, nachdem Roncas früher erklärt hatte, zum Abschluß auf die Bedingungen des pariser Vertrages vollkommen ermächtigt zu sein. Jetzt wurde es klar, daß Karl Emanuel nur abermals hatte Zeit gewinnen wollen; und doch erlaubte Heinrich dem Gesandten, noch einmal zu seinem Herrn zurückzukehren; freilich setzte er hinzu, er werde nun keine Verzögerung mehr dulden.[3]) Zugleich entwarf der König seinen Feldzugsplan. Die Bresse und Savoyen sollten zu gleicher Zeit angegriffen werden, und jeder der beiden Heerhaufen aus 7000 Mann Fußvolk und 500 Reitern bestehen.[4]) An die Spitze der ersteren Abtheilung stellte der König Biron, dessen Verrath er noch nicht in seinem ganzen Umfange kannte, und dem er übrigens verläßliche Offiziere, Vertraute Rosny's, zu seiner Ueberwachung beiordnete. Das gegen Savoyen bestimmte Corps stand unter dem Befehle des hugenottischen Marschalls Lesdiguières, während Rosny die Artillerie kommandirte. Die Oberleitung über die gesammten

---

[1]) Sully, III. 445 f.

[2]) Winw. Mem., I. 236 ff. sind die betreffenden Artikel zu finden.

[3]) MS. Dep. Tassis' v. 6. August. — Matthieu, I. 270 A.

[4]) MS. Dep. Tassis' v. 17. Aug.

Operationen behielt der König sich selbst vor. Die Truppen begannen bereits, gegen die savoyische Grenze anzurücken. Zugleich wurde Herr von Passage, eine dem Herzoge genehme Persönlichkeit, mit einer kleinen Truppenabtheilung nach Saluzzo gesandt, um die Markgrafschaft in Besitz zu nehmen.

Roncas kam nicht wieder zurück, und statt seiner langten vom Herzoge Briefe an, die nur neue Schwierigkeiten erhoben.[1]) Nun aber machte Heinrich der ganzen Sache ein Ende. Wenn Karl Emanuel geglaubt hatte, der König werde sich aus Abneigung gegen den Krieg noch länger hinhalten lassen, so sah er sich getäuscht. Heinrich eröffnete ihm, bis zum 8. August Anwort haben zu wollen, ob der Herzog am 16. August die Markgrafschaft räumen werde; wo nicht, werde er sich an die früheren Verabredungen nicht mehr gebunden erachten. Als eine verneinende Antwort erfolgte, erklärte er dann am 11. August noch von Lyon aus an Savoyen den Krieg.[2])
Passage mit seiner kleinen Mannschaft wurde zurückbeordert.

In dem Kriegsmanifeste führte der König aus, daß er nur zur Wahrung seiner Rechte auf die Markgrafschaft Saluzzo die Waffen ergreife; er werde sich streng innerhalb der Grenzen des Friedens von Vervins halten und Niemanden belästigen, welcher denselben bewahre. Alle französischen Unterthanen in savoyischen Diensten wurden zurückberufen.

Es war nun offenbar für die Spanier jetzt zweierlei sehr wichtig: erstens und besonders, daß die Franzosen sich nicht in Saluzzo, also in einem Theile Italien's, festsetzten, von wo aus sie sich immer in die Angelegenheiten dieser Halbinsel hätten einmischen können; zweitens aber auch, daß Heinrich IV. überhaupt keinen Vortheil und keine Erhöhung seines Ansehens aus diesem Zwiste ziehe.

---

[1]) MS. Dep. Taissis' v. 8. Aug. — Lettr. miss., V. 263 ff. 269 f.

[2]) Arch. v. Sim. K 1603 Nr. 83. (Gedruckt.) — Der Ausbruch des Krieges wurde sofort nebst dem Manifeste dem Papste und den Venezianern mitgetheilt; Andrea Morosini, Historia Veneta (Ven. 1623), p. IV. l. XVI. p. 621.

Und doch ließen sie einstweilen den Herzog von Savoyen allein. Man hat hierfür die schon kurz angedeuteten Gründe angeführt. Philipp III. sei überhaupt friedfertigen, jedem Kriege abgeneigten Charakters gewesen. Lerma habe gefürchtet, durch den Krieg könne ein General so angesehen und mächtig werden, daß er seinen eigenen Einfluß werde verdrängen können; auch habe er die Staatseinkünfte lieber für sich und die Seinigen verwendet, als für Soldaten, Kanonen und Pulver. An allen diesen Ursachen mag etwas Wahres sein, aber die eigentlichen Gründe für das Verfahren Spanien's liegen doch tiefer. Von Anfang an entscheidet der König, Frankreich sei in dem Streit mit Savoyen im Unrecht, da es die Vermittelung des Mitgaranten des Friedens von Vervins, also Spanien's hätte anrufen müssen; man solle sich daher für alle Eventualitäten rüsten.[1]) Ebenso erhielt bereits am 29. August der spanische Gesandte in Frankreich sehr scharfe Instruktionen. Er sollte dem französischen Könige das höchste Mißfallen seines Monarchen über den Krieg ausdrücken. So groß auch dessen Friedensliebe sei und so sehr er sich bemühen werde, den Herzog von Savoyen zur Abtretung Saluzzo's zu bewegen, so werde er doch nicht dulden, daß sein Schwestermann seiner übrigen Staaten beraubt würde, sondern demselben in diesem Falle mit allen Kräften Spanien's beistehen.[2]) Man sieht, daß die spanische Regierung sofort zur Intervention entschlossen war, aber, wie gewöhnlich, rechnete sie doppelt und dabei falsch. Sie setzte voraus, die Verhandlungen würden sich wohl noch etwas hinziehen, der Krieg noch länger, besonders da die schlechte Jahreszeit bevorstand, und dann, wenn die beiden Kriegführenden ihre Kräfte gegenseitig erschöpft hätten, werde es an Spanien sein, die Bedingungen des Friedens Beiden zu diktiren. Schade, daß diese überfeine Berechnung hier, wie bei

[1]) MS. Apostille Philipp's III. zu der Dep. Tassis' v. 6. Aug.

[2]) MS. Phil. III. an Tassis, 29. Aug., 6. Okt. 1600; Arch. v. Sim. K 1451.

manchen anderen Gelegenheiten, in Folge des Ganges der Ereignisse fehlschlug! Der Hintergedanke Spanien's war nämlich ein ganz anderer, als dem Herzoge Karl Emanuel Hülfe zu gewähren. Vielmehr hatte man schon lange nach den unbeschreiblich blühenden[1] Auen Piemont's Begehr getragen, und man glaubte, wenn der Herzog und König Heinrich sich erst ordentlich zur Ader gelassen, werde der Augenblick zur Realisirung dieser Wünsche gekommen sein und wenigstens ein Theil Piemont's mit dem Mailändischen vereinigt werden können. Wir werden später sehen, wie ganz und gar die Handlungsweise Fuentes' nach diesen Absichten eingerichtet war. Uebrigens fanden die Spanier einige Rechtfertigung für ihr Benehmen in den verrätherischen Anerbietungen, die, wie soeben erzählt, Karl Emanuel dem französischen Könige gethan, und von denen dieser, da er sie nicht annahm, natürlich dem spanischen Gesandten Kunde gab.[2]

Es wäre überflüssig, die kleinen Ereignisse des Krieges, die schon so oft erzählt worden, noch einmal zu detailliren. Er wurde von Seiten der französischen Befehlshaber mit großer Energie und Geschicklichkeit geführt, und selbst Biron mußte trotz aller kleinen Verräthereien, die er versuchte,[3] seine Armee vorwärts führen. In der Nacht des 13. August nahm er die Stadt Bourg, den Hauptort der Bresse, während die Citadelle sich noch hielt; in derselben Nacht eroberten Lesdiguières' Truppen die Stadt Montmélian, die Hauptfestung Savoyen's, obwohl auch hier die Citadelle noch ausharrte. Am 20. August fiel Chambéry, am 21. dessen Citadelle in die Hände Heinrich's. Conflans und Miolans in der Tarentaise ergaben sich

[1]) Sim. Contarini, 264.

[2]) MS. Dep. Tassis' v. 29. Sept. 1600; K 1603.

[3]) Siehe MS. français no. 4020 der Kaiserl. Bibl. zu Paris: Interrogatoire faict contre Biron sur le baron de Lux par Bellièvre, Sillery et Jeannin, p. 69 A; und MS. gall. fol. no. 40 der Kgl. Bibl. zu Berlin: Procès criminel faict contre le maréchal de Biron, Deposition La Fin's am 8. Juli 1602 (nicht paginirt).

ohne Schwertstreich, während Rosny den Schlüssel der Maurienne, das für uneinnehmbar gehaltene Fort Charbonnière nach vierzehntägiger Beschießung nahm (2. September). Lesdiguières eroberte St. Jean de Maurienne und dann alle anderen Plätze des Arcthales bis zum Mont Cenis. Von da ging er in die Tarentaise über, besetzte Moustiers, die Hauptstadt dieses Distriktes, und dann dessen übrige Festungen. So blieb dem Herzog in dem eigentlichen Savoyen nichts mehr außer der Citadelle von Montmelian.

Karl Emanuel that indessen, als ob diese Ereignisse nicht in seinem eigenen Lande, sondern im Monde vorgingen; die Nachricht von dem Einzuge des Königs in Chambéry traf ihn gerade beim Tanze: er unterbrach denselben deshalb nicht. Seine Vertrauten äußerten, wenn der König Städte in Savoyen genommen hätte, so würde der Herzog schon andere in Frankreich nehmen, und zwar bessere.[1] Das Augenmerk des Herzogs war nämlich hierbei auf seine Freunde in Frankreich gerichtet, von denen er binnen kurzem thätige Hülfe erwartete.

In der That waren die Unzufriedenheit, das Mißwollen, der heimliche Grimm Biron's jetzt zur wahren Verzweiflung gediehen. Zuerst war er empört, daß der König ihm nicht den Oberbefehl über die Operationsarmee in Savoyen, dem Herzen des feindlichen Landes, übertragen, sondern ihn nach der entlegeneren Bresse geschickt hatte, von wo aus der Verkehr zwischen ihm und dem Herzoge viel schwieriger war. Noch mehr aber ergrimmte er, als der König, der von seinen Umtrieben etwas ahnte, seine Bitte, ihm die Citadelle von Bourg nach deren Eroberung zu überlassen, entschieden zurückwies. Jetzt kannte der Marschall keine Grenzen mehr für seinen Groll. Zuerst machte er einen Anschlag auf das Leben oder wenigstens die Freiheit Rosny's, den er für seinen Hauptgegner hielt; er gab dem Herzoge von Savoyen Nachricht, wie und wo man den Großmeister der Artillerie überraschen könne, und nur

---

[1]) P. Cayet, 111.

durch die größte Vorsicht entging dieser dem ihm bereiteten Schicksale.[1]) Aber Biron trug seine Rachegedanken noch höher; der König selbst sollte die Kränkungen, die er angeblich dem stolzen und ehrsüchtigen Marschall zugefügt, mit dem Leben bezahlen. Als Heinrich einen Rekognoszirungsausflug in das savoyische Genevois machte, gab Biron dem Kommandanten des Forts St. Cathérine das genaue Signalement des Königs, damit Jener bei der Annäherung des Letzteren seine Stücke auf ihn richte und ihn so mit leichter Mühe tödte. Doch im entscheidenden Augenblicke versagte Biron der Muth. Mochte er nun vor der Größe des Verbrechens — der heimtückischen Ermordung seines Freundes und Wohlthäters — zurückbeben, oder fürchtete er für sein eigenes Leben, da er den König auf der Rekognoszirung begleiten sollte: genug, er verhinderte Heinrich, sich dem Fort auf Schußweite zu nähern. Obwohl nun der König keine genaue Kenntniß von allen diesen Komplotten hatte, so ahnte er doch Verrätherei von Seiten des Marschalls, und besonders die häufigen Reisen von dessen Vertrauten, La Fin, waren ihm um so verdächtiger, da dieser als ein gewerbmäßiger Verschwörer berüchtigt war. Er ermahnte deshalb Biron, diesen Menschen aus seiner Umgebung zu entfernen: aber vergebens, Biron hörte nach wie vor auf die Einflüsterungen dieses Intriganten.[2])

Da nun der Herzog von Savoyen keine Miene machte, um Frieden zu bitten, so nahm einstweilen der Krieg seinen Fortgang, und zwar gestaltete er sich immer ungünstiger für Karl Emanuel. Am 16. November ging die Citadelle von Montmélian, das letzte Bollwerk von Savoyen, an die Franzosen über, nachdem der Herzog, obwohl an der Spitze von 15,000 Mann,[3]) keinen Entsatzversuch

---

[1]) Sully, III. 454 ff.

[2]) Matthieu, I. 289 A ff. — de Thou, l. 125, V. 928 f.

[3]) Im Nov. 1600 bestand die gesammte Armee des Herzogs aus 6000 Piemontesen und Savoyern, 6000 Mailändern und Neapolitanern, 4000 Spaniern 600 Schweizern, 50 Komp. Kavallerie zu 5300 Mann. (Saluces, Hist. militaire de Piémont, III. 29.) Dazu kamen noch die piemont. Milizen.

gewagt. Heinrich selbst nahm im Dezember St. Cathérine im Genevois, obwohl dessen Kommandant durch Biron gewarnt worden;[1]) Biron, durch seine Offiziere und Mannschaften wider seinen Willen mit fortgerissen, eroberte zur selben Zeit sämmtliche feste Plätze der Bresse, mit Ausnahme der Citadelle von Bourg, die sich unter ihrem wackern Kommandanten Bouvens noch immer hielt. Diese schlechte Vertheidigung der transalpinischen Länder Karl Emanuel's ist zum größten Theile der französischen Gesinnung der Einwohner zuzuschreiben, die mit dem drückenden Steuersysteme des Herzogs sehr unzufrieden waren. Um so mehr that Heinrich Alles, die Savoyarden zu gewinnen. Nicht nur mußte die französische Armee alle ihre Bedürfnisse baar bezahlen, so daß eine Menge Geldes in das sonst so arme Land kam; sondern es wurden auch den Bewohnern der besetzten Gebiete die meisten Steuern erlassen, und noch die erbeuteten Staatskassen unter sie vertheilt. Dieses Verfahren Heinrich's kränkte den Herzog nicht am wenigsten.[2])

Während so Karl Emanuel der Hälfte seiner Staaten beraubt wurde, was thaten inzwischen seine treuen Verbündeten, die Spanier? Ihr Benehmen war ein höchst eigenthümliches gewesen. Auf die dringenden Bitten des Herzogs hatte der Condestable Velasco ihm einiges Geld und auch 1500 Mann spanischer Infanterie bewilligt, aber unter der Bedingung, daß diese Letzteren nicht zum aktiven Kriege, sondern zur Besetzung von Carmagnola — der Citadelle von Saluzzo — und einiger anderen festen Plätze in Piemont benutzt würden. Gegen Ausgang des Augusts langte dann auch der sehnlich erwartete Fuentes mit ausgebreiteten Vollmachten[3]) in Mailand an: aber auch er ließ ruhig die Zeit verstreichen, während die Franzosen einen savoyischen Platz nach dem anderen nahmen. End-

---

[1]) Manuscr. Gall. fol. der Kgl. Bibliothek zu Berlin Nr. 40: Procès criminel faict contre le maréchal de Biron (Verhör v. 11. Juli).

[2]) Sim. Contarini, 248. f.

[3]) Neville an Cecil, 24. April; Winw., I. 175.

lich als Montmélian in der äußersten Gefahr schwebte, begann Fuentes auf die flehentlichen Bitten des Herzogs, seine spanischen und italienischen Regimenter in Piemont einrücken zu lassen, bis zuletzt 14,000 Spanier die Grenzen passirt hatten. Doch merkwürdiges Schauspiel! statt gegen Biron oder Heinrich IV. vorzumarschiren, breiteten sich die Spanier vielmehr in den besten Festungen Piemont's aus und sahen trotz allen Flehens des Herzogs müßig zu, wie Montmélian und St. Cathérine in die Hände der Franzosen fielen.[1])

Die Lage des Herzogs am Ende des Jahres 1600 war eine verzweifelte. Alle seine Pläne in Bezug auf Unruhen im Innern Frankreich's waren gescheitert; vielmehr konnte Heinrich mit einigem Stolze sagen: „Monsieur von Savoyen hat seine Hoffnungen auf einen falschen Punkt gerichtet, denn ich bin sicher, in meinem Reiche keinen Herrn oder Ritter von so schändlichen Gedanken zu haben, erstens, weil ich mir bewußt bin, ihnen niemals hierzu Veranlassung gegeben zu haben, und zweitens, weil bei dem geringsten Zeichen solcher Gesinnung bei einem von ihnen, ich ihm den Kopf vor die Füße tanzen lassen würde." So hatte denn der französische König ohne jede ernste Schwierigkeit den Ursitz des savoyischen Hauses mit allen seinen unüberwindlichen Alpenfestungen erobert. Und während derselben Zeit hatten die Spanier, die Freunde und Verbündeten des Herzogs, die andere Hälfte von dessen Ländern — Piemont — besetzt, und schienen nicht übel Lust zu haben, sich dort für längere Zeit niederzulassen und damit einen alten Wunsch der spanischen Regierung zu erfüllen.

In Gefahr also, Alles an seine beiden übermächtigen Nachbaren zu verlieren, hielt Karl Emanuel es für gerathen, nun wirklich im Ernste an den Frieden zu denken, um sich sowohl seiner Beschützer als seiner Feinde zu entledigen. Freilich gab er dabei

[1]) Sim. Contarini, 248 ff.

die Hoffnung nicht auf, doch noch einst auf krummen Wegen das wieder zu erlangen, was er jetzt abtreten mußte, und noch mehr.

In der That hatten die Verhandlungen eigentlich gar nicht aufgehört, aber sie waren bisher in der alten Weise fortgeführt worden, ohne das geringste Resultat zu erzielen. Nach einigen vergeblichen Vermittelungsversuchen waren im August die vier Gesandten des Herzogs bei dem Könige von diesem auf seinem Marsche nach Chambéry zu ihrem Herrn zurückgesandt worden.[1]) Darauf hatte der päpstliche Nunzius, der Patriarch von Konstantinopel, noch einige Versuche bei Heinrich IV. und seinem Kanzler Bellièvre gemacht, um den Erstern auf seinem Marsche gegen Savoyen aufzuhalten, indem er ihm besonders mit der spanischen Macht drohte. Alles vergebens. Heinrich sah, daß die Dinge über alle Erwartung gut gingen, und daß es später immer noch Zeit sein werde, etwas zurückzuweichen. So wies er den Nunzius ab. Ende September kam der Papst auf seine Lieblingsidee zurück, daß der Herzog Saluzzo ausliefere und dafür von Heinrich die Erlaubniß zur Besetzung des ketzerischen Genf's erhalte; der Patriarch bot dem König einen Waffenstillstand unter diesen Bedingungen an: aber Heinrich wies sie selbstverständlich nach Ausbruch des Krieges zurück, da er bereits vor demselben nichts von ihnen hatte wissen wollen.[2])

Inzwischen aber mischten die Spanier sich in die Sache, da sie mit ihren Rüstungen noch nicht fertig waren und doch für das erste alle weiteren Fortschritte des französischen Monarchen aufhalten wollten. Der Herzog von Sessa also, der spanische Botschafter in Rom, stellte dem Papste vor, daß ein fruchtbarer Krieg zwischen den beiden größten christlichen Mächten in Aussicht sei, während doch die Türken Deutschland und Italien bedrängten. Hier könnten nur außerordentliche Mittel helfen. Der Papst möge also seinen eigenen Neffen, den Kardinal Pietro Aldobrandini, zur Friedens-

[1]) MS. Dep. Tassis' vom 13. Aug. — Sim. Contarini, 248.

[2]) MS. Dep. Tassis' vom 24. Aug. und 29. Sept.

vermittelung an Heinrich IV. senden. Der Kardinal, obwohl noch sehr jung, war doch schon ein höchst überlegter und feiner Diplomat, dem sein Oheim bereits alle politischen Geschäfte anvertraut hatte[1]): und um sich nicht bloszustellen, ließ er sich, ehe er die Sendung übernahm, erst von dem Herzoge von Sessa und dem Grafen Fuentes das Versprechen geben, der spanische König würde Alles, was er — der Kardinal — abschlösse, gut heißen und dem Herzog von Savoyen, wenn dieser es nicht annehmen sollte, die spanische Unterstützung entziehen. Sessa stimmte gern zu, aber der hartnäckigere Fuentes ertheilte sein Wort nur unter zweierlei Bedingungen: erstens daß die Franzosen kein Land in Italien behielten, und zweitens daß den Spaniern ein Weg und eine Rhonebrücke von Italien nach der Franche-Comté und den Niederlanden offen bleibe.[2]) Mit diesen Zusagen ausgerüstet, kam der Kardinal, wie durch Zufall, indem er eine Pilgerreise vorschützte, mit dem Herzoge Karl Emanuel zusammen. Dieser ging, einstweilen noch um Zeit zu gewinnen, sehr gern auf sein Vermittelungsanerbieten ein und gab ihm auch unbeschränkte Vollmacht, wahrscheinlich unter stillschweigendem Vorbehalt. Sobald der Kardinal so weit gelangt war, schickte er seinen Sekretär Erminio Visconti an den König nach Annecy mit der Anfrage, ob es ihm genehm sei, wenn der Kardinal sich um die Vermittelung des Friedens bemühe? Der König erwiderte, er könne zwar deshalb nicht seine Operationen unterbrechen, werde aber aus Hochachtung für den Papst und dessen Neffen, den Kardinal, diesen mit Freuden empfangen, wenn er wirklich als unparteiischer Schiedsrichter komme. So trafen der König und der Legat sich in den ersten Tagen des Oktober in Chambéry, wo der Letztere mit vielen Ehrenbezeugungen aufgenommen wurde.[3]) Auch zeigte sich Heinrich dem Frieden nicht

---

[1]) Ranke, Geschichte der Päpste (4. Aufl.), II. 308 ff.

[2]) S. über dieses Alles Matthieu, I. 292 A ff. und mit ihm übereinstimmend P. Cayet, Chr. sept. 112 ff; de Thou, l. 125, V. 929 ff; Bentivoglio. Memorie, II. 2—6; Lettres d'Ossat, II. (Paris 1627) p. 816 ff.

[3]) MS. Dep. Tassis' v. 3. Okt. — Die Zeitrechnung bei Matthieu, l.

abgeneigt, und es wurde Visconti mit dieser Nachricht an den Herzog von Savoyen geschickt. Es wurde verabredet, daß in Chambery[1]) Verhandlungen zwischen dem Legaten von der einen, dem Kardinal du Perron, dem Connétable Montmorency, dem Kanzler Bellièvre, Villeroy und Jeannin von der andern Seite stattfinden sollten. Der Herzog sandte hierzu den Grafen Arconas und den Baron des Alymes.

Lange indeß wollten die Unterhandlungen keinen Fortgang nehmen. Die Spanier, die bis zum Ende Oktober ihre Truppen in Italien sehr verstärkt und sich der besten Plätze in Piemont versichert, hatten plötzlich alle Friedensliebe verloren, und sie verblendeten auch den Herzog über seine verzweifelte Lage, indem sie ihn mit Trugbildern täuschten.[2]) Der König Philipp, so stellten sie ihm vor, sei schwächlicher Natur und, obwohl bereits zwei Jahre verheirathet, zeige doch seine Gemahlin kein Zeichen von Schwangerschaft. Ebenso sei von Albrecht und seiner Frau keine Nachkommenschaft zu erwarten. Es müsse also die Krone unzweifelhaft an des Herzogs ältesten Sohn als den Enkel Philipp's II. fallen, und es müsse Karl Emanuel sich deshalb in Allem den Spaniern gefällig beweisen.

Auf französischer Seite zeigte man sich dem Frieden sehr geneigt. Als Ende Oktober der Graf von Ahremberg, der Gesandte des Erzherzogs Albrecht in Paris, sich von dem Kanzler Bellièvre verabschiedete, sagte ihm dieser: der Erzherzog möge sich doch zum Vermittler in der Angelegenheit von Saluzzo machen, verlange ja der französische König nicht mehr, als ihm von Rechtswegen gebühre. Aber Albrecht wollte von einer solchen Rolle nichts wissen.[3])

202 B ist hier in größter Verwirrung. — Den Unterhalt des Legaten übernahm Heinrich IV. mit 200 Dukaten täglich; Winwood an Sec. 21. Dez. 1600, p. 286.

[1]) Nicht in Lyon, wie Sully, III. 497, behauptet; vgl. die Dep. Tassis' v. 15. Dez.

[2]) Sim. Contarini, 253 ff. (Rèl.)

[3]) Navarrete, Colleccion XLII. 376 (Brief des Erzh. an Lerma vom 7. Nov. 1600).

Ende November kam der König mit Rosny nach Chambery, und nun wurden die Verhandlungen etwas lebhafter. Um sie zu beschleunigen, wurden jetzt nur Jeannin und Brulart zu französischen Bevollmächtigten ernannt.[1] Zuerst nun boten die savoyischen Gesandten dem Könige die Markgrafschaft Saluzzo und die vier französischen Plätze, welche der Herzog noch inne hatte;[2] aber Heinrich verlangte dazu die Kriegskosten, die er auf 800,000 Ecus — nach jetzigem Geldwerthe etwa 5¼ Mill. Thaler — berechnete, „denn“, sagte er, „ich will nicht, daß mir ein Leichnam ausgeliefert werde.“ Mit Recht wiesen die Savoyer diese Forderung zurück, denn 800,000 Ecus aufzubringen, war jetzt für ihren Herzog eine reine Unmöglichkeit. Der Legat brachte also wieder den Tausch mit der Bresse vor, und so kam man überein, daß Saluzzo und die vier französischen Plätze dem Herzoge, dafür aber die Bresse, Bugey, Valromey und Gex dem Könige zufallen sollten. Karl Emanuel sollte noch 100,000 Ecus bezahlen, Heinrich dann Savoyen mit allen seinen Festungen an den Herzog zurückgeben. — So weit war man endlich gekommen, als ein unerwartetes Ereigniß plötzlich Alles wieder über den Haufen zu werfen drohte.

Die französischen Bevollmächtigten[3] hatten nämlich im Verlaufe der Verhandlungen dem Legaten das Versprechen gegeben, daß das Fort St. Cathérine, welches der Herzog gegen die Genfer erbaut hatte, nicht geschleift werden sollte. Aber Heinrich, der, im Gegensatze zum Papst und Spanien, die Genfer gegen Savoyen schützte, wollte die Bedingung nicht anerkennen und ließ in einer Nacht heimlich durch Sully und die Genfer das Fort völlig zerstören.

---

[1]) MS. Journal du voyage du Roy en les villes de Lyon et de Marseille (Manuscr. français in der Kaiserl. Bibl. zu Paris, vol. 4020 p. 47 B).

[2]) Vgl. über das Folgende MS. Dep. Tassis' v. 18. Dez. 1600, K 1603; MS. Consulta des span. Staatsrathes v. 28. Jan. 1601, K 1426; Matthieu, II. 4. B ff.; Sim. Contarini, 255; de Thou, l. 125, V. 942 ff.

[3]) Vgl. das S. 94 Anm. 2 über Sully's Memoiren Gesagte.

Der Legat war über diese Treulosigkeit auf das Aeußerste aufgebracht, um so mehr, als er die Ergebnisse seiner mühsamen Unterhandlung bereits nach Rom berichtet hatte. [1]) So eiferte er gegen die französische Bosheit und wollte von weiterer Vermittelung nichts wissen; der Krieg schien von neuem unvermeidlich, und wirklich überlegte der König bereits mit Rosny die Mittel zu neuem Kampfe. Indeß die Lage hatte sich doch nunmehr sehr zu Ungunsten Frankreich's verändert. Der Winter war herangekommen, der Schnee lag hoch in den Alpen und verhinderte jede militärische Operation, und die Citadelle von Bourg hielt sich noch immer. Die Zahl der Spanier wuchs täglich in Piemont, und ihre Festsetzung dort war den Franzosen sehr unbequem. Zudem entdeckte man verschiedene spanische Umtriebe im Innern Frankreich's, die Gesinnung einiger Großen und Generale erschien immer verdächtiger. Don Tassis drohte ganz unverholen mit einer spanischen Invasion. In der That schien Spanien sich auf einen Krieg vorzubereiten. Die spanischen Besatzungen in Piombino und Siena wurden durch Mannschaft und Artillerie verstärkt. Der Vizekönig von Neapel, Graf Lemos, rüstete eifrig und hob zahlreiche Truppen aus. Wäre es von Seiten des Königs schon kaum zu verantworten gewesen, um einer so kleinen Angelegenheit willen unter ungünstigen Bedingungen einen furchtbaren Krieg zu beginnen, so mußte das Auftreten des Papstes Heinrich noch mehr Grund zu reiflicher Ueberlegung geben. Klemens VIII. schien geneigt, den König für das wahrscheinliche Mißlingen der Unterhandlungen verantwortlich zu machen; die Schädigung der katholischen Interessen durch die Schleifung St. Catherine's, die Beschützung, die Heinrich dadurch den verhaßten Genfern hatte angedeihen lassen, erweckten den lebhaften Zorn des Papstes, der sich bisher Frankreich so günstig gezeigt hatte. Er sowie sein Minister, der Kardinal von S. Georg, nahmen den Vertretern

---

[1]) Sully, III. 500; Mémoires de Bassompierre (Michaud et Poujoulat II., VI. 25). — Auch in Rom war der Zorn sehr groß; Brief d'Ossat's v. 18. Jan. 1601 (II. 876 ff.).

Frankreich's gegenüber ein kaltes und zurückhaltendes Benehmen an und forderten in gereiztem Tone übertriebene Genugthuung wegen des zerstörten Forts. Heinrich mußte also fürchten, bei Wiederausbruch des Krieges den ganzen Einfluß des Kirchenoberhauptes gegen sich in die Wagschale geworfen zu sehen. Bei so ganz veränderten Umständen hielt es der König doch für besser, die Friedensverhandlungen wieder aufzunehmen. Unter dem Vorwand, von dem Legaten sich zu beurlauben, besuchte Rosny denselben (Anf. Jan. 1601) und stellte ihm für die Schleifung des Forts Cathérine mehrere Milderungen im Vertrage zu Gunsten Savoyen's in Aussicht. Der Legat, der auch nicht gern seine Mühe verloren haben wollte, ging endlich hierauf ein.[1]) So schien es wirklich zum Abschlusse zu kommen. Es wurden abermals die Artikel aufgestellt, alle Gesandten hatten bereits ihr Versprechen gegeben, den Vertrag unterzeichnen zu wollen — da langte plötzlich von dem unverbesserlichen Herzoge ein Brief an, welcher es einstweilen seinem Bevollmächtigten auf das Strengste verbot, zu unterzeichnen; der Graf Fuentes habe eine Unterredung mit ihm verlangt, und erst wenn diese stattgefunden, wolle er den Gesandten seinen Willen von neuem kund thun.[2]) Der schwache Hoffnungsstrahl, welchen die angekündigte Unterredung mit Fuentes dem Herzoge zeigte, veranlaßte denselben, abermals das mühsame Werk zu zerstören, die Ruhe Europa's und den ganzen Bestand seines Staates auf's Spiel zu setzen! Da sie seine leidenschaftliche Rachsucht kannten, weigerten sich nunmehr die Savoyer hartnäckig, den Frieden zu unterzeichnen, bis der Legat erklärte, er habe Generalvollmacht vom Herzoge, werde deshalb auch für Savoyen unterzeichnen und befehle dasselbe auch Arconas und des Alymes, die er vor ihrem Herrn vertreten werde. Und auf diese Weise wurde dann endlich am 17. Januar 1601 zu

[1]) Sully's Erzählung hier bestätigt durch Winwood's Depesche v. 2. Jan. 1601; Mem., I. 288. — Vgl. Galuzzi, Istoria di Toscana, III. (Florenz 1781) 127 (lib. V. cap. 9.); Ossat, Lettre 256.

[2]) MS. Dep. Tassis' vom 16. Jan. 1601; Arch. v. Sim. K 1604.

Lyon, wo die Verhandlungen zuletzt stattgefunden hatten, der Friede zwischen Frankreich und Savoyen unter folgenden Bedingungen unterzeichnet.[1]) Bresse, Bugey, Valromey, Gex und Chateau-Dauphin wurden vom Herzoge an den König übertragen; nur die Rhonebrücke von Gressin mit den anliegenden Dörfern blieb dem Herzog zur Verbindung zwischen Italien und der Franche-Comté und den Niederlanden, doch durfte der Herzog auf jenem Territorium kein Fort bauen und keinen Zoll erheben. Ferner schleifte der Herzog Beche-Dauphin und zahlte 100,000 Ecus. Dafür trat der König an den Herzog ab die Markgrafschaft Saluzzo und die provenzalischen Festungen Cental, Mons und Esperviéres und gab ihm alle eroberten Plätze zurück. Die Kriegsgefangenen wurden beiderseitig freigelassen. Die Ratifikation sollte binnen einem Monat erfolgen.

Indeß, noch waren die Schwierigkeiten nicht beseitigt: so schnell war Karl Emanuel nicht zur Ratifizirung eines Vertrages zu bewegen, dessen ungünstige Bedingungen ihn in Wuth versetzten. Durch neue Verhandlungen mit Biron und Fuentes war die Hoffnung, in Frankreich Unheil zu stiften, wieder in ihm erwacht. Außerdem hatte er mit Hülfe der Spanier allmählich sein Heer auf mehr als 50,000 Mann verstärkt.[2]) Der König wartete seinen Entschluß nicht ab, sondern kehrte am 21. Januar[3]) nach Paris zurück, während der Connétable Montmorency und Lesdiguières mit den Truppen noch um Lyon stehen blieben, um in jedem Augenblicke zur Wiederaufnahme der Feindseligkeiten bereit zu sein. In der That waren diese Vorsichtsmaßregeln sehr nothwendig. Biron for-

[1]) Er besteht aus 24 Artikeln; Matthieu, II. 10 B ff.

[2]) Saluces, Hist. milit. du Piémont, III. 43 Note 1: 6000 Piem., 6000 Sav., 15,000 Milizen, 4500 Schweizer, 3000 Reiter; dazu an span. Hülfstruppen 2000 Reiter, 4000 Spanier, 6000 Neap., 5000 Lombarden; zusammen 51,500 Mann.

[3]) MS. Journal du voyage du Roy (Man. franç. Paris vol. 4020), p. 48 A.

derte durch einen gewissen Comblat seinen Freund, den Herzog von Bouillon, zu einer Diversion zu Gunsten des Herzogs auf. Indeß Bouillon getraute sich nicht, einen offenen Aufstand zu beginnen, und rieth nur verschiedene indirekte Mittel, dem Könige Ungelegenheiten zu erregen, an, die im Augenblicke nicht anzuwenden waren.[1]) Der Legat, der inzwischen nach Avignon gegangen war, erschrak über die neuen Schwierigkeiten so, daß er den Grafen Ottavio Tassoni nach Paris schickte, um eine Verlängerung der Ratifikationsfrist zu erbitten, sich selbst aber (Anf. Februar) mitten im Winter über die Alpen nach dem Mailändischen begab, wo der Herzog sich damals aufhielt. In der That bewilligte Heinrich einen neuen Aufschub von zwei Wochen, und auch der Herzog gab nach einigem Zögern nach. Aus Spanien war ihm nämlich der Rath dazu gegeben worden.[2]) Noch wichtiger für Karl Emanuel war es, daß gerade in diesen Tagen die sichere Nachricht von der Schwangerschaft der spanischen Königin sich verbreitete; hierdurch wurde allen Träumen des Herzogs in Bezug auf die spanische Erbschaft, mit welchen die Spanier ihm so lange geschmeichelt, ein jähes Ende bereitet, und mit einem Zauberschlage zerriß der Schleier, der bis jetzt seine Augen bedeckt hatte, und seine verzweifelte Lage zwischen den beiden selbstsüchtigen Großmächten erschien ihm in ihrer ganzen Furchtbarkeit.[3]) So ertheilte er in den ersten Tagen des März die Ratifikation und befahl Bouvens, die Citadelle von Bourg an die Franzosen zu übergeben. Der Krieg war beendigt.

Welche waren die Beweggründe der Parteien gewesen, ihn gerade in dieser Art abzuschließen? Heinrich IV. gab durch den Frie-

[1]) MS. Interrogatoire de Charles Hébert, ibid. p. 72 B. 73 A.

[2]) MS. Dep. Tassis' v. 10. u. 22. Febr. 1601, Arch. v. Sim. K 1604; MS. Consulta des span. Staatsr. vom 10. März, ibid. K 1426; MS. Philipp III. an Tassis v. 15. März 1601, ibid. K 1451. — Matthieu, II. 16 B ff. — Sully. III. 507 ff. — De Thou, l. 125, V. 946. — Lettr. miss., V. 376—388. — D'Ossat an Villeroy, 12. März 1601. (Lettres d'Ossat, II. 920 ff.).

[3]) Sim. Contarini, 261.

den das ursprüngliche Objekt des Streites, Saluzzo, auf, und außerdem ließ er sich abermals aus Italien ausschließen, dessen Beherrschung also auch fernerhin den Spaniern unangefochten verbleiben sollte. Man war deshalb in Frankreich über den Frieden sehr ungehalten, und Viele sagten, der König habe denselben geschlossen, wie ein Herzog, und der Herzog, wie ein König.[1]) Der einflußreichste unter den französischen Hugenotten, Du Plessis-Mornay, sprach nur die allgemeine Ansicht aus, wenn er dem König vorstellte: „Unsere Ehre, Sire, verlangte, daß der Herzog uns das Geraubte zurückgebe, und unser Vortheil auch, da wir künftig, weil wir keinen Fuß breit Landes mehr in Italien besitzen, um dort einzutreten, auf der Halbinsel nicht mehr angesehen sein werden." Der ebenso elegante wie gelehrte Schriftsteller Arnaud gab anonym mehrere „Savoyennes" heraus, in denen er alle möglichen Gründe gegen den Frieden mit Savoyen in's Feld führte. Besonders aber klagten die noch freien italienischen Staaten, die sich nun ganz der spanischen Willkür überliefert glaubten. Der König, so sprachen sie sich aus, habe sie schmählich in Stich gelassen; besonders ungehalten war der Großherzog von Toskana, der sich in letzter Zeit ganz entschieden französisch gezeigt hatte und nun die Rache der Spanier fürchtete.[2]) Sie hatten nicht ganz Unrecht; Heinrich hatte durch diesen Frieden scheinbar die Politik Karl's VIII., Ludwig's XII. und Franz' I. nun definitiv aufgegeben, einstweilen auf wirksamen Einfluß in Italien verzichtet. Aber auf der anderen Seite waren die Vortheile des lyoner Vertrages für Heinrich so groß, daß er denselben dennoch als einen gewinnreichen ansehen konnte. Der Eintausch der Bresse für Saluzzo war gewiß ein sehr günstiger; denn während dieses nur ungefähr 25,000 Einwohner enthielt, hatte jene

[1]) Dep. Marino Cavalli's an den venezianischen Senat, vom 25. Jan. 1601 (**Barozzi e Berchet, II., I. 2 f.**). — **Matthieu, II. 19 A.**

[2]) Dep. Fresnes-Canaye's. — **Matthieu, II. 2 A. ff.** — **Vie de Du Plessis-Mornay** (Leyden, Elzevir, 1647), p. 258.

deren 200,000, so daß man sagte, es seien in ihr so viele Marquis und Grafen, wie in Saluzzo einfache Edelleute. Ferner erreichte Heinrich durch den Frieden noch zwei andere wichtige Zwecke. Erstens rundete er durch die Besitznahme der Bresse und des Gex seine Grenzen an einer sehr wichtigen Stelle ab, indem er die Herrschaft über das mittlere Rhonethal erhielt und Lyon deckte; und zweitens konnte er nun nach Belieben den Marsch der Spanier von Italien nach den Niederlanden unterbrechen, denn selbst die Rhonebrücke von Gressin, die allein ihnen geblieben, stand unter den Mündungen der französischen Kanonen. Endlich war Heinrich noch ein Nachbar der Schweizer und Genf's geworden, mit denen er nun ungestört verkehren konnte. So überwogen für ihn die Vortheile des Friedens seine Nachtheile in dem Maße, daß er allen Grund hatte, mit dessen Ergebniß zufrieden zu sein. Stellte sich nur Heinrich mit den Schweizern und Graubündnern gut, so war ihm selbst der freie Einmarsch in Italien jederzeit geöffnet. Und es zeigte sich in der That bald, daß Frankreich keineswegs auf die Einmischung in die italienischen Angelegenheiten verzichtet hatte. Heinrich schlug nur einen andern Weg ein, als die bisherigen französischen Könige, freilich nicht ohne später den Verlust des letzten französischen Territoriums in Italien lebhaft zu bedauern zu haben, dessen Werth er immerhin unterschätzt zu haben scheint.

Wie aber kam es, daß auch die Spanier den lyoner Vertrag billigten und dem Herzoge zu seiner Annahme riethen? Man muß hierbei im Auge behalten, daß es ihnen vor Allem darauf ankam, die Franzosen nicht wieder in Italien festen Fuß fassen zu sehen, denn es würde dies für Spanien einen doppelten Nachtheil mit sich geführt haben. Einmal, wie schon erwähnt, würden die Franzosen ihnen die Oberherrschaft in Italien streitig gemacht haben; zweitens aber würden jene dann immer im Stande gewesen sein, die spanische Monarchie an ihrer verwundbarsten Stelle — eben in ihren italienischen Provinzen — anzugreifen. Beides war nun dadurch verhindert, daß Frankreich sich durch die Aufgabe Saluzzo's wieder hinter die Alpen

zurückgezogen hatte. Außerdem sahen es die Spanier nicht ungern, daß der Herzog von Savoyen schwächer geworden war; um so mehr, meinten sie, sei er auf sie angewiesen und ihnen unterthan.[1]) Allerdings war es den Spaniern schmerzlich, daß der französische König so ehrenvoll aus dem Kriege hervorgegangen; allerdings war es ihnen unangenehm, daß ihnen der Weg nach der Franche-Comté so verengt worden: aber beides trat doch zurück vor dem Vortheile, Saluzzo den Händen der Franzosen entrissen zu haben.

Am meisten hatte ohne Zweifel der Herzog von Savoyen bei dem Frieden verloren, indem er kaum den achten Theil dessen erhielt, was er aufgeben mußte; und doch zeigte es sich bei genauerer Betrachtung, daß der Vertrag für ihn nicht so unvortheilhaft war, wie es auf den ersten Blick scheinen sollte. Die Ehre, den Gegenstand des Streites behalten zu haben, kam dem Herzoge unzweifelhaft zu. Er hatte ein durch und durch französisch gesinntes und dabei jedem französischen Angriffe offen liegendes Gebiet abgetreten und dafür ein in Italien hinter dem Schutze der Alpen befindliches und von Italienern bewohntes Ländchen erlangt Er hatte seine Grenzen abgerundet; man hörte nicht mehr in der Citadelle von Turin die französischen Trommeln und brauchte nicht mehr das französische Banner auf den Wällen von Carmagnola zu erblicken. Savoyen hörte so auf, ein bloßes Annex zu Frankreich zu sein, es wurde immer mehr dahin gewiesen, wo allein die Bedingungen zu seiner Vergrößerung und zur Entfaltung seiner Macht sich vorfanden, nach Italien. Während Frankreich, das fest geeinte und geschlossene Reich, wenig Aussicht gewährte, binnen Kurzem ein Objekt der Ländersucht seiner Nachbaren zu werden, waren die Zustände in Italien der Art, daß ein aufstrebendes Land unter einem kräftigen, ehrgeizigen und selbstbewußten Herrscherhause wohl hoffen durfte, große Vortheile aus denselben zu ziehen. Freilich bedurfte es in den nächsten Jahren noch einiger weiteren Erfahrungen, um Karl Emanuel völlig über

[1]) Relaz. di Savoja di Franc. Priuli, 1604 (Bar. e Berch. III., I. 51).

die Richtung zu belehren, welche die Politik seines Hauses nunmehr einzuschlagen habe. Aber dann erkannte auch die savoyische Dynastie mit dem ihr eigenen praktischen Blicke die Verhältnisse ganz richtig und lenkte ihr Augenmerk für immer von der westlichen Grenze ab, um in Italien das Feld für ihren Ehrgeiz und ihren Vergrößerungstrieb zu suchen. Und ihr Bestreben hatte dann wirklich merkwürdige Erfolge, da es zugleich dem großen weltgeschichtlichen Zuge entsprach, der durch die neuere Zeit geht: dem Zuge nach Bildung umfassender nationaler Reiche. So lange Savoyen ein vorzugsweise französischer Staat gewesen war, konnte es jenem hohen Ziele nicht dienen, im Gegentheile war es der Zerstörung unvermeidlich verfallen, weil es sich eben diesem Zuge zur Einheit innerhalb der französischen Volksstämme widersetzte. Aber von dem Augenblicke an, wo es entschlossen auf das Franzosenthum verzichtete und vor Allem ein italienischer Staat sein wollte, sehen wir es unaufhaltsam, bald mit kleineren, bald mit größeren Schritten, dem Ziele sich nähern, das ihm vom Geschicke bestimmt war. Kein anderes Volk Italien's, als die kräftigen, tapfern und schlauen Piemontesen, kein anderes Herrscherhaus, als die verschlagenen, bedächtigen und ausdauernden Savoyer, entsprach so den Bedingungen für die Grundlegung der späteren Einheit Italien's.

Karl Emanuel war selbstverständlich weit davon entfernt, die Bedeutsamkeit dieses Augenblicks zu ahnen. Obwohl er für seine Verluste einigermaßen entschädigt worden war, kannte doch sein Grimm über die Lage, in die er gerathen, und über die Bedingungen, die er hatte unterschreiben müssen, keine Grenzen. Anstatt, wie er gehofft, mit reinem Gewinn aus dem Streite hervorzugehen, hatte er nur Verlust aus demselben geerntet, und sah sich jetzt gedemüthigt vor seinem alten Gegner Heinrich IV. Vor allen die Spanier klagte er an, daß es so gekommen. Schon längst hatte er sich über ihre Kargheit ihm gegenüber bitter beklagt: während die Infantin Eugenie Isabelle die ganzen Niederlande als Heirathsgut erhalten, so pflegte er zu sagen, habe seine Gemahlin nichts mitgebracht, als

ein Bild der Jungfrau.[1]) Weder den Königstitel noch die Anrede „allerdurchlauchtigster“ (eccellentissimo) noch die Stellung seines Gesandten unter die Botschafter gekrönter Häupter hatte er von den Spaniern erlangen können.[2]) Jetzt vollends hatten sie ihn durch ihre Ermahnungen und Versprechungen zum Kriege gegen Frankreich verleitet und hatten ihn dann, als sie sahen, daß der Friede günstig für sie ausfallen würde, schändlicherweise im Stich gelassen, zu seinem großen Schaden. Von dieser Zeit an beschloß der Herzog, seine Politik gänzlich von der spanischen zu trennen. Und wenn auch die Klagen, welche er wenige Wochen später vor Heinrich IV. gegen die Spanier äußerte,[3]) übertrieben und bestimmt berechnet waren, so zeigte es sich doch bald durch die Thatsachen, daß von dem lyoner Frieden an Karl Emanuel seine Politik gänzlich aus dem spanischen Fahrwasser herausgesteuert hatte.

Konnte und wollte er sich nun nicht an Spanien anschließen, so mußte er sich an Frankreich halten. Dann war aber eine Vergrößerung in Frankreich nicht mehr möglich, Italien blieb das einzige Ziel der Vergrößerungspläne des Hauses Savoyen, und besonders die Besitzungen Spanien's und seiner italienischen Bundesgenossen erschienen da zuerst als wünschenswerthe Erwerbungen. Es mußte der bisherige französische Charakter des Herzogthums aufgegeben werden, der italienische mußte als der hauptsächliche hervortreten. Erleichtert wurde das durch den Umstand, daß auch an Zahl jetzt die italienische Bevölkerung die französische bei weitem überwog. Mit dem Abfall von Spanien war eine solche Wendung der savoyischen Politik naturnothwendig, unvermeidlich. Freilich verläßt

[1]) Relaz. di Gregorio Barbarigo (Bar. e Berchet., Rel. It. I.), 153. — Und doch hatte sie 500,000 Scudi Mitgift gehabt; Dep. Constantino Molino's an den venez. Senat v. 14. Sept. 1584 bei Mutinelli, Storia arcana d'Italia, II. 266.

[2]) Fr. Soranzo, 193.

[3]) MS. Consulta des span. Staatsr. vom 4. August 1601. Arch. v. Sim. K 1426.

man nicht eine jahrhundertelang befolgte Politik mit einem Schlage. Noch zweimal benutzte Karl Emanuel anscheinend günstige Gelegenheiten zu Anschlägen in der früheren Richtung. Beide Unternehmungen mißlangen. Offen aber wagte Karl Emanuel seit Lyon nicht mehr gegen Frankreich aufzutreten, und nach dem Scheitern jener beiden Versuche behielt der Anstoß, den er durch den lyoner Frieden empfangen, ganz die Uebermacht: der Herzog ließ von da an (1603) auch alle heimlichen Umtriebe gegen Frankreich fallen. So ist der Friede von Lyon der Ausgangspunkt für eine große welthistorische Entwickelung, und mit Recht können wir denselben als den wichtigsten Wendepunkt in der savoyischen Geschichte bezeichnen: den Wendepunkt vom französischen Theilstaate zum italienischen Einheitsstaate.

Inzwischen hatten auch die Verhältnisse zwischen Spanien und Frankreich eine friedliche Wendung genommen. Der König Heinrich IV. hatte im April 1600 den Grafen Rochepot als Gesandten nach Spanien geschickt, um Philipp III. „seines Wunsches zu versichern, mit ihm in guter Freundschaft und Nachbarschaft zu leben,“ [1]) und zugleich um die Verhandlungen wegen der Leistung des Friedenseides seitens des spanischen Königs zu Ende zu führen. So lange der savoyische Krieg dauerte, hatte freilich Philipp III. unter verschiedenen Vorwänden die Ablegung des Eides verzögert; [2]) aber nachdem der Friede zu Lyon abgeschlossen, vollzog endlich der König diese bedeutungsreiche Ceremonie (27. Mai 1601). [3]) Wir werden sehen, wie in demselben Augenblicke die spanische Regierung bereits beschäftigt war, Pläne gegen die innere Ruhe Frankreich's zu spinnen, so daß jedenfalls die spanischen Minister ihren frommen König

---

1) MS. Heinr. IV. an Philipp III., 20. Apr. 1600, Arch. v. Sim. K 1460; gedruckt Lettr. miss, V. 223.

2) MS. Consulten des sp. Staatsr. v. 13. Juni, 22. Juni, 19. Juli 1600, Arch. v. Sim. K 1426; Bericht v. 31. Juli, ibid. K 1460.

3) MS. Der König an Tassis, 3. Juni 1601, Arch. v. Sim. K 1451. — Vgl. Baltasar Porreño, Vida y hechos de Felipe III., cap. I. bei Juan Yañez, Memorias para la historia de F. III. (Madrid 1723) p. 228.

einen Meineid schwören ließen. Indeß der Staatskunst der damaligen Zeit erschien ein solches Vorgehen höchst gerechtfertigt, besonders da es einem so heiligen Zwecke galt, wie der Ausbreitung der spanischen Macht und mit ihr zugleich der Kräftigung der heiligen Kirche!

Jetzt müssen wir den Blick für einige Zeit von den öffentlichen Vorgängen abkehren und ihn auf das Privatleben Heinrich's IV. richten, da dasselbe so viel Bezeichnendes für den Charakter des Letzteren, ja für die Anschauungen und Sitten der ganzen Zeit bietet.

Heinrich IV. lebte seit langer Zeit von seiner Gemahlin Margarethe von Valois thatsächlich getrennt. Die kleinen und großen Treulosigkeiten, die sie sich gegenseitig vorzuwerfen hatten, ließen ihre Liebe bald erkalten, und jeder von ihnen lebte für sich. Mehrere Jahre zerstreute sich der König, dessen Herz bekanntlich für weibliche Reize sehr empfänglich war, in kleinen Liebeleien, bis endlich im Jahre 1591 eine Leidenschaft ihn ergriff, die durch ihre Stärke und Dauer ein gewisses Recht auch vor dem Richterstuhle einer strengeren Moral gewinnt, und die jedenfalls dazu angethan ist, unser Mitgefühl im stärksten Maße zu fesseln: es war die Liebe zur schönen Gabrielle.[1]) Gabrielle d'Estrées war dieser begeisterten Hingebung des Königs kaum würdig. Durch körperliche Schönheit wie durch Anmuth des Benehmens ausgezeichnet und ihrer Herrschaft über den König sich wohl bewußt, betrachtete sie ihn von vorn herein nur als Mittel zur Befriedigung ihrer Eitelkeit und Herrschsucht. Ihre Treulosigkeit dem Könige gegenüber war ein öffentliches Gespräch des Hofes.[2]) Wir haben bereits gesehen, wie sie sich vom Herzoge Karl Emanuel bestechen ließ, den König zur Aufgabe Saluzzo's zu bereden, und ähnliche Vorgänge gewissenloser Habsucht giebt es noch viele in ihrem Leben.[3]) Zur Marquise von Monceaux, dann zur

---

[1]) Sully, II. 26. f.

[2]) Sully, II. 437 ff. III. 372 f. — Andere urtheilen günstiger: so selbst der strenge d'Aubigné; aber dieser stand ihr persönlich nahe.

[3]) Vgl. de Thou, l. 113, V. 564.

Herzogin von Beaufort erhoben, durch die Freigebigkeit ihres königlichen Freundes mit Reichthümern überhäuft, richtete sie doch ihre ehrgeizigen Absichten auf viel Höheres: nichts anderes mochte ihr genügen, als die Königskrone. Sich selbst auf dem Throne Frankreich's, ihre Söhne als Beherrscher dieses Landes zu erblicken: das war ihr Zweck und ihr Bestreben, aus dem sie übrigens durchaus kein Hehl machte.

Heinrich, in der Verblendung seiner Liebe, war nicht abgeneigt, die Wünsche Gabriellen's auszuführen.[1]) Wie später das Verhältniß zu Fräulein von Entragues, so wäre dann schon jetzt dasjenige zu Gabrielle d'Estrées das Unglück seines Lebens und seines Reiches geworden. Während es sicher war, daß, wenn Heinrich eine Fürstin zur Gemahlin nehmen wollte, der Papst ihn ohne Schwierigkeit von der kinderlosen Margarethe trennen würde, so war dies bei einer beabsichtigten Vermählung mit Gabrielle kaum anzunehmen. Ferner würde bei einer ehelichen Verbindung mit der Letzteren der Hauptzweck des Königs bei seiner neuen Heirath vereitelt worden sein. Das Haus Bourbon hatte zwar zahlreiche sonstige Sprößlinge, indeß unter diesen herrschte die größte Uneinigkeit. Wenn Heinrich nicht legitime männliche Erben besaß, so waren nach seinem Tode Kämpfe um die Krone zwischen dem Prinzen von Condé und dem Grafen von Soissons sicher. Es handelte sich also darum, daß Heinrich einen unzweifelhaft rechtmäßigen Sohn hinterließe, auf welchen nach des Vaters Tode der Besitz des französischen Thrones unanfechtbar überging. Wäre aber dieser Zweck bei einer Vermählung des Königs mit der Herzogin von Beaufort erreicht worden? Gewiß nicht. Der älteste Sohn Heinrich's mit ihr war aus doppeltem Ehebruch

---

[1]) Sully, III. 205 ff. — Nach dem Zeugnisse des Kanzlers Chiverny (Memoires d'Estat de Hurault de Chiverny, chancelier de France, Paris 1636. p. 322 f.) hatte Heinrich doch auch einen vernünftigen Grund für seine beabsichtigte Vermählung mit Gabriellen und Legitimirung ihrer beiderseitigen Kinder. Sein Leibarzt hatte ihm nämlich vorgeredet, er werde nicht mehr im Stande sein, Kinder zu erzielen.

geboren — denn damals war Gabrielle mit dem Herrn von Liancourt verheirathet gewesen — der zweite nur aus einfachem: schon dies würde einen Streit zwischen den beiden Brüdern hervorgerufen haben. Zweitens aber war es sehr fraglich, ob nach dem Tode Heinrich's die Prinzen von Geblüt überhaupt die Rechtmäßigkeit der Legitimirung so entstandener Söhne zugegeben hätten; und endlich gab es noch an dem französischen Hofe sehr verschiedene Ansichten über den Punkt, ob die Söhne der Herzogin von Beaufort wirklich den König zum Vater hätten. Die Frage der Thronfolge wäre also durch eine solche Legitimirung nur eine verwickeltere, der Kampf um jene voraussichtlich nur ein um so erbitterterer geworden. — Es war auch ersichtlich, daß die immerhin skandalöse Heirath mit Gabrielle die Zahl und die Macht der Feinde Heinrich's im Innern Frankreich's selbst und im Auslande bedeutend steigern mußte. Rechnete doch schon Karl Emanuel auf erneute Aufstände der französischen Großen aus diesem Grunde!

So lebte Heinrich zwischen den Forderungen der Klugheit und den Trieben seiner Leidenschaft im bittersten Seelenkampfe, bis ein unerwartetes Ereigniß ihn aus diesem schmerzlichen Zustande befreite. Gabrielle starb plötzlich an einer vorzeitigen Geburt unter den furchtbarsten Qualen (10. April 1599 [1]), fern vom König, der zuerst über diesen Tod in den tiefsten Kummer versank, so daß er mit Niemandem sprechen wollte; er selbst, der ganze Hof legten Trauer an. Indeß unter der geschickten Einwirkung seiner Umgebung legte sein Trübsinn sich bald, indem er begann, den Fall mehr von seiner günstigen Seite zu betrachten. Nachdem der erste Ausbruch des Schmerzes vorüber gegangen, athmete Heinrich

[1] De Thou, l. 122 s. fin. — Sully, III. 377 ff. — Matthieu, I. 148 A. ff. — Bassompierre, 21. — Supplément à l'Estoile, 302. — P. Cayet, Chr. sept. 53 f. — Mem. de Chiverny, 324 ff. — Einige Schriftsteller nehmen eine Vergiftung durch den Großherzog Ferdinand von Toskana an, und Sismondi (Hist. des Français, XXII. 32) scheint ihnen zuzustimmen; indeß es giebt für eine solche Annahme, die damals bekanntlich sehr leicht Eingang fand, nicht den mindesten Beweis.

unwillkürlich auf, da jetzt nicht mehr die Forderungen einer allzu ungestümen Liebe sich zwischen ihn und sein sowie seines Staates Interesse drängten. „Es ist eine That des Himmels", rief er aus, und tröstete sich damit.[1]) Die Scheidung von Margarethe wurde eifrig betrieben, und da diese, die bisher ihre Stelle nur nicht an die Maitresse des Königs hatte abtreten wollen, nunmehr selbst zu Gunsten der Scheidung an den Papst schrieb, so wurde die Heirath aus einer Menge höchst wichtiger Gründe ohne jede Schwierigkeit nach kurzen Verhandlungen für gelöst erklärt (Nov. und Dez. 1599[2]).

Die Räthe Heinrich's wünschten nun sehr, ihn sofort wieder zu verheirathen, aber noch einmal kam des Königs Leidenschaft dazwischen. Sein Herz konnte die Freiheit nicht lange ertragen und wenige Wochen nach dem Tode der schönen Gabrielle, während der Scheidungsverhandlungen selbst, fiel er in die Schlingen des Fräuleins von Entragues. Katharine Henriette de Balzac, Fräulein von Entragues, war mehr anmuthig, als regelmäßig schön, aber heiteren und witzigen Sinnes und in blühendem jugendlichen Alter, in allen Künsten der Toilette wohl erfahren. Kühn und verschlagen, mißbrauchte auch sie die hohe Stellung ihres Geliebten, um zu Reichthum und Macht zu gelangen. Zuerst erpreßte sie von ihm 100,000 Ecus; dann ließ sie sich — noch im Monat August — mit dem zum Marquisat erhobenen Gute Verneuil beschenken;[3]) endlich verlangte sie sogar, angeblich ihrer Eltern wegen und nur

---

[1]) Aerssen an die Generalstaaten: Sa Maté. m'a dict qu'il cognoissoit la mort de feue la Duchesse un coup du ciel, et qu'il en voulloit faire son proffit. (Vreede, Lettres et Négociations de Buzanval [Leyden 1846] p. 148.)

[2]) Die Einzelheiten hierüber findet man im fünften Bande der Lettr. miss., in den Memoiren der Zeit, bei Dupleix, Hist. de Henry le Grand, 263 ff.; sowie vor allem in den Lettres d'Ossat (Paris 1627), I. 645 ff. Die Gründe zur Auflösung der Heirath sind angegeben in der Consultation sur la dissolution du mariage de Titius et de Seia (Lettres d'Ossat, II. 1380 ff.).

[3]) Lettr. miss., V. 155.

zum Scheine, vom Könige ein Eheversprechen, bevor sie sich seinen Wünschen unterwerfe. Heinrich war schwach genug, ihr zu willfahren, und als Rosny, dem er das Dokument hierüber mittheilte, dasselbe in redlichem Eifer zerriß, stellte er ein zweites gleiches aus.[1]) Die Klausel lautete: „Im Falle daß das Fräulein Henriette Katharine von Balzac in sechs Monaten von dem gegenwärtigen Tage an schwanger wird und einen Sohn gebiert, wollen wir sie öffentlich zur Gemahlin und rechtmäßigen Gattin wählen."

Die Minister Heinrich's hielten ihn selbstverständlich durch eine solche listig abgezwungene Zusage nicht im mindesten für gebunden, sondern sahen sich nach einer vollbürtigen Gemahlin für ihn um. Die Wahl war leicht getroffen. Von den französischen Prinzessinnen konnte ernstlich die Rede nicht sein; es würde dies nur zu einer, dem Königthume und der innern Ruhe des Reiches gefährlichen Bevorzugung einer der vornehmen Familien geführt haben. Unter den auswärtigen Fürstentöchtern aber war die Auswahl nicht eben groß. Die Infantin von Spanien hatte sich bereits verheirathet; die Prinzessin Arabella Stuart war der Hoffnung auf die Nachfolge in England beraubt; überhaupt wollte Heinrich wegen seiner Beziehungen zu Rom eine Nichtkatholikin nicht gern heirathen; der deutsche Charakter war seinem Temperament zuwider:[2]) so richteten die Blicke sich unwillkürlich auf Maria von Medici, die schöne Nichte des Großherzogs von Toskana. Zwei Umstände ließen diese Verbindung den französischen Staatsmännern sehr wünschenswerth erscheinen: erstens die hohe Mitgift, die von den reichen Medicäern ohne Zweifel zu erwarten war; und zweitens die Freundschaft des

[1]) S. diese berühmte Scene bei Sully, III. 401 ff.

[2]) Sully, III. 208 f. Der König sagt: J'ai encore entendu parler de certaines princesses d'Allemagne dont je n'ai pas retenu les noms; mais les femmes de ce pays ne me reviennent nullement. Je croirais toujours un lot de vin auprès de moi; outre que j'ai oui dire, qu'il y a eu une Reine de cette nation en France, qui la pensa ruiner: tout cela m'en dégoûte. — Depesche Neville's an Cecil, 26. Mai 1599; Winwood, Memorials, I. 29.

bei Klemens VIII. so einflußreichen Kardinals von Medici, welche dem Gemahl seiner Nichte um so sicherer war, als gerade dieses Geschlecht sich durch Familiensinn sehr auszeichnete. Brulart de Sillery, der französische Gesandte in Rom, machte also noch im Herbste dem Großherzog die ersten Eröffnungen, die auch von dem Papste unterstützt wurden und bald zu einem günstigen Ergebnisse führten. Noch in den ersten Monaten des Jahres 1600 wurde der Heirathskontrakt abgeschlossen. Die Prinzessin erhielt, außer ihren Edelsteinen und sonstigem Schmuck, 600,000 Ecus Mitgift und vom Papste noch dazu ein Geschenk von 100,000 Ecus; ihr Witthum dagegen wurde nur auf 10,000 Ecus jährlicher Einkünfte festgesetzt.[1]) Im Mai richtete der König die ersten Briefe über die bevorstehende Heirath an den Großherzog und seine Nichte, und bald nahmen die Schreiben an diese Letztere einen vertraulicheren und liebevolleren Ton an.[2]) Die Heirath selbst verzögerte sich durch die savoyischen Streitigkeiten noch um einige Monate.

Und nun ist es merkwürdig, zu sehen, wie sich die Liebesbriefe des großen Königs an seine Gemahlin und an seine Maitresse in bunter Reihenfolge vermischen. Der einzige Unterschied ist vielleicht der, daß er seine Frau „mein Herz“, seine Geliebte aber „mein theures Herz“ anredet, daß er die Erstere zum Briefschlusse „hunderttausendmal küßt“, die Letztere aber „millionenmal“. Seiner Gemahlin gegenüber schwieg er zwar über die Entragues: doch um so zwangloser sprach er sich mit dieser über Maria, ihr Wesen und ihre Kinder aus. Diese Briefe schildern den Charakter Heinrich's lebhafter, als alle Memoiren seiner Zeitgenossen es vermöchten. Als die Marquise schwanger wurde (Juni 1600), wollte der König sich

[1]) MS. Instruction du sr. d'Alincourt (Man. franç., Paris, vol. 3434 p. 11 A ff.). — Lettr. miss., V. 198, 213. — Matthieu, I. 249 A. B. — de Thou, l. 125, V. 938 f. — Supplém. à l'Estoile 315. — Zuerst machte die Fixirung der Mitgift Schwierigkeiten; Depeschen Marchesini's an den venez. Senat bei Mutinelli, Storia arcana d'Italia, II. 73 ff.

[2]) Lettr. miss., V. 233, 249, 256, 270.

gar nicht von ihr trennen, obwohl ihn seine eigenen Angelegenheiten auf das dringendste an die savoyische Grenze riefen; trotzdem daß sie sich bisweilen auf das heftigste stritten, so daß der König die schwersten — übrigens sehr begründeten — Zweifel an ihrer Liebe zu ihm aussprach,[1]) besaß die Marquise doch in unumschränkter Weise die Herrschaft über das Herz des Monarchen. Zum Glück machte damals ein Blitz, der in das Kabinett der Marquise fuhr und eine Fehlgeburt herbeiführte, dem Zögern des Königs bei seiner Geliebten und zugleich der heiklichen Frage wegen des königlichen Ehegelöbnisses ein schnelles Ende. Von der Erneuerung dieses Versprechens war selbstverständlich nie mehr die Rede: aber das ganze Verhältniß zu der Marquise war für den König ein nie versiegender Quell von Bitterkeit und Trübsal.

Im September 1600 langte der Großstallmeister Bellegarde[2]) als außerordentlicher französischer Gesandter in Florenz an, und am 5. Oktober fand die überaus prächtige Hochzeitsfeier statt. Der Kardinal Aldobrandini, der Nepot des Papstes, celebrirte selbst, der Großherzog vertrat die Stelle des Königs. Am Ende der Messe taufte man ein Kind des Großherzogs. Am Abend war Ball und ein besonderes Festmahl für die Damen. Nach Beendigung desselben kam Juno auf einem Pfauenwagen herein, Minerva auf einem Rossewagen, und sangen Hymnen des Preises und voll Glückwünsche für die junge Königin. Eine solche allegorische Darstellung durfte damals ebenso wenig, wie etwa jetzt, bei dergleichen Festlichkeiten fehlen. Am Sonntag darauf war Komödie, und am Montag gab man ein Schäferspiel von solcher Pracht der Ausstattung, daß es allein 60,000 Scudi kostete![3])

Die neue Königin von Frankreich war von stattlichem Wuchse,

---

[1]) Lettr. miss., V. 224, 507. — Bassomp., 24 f.

[2]) MS. Instruction du sr. de Bellegarde (Man. franç., Paris, v. 3434 p. 1 A ff.).

[3]) MS. Lettre sur les magnificences qui se firent au mariage du Roi (Manuscr. franç., Paris, vol. 4020 p. 34 B ff.).

vielleicht von etwas zu voller Figur; ihr Gesicht war regelmäßig und anmuthig, wenn es auch gerade nicht den Stempel eines hervorragenden Geistes trug. Ihr Benehmen war würdig und majestätisch, aber zu kalt für die beweglichen und ungezwungenen Franzosen und besonders für ihren lebhaften Gemahl, der gerade diese Eigenschaft bei Frauen über Alles schätzte. Maria war nicht mehr ganz jung, da sie am 26. April 1573 geboren war. Ihr Vater, der Großherzog Francesco, war gestorben, als sie das fünfzehnte Jahr erreicht hatte, und ihr Oheim Ferdinand hatte das Großherzogthum geerbt. Hätte derselbe Töchter gehabt, so wäre Maria sicher vor diesen in den Schatten getreten; aber da dies — ein für sie günstiger Umstand — nicht eingetreten, so war sie die einzige heirathsfähige Prinzessin des Hauses Medici. Nach einander hatten sich Ranuzzio, der Sohn des großen Alexander Farnese, dann der Herzog von Braganza, endlich Kaiser Rudolph II. um die Hand der reichen Braut beworben: aber den ersten entfernte die Eifersucht Spanien's, den zweiten seine verhältnißmäßig unbedeutende Stellung, den dritten die Abneigung der Prinzessin vor dem finstern, gelehrten Sonderling. So hatte Heinrich von Frankreich ihre Hand erhalten, der glänzendste Bewerber, den sie und ihre Verwandten wünschen konnten. — Spanien aber war wegen dieser Vermählung, die noch in die Zeit des savoyischen Krieges fiel, außerordentlich gegen den Großherzog Ferdinand erbittert. Vergebens ließ dieser dem spanischen Hofe versichern, daß Maria, dem Hause Oesterreich, welchem ihre Mutter angehört hatte, ganz ergeben, gleichsam ein Unterpfand des Friedens zwischen Spanien und Frankreich sein würde, und zugleich ein Mittel, durch welches das Haus Medici der Krone Spanien seine volle Ergebenheit erweisen könne. Philipp III. glaubte um so weniger an die Wahrheit dieser Zusagen, als in demselben Augenblicke Venedig Truppen aushob, an deren Spitze es den Prinzen von Vaudemont, den Bruder der regierenden Großherzogin, stellte. So glaubte man fest, Toskana und Venedig hätten sich mit Frankreich gegen Savoyen und Spanien verbündet. Der König nahm also

jenes Kompliment sehr kalt auf, und ohne dem Großherzog seinen Glückwunsch auszusprechen, erwiderte er nur, er wünsche, daß die Thatsachen den Versicherungen des Großherzogs entsprächen.[1])

Diese beleidigende Antwort machte den Letzteren um so besorgter, je mehr er sich bald durch den lyoner Frieden von Frankreich verlassen glaubte. Maria indessen kümmerte sich um die politischen Folgen ihrer Heirath wenig; am 15. Oktober reiste sie von Florenz ab, voll goldener Träume in Betreff ihrer Zukunft, und schiffte sich in Livorno nach Marseille ein. Da sie aber sehr mit widrigen Winden zu kämpfen hatte, langte sie erst am 3. November, geleitet von 17 toskanischen, päpstlichen und maltesischen Galeeren, in Marseille an, wo sie von den Vornehmsten des Reiches auf das glänzendste empfangen wurde. Der König selbst fehlte indeß noch; er lag vor Montmélian und bat Maria, sich nach Lyon zu begeben, wo er sie treffen werde.[2]) Der Weg, den sie zu nehmen hatte, war schon vorher zu ihrem Empfange vorbereitet,[3]) auf besonderen Befehl des Königs, so daß ihre Reise einem Triumphzuge glich. In der That war die Freude des Volkes groß, in seiner Mitte eine neue Königin zu sehen, durch die man den Stamm des großen Heinrich in rechtmäßiger Weise fortgepflanzt zu sehen hoffen durfte.[4]) Am 18. November kam die Königin, von 2000 Edelleuten und berittenen Garden geleitet, nach Aix, am 20. nach dem damals päpstlichen Avignon, wo der Vizelegat sie mit großer Pracht aufnahm. Die Chroniken der Zeit erwähnen ausdrücklich, daß das Mahl, welches dieser ihr gab, 4000 Ecus — nach jetzigem Geldwerthe etwa 26,000

---

[1]) Salluzzi, Ist. di Toscana, libr. V., cap. 9, (III. 122).

[2]) MS. Voyage du Roy, 42 A ff.

[3]) Lettr. miss., V. 324.

[4]) Am 23 April 1599 schreibt d'Aerssen an die Generalstaaten: Tous les esprits de ceste cour sont bendez pour le mariage du Roy.... Il semble que la France s'allège en ses maux par les desseins du Roy à mariage. Grandz et petitz en discourent avecq merveilleuse joye. (Vreede, Lettres et Negociations de Buzanval, p. 148.).

Thaler — gekostet habe; aber noch mehr verschönt wurde dasselbe durch die plötzlich anlangende Kunde von der Einnahme Montmélian's. Am 3. Dezember endlich zog die Königin in Lyon ein. Die ganze Stadt prangte im Festschmuck, sie war überall mit Teppichen und Gemälden geziert, Inschriften und Verse drückten in lateinischer und französischer Sprache die Liebe, die Bewunderung und die Glückwünsche der getreuen Einwohner für die junge Königin aus. Als dieselbe am Thore erschien, kamen ihr die Stände und fremden Nationen der Stadt entgegen und hielten in knieender Stellung Reden an sie. Sie zog über die Brücke, über welche stets die Dauphins die Stadt betraten, und man las an dem Triumphbogen, der an deren Eingang angebracht war, folgende Verse:

Pour une Princesse si belle
Je pouvois paroistre autrement,
Mais j'ay gardé mon ornement
Pour un Dauphin qui naistra d'elle. [1])

Am 9. Dezember kam dann plötzlich der König, und acht Tage später der Legat Aldobrandini, welcher die Trauung noch einmal vollzog. Am 21. Januar 1601 reiste der König, am 22. seine Gemahlin mit der Post nach Paris ab. Der Einzug in diese Stadt geschah am 9. Februar.

Der praktische Heinrich hatte übrigens die frohe Gelegenheit seiner Vermählung benutzt, um seinem durch den Krieg geschwächten Schatze etwas aufzuhelfen. Denn er hatte von den bedeutenderen Städten seines Reiches eine angeblich freiwillige Heirathssteuer erhoben: aber der Zorn, mit welchem er jedes Remonstriren gegen diese „freiwillige Steuer" aufnahm, zeigte deutlich, daß die guten Städte in dem königlichen Wunsche einen Befehl sehen sollten. [2]) Da nun die Kosten der Reise Maria's auch fast ausschließlich auf die Städte und Privatpersonen gewälzt wurden, so hat offenbar der

---

[1]) MS. Voy. du Roy, 45 B.

[2]) Lettr. miss., V. 259. ff. 307.

schlaue König — auch abgesehen von der reichen Mitgift — zugleich ein gutes Geldgeschäft mit seiner Vermählung gemacht.

Kaum nach Paris zurückgekehrt, übte Heinrich einen Akt der Gerechtigkeit aus. Niemandem war der glückliche und schnelle Erfolg des letzten Krieges mehr zuzuschreiben, als dem Marquis von Rosny. Durch seinen Eifer, seine Pflichttreue und Geschicklichkeit war eine solche Menge von Geschützen auf dem Kriegsschauplatze vereinigt worden, wie man früher noch nie gesehen. Die große Armee, die Parma im Jahre 1590 gegen Heinrich geführt, hatte zwanzig Kanonen gezählt, und man hatte dies damals als ein Wunder betrachtet. Jetzt aber hatte Rosny bei der Belagerung von Montmélian allein fünfzig Kanonen vereinigt![1]) Sein schneller Blick und seine Gewandtheit hatten zum ersten Male der Artillerie den ihr gebührenden Platz in der Kriegführung gesichert. Man möchte sagen, daß damals die Geschütze, richtig angewandt, eine noch größere Rolle zu spielen hatten, als jetzt, obwohl ihre Tragweite und ihre Anzahl seit jener Zeit so sehr vergrößert worden sind. Denn während jetzt die Kriege durch einige große Schlachten entschieden werden, in denen zuletzt immer — abgesehen von den strategischen Gaben der Feldherrn — der Muth und die taktische Tüchtigkeit der Infanterie sowie die Güte ihrer Bewaffnung den Ausschlag geben: war damals der Krieg stets mehr oder minder ein Festungskrieg, bei dem es, richtig verstanden, hauptsächlich auf die Zahl, gute Placirung und tüchtige Bedienung der Geschütze ankam. Daß Rosny dies letztere eingesehen und an Stelle der Ueberfälle und tollkühnen Angriffe, mit denen man bisher meist die Belagerungen geführt, die regelmäßige und methodische Anwendung der schweren Artillerie gesetzt hat, ist sicherlich ein großes Verdienst, das dann auch wieder auf die Fortifikationskunst zurückgewirkt hat. Es war also nur gerecht, daß nach seiner Rückkehr nach Paris Heinrich das Amt des Großmeisters der Artillerie, das Rosny bekleidete, in ein

---

[1]) Sully, III. 484.

Kronamt verwandelte, wodurch es dem Marschallat gleich gestellt wurde.[1])

Doch es schien, als ob Rosny für die nächste Zeit kaum Gelegenheit haben würde, seine Kanonen von neuem in's Feld zu führen. Wie mit Spanien, so trat auch mit Savoyen jetzt ein Zustand wenigstens äußerlichen guten Einvernehmens ein. Im Juli 1601 kam Forny als Gesandter des Herzogs nach Paris und gab die lebhaftesten Versicherungen von der Freundschaft seines Herrn für den französischen König.[2]) So nahm Alles ein friedliches Aussehen an; endlich schien Europa aufathmen zu dürfen.

Groß war die Erwartung in Spanien und Frankreich, als die jungen Königinnen beider Länder zu gleicher Zeit Hoffnung auf Nachkommenschaft gaben. Zuerst gebar die Königin Margarethe von Spanien, und zwar eine Tochter, welche den Namen Anna Maria Mauritia erhielt (22. September 1601).[3]) Die Spanier waren sehr zufrieden, daß das älteste Kind eine Tochter war. Das Gedächtniß des schrecklichen Verhältnisses, das zwischen Philipp II. und seinem ältesten Sohne obgewaltet hatte, war zu lebendig, als daß man dem kaum dreiundzwanzigjährigen Philipp III. schon einen männlichen Erben gewünscht hätte, der bereits in den besten Jahren seines Vaters gleichfalls ein kräftiger Jüngling gewesen wäre. So war es den Spaniern recht, daß jetzt eine Prinzessin zur Welt gekommen war, die in keinen leidenschaftlichen Konflikt um Einfluß und Herrschaft mit ihrem Vater gerathen konnte; zumal da ja in Spanien die Töchter auch erbfähig waren.[4])

---

[1]) De Thou, l. 125, V. 947.

[2]) MS. Consulta des sp. Staatsrathes v. 4. Aug. 1601, Arch. von Sim K 1426. — Lettr. miss., V. 440.

[3]) MS. Philipp III. an Heinr. IV., 22. Sept., Arch. v. Sim. K 1451. — Eine Beschreibung der überaus kostbaren Taufzeremonien hat uns ein Augenzeuge, der kaiserliche Gesandte Hans v. Khevenhiller, hinterlassen (Fr. v. Khevenhiller, Annales Ferdinandei [Leipzig 1722], V. 2465).

[4]) Matthieu, II. 52 A. — Die Siete partidas Alfons' X. (1260) hatten Th. II. Tit. 15 Gesetz 2 den alten Brauch, der in Ermangelung von Söhnen

Der Brief, welcher dem französischen Könige dieses Ereigniß anzeigte, kreuzte sich bereits mit dem Schreiben, welches die Geburt eines Dauphin nach Madrid meldete. Am 27. September war endlich Heinrich IV. ein ehelicher Sohn geboren! Die Freude hierüber war unendlich in ganz Frankreich,[1] mit Ausnahme weniger Unzufriedener und Ehrgeiziger. In der That war für Frankreich das Ereigniß bei weitem wichtiger, als ein ähnliches für das längst geordnete und befriedete Staatswesen Spanien's sein konnte. Durch die Geburt des jungen Ludwig war eine Quelle von Streitigkeiten, Zerrüttungen und Bürgerkriegen, auf die jeder nur mit Schrecken blicken konnte, verstopft. Das Bedürfniß nach Ruhe war nach den furchtbaren Kämpfen der letzten vierzig Jahre ein allgemeines in dem französischen Volke, und deshalb war auch mit dem Frieden von Vervins und der Geburt des Dauphin die Aera der Revolutionen für Frankreich einstweilen geschlossen und die Zeit der königlichen Allmacht angebrochen. Es fanden zwar in den nächsten Jahren Empörungen und Verschwörungen noch genug statt, aber sie vermochten nicht, das Volk mit sich fortzureißen, blieben deshalb stets nur an der Oberfläche und waren leicht niederzuwerfen. Nur noch einmal, zur Zeit der Fronde, erwachte der unruhige Geist des französischen Volkes für kurze Wochen: sonst sah dasselbe ruhig und müßig zu, wie einige vornehme Herren oder wenige Reformirte, die es gewagt, der königlichen Autorität entgegen zu treten, von derselben mit geringer Mühe niedergeworfen, gedemüthigt oder selbst vernichtet wurden.

Heinrich IV. knüpfte an das eigenthümliche Zusammentreffen, daß in einer Woche ihm ein Sohn und seinem mächtigen Rivalen eine Tochter geboren worden, sofort eine weit aussehende

---

die älteste Tochter erben ließ, schriftlich festgesetzt; diese Bestimmung wurde bestätigt durch Alfons XI. 1338 und die berühmten Cortes von Toro 1505. Mignet, Negociations relatives à la Succession d'Espagne (Coll. de docum. inéd., Paris 1835), I. 15 ff.

[1]) De Thou, l. 126 s. fin.

politische Kombination, die für beide Reiche von größter Wichtigkeit werden konnte. Bereits in der Mitte des Oktobers schrieb er an seinen vertrauten Freund, den Connétable Montmorency: „Ich habe seit einigen Tagen hier Nachricht über die Niederkunft der Königin von Spanien, welche eine Tochter geboren, deren Verheirathung mit meinem Sohne man sofort vorhergesagt hat; und hierzu würde ich gern meine Zustimmung geben, vorausgesetzt daß sie eine gute Mitgift erhält.“ [1]) Heinrich dachte hierbei unzweifelhaft an die Niederlande, die er einst selbst als Aussteuer der Infantin Eugenie Isabelle für sich gewünscht hatte. [2])

Aber das Projekt des Königs blieb nicht in dem Zustande eines bloßen frommen, nur vor Vertrauten ausgesprochenen Wunsches.

Am 13. Oktober hatte Don Juan Bautista de Tassis, der spanische Botschafter, Audienz bei Heinrich IV., um ihm zur Geburt des Thronerben feierlich seinen Glückwunsch auszusprechen. Diese Audienz nun verlief in einer ganz anderen Weise, als es bisher bei den Zusammenkünften zwischen dem König und dem Spanier zuzugehen pflegte. Während man sonst sich in gegenseitigen höchst gerechten Vorwürfen ausließ, die dann stets in ziemlich unverhüllte Kriegsdrohungen endeten, war dieses Mal Heinrich höchst freundlich und zuthunlich und so liebenswürdig, wie nur er es zu sein vermochte. Er sprach seine hohe Freude aus, daß nun beide Kronen Erben besäßen; und fügte dann mit Nachdruck hinzu, er wünsche sehr, daß sie beide auch ferner Söhne und Töchter erhielten, damit sie sich nicht nur durch eine einfache, sondern sogar durch eine doppelte Verheirathung verbinden könnten. [3])

---

[1]) Henri IV. au Connét., 16. oct. 1601 (Lettr. miss., V. 486): J'ay des nouvelles icy, depuis quelques jours, de l'accouchement de la royne d'Espagne, qui a faict une fille dont on a aussy tost prédict le mariage pour mon fils; à quoy je consentiray volontiers, pourveu qu'elle fust bien apanagée.

[2]) Sully, III. 208.

[3]) MS. Dep. Tassis' v. 16. Okt. 1601, Arch. v. Sim. K 1604. — In

Tassis war so sehr durch diese unerwartete Mittheilung überrascht, daß er drei Tage brauchte, um sich zu sammeln und seinem Hofe Mittheilung von derselben zu machen. Die spanische Regierung, die höchst ungerechter Weise Tassis mißachtete, weil er kein geborener Spanier und nicht von dem rücksichtslosen religiösen Fanatismus dieses Volkes beseelt war, und die übrigens damals wieder einmal verschiedene Differenzen mit Frankreich hatte, hielt es zuerst gar nicht für der Mühe werth, auf die Nachricht des Botschafters irgend einzugehen.

Aber bald kamen weitere Spuren von dem ernsten Willen des französischen Königs, diese Verbindung zu Stande zu bringen. Einen Monat darauf hatte Tassis zu berichten, daß Heinrich seinen bezüglichen Wunsch bereits veröffentliche. Er hatte zu der verwittweten Herzogin von Braunschweig, die sich gerade damals am französischen Hofe befand, geäußert: er wünsche sehr die Vermählung des Dauphins mit der Infantin, im Interesse des Friedens würde er es sogar gern sehen, wenn die Verlobung sofort vor sich gehe, und selbst ohne daß man spanischerseits eine namhafte Mitgift verspreche. — Noch immer litt der spanische Stolz nicht, daß man dem französischen Könige auf halbem Wege entgegenkomme, aber im Grunde wünschte man in Valladolid eine solche Verbindung der beiden mächtigsten katholischen Staaten Europa's doch auch sehr: dieselbe konnte schließlich nur zum Vortheile Spanien's ausfallen. Tassis wurde also angewiesen, auf erneute offizielle Andeutungen Heinrich's auch seinerseits durch günstige Zusagen einzugehen.[1]

---

dem sonst ausgezeichneten Werke von Perrens: Les mariages espagnols sous le règne de Henri IV. et la régence de Marie de Médici, findet sich merkwürdiger Weise keine Spur von diesen Verhandlungen im Herbst 1601. Freilich hat Herr Perrens die in Paris befindlichen Theile des Archivs von Simancas gar nicht gekannt: aber die Stellen aus den Lettres missives und Sully sollte er doch nicht übersehen haben!

[1] MS. Dep. Tassis' v. 19. Nov. 1601 mit Apostille; ibid.

Damals freilich machten die bald zu schildernden Ereignisse allen diesen Plänen einstweilen ein Ende; aber wir werden sehen, wie sie in ruhigeren Zeiten von beiden Höfen immer wieder aufgenommen wurden, bis sie endlich in einer französisch-spanischen Doppelheirath ihren Abschluß fanden.

Drittes Kapitel.

Oppositionsregungen in Frankreich.
1600—1602.

Organisation der Hugenotten in Frankreich. — Ihre Verhandlungen mit Heinrich IV. — Das Edikt von Nantes. — Schwierigkeiten bei dessen Durchführung. — Gründe zu neuer Unzufriedenheit für die Reformirten. — Stellung Frankreich's zu den deutschen Protestanten. — Neue Mißhelligkeiten zwischen Frankreich und Spanien. — Verrätherische Anschläge des letzteren und Savoyen's gegen einige französische Städte. — Vergebliche Unternehmungen der Spanier gegen Algier und Irland. — Fuentes und Karl Emanuel verschwören sich mit Biron gegen Heinrich IV. — La Fin. — Heinrich's Versuche, Biron wieder zu sich hinüberzuziehen. — Biron verfolgt die Verschwörung im Innern und draußen. — Verhandlungen desselben mit Spanien. — Politische Lage im Anfange des Jahres 1602. — Uebergriffe und drohende Rüstungen der Spanier. — Heinrich's Befürchtungen und Gegenrüstungen. — Völlige Enthüllung der Verschwörung. — Biron nach Paris gelockt, gefangen gesetzt und hingerichtet. — Entwaffnung seiner Anhänger; Bouillon's Flucht. — Großer Erfolg des französischen Königthums.

Die äußeren Feinde hatte Heinrich IV. zur Ruhe gebracht, einen gefährlichen Krieg ruhmvoll beendigt; aber wie große Schwierigkeiten hatte er noch im Innern seines Reiches zu überwinden! Zwei Oppositionen sind es, die hier dem Königthume immer und immer wieder hindernd in den Weg treten: diejenige der Aristokratie und die der extremen Religionsparteien. Jene

hat schon die Zuversicht verloren und sucht ihre Zwecke mehr in dunkeln Verschwörungen zu verwirklichen; die andere aber, die religiöse, erhebt noch kühn ihr Haupt und stellt an das Königthum gebieterische Forderungen. Die Reformirten einerseits stützen sich auf das Schwert, das ihnen bisher ihre Unabhängigkeit gewahrt, das ja den König selbst auf seinen Thron geführt hatte. Die Katholiken dagegen zeigen auf ihre Ueberzahl, auf den Umstand, daß sie den ketzerischen König genöthigt hatten, zu ihnen hinüberzutreten, sie erinnern beständig an diesen Zwang, sie stellen Heinrich die Möglichkeit vor Augen, daß sie sich wieder in Feindschaft gegen ihn versetzen und ihn dann der Vortheile berauben würden, die ihm nur seine Unterwerfung unter den Katholizismus verschafft hatte. Es war ein überaus mühseliges Unternehmen für den König, zwischen diesen beiden feindlichen Parteien die Mittelstraße zu halten, rechts und links nicht allzu schlimm anzustoßen, da ja auf Befriedigung beider Extreme von vorn herein verzichtet werden mußte.

Am unternehmendsten — waren sie doch die Minderzahl — zeigten sich die Hugenotten. Nach der Apostasie Heinrich's IV. hatten sie gefürchtet, eine neue Zeit der Verfolgung über sich hereinbrechen zu sehen. Nach der kräftigen demokratischen Weise des Kalvinismus hatten sie darauf ebenso wenig, wie etwa vor zwanzig und dreißig Jahren, gezögert, selbst für ihre Sicherheit Sorge zu tragen. Sobald sie zu befürchten anfingen, daß die Tage Karl's IX. wieder erscheinen würden, griffen sie zu den energischen Mitteln, welche schon gleich nach der pariser Bluthochzeit die berühmte Flugschrift Reveille-matin verkündet hatte.[1]) Sie hatten deshalb ihre alte Vereinigung erneut und sich im Jahre 1594 auf ihrer allgemeinen Versammlung zu Sainte-Foy eine straffe politische Organisation gegeben.[2]) Hierzu wurde ganz Frankreich in zehn protestantische Kreise

[1]) Vgl. Gottlob v. Polenz, Gesch. des franz. Kalvinismus, II. 647 ff. III. 229 ff.

[2]) D'Aubigné, Histoire universelle, l. IV. ch. 11. (éd. 1620 III. p. 367 ff.)

getheilt, von denen ein jeder durch einen besonderen Rath, aus Deputirten zusammengesetzt, beaufsichtigt und verwaltet wurde. Jeder Kreis sandte wieder einen Abgeordneten zu dem Generalrathe, welcher also aus zehn Männern bestand und die Oberleitung dieser kleinen hugenottischen Republik in Händen hatte.[1]) Eine Steuer von 45,000 Ecus wurde allen Hugenotten auferlegt, um die Kosten dieser Organisation und etwaiger Kriegsfälle zu decken. Sowie der König Feindseligkeiten begehen oder selbst nur aufhören würde, die den Reformirten versprochenen Subsidien zu zahlen, sollten alle königlichen Steuern, so weit wie möglich, zu Gunsten der protestantischen Sache mit Beschlag belegt und Rüstungen zur allgemeinen Abwehr jeder Unbill getroffen werden. So hatten die Hugenotten einen vollkommen ausgebildeten Staat im Staate hergestellt. Was fehlte ihnen noch, um ein regelmäßiges Gemeinwesen auszumachen? Sie hatten eine höchste Gewalt, Provinzialgouverneure, regelmäßige Einkünfte, eigene Festungen, ein besonderes Heer, eine Konstitution. Bouillon und la Tremoille, erfahrene Krieger, waren ihre Generale, der schlaue Gelehrte Du Plessis-Mornay ihr Staatsmann. Die ganze Einrichtung erinnert lebhaft an das holländische Vorbild; und wie einst die Holländer Heinrich III. von Frankreich und Elisabeth von England um Schutz gegen ihren angestammten König angegangen waren, so suchten auch jetzt die Hugenotten nach einem auswärtigen Fürsten, den sie als Protektor an ihre Spitze stellen könnten, um mit seiner Hülfe, wenn es nöthig, den eigenen König und das eigene Vaterland zu bekämpfen.

Hierin lag aber gerade für Heinrich IV. eine ernste Gefahr,

— Mémoires de Charlotte Arbaleste Mad. Du Plessis (Paris 1824), 268 f. — Histoire de l'Edit de Nantes, l. III. (Delft 1693) A. I. 126 ff. — Von den zehn Generaldeputirten mußten vier Adlige, zwei Geistliche, vier Mitglieder des dritten Standes sein.

[1]) Später wurde der Conseil général der Hugenotten auf 30 Mitglieder gebracht: 12 Adlige, 12 Bürger, 6 Pastoren. Der Präsident mußte Laie sein, der Vizepräsident Geistlicher. G. de Félice, Histoire des Protestants en France (Paris 1850), 267.

die zu beseitigen er vor allem bestrebt sein mußte. Er konnte es nicht zugeben, daß der achte Theil seiner Unterthanen, und zwar ein durch Geist, Reichthum, Ansehen und Macht so wichtiger Theil, sich von dem regelmäßigen Staatsleben ausschloß, sich — wenn auch nicht ausdrücklich, so doch faktisch — seiner Herrschaft entzog und gar einen fremden Monarchen zum Schiedsrichter der inneren Angelegenheiten Frankreich's machte. Aber noch mehr; es stand zu befürchten, daß die Katholiken einer so festen und massiven Organisation der Reformirten gegenüber auch ihrerseits über kurz oder lang zu der Liga zurückkehren, der protestantischen Union eine katholische entgegenstellen würden: dann aber war der Bürgerkrieg von neuem sicher, die Krone abermals zur Machtlosigkeit im Streite der beiden allumfassenden Parteien verdammt. Heinrich's scharfem Blick konnte das Drohende dieser Perspektive nicht entgehen, und er entschloß sich, um sie zu vermeiden, lieber alle Opfer zu bringen, die mit der Ehre der Krone und mit der Einheit des französischen Staates nicht geradezu unvereinbar seien.

Er entschloß sich hierzu um so eher, als ihm persönlich das religiöse Bekenntniß ziemlich gleichgültig war. Man weiß, mit welcher Leichtigkeit er die Konfession wechselte, mit welcher Ungenirtheit er dem Papste und dessen Nunzien seine katholische Orthodoxie, Protestanten wie Aubigné und dem Landgrafen von Hessen, seine Anhänglichkeit an die reformirte Lehre betheuerte. Es ist merkwürdig, wie in jener noch so fanatischen Zeit es doch einzelne Männer gab, welche über die äußeren Unterschiede der Konfessionen gänzlich hinwegsahen und, nur das Gemeinsame in ihnen allen betonend, Duldung und Gewissensfreiheit anempfahlen. Wer kennt nicht den berühmten Juristen aus Angers, den Gegner des Macchiavelli, Jean Bodin, der in seinem Colloquium Heptaplómeres ganz offen den reinen Theismus sowie die Gleichberechtigung aller Religionsparteien anpreist? Freilich ist er dafür bis auf die heutige Zeit genugsam verketzert worden, und erst jetzt beginnt man, seinen Werth richtiger zu schätzen. Er war aber nur der Vorläufer eines

ähnlich denkenden Kreises von Männern, die sich nun um den sinnesverwandten Heinrich IV. schaarten. Wie Bodin aus den Reihen der Katholiken, so waren sie meistens aus denjenigen der Protestanten hervorgegangen. Der Herzog von Sully war der hervorragendste von ihnen. Er rieth dem Könige im Jahre 1593 zum Uebertritte zur katholischen Religion, denn er „hielt für unzweifelhaft, daß in jeder Art Religion, welche die Menschen äußerlich bekennen, wenn sie sterben in der Beobachtung des Dekalogs, im Glauben an das Symbol, Gott von ganzem Herzen lieben, gegen ihre Nächsten barmherzig sind, auf die Gnade Gottes hoffen sowie darauf, durch den Tod, das Verdienst und die Gerechtigkeit Jesu-Christi das Heil zu erlangen, sie sicher gerettet werden, weil sie dann nicht mehr von irgend einer irrigen Religion, sondern von der sind, die Gott die angenehmste ist". Sully scheute sich nicht, viel mit ausgezeichneten katholischen Geistlichen umzugehen und, zum großen Aerger seiner Glaubensgenossen, dem Papste den Titel „heiliger Vater" beizulegen. Ein nach anderer Seite hervorragender Vertreter dieser Richtung war der Philologe Isaac Casaubon, den — trotz seines reformirten Bekenntnisses — Heinrich IV. im Jahre 1599 als Professor an die Sorbonne berief. Casaubon faßte den Gedanken, den später unser großer Leibnitz verfolgt hat, mit allem Eifer auf: die Wiedervereinigung der alten und der neuen Lehre herbeizuführen. In der vorzüglich geschriebenen Zueignung an Heinrich IV., die er seiner Ausgabe und Uebersetzung des Polybius voranschickte, legte er es dem Könige dringend an's Herz, auf jenes erhabene Ziel hinzustreben, dessen Verwirklichung die schönste Krönung seiner gesammten Thätigkeit sein würde. Als einer seiner Söhne, Augustin, zum Katholizismus übergetreten war und sogar das Kleid des Kapuziners angenommen hatte, und nun zu ihm kam und ihn um seinen Segen bat, sagte er: „Ich gebe ihn Dir von Herzen, ich verdamme Dich nicht; verdamme mich auch nicht." Auch diese Männer wurden wegen solcher Ansichten von Hugenotten und Katholiken gleich eifrig angegriffen, aber Heinrich entzog ihnen deshalb sein Vertrauen nicht, sondern

kettete sie nur desto fester an sich. Ferner stand dem Könige, gehört aber doch diesem Anschauungskreise an der Katholik Pierre l'Estoile, dessen Tagebücher unter die schätzbarsten Quellen zur Kenntniß dieser Zeit zu rechnen sind. Von Herzen Hugenott, trat er nie offen zur reformirten Lehre über: eben weil er das äußerliche Bekenntniß für etwas ganz Gleichgültiges ansah.

Einem solchen Kreise angehörend, vielleicht indifferenter als alle seine Freunde, ja ganz religionslos, mußte Heinrich natürlich geneigt sein, den Forderungen der Reformirten nach Gleichberechtigung im Staate nachzugeben. Trotzdem machten die politischen Ansprüche, die sie daneben erhoben, ihn stutzig, und er hätte gern vermieden, denselben nachzukommen. Die Gleichberechtigung wollte er den Hugenotten gewähren, die politische Macht ihnen dagegen entziehen. Indeß er sah sich durch die Ereignisse immer mehr auch zu der Ertheilung der letzteren gezwungen. Die Reformirten machten Miene, ihn durch Versagung ferneren Beistandes, ja selbst durch Aufruhr, zur Billigung ihrer Beschlüsse zu nöthigen. Als im Jahre 1596 der König sich mühsam der Spanier erwehrte, die beständig weitere Fortschritte in der Picardie machten, verließen plötzlich Bouillon und la Tremoille mit allen ihren Truppen das Heer, und die Hugenotten in den Provinzen rüsteten sich zum offenen Aufstande.[1])

Die königlichen Einkünfte wurden mit Beschlag belegt, Soldaten ausgehoben, Führer ernannt. Der verwegenste und treuste unter den kalvinistischen Kriegern, d'Aubigné, welcher dem Könige am Hofe und in der Schlacht wiederholt Freiheit und Leben gerettet hatte, der seit zwanzig Jahren für ihn nicht aus dem Sattel gekommen war, ergriff die Waffen gegen den Abtrünnigen. Selbst

---

[1]) Charl. Arbaleste, Mém. de son mari, 314. — Dupleix, Histoire de Henry le Grand (Paris 1639), 218. — Mémoires de Beauvais-Nangis (Paris 1665), 47 f. — Mém. d'Aubigné éd. Lalanne (Paris 1854), p. 105 f.

der königstreue Du Plessis trat in einer Schrift ziemlich scharf gegen den König auf.[1])

Wie hätte Heinrich da nicht nachgeben sollen! Er willigte ein, daß die Reformirten bis auf weiteres die 200 Sicherheitsplätze — Städte und Schlösser — die sie inne hatten, behielten, und verpflichtete sich, die Garnisonen von 75 Städten und Forts, die in der Gewalt der Reformirten blieben, selbst zu besolden. Die königliche Kasse hatte für diese hugenottischen Garnisonen jährlich über 205,000 Ecus zu bezahlen. Auf acht Jahre, von 1599 an gerechnet, sollte dieses königliche Versprechen Gültigkeit haben. Dann sollten zwar die Reformirten verpflichtet sein, die Sicherheitsplätze an den König zurückzugeben, aber der letztere wird doch in jenen die protestantischen Gouverneure bis zu ihrem Tode noch belassen.[2])

Gewiß große Errungenschaften! indeß dieses königliche Brevet sicherte nur die militärische Lage der Reformirten, ließ aber ihre politische Stellung in dem Staatskörper selbst noch unberührt. Zwei Jahre lang — seit dem Ende des Jahres 1596 — wurde über diesen Gegenstand zwischen den Häuptern der Hugenotten und den königlichen Kommissionen unterhandelt. Die letzteren suchten hauptsächlich das zu erreichen, daß die politische Organisation der Reformirten auf irgend eine Weise dem Staatskörper eingeordnet und dem Könige unterstellt werde: und endlich mußten die hugenottischen Führer sich hierzu verstehen. So unterzeichnete denn Heinrich IV. am 15. April 1598 in der Stadt Nantes — von welcher 39 Jahre früher die

---

[1]) Die Schrift, allerdings einige Monate später edirt, hieß: Brief discours, par lequel chacun peut estre esclarci des justes procédures de ceux de la Religion réformée. Abgedr. in den Lettres de Du Plessis, II. Supplém. 243 ff. — Da zur selben Zeit die Verfolgungen gegen die Hugenotten wieder zunahmen, so erschien auch hierüber eine Schrift unter dem Titel: Plaintes des Eglises réformées de France; s. G. de Félice, Hist. des Protest. en France, 270.

[2]) Capefigue, Hist. de la Réforme, de la Ligue et du règne de Henri IV., t. VIII. 77 ff. — Man findet die Artikel der Uebereinkunft zu Chatellerault genau, wenn auch auszüglich, aufgeführt bei Aubigné, Hist. univ., V. 17. p. 533.

hugenottische Bewegung ausgegangen war[1]) — das berühmte Religionsedikt, welches Katholiken und Reformirten den lange entbehrten Frieden wiedergeben sollte.

Dieses Edikt bezeichnet eine neue Epoche in der Geschichte der Religionen, die bisher fast ausschließlich von Unduldsamkeit und Verfolgung zu erzählen weiß. Hier wurde zum ersten Male der Versuch gemacht, die verschiedenen Konfessionen angehörigen Bürger eines Staates gleichberechtigt neben einander zu stellen. Heinrich IV. wollte, daß Katholiken und Hugenotten im öffentlichen Leben ihre Glaubensdifferenzen vergessen, sich nur ihrer Gemeinsamkeit als Franzosen bewußt werden sollten. Freilich hat das Edikt von Nantes weder einen langen noch einen ungestörten Bestand gehabt, die Menschen waren noch nicht reif für dasselbe; aber es ist gleichsam die Morgenröthe einer besseren Zeit und ein ruhmvolles Denkmal für die hohe Einsicht seines Urhebers. Auf das geschickteste sucht das Edikt, wenn auch die Reformirten aus demselben faktisch den Hauptvortheil zogen, in seinen Bestimmungen die Interessen beider Religionsparteien in gleicher Weise zu wahren.

Einen Theil seiner hauptsächlichsten Festsetzungen haben wir schon früher erwähnt;[2]) die übrigen waren: Die katholische Religion sollte überall wieder eingeführt und die Kirchengüter sollten zurückerstattet werden. Dagegen sollten die Reformirten in dem ganzen Königreiche wohnen, ihren Kultus jedoch nur an den Orten, wo er bisher geübt, und in den Häusern der Edelleute weiter ausüben können, und auch dies mit Ausnahme des Hofes, der Stadt Paris und fünfmeiliger Umgebung. Die Reformirten sollten die katholischen Feste halten, den Zehnten bezahlen und die kanonischen Ehegesetze bewahren, aber sie brauchten nicht bei den Heiligen, sondern nur bei Gott zu schwören. Alle Strafurtheile und Rechtsungleich-

---

[1]) De Thou, l. 120, t. III. ed. Francof p. 1628 p. 823. — Hist. de l'Edit de Nantes, l. 5. t. I. 224 f.

[2]) S. 50.

heiten auf Grund der Religion sollten für immer aufgehoben sein. — Außer den 92 öffentlichen gab es noch 56 geheime Artikel, welche die hugenottischen Großen mit Geschenken bedachten sowie den Reformirten überhaupt einige Erleichterungen bei den Kirchenabgaben und das Recht zugestanden, mit Bewilligung des Königs besondere Steuern unter sich zu erheben.[1])

Leider konnte das Edikt nicht sofort veröffentlicht werden. Die Rücksicht auf die Anwesenheit des päpstlichen Legaten verhinderte die Publizirung desselben noch auf lange. Dadurch gewannen sowohl die eifrigen Katholiken als auch die eifrigen Protestanten Zeit, die lebhafteste Opposition gegen das Edikt zu erheben.

Die kalvinischen Edelleute, die unter Heinrich's Fahnen bei Coutras und Ivry geblutet hatten; der katholische Klerus, der in den Bürgerkriegen eine erschreckende Gewalt über das Volk gezeigt hatte; das Parlament, die höchste Justizbehörde in Frankreich; die eigenen Minister des Königs: sie alle widerstrebten, aber sie alle wurden von Heinrich's festem Willen und ausdauernder Konsequenz besiegt. Freilich nicht leicht.

Den protestantischen Zeloten ging das Edikt lange nicht weit genug, und besonders war man in Béarn ergrimmt, daß die Ausübung der katholischen Religion, die in dieser Provinz verboten gewesen war, wieder eingeführt werden sollte. Die klerikale Partei war um so unzufriedener mit dem Edikte, als eine Bitte der Jesuiten um Wiederzulassung ihres Ordens in das Königreich gerade um diese Zeit trotz der Unterstützung, welche sie von dem päpstlichen Nunzius erfahren, vom Könige abgeschlagen und vom pariser Parlamente mit neuen Strafmandaten gegen die Patres beantwortet wurde.[2]) Die Aufregung unter der katholischen Geistlichkeit wuchs derart, daß einige Prediger versuchten, die Zeiten der Liga zurück-

---

[1]) Anc. lois franç., XV. 170 ff. — Dupleix, Hist. de Henry le Grand, 230 ff.

[2]) De Thou, l. 120. t. III. 827.

zuführen, indem sie öffentlich von der Kanzel herab den König und sein Werk verunglimpften.

Der noch von den Tagen der Liga her berüchtigte Pfarrer Boucher predigte ungescheut die Ermordung aller Protestanten. Ungesetzliche Prozessionen wurden veranstaltet, um von Gott die Abwendung so großen Unheils zu erflehen. Ein Kapitän von der Stadtwache kam allen Ernstes zu dem Herzog von Mayenne und fragte ihn, ob er nicht seine Rolle als Führer der heiligen Union wieder aufnehmen wollte, da ein großer Theil der Bewohner der Hauptstadt bereit wär, sich für ihn zu erheben. Der Herzog ließ klüglich den Uebereifrigen festnehmen, und der König sandte ihn in das Gefängniß des Châtelet. Ueberhaupt griff Heinrich gegen diese Zeloten scharf ein und ließ die ärgsten Schreier unter den Geistlichen in das Gefängniß setzen.[1]) Trotzdem ließen die Klerikalen sich in ihrem Eifer nicht abschrecken. Sie sprengten die abenteuerlichsten Gerüchte aus: bald wollte das Volk sich erheben, um die Hugenotten sämmtlich zu erschlagen; bald hatten die Reformirten die Absicht, zur Rache für die Bartholomäusnacht alle hervorragenden Katholiken zu ermorden. Dann hieß es wieder, der König hebe Soldaten aus, um die Reformirten an die Spitze des Staates zu bringen. Der Unfug wurde schließlich so arg, daß der König die Verbreitung solcher Gerüchte bei harter Strafe verbot. Da die populären Mittel also nichts nutzten, wurde von den Klerikalen der offizielle Weg eingeschlagen. Der päpstliche Nunzius, der sich übrigens ziemlich gemäßigt zeigte, der Agent des Klerus, Berthier, und der Rektor der pariser Universität thaten dem Könige direkte Vorstellungen gegen das Edikt, wurden aber von Heinrich ziemlich schroff abgewiesen. Da jedoch auch die Minister auf einige Abänderungen drangen — besonders zeigte der Kanzler Chiverny, der bei dem Könige sehr viel

---

[1]) Mémoires de La Force, éd. La Grange (Paris 1843), I. 115; Lettres de La F. à sa femme, 12. déc. 1598 etc.; ibid. 299. ff. — MS. Bibl. Imp. Suppl. fr. 1644.

galt, große Feindschaft gegen das ganze Edikt[1]) — mußten die Reformirten auf neue Unterhandlungen eingehen, in Folge deren sie bei mehreren Artikeln Einschränkungen, meistens zu Gunsten der königlichen Macht, zugestanden.[2]) Zwar suchten sie später durch acht Deputirte diese neuen Klauseln wieder zu beseitigen;[3]) doch vergebens, dieselben blieben.

Schwerer zu überwinden war der Widerstand des pariser Parlamentes, welches aus übermäßig katholischer Gesinnung dem eifrigen Wunsche des Königs, das Edikt schnell registrirt zu sehen, die Macht der Trägheit entgegensetzte. Nachdem durch die Abreise des päpstlichen Legaten Alexander de'Medici der Vorwand, aus Rücksicht auf dessen Würde dürfe man sich nicht mit dem Edikte beschäftigen, hinfällig geworden war, verschleppte das Parlament die Angelegenheit durch beständige Vertagungen. Auf erneutes Andringen des Königs (Anf. 1599), welcher entschlossen war, den Frieden zwischen den verschiedenen Religionsgenossenschaften so bald wie möglich zu besiegeln, beschäftigten die Parlementsräthe sich eifriger mit dem Edikt, aber nur, um am fünften Februar 1599 dem Könige ihre Vorstellungen gegen dasselbe zu unterbreiten.

Heinrich ließ sich nicht beirren; er war überzeugt, Recht, Menschlichkeit, Staatsklugheit auf seiner Seite zu haben, und so war er gewillt, jeden Widerstand in dieser Sache zu brechen. Einstweilen schickte er die Räthe mit einer erzürnten Antwort heim,[4]) dann lud er zwei Tage später die Präsidenten und hervorragendsten Mitglieder des Parlamentes zu sich in sein Zimmer im Louvre und hielt hier eine merkwürdige Rede an sie. An ihre Dankbarkeit, an ihre Einbildungskraft, an ihren Patriotismus und auch an ihre Furcht apel-

---

[1]) Mém. de Chiverny, 317.

[2]) P. Cayet, Chr. sep., 46 f. — Sully, Oec. roy. chap. 90 (éd. Michaud et Poujoulat II., II. 309). — Hist. de l'Edit de Nantes, l. VI., t. I. 273. — Suppl. à l'Estoile, 296. — Mad. Du Plessis, 335.

[3]) Dep. Aerssen's an die Generalst. vom 19. 25. Juni 1599; Vreede, L. et Neg. de Buzanv, 210, 216.

[4]) Mém. de La Force, I. 115 f. 118 f.; Corresp. ibid., 301. 303 ff.

lirte er, um sie der Erfüllung seines Willens geneigt zu machen. Er begann mit der Erzählung, wie er einst vor Ausbruch der letzten Religionskriege mit dem Herzog von Guise Würfel gespielt und dabei auf dem Tische Blutflecken gesehen habe, die trotz aller Mühe nicht auszulöschen gewesen. Das sei ihm sofort als Vorbote großen Unheils erschienen. Ob nun in den letzten Jahren nicht wirklich genug des Blutes geflossen sei? jetzt sei es endlich Zeit, dem Staate einen festen Frieden zurückzugeben. „Ich spreche mit Euch nicht in königlichem Gewand oder mit Schwert und Kappe, wie meine Vorfahren, noch wie ein Fürst, der mit fremden Gesandten verhandeln will, sondern wie ein Familienvater, um vertraulich mit meinen Kindern zu reden. Das Edikt ist zum Besten des Friedens; ich habe ihn nach außen geschaffen, ich will ihn auch im Innern meines Königreiches herstellen. Ihr müßt mir schon in Hinblick auf meine Würde gehorchen, um so mehr aber aus der Dankbarkeit heraus, die meine Unterthanen und besonders meine Parlamentsräthe mir schulden. Ich habe den einen die Häuser zurück gegeben, aus denen sie verbannt waren, den andern den Glauben, den sie verloren hatten. Wenn man meinen Vorgängern Gehorsam zollte, so desto mehr mir, welcher den Staat gerettet hat. Es giebt niemanden unter Euch, der mich nicht gut findet, wenn er mit mir zu thun hat, und nicht einen, der es nicht jedes Jahr erfährt; und trotzdem seit Ihr, gegen die ich so gut bin, gegen mich so schlecht! Führt mir doch die katholische Religion nicht an; ich liebe sie mehr, als Ihr, ich bin katholischer, als Ihr: ich bin der älteste Sohn der Kirche, keiner von Euch ist dieses noch kann es sein. Ich stehe besser mit dem Papste, als Ihr. Sprechen wir nicht so viel von der katholischen Religion noch von allen den großen katholischen und kirchlichen Schreiern! Wenn ich dem einen eine Pfründe von 2000 Livres, dem anderen eine Pension gebe, so werden sie nicht mehr mucken. Ich werde dasselbe von allen glauben, die reden würden. Ihr mögt thun, was Ihr wollt, ich werde wissen, was jeder von Euch sprechen wird. Ich kenne alles, was in Euren Häusern vorgeht, was Ihr thut und was

Ihr redet. Man hat aufrührerische Prediger gegen mich aufgestachelt; das ist der Weg, der zur Ermordung des verstorbenen Königs führte: aber ich werde allen Parteiungen die Wurzel abschneiden, indem ich alle, welche sie erregen, um den Kopf kürzer machen werde. Ich bin über Städtemauern gesprungen, ich werde auch leicht über Barrikaden springen. Es giebt Böse, die sich den Anschein geben, die Sünde zu hassen, aber nur aus Furcht vor Strafe; während die Guten die Sünde hassen aus Liebe zur Tugend. Bei Gott! ich will die unter Euch kennen, welche die Sünde aus Liebe zur Tugend hassen, um die zu züchtigen, welche sie aus Furcht vor Strafe hassen, und die mir nachher für die Züchtigung danken werden, wie ein Sohn dem Vater. Thut, was ich Euch befehle, und so schnell, wie möglich, ich bitte Euch. Ihr werdet es nicht nur für mich thun, sondern auch für Euch und zum Besten des Friedens." [1])

Wie sicher mußte sich Heinrich fühlen, um eine solche Sprache zu führen! Er hatte eben den ungeheuren Umschwung erkannt, der sich unter den Leiden des letzten Jahrzehnts in dem französischen Volke vollzogen hatte. Das Unglück hatte die alten Leidenschaften abgeschwächt und gedämpft, das Bedürfniß nach Ruhe, Ordnung, Frieden hatte sich fast aller bemächtigt. Er wußte, daß er allen Parteien gegenüber bei der Mehrzahl der Franzosen eine unverbrüchliche Anhänglichkeit an den einzigen Leuchtthurm in dem wilden Meereschaos, an das Königthum finden würde. Heinrich, der Freidenker, welchem die reformirte Religionsform so gleichgültig war, wie die

---

[1]) Aus den geheimen Protokollen des Parlaments, Lettr. miss., V. 89. ff. — Vgl. de Thou, l. 122 t. III. 874 f.; P. Matthieu, I. 102 A. ff. — Das Suppl. à l'Est. hat nur den Anfang der Rede (p. 300 f.). — Weniger gut und weniger beglaubigt ist die Version bei Vreede, Lettres et Négociations de Buzenval. p. 93 Note, nach den Mittheilungen Aerssen's an die Generalstaaten. Diese Version, welche derjenigen aus den Parlamentsprotokollen völlig widerspricht und absolut unvereinbar mit ihr ist, darf um so weniger angenommen werden, als die Parlamentsprotokolle durch die Version des so zuverlässigen Khevenhiller (Ann. Ferd., V. 2182 ff.) völlig bestätigt werden. Nur die Anordnung ist etwas verschieden, der Inhalt wörtlich derselbe.

katholische, betrachtete beide nur als wichtige Faktoren im Staatsleben, mit denen er zu rechnen habe. So suchte er sie dem Staate möglichst ungefährlich, ja dienlich zu machen: dies ist der hauptsächliche Gesichtspunkt, von dem er in religiös-politischer Hinsicht ausgeht. Menschlichkeit, Dankbarkeit gegen seine früheren Genossen im Bekenntniß und im Kampf mögen wohl auch seine Erwägungen beeinflußt haben, indeß sicher erst in zweiter Reihe; war doch besonders die Dankbarkeit — nach dem fast einstimmigen Zeugnisse der Zeitgenossen — die Tugend, die Heinrich am meisten fehlte. Aber, wie überall, stimmte das richtig erkannte Interesse mit dem Guten und Wahren überein, und so suchte Heinrich dieses zu verwirklichen, gleichgültig aus welchen Motiven heraus. —

Bestürzt über die Heftigkeit der königlichen Anrede, aber auch bewegt von dem Gewicht der in ihr angedeuteten Gründe, blieben die Räthe lange sprachlos stehen, als der König das Zimmer verlassen hatte. Sie gaben nunmehr jeden fernern Widerstand auf, und am 15. Februar 1599 wurde endlich das Edikt in die Register des Parlaments eingetragen und dadurch rechtskräftig gemacht; die Veröffentlichung folgte dann mehrere Wochen später.

Es ist schon in der Einleitung angedeutet worden, eine wie unabhängige Stellung die Reformirten durch das Edikt und die mit demselben zusammenhängenden Verabredungen erhielten; aber konnten nicht auch die Katholiken mit ihm wohl zufrieden sein? Ihre Religion wurde ausdrücklich zur Religion des Staates und des Königs erklärt. Die Gesetze derselben wurden auf allen den Gebieten zu Grunde gelegt, auf denen die staatlichen und die religiösen Institutionen sich begegnen. Die den Reformirten ertheilten Rechte erscheinen durchgehends nur als Ausnahmen.[1]) Noch wichtiger, als dieses alles, war die Wiedereinführung der katholischen Religion in Gegenden, wo sie seit einem Menschenalter nicht mehr hatte ausgeübt werden dürfen, wie in Béarn und einigen anderen Gegenden

---

[1]) F. v. Raumer, Briefe aus Paris, I. 163.

des südlichen Frankreich. Was allen gewaltsamen Maßregeln nicht gelungen war, wurde nunmehr auf friedlichem Wege erreicht: die allmähliche Rückführung jener Lande zum Katholizismus. Wir werden sofort Gelegenheit haben, die Fortschritte des letzteren in den bisher rein hugenottischen Gegenden zu beobachten. Es scheint in der That, als ob das prunklose und einfache Wesen des Protestantismus dem Charakter der romanischen Nationen nicht zusage: sowie in Frankreich der Reiz, einer verfolgten Sache anzugehören, geschwunden war, siechte dort der Protestantismus allmählich aber sicher dem völligen Tode zu. Gerade die Provinzen, welche die Stätte des glühendsten und reinsten Kalvinismus gewesen waren, wurden der Sitz des eifrigsten und fanatischsten Katholizismus.

Alle Hebel setzte Heinrich an zur Verwirklichung des Edikts. Sofort nach dessen Veröffentlichung wurde es an alle Amtshauptmannschaften des pariser Gerichtssprengels gesandt. Um es auch in den übrigen Provinzen durchzuführen, wurden bereits am 26. Februar zwei Kommissare an jedes der betreffenden Parlamente abgeschickt: ein Protestant und ein Katholik, welcher Letztere indeß gleichfalls stets eine den Reformirten genehme Persönlichkeit war.[1] Aber leicht wurde dem Könige die Erreichung seines Zieles auch jetzt nicht gemacht. Noch immer fanden sich Prediger, welche ihn wegen des Ediktes auf das heftigste angriffen, so daß er sich über ihre Unverschämtheit bei dem Papste beschweren mußte, den er durch das Versprechen der endlichen Veröffentlichung der Beschlüsse des tridentiner Konziles und der Wiedereinführung der Jesuiten zu gewinnen suchte.[2] Klemens VIII. hatte sich zwar zuerst, um den Schein zu retten, — besonders den Spaniern gegenüber — sehr erzürnt über das Edikt gestellt, war dann aber durch die französischen Kardinäle

[1] P. Cayet, Chr. sept. 48. — Mém. de La Force, I. 121; Corresp. ibid., 309.

[2] Lettr. miss., V. 149 (24. Juli 1599), 183 (6. Nov.). — Vgl. de Thou, l. 123 t. III. 896.

von Joyeuse und Ossat leicht und schnell beruhigt worden;[1]) war er doch überhaupt von Fanatismus weit entfernt. Dagegen trafen von den Parlamenten zu Rouen, Bordeaux und Toulouse Deputationen ein, um dem Könige Vorstellungen wegen des Edikts zu machen. Sie wurden zwar sehr scharf abgefertigt unter den heftigsten Vorwürfen und Drohungen: aber nichts desto weniger wurde durch dieses Uebelwollen der drei Parlamente die Veröffentlichung des Edikts in deren Sprengeln bis in den Juli des Jahres 1600 verzögert.[2]) — Auf der anderen Seite ergaben auch die Reformirten sich nicht so leicht in ihr Schicksal: in den Gegenden, in welchen so lange das „reine Evangelium" ausschließlich geherrscht hatte, die „Lehre des Antichrist" von neuem das Haupt erheben zu sehen.

Es zeigte sich recht deutlich, wie weit eigentlich das Edikt von Nantes seiner Zeit voraus war. Ueberall hatten die Kommissare des Königs mit dem Uebelwollen zu kämpfen. Die Reformirten widersetzten sich der Einführung der Messe und der Rückgabe der Kirchengüter an die Katholiken, sogar oft mit gewaffneter Hand;[3]) die katholischen Priester und Magistrate der Wiedereröffnung der hugenottischen Bethäuser. Aber hier erwies sich andererseits wieder die Gewalt, welche das Königthum in den letzten Jahren erlangt hatte Von dem Ansehen desselben gedeckt, verfuhren die Kommissare mit durchgreifender Energie. Die Anwendung der Worte Hugenott und Papist zu Schimpfnamen wurde streng untersagt; den Predigern beider Parteien wurde jede polemische oder politische Aeußerung unter Androhung harter Strafen verboten. Den Verwaltungs- und

[1]) Hist. de l'Ed. de Nantes, l. VI., t. I. 279 ff. — Depesche d'Ossat's v. 28. März 1599; Lettres d'Ossat, I. 621 ff.

[2]) Lettr. miss., V. 162, 180. — Wie groß der Widerstand war, den Heinrich fand, kann man schon an den Worten seines eigenen Kanzlers erkennen, welcher offen ausspricht, das Edikt sei ausgeführt worden à la honte et confusion de cest Estat (Mém. de Chiverny, 318.).

[3]) Lettr. miss., V. 450.

Gerichtsbeamten wurde aufgetragen, gegen jede Verletzung dieser Befehle sofort rücksichtslos einzuschreiten.[1]) Und so wurde denn im Verlaufe des Jahres 1600 das Friedensedikt im ganzen Reiche durchgeführt, ohne freilich demselben die innere Ruhe auf lange Zeit hin sichern zu können. Die Reformirten im Süden, wo sie am stärksten waren, beharrten in ihrer Unzufriedenheit mit dem revidirten Edikte; sie setzten sich deshalb sogar mit dem englischen Gesandten in Paris, Neville, in Verbindung. Auf der anderen Seite fanden in Limoges, in Lyon und Bordeaux Ausbrüche des Volkshasses gegen die Reformirten statt, von den Priestern geschürt: nur mit Mühe und großer Strenge konnten die Emeuten von den königlichen Gouverneuren unterdrückt werden.[2]) Dennoch setzte Heinrich seinen Willen überall durch.

Am längsten hatte das Geburtsland des Königs, Béarn, der Verwirklichung des Ediktes widerstrebt.

In diesem Lande hatte Jeanne d'Albret, die Mutter Heinrich's IV., nach einem Aufstande der Katholiken (1568) alle Güter des katholischen Klerus eingezogen und dieselben theils zum Unterhalt der reformirten Kirchen theils für Staatszwecke bestimmt. Der katholische Gottesdienst hörte damit gänzlich in Béarn auf, die Bisthümer Lescar und Oléron wurden nicht mehr besetzt. Ferner wurden die Katholiken von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen. Mit einem Schlage sollte jetzt eine vollständige Aenderung in diesen Verhältnissen eintreten. In Gemäßheit des Ediktes von Nantes verfaßte der König ein besonderes Edikt für Béarn, durch welches er die beiden Bisthümer und eine Menge katholischer Pfarren wieder errichtete und den Katholiken das Recht zur Bekleidung von Staatsämtern zurückgab. Wie könnte man sich wundern, daß die Reformirten in Béarn ihre Herrschaft nicht so leichten Kaufes aus

[1]) P. Matthieu, I. 177 A. ff.

[2]) Depeschen Neville's v. 15., 29. Juni 1599, 27. Apr. 1600, 23. Mai 1601; Winwood, Memorials, I. 48, 55 f. 178, 329. — Aerssen an die Generalstaaten 23. Mai, 22 Juli 1599; Vreede, Buzanval, 176, 242.

den Händen ließen! Der Souveräne Rath, welcher dort die Stelle des Parlamentes vertrat, erhob die lebhaftesten Beschwerden, und trotz aller Mühe des königlichen Kommissars, des Hugenotten de la Force, wurde die Einregistrirung des Ediktes lange verschoben. Ein besonderer Deputirter ging an den König ab, um ihm Vorstellungen gegen das Edikt zu machen. Erst als derselbe unverrichteter Sache zurückkam, wurde es gegen Ende des Jahres 1600 publizirt, unter lautem Murren und großer Unzufriedenheit der Reformirten in jenem Lande.[1]) Und wirklich hatten sie von ihrem beschränkten Standpunkte aus nicht Unrecht, wenn sie das Verfahren Heinrich's als eine Undankbarkeit bezeichneten: nur ihrer Treue und Aufopferung hatte er zunächst die Krone zu verdanken, und dafür belohnte er sie, indem er den verhaßten Feind in ihre von dem Glaubensstreite so lange verschonten Thäler zurückführte! Ihre Besorgnisse gingen schneller in Erfüllung, als sie vielleicht selbst gedacht hatten. Die Fortschritte, die nunmehr der Katholizismus in Béarn machte, waren außerordentlich schnelle. Einer der Beamten, welcher die Ausführung des Ediktes in jenem Lande überwachte, berichtete darüber, daß ganze Pfarreien, mit Ausnahme einer verschwindend kleinen Anzahl von Familien, sofort zu der alten Religion zurückkehrten; besonders trat auch Oléron, der Sitz eines der wieder errichteten Bisthümer, mit seiner ganzen Umgebung zum Katholizismus über: nicht sechzig Personen blieben in dieser ganzen Gegend der reformirten Sache treu.[2])

Es traten bald weitere Ereignisse ein, welche die Mißstimmung der Protestanten auf das lebhafteste erregten.

Im Jahre 1599 hatte der berühmte litterarische Vorkämpfer der französischen Kalvinisten, Du Plessis-Mornay, ein Buch unter dem Titel „Die Einrichtung des heiligen Abendmals" erscheinen lassen, in welchem er zu beweisen suchte, daß die Messe nicht nur den

---

[1]) La Force, Mém., I. 121 ff.; Corresp. ibid, 313.

[2]) P. Cayet, Chr. sept., 48.

frühesten Christen unbekannt gewesen, sondern deren Anschauungen geradezu entgegengesetzt sei. Diese Schrift hatte ungeheures Aufsehen erregt, und es bemühten sich deshalb die katholischen Theologen, Irrthümer und gar absichtliche Fälschungen in derselben zu entdecken und darzuthun. Du Plessis forderte nun Alle zum litterarischen Wettkampfe auf, die ihm dergleichen nachweisen könnten: und Du Perron, der gelehrte Bischof von Evreux, nahm diesen Fehdehandschuh auf; 500 enorme Fehler wollte er in dem Buche des Hugenotten aufdecken. Mit Zustimmung des Königs wurde die Disputation auf den 4. Mai 1600 festgesetzt, und zwar fand sie im Schlosse zu Fontainebleau statt. Sie wurde vom Könige zu einer bedeutungsvollen Feierlichkeit gestempelt. Die Großen des Hofes, die hohen Beamten der Krone, Heinrich IV. selbst wohnten derselben bei. Die Präsidenten de Thou und de Fresnes, der berühmte Casaubonus und mehrere andere Gelehrte sollten unter Vorsitz des Kanzlers jeden einzelnen der streitigen Punkte entscheiden. Die beiden Gegner disputirten unter einander mit der äußersten Hartnäckigkeit, aber das Ergebniß war ein für Du Plessis und die Reformirten überhaupt sehr unangenehmes. Von den neun Fragen, die an jenem Tage zur Verhandlung kamen, wurde nur eine zu Gunsten Du Plessis', die anderen sämmtlich zu Gunsten des Bischofs entschieden. In Folge der hierbei gehabten Aufregung wurde Du Plessis krank und konnte durchaus nicht zu einer Fortsetzung der Debatte bewogen werden.[1]) Zwar wollte er seine Niederlage nicht eingestehen und vertheidigte sich in einer Broschüre und in den Briefen an seine Freunde, indem er das ungünstige Resultat der Parteilichkeit des Königs und der Richter zuschrieb[2]): indeß der

[1]) P. Cayet, 84 ff. — Suppl. à l'Est., 312 ff. — De Thou, l. 123 t. III. 894 ff. — Sully, Oec. roy., ch. 96 p. 330 éd. Mich. — Dupleix, Hist. de Henry l. Gr., 276 ff.

[2]) Briefe Du Plessis' und seiner Freunde in Mémoires de Mornay du Plessis depuis 1600, Amsterd. 1652, I. 1 ff. — Marbault, Rémarques sur les Oec. Roy. bei Mich. et Pouj. II., III. Anh. 51, f. — Mad. Du Plessis 261 ff. — Vie de Du Plessis (Amst. Elzevier 1647), III. 261 ff.

Sieg war doch ohne Zweifel dem Vertreter des Katholizismus geblieben. Casaubon, selbst ein Hugenott, schrieb darüber an seinen Freund Heinsius: „Glaube mir, daß Du Plessis in diesem Unternehmen nichts seiner Würdiges gethan, daß er die Sache unbedacht übernommen, unbedacht weitergeführt und mit schmählichem Ende beschlossen hat. Möchte es doch anders ausgefallen sein!“ [1]) Der Jubel der Altgläubigen war deshalb auch nicht gering: zahlreiche Flugschriften erschienen voll Hohn und Spott über Du Plessis und die Reformirten; im ganzen Königreiche wurde Te Deum gesungen; der König selbst äußerte sich über das Ergebniß des Streites mit einer nicht ganz passenden Freude. [2]) Um so größer war natürlich der Aerger der Reformirten, der sich auf Heinrich IV. selbst erstreckte.

Eine fernere Ursache des Kummers wurde für die Reformirten die Amtshauptmannschaft Gex, die nach dem lyoner Frieden an Frankreich gefallen war. Hier hatte seit Menschengedenken kein katholischer Gottesdienst mehr stattgefunden; Heinrich IV. aber schlug nicht allein den Genfern, die ihn für die Sicherheit ihres Staates um die Abtretung des Ländchen gebeten hatten, dieses ab, obwohl auch die Berner dieses Verlangen durch eine eigene Gesandtschaft befürworteten, [3]) sondern führte selbst das Edikt von Nantes und damit den katholischen Kultus wieder in dem Gex ein. Ein königlicher Kommissar übergab dem Bischof von Genf — der jetzt in Savoyen residirte — sämmtliche Kirchen des Ländchens, und in der Kirche des Hauptortes wurde wiederum die Messe gesagt. Die Genfer aber, zu schwach, um anderweitigen Widerstand

[1]) Epist., 807 p. 469 (éd. Almeloveen, Rotterd. 1709).

[2]) Lettr. miss., V. 230. — Mém. de Mad. Du Plessis, 367 f. — Bald darauf hatte auch d'Aubigné eine Konferenz mit du Perron über die inneren Widersprüche bei den Kirchenvätern, die unentschieden blieb; Mémoires d'Aubigné, éd. Lalanne (Paris 1854), p. 100 f.

[3]) Lettr. miss., V. 531 f.

zu leisten, veranstalteten öffentliche Fasten und Bettage, um, wie sie sagten, die Götzen von ihren Mauern fern zu halten.[1])

Neuer Verdruß entstand dann den Reformirten in Béarn, wo der König den beiden katholischen Bischöfen Sitz und berathende Stimme in dem Souveränen Rathe und im Rathe des Statthalters einräumte. Die beständigen Uebergriffe, welche die Bischöfe sich von da an erlaubten, veranlaßten die béarner Reformirten zu immer neuen Beschwerden bei dem Könige, ohne daß sie meistentheils von diesem Recht erlangen konnten.[2])

Bei so gereizter Stimmung mußte es bald zu neuen Streitigkeiten zwischen dem Könige und den Reformirten kommen. Diese hielten außer ihrer regelmäßigen Nationalsynode zu Gergeau,[3]) die sich allein mit der Behandlung der liturgischen und Disziplinar-Angelegenheiten beschäftigte, noch eine besondere Versammlung zu Saumur ab, die einen speziell politischen Zweck hatte und besonders auf die getreue und vollständige Ausführung des Edikts von Nantes sehen sollte. Indeß der König gebot, wie er nach dem Edikte selbst unzweifelhaft das Recht besaß, die Auflösung dieser Versammlung. Die Reformirten auf der anderen Seite fürchteten, durch das Verbot politischer Versammlungen des engen Zusammenhanges verlustig zu gehen, dem sie ja ihre Erhaltung während der Stürme der letzten fünfzig Jahre hauptsächlich verdankten. Deshalb verzögerten sie die befohlene Auflösung fast drei Monate lang.[4]) Aber auch Heinrich wollte und konnte ein ferneres Aufrechterhalten der politischen Republik der Hugenotten nicht dulden und bestand auf

---

[1]) Matthieu, II. 72 B. — P. Cayet, 137 f.

[2]) La Force, Mém. I. 133 ff.; Corresp. ibid., 322 ff.

[3]) Vgl. Mém. de Mornay du Plessis dep. 1600, I. 22. — Es ist überhaupt bei den Versammlungen der Hugenotten genau zu unterscheiden zwischen dem rein kirchlichen Synode national und der rein politischen Assemblée générale.

[4]) Hist. de l'Edit de Nantes, l. VIII., t. I. 366 f. — Die Schuld des Ungehorsams wurde zum größten Theile Du Plessis zugeschrieben; vgl. den Brief des Staatssekretärs de Fresnes-Forget an ihn, Mém. de Du Plessis, 19.

seinem Willen. Der Streit wurde heftig; schon hofften die Agenten Spanien's in Frankreich auf einen bewaffneten Aufstand der Kalvinisten, so daß diese sich gezwungen sehen würden, Spanien um Hülfe anzugehen.[1] Aber so weit ließ man von beiden Seiten die Sache nicht gehen. Es kam endlich zu einem Ausgleiche (Mai 1601). Die Versammlungen zu Gergeau und Saumur lösten sich auf, dagegen gestattete der König den Hugenotten, am 15. Oktober eine Synode zu Sainte-Foy zu veranstalten,[2] die ihm die Beschwerden der Reformirten übermitteln und zugleich General-Deputirte zur beständigen Vertretung der reformirten Sache bei dem Könige erwählen sollte. Diese General-Deputation sollte eine bleibende Einrichtung sein und an die Stelle der bisherigen politischen Versammlungen der Hugenotten treten; von allen Seiten sollten an sie die Beschwerden und Petitionen der Reformirten gerichtet werden. So würde sie die Einheit der Hugenotten repräsentiren, aber zugleich auch vom Könige abhängig sein, für den sie eben der Ausdruck der Ansichten der Reformirten wäre, und auf dessen Bescheide sie wieder in allen Fällen angewiesen war. Um diese doppelartige Stellung auszudrücken, wurde den Generaldeputirten sowohl vom Könige als auch von den Reformirten Gehalt ausgesetzt.

Aber freilich, konnte man von den französischen Kalvinisten verlangen, daß sie sich dem großen und heilsamen Gedanken des Königs: Gleichstellung der Bekenntnisse innerhalb des Staates und unter der Staatsgewalt, fügen sollten? Bis vor wenigen Jahren hatten sie ihre Existenz nur den weisen Berathungen ihrer Häupter und der Schärfe ihrer guten Schwerter zu verdanken: was war

[1]) MS. Dep. Gerald de Rafis' in der Conf. des sp. Staatsr. v. 12. Juli 1601; Arch. v. Sim. K 1426.

[2]) Der Wortlaut des am 7. Juli ausgestellten königlichen Brevets zur Gestattung der Synode von Sainte-Foy findet sich in dem MS. Assemblées politiques tenues par Mrs. de la Religion depuis le 13. oct. 1601 jusqu'au 19. sept. 1611 (Manuscr. gall., fol. 21 der Königl. Biblioth. zu Berlin), p. 1 A. B.

natürlicher, als daß sie auch in der Zukunft ihre Rettung hauptsächlich von diesen Mitteln erwarteten? Das ist der Krebsschaden, der dem Edikt von Nantes den Untergang gebracht hat: Heinrich IV. und Richelieu wollten die Reformirten den übrigen Unterthanen gleich stellen, aber die politische Selbständigkeit wollten sie ihnen nehmen; die Reformirten wiederum wollten dieselbe mit aller Macht aufrecht erhalten; deshalb konnte man schon zu Zeiten Heinrich's IV. trotz aller persönlichen Zuneigung von beiden Seiten nicht zum Frieden kommen. Das Verhältniß zwischen ihnen blieb fernerhin ein eigenthümliches. Einestheils konnten die Reformirten sich nicht enthalten, ihren ehemaligen Freund und Führer, der in gewissen Grenzen auch jetzt sich ihnen noch günstig erwies, zu lieben. Andrentheils fürchteten sie in ihm den beharrlichen Gegner ihrer Sonderstellung. In dieser gemischten Stimmung verharrten sie gegen den König, so lange dieser lebte. Wie tief das Mißtrauen bei den Hugenotten saß, das zeigte sich in den Beschlüssen, die sie zu Sainte-Foy über die wachsame Bewahrung ihrer Sicherheitsplätze faßten.[1]) Heinrich IV. wollte jetzt politische Versammlungen nur noch zum Zweck der Erwählung der General-Deputirten gestatten, die Reformirten aber verhandelten auf denselben auch über andere Angelegenheiten. Dann stritt man wieder über die Art der Ernennung der General-Deputirten und über die Zeit ihrer Amtsführung. Die Hugenotten wollten zwei Personen ernennen, welche der König jedes Mal einberufen müsse; Heinrich dagegen bestand darauf, es sollten sechs Personen erwählt werden, von denen er sich zwei aussuchen dürfe: und endlich setzte er dieses auch durch. Die Reformirten wollten

[1]) MS. Assemblées polit. tenues par Mrs. de la Relig. (Berlin), p. 7 A. — Ueber das Mißtrauen, welches die Reformirten doch im Grunde gegen Heinrich IV. hegten, vgl. man selbst den Panegyrikus Rohan's auf denselben p. 7 (in den Mémoires du duc de Rohan, Elz. 2. édit. 1646): Ce ne sont point les espérances de mon advancement ny la crainte de la ruine du parti de ceux de la Religion, qui me le font plaindre: J'avois assez et trop de cognoissance de la jalousie qu'il portoit à ceux de ma condition et religion etc.

ferner die General-Deputirten alle Jahr neu ernennen, damit dieselben nicht der Unabhängigkeit ihrer Gesinnung von der Hofluft beraubt würden, und damit überhaupt die Hugenotten Gelegenheit hätten, recht oft politische Versammlungen abzuhalten. Um eben dieses zu verhüten, bestand der König auf einer langen Amtsführung der einzelnen General-Deputirten. Auch über diesen Punkt einigte man sich zuletzt dahin, daß die Deputirten immer drei Jahre im Amte blieben und dann durch neue ersetzt wurden. Der eine derselben war stets vom Adel, der Andere aus dem Bürgerstande.[1])

So suchte man beiderseits fort und fort den Ausbruch eines offenen Kampfes zu verhindern, waren ja König und Hugenotten durch so enge Bande mit einander verknüpft! Die Beschwerden der Reformirten über Verletzungen des Edikts von Nantes hat Heinrich stets sehr ernst aufgenommen und ihnen so viel wie möglich abgeholfen. Deshalb ließen sich auch die Reformirten nicht zum Aufstande verlocken, als im Auftrage des Herzogs von Savoyen, des Marschalls Biron und anderer Verschwörer dicht vor dem savoyischen Kriege (1600) ein gewisser Baron ihnen vorspiegelte, daß der König einem Bündniß der katholischen Fürsten zur Vernichtung der Ketzerei beigetreten sei. Karl Emanuel errichtete zwar selbst in seinem Lande eine solche Gesellschaft unter dem hochtönenden Namen „Kongregation Unserer Lieben Frauen zur Betrauerung der sieben Schmerzen" und ließ dieselbe alle katholischen Souveräne zum Beitritt auffordern: allein die Reformirten Frankreich's sahen wohl ein, daß dieses alles nur geschehe, um sie aufzuregen und ihnen die Geschichte jenes Baron glaubhaft zu machen.

Andrerseits ließen freilich die Reformirten von keinem ihrer Ansprüche, so oft auch der König sich weigerte, denselben nachzukommen. Auf der Versammlung zu Sainte-Foy stellten sie mehrere weit gehende Forderungen: erstens daß ihnen die Ausübung ihrer Religion an allen Orten des Reiches gestattet sein solle; zweitens

---

[1]) Hist. de l'Ed. de Nantes, I. 368 f.

daß die Abänderungen des Edikts von Nantes, die auf Ansuchen des Klerus getroffen waren, aufgehoben würden; drittens daß die beschränkenden Bedingungen, unter welchen die Parlamente das Edikt registrirt hatten, für ungültig erklärt würden; und dann noch mehrere minder bedeutende Dinge. Erst im März 1602 erhielt die Versammlung Antwort. Das erste und zweite Verlangen wurden abgeschlagen, alle anderen genehmigt, und zugleich wurde die schleunige Auflösung der Versammlung gefordert. Diese dagegen arbeitete erst noch weitläufige Klagen und Petitionen aus, welche dem Könige übergeben und von diesem nicht vor dem Monat August 1602, und zwar in dem schon öfters angedeuteten Sinne beantwortet wurden.[1]) So kam man trotz allen guten Willens nie zur rechten Eintracht und gegenseitigen Zufriedenheit.

Rühmend ist bei dieser Gelegenheit hervorzuheben, wie eifrig die Reformirten für das Schulwesen Sorge trugen, das auf allen ihren Versammlungen einen besonders hervortretenden Gegenstand der Berathung bildete. Vorzüglich aber schätzten sie ihre Universität zu Montauban, für welche sie vierteljährlich die nöthigen Gelder vor allen sonstigen Ausgaben auszahlten.[2])

Während so Heinrich IV. in mannichfache Verdrießlichkeiten mit seinen hugenottischen Unterthanen gerieth, suchte er seine Freundschaft mit den auswärtigen Protestanten und zumal mit den evangelischen Fürsten Deutschland's aufrecht zu erhalten, so weit dies ohne allzu große Opfer seinerseits möglich war. Um den üblen Eindruck, welchen der Friede von Vervins auf die lutherischen und

---

[1]) MS. Assemblées pol. tenues par Mrs. de la Rel., p. 25 B ff. (Kgl. Bibl. zu Berlin, Man. gall., fol. 21). — Hist. de l'Ed. de Nantes, I. 376 ff.

[2]) MS. Assemblées pol. tenues par Mrs. de la Rel., p. 9 A. B. 11 A. B. — Die reformirten Akademien waren in Montauban, Saumur, Nismes, Montpellier und Sedan. Die beiden ersten waren die blühendsten. Ein Professor der Theologie erhielt 700 Livres jährlich, ein Professor des Hebräischen, des Griechischen oder der Philosophie 400 Livres. Die régents des collèges hatten 150—300 Livres Gehalt. Hierüber vgl. Félice, Hist. d. Prot. en Fr., 278.

reformirten Fürsten Deutschland's hätte üben können, auszulöschen, sandte er an sie im Anfange des Jahres 1598 den Herrn Jakob von Bongars von neuem ab, der durch seinen langjährigen Aufenthalt an den Höfen dieser Fürsten mit ihren Verhältnissen sehr genau vertraut war. Heinrich IV. trieb mit den deutschen Evangelischen dasselbe Spiel, wie mit der Königin Elisabeth. Er dankte den Fürsten in feurigen Ausdrücken für die ihm geleistete Hülfe, er versicherte sie seiner Dankbarkeit, seiner grenzenlosen Ergebenheit, Gut und Blut wolle er für sie wagen: nur möchten sie ihn nicht mit der Rückzahlung der ihm gemachten Vorschüsse drängen, denn dazu sehe er sich augenblicklich außer Stande. Er wäre auch entschlossen, der Aufforderung des Papstes zu folgen und mit allen Fürsten der Christenheit vereint gegen die Türken zu ziehen; doch dazu müsse erst der allgemeine Friede hergestellt sein, und deshalb möchten die evangelischen Fürsten jede Verletzung des deutschen Bodens durch die Spanier mit der Gewalt der Waffen ahnden.[1]) — Streifen wir die schönen Redensarten, mit denen Heinrich stets so freigebig war, ab, was bleibt der Kern jener Eröffnungen? Statt den evangelischen Fürsten Deutschland's, die ihn zur Zeit seiner Noth mit Aufbietung aller ihrer Kräfte unterstützt hatten, nunmehr gegen die Uebergriffe der Habsburger, deren katholisch-reaktionäre Plane auch in Deutschland wieder täglich deutlicher hervortraten, beizustehen: verweigerte Heinrich einstweilen sogar die Zurückerstattung der von ihnen erhaltenen Vorschüsse und forderte sie, wie zum Hohne, zur Bekämpfung der Spanier auf, nachdem er mit den Kräften seines großen Reiches die „gemeine Sache" ziemlich schmählich im Stich gelassen. Selbst der ergebenste Freund Heinrich's in Deutschland, Landgraf Moritz von Hessen, konnte sich einer ärgerlichen Erwiderung auf diese Erklärungen Bongar's nicht erwehren. Der König möchte zunächst sein Augenmerk weniger auf die Türkei als auf Spanien richten, das eben jetzt das Gebiet des Reiches auf das schnödeste verletzt habe;

[1]) v. Rommel, Correspondance de Henri IV. et de Maurice de Hesse (Paris et Hamb. 1840), 19 ff.

und da der Landgraf in den gegenwärtigen Umständen das früher ausgeliehene Geld nöthig brauche, möge der König es doch so bald wie irgend möglich zurückbezahlen.[1]) Heinrich jedoch ließ seine Verbündeten in ihrer Bedrängniß allein. Er nahm jene That der Spanier nur wahr, um alle Evangelischen Deutschland's von neuem gegen dieselben aufzuregen, ohne aber einen Ecu oder einen Soldaten zur Unterstützung zu senden.

Kein Mittel ließen die deutschen Protestanten unversucht, um Heinrich entschiedener für sich zu gewinnen; fürchteten sie doch, wenn Frankreich ihnen ungetreu werde, der Gegenreformation, die — vom Kaiser und Spanien gefördert — auf allen Punkten Deutschland's siegreich auftrat, ganz zum Opfer zu fallen. Moritz von Hessen, bei welchem der religiöse Eifer leider jede nationale und patriotische Regung ertödtet hatte, bot sogar dem Könige seine Verwendung bei den protestantischen Fürsten an, um für jenen die Krone des römischen Reiches zu erhalten, und unternahm eigens deshalb eine Reise nach Paris. Damit die Erhebung Heinrich's zum Kaiser ermöglicht werde, sollte ein großes Bündniß zwischen Frankreich, den deutschen Protestanten, Schottland, Holland, Dänemark und dem Herzog Karl von Schweden errichtet werden. Heinrich belohnte den Landgrafen für seinen guten Willen mit der Ernennung zum General-Obersten der deutschen Kriegsleute in Frankreich und mit einem jährlichen Gehalt von 36,000 Livres: aber er war damals vernünftig genug, das doch recht abenteuerliche Anerbieten des Landgrafen sehr kalt aufzunehmen.[2]) Dennoch ging ihm die Sache nicht mehr aus dem

---

[1]) v. Rommel, 33 ff.

[2]) v. Rommel, 53 ff. — MS. Conf. des sp. Staatsraths v. 21. Nov. 1602; Arch. v. Sim. K 1426. — Dep. Winwood's v. 7., 22. Oktbr. 1602, Memorials, I. 439 f. 443. — MS. frçs., vol. 2751 p. 239 (Paris) erhalten wir Nachricht über eine Conférence secrète de Henry IV. avec trois conseillers sur les moyens de parvenir à l'Empire. Diese drei Räthe sind Sully, Villeroy und Bellièvre. Der Erstere ist für, die letzteren Beiden sind gegen einen solchen Versuch. Da aber weder in den Oec. roy. noch in dem Bericht des Landgrafen bei Rommel von einer solchen Berathung die Rede ist, bezweifele ich dieselbe einstweilen.

Gedächtnisse, und wir werden ihn später auf dieselbe zurückkommen sehen. — So trug ein deutscher Reichsfürst kein Bedenken, sich zum Feldhauptmanne eines auswärtigen Monarchen ernennen zu lassen und eine Stellung zu übernehmen, die ihn vorkommenden Falles zum Kampfe gegen das eigene Vaterland zwingen konnte. Dem Landgrafen gegenüber that Heinrich die schon erwähnte Aeußerung, die seine religiöse Gleichgültigkeit und die Skrupellosigkeit seiner ganzen Politik so treffend bezeichnet: er sei noch der reformirten Religion ergeben, und habe selbst die Absicht, sie vor seinem Tode von neuem öffentlich zu bekennen![1]) Man vergleiche hiermit seine mündlichen und schriftlichen Aeußerungen über den Religionsdisput zu Fontainebleau! Wir sehen Heinrich stets mit gleich überzeugender Treuherzigkeit die entgegengesetzten Ansichten aussprechen, je nachdem es sein Interesse erheischte und Derjenige beschaffen war, den er zu gewinnen suchte.

Man wird durch das anscheinende Chaos von Heinrich's Politik in den Jahren vom Frieden zu Vervins bis zu 1609 hin einen festen Faden finden, wenn man einen Umstand im Auge behält: der französische König wollte die Macht der Habsburger so viel schwächen, er wollte ihnen so viele Feinde erregen, wie möglich, dabei aber selbst noch einen großen Krieg mit Spanien und dem Kaiser vermeiden. Erst im Jahre 1609, als er die Kräfte seines Reiches genugsam wieder erstarkt glaubte, erst da nahm seine Politik eine entschieden kriegerische Wendung.[2]) In dem Augenblicke, wo er eine Frage so weit zugeschärft, daß sie den Spaniern oder dem Kaiser Verlegenheiten bereiten muß, überläßt er dieselbe ihrem Schicksale und zieht seine Hand aus dem Spiele. So verfuhr er

[1]) v. Rommel, 79: qu'il était encore dévoué à la religion (sc. réformée et que même il avait le dessein d'en faire de nouveau, avant sa fin, une confession publique.

[2]) Villeroy an Beaumont, 7. Dez. 1603: der König wünscht wohl den Krieg gegen Spanien, aber er kann ihn noch nicht führen, conoscendo che 'l suo regno e le suoi affari tenevano bisogno ancora di quiete per qualche anno; Siri, Memorie recond., I. 262.

in der Angelegenheit der spanischen Uebergriffe in das deutsche Reichsgebiet; so handelte er zum Theil in den Niederlanden, so — wie wir bald sehen werden — in dem türkisch-deutschen Kriege: nirgends aber zeigte diese Politik sich deutlicher, als in dem straßburger Bisthumsstreite.

Seit dem Jahre 1592 bekämpften sich in Straßburg der von der evangelischen Mehrheit des Kapitels zum Administrator des Bisthums erwählte Johann Georg von Brandenburg, Sohn des Kurfürsten Joachim Friedrich, und der von den katholischen Kanonikern ernannte Bischof, der Kardinal Karl von Lothringen.[1] Während einige evangelische Fürsten eifrig die Partei ihres Glaubensgenossen genommen hatten, unterstützten die Katholiken und besonders das Haus Lothringen nicht minder den katholischen Prätendenten. Unter Vermittelung des Kaisers hatte man im März 1593 einen vorläufigen Vertrag geschlossen, welcher das Bisthum unter den Protestanten und den Katholiken theilte. Inzwischen dauerten die Verhandlungen behufs einer endgültigen Regelung der Angelegenheit fort, ohne doch zu einem Ergebniß zu führen. Im Jahre 1599 ertheilte der Kaiser dem Kardinal förmlich die Investitur und Belehnung mit dem Weltlichen des Bisthums Straßburg. Als das Haus Brandenburg sich hierüber beschwerte, erklärte der Kaiser freilich, daß diese Investitur die Rechte und Besitzungen des Administrators in keiner Weise schädigen sollte: indeß der Kardinal band sich nicht an dieses Versprechen des Kaisers. Vielmehr verlangte er von dem Reichs-Kammergericht die Ermächtigung, das Bisthum mit Gewalt sich anzueignen. Die evangelischen Fürsten richteten sich deshalb an Heinrich IV., der ihnen auch seine Verwendung bei dem Kardinale zusagte,[2] damit dieser von seinem Prozesse Abstand nähme. Er sandte sogar im Frühjahr 1600 den Marschall von Boisdauphin in offizieller Mission an das Kapitel von Straßburg, den Kardinal und den Ad-

[1] Vgl. u. A. Droysen, Geschichte der preußischen Politik, II., II., 519 ff.
[2] Lettr. miss., V. 201. (14. Jan. 1600.)

ministrator und selbst an den Kaiser, um sie zur Mäßigung und zur friedlichen Beilegung des Streites aufzufordern.[1]) Es ist offenbar, alles dies geschah nur, um Staub aufzuwirbeln, um die Angelegenheit immer von neuem zu beleben und anzuregen: denn wenn der König wirklich einen schnellen Abschluß, und zwar zu Gunsten der Protestanten, gewünscht hätte, so brauchte er nur eine starke Pression auf das Haus Lothringen, von dem so viele Zweige in Frankreich ansässig waren, zu üben, und sein Zweck war ohne viel Schwierigkeit erreicht. Da aber die Lothringer keinen Ernst bei dem Könige sahen, so wollten sie auf keinen Vermittelungsvorschlag eingehen und bedrohten den Administrator immer heftiger mit der Entscheidung des Kammergerichts, das damals bekanntlich stets zu Ungunsten der Protestanten seine Urtheile fällte. In seiner Noth entschloß Johann Georg sich zu einer Reise nach Paris, um sich persönlich die Hülfe Heinrich's IV. zu erbitten. Dieser nahm ihn auch sehr freundlich auf, und da er die Sache der Protestanten in Deutschland ja auch nicht ganz fallen lassen wollte, so gab er ihm sogleich 42,000 Gulden und versprach ihm eine jährliche Beihülfe von 100,000 Gulden, wenn es zum Kampfe kommen sollte.[2]) Trotzdem fürchtete Heinrich jede gewaltsame Lösung, da diese ihn selbst zum Kampf zwingen konnte, und suchte die Lothringer von derselben zurückzuhalten. Es lag ihm eben daran, die Zwistigkeit ohne Entscheidung so lange hinzuziehen, bis er sie später einmal selbst ausnutzen könnte. Seinen Zweck bei den Lothringern setzte er, wie zu erwarten, sofort durch. Er erhielt von dem Herzoge von Lothringen und dem Kardinale, dessen Sohn, das Versprechen, daß sie sowie der katholische Theil des straßburger Domkapitels, der in Zabern seinen Sitz genommen hatte, sich aller Prozesse und Urtheilsexekutionen einstweilen enthalten wollten, vorausgesetzt daß Johann Georg und seine Verbündeten ebenso zu handeln gedächten.[3]) Heinrich hatte einstweilen (Herbst

[1]) Lettr. miss., V. 236, 740, 741.

[2]) MS. Conf. des sp. Staatsr. v. 21. Nov. 1602.

[3]) v. Rommel, 89 ff.

1602) seine Absicht erreicht. Als er dann im Beginn des Jahres 1603 nach Metz kam, suchten ihn dort der Pfalzgraf von Zweibrücken, der Landgraf von Hessen, der Herzog von Pommern, die Gesandten vieler anderen deutschen Fürsten auf.[1]) Großes war im Werk. Der König beabsichtigte längere Zeit an der deutschen Grenze zu verweilen, die deutschen Protestanten und Katholiken zu versöhnen, von beiden möglichst viele zu sich herüber zu ziehen. Sie alle sollten dann gegen das Haus Oesterreich eingenommen werden, und da kein deutscher König vorhanden war, wollte Heinrich auf die Erhebung eines nicht-österreichischen Fürsten zu dieser Würde hinarbeiten.[2]) Indeß er mußte schleunigst nach Paris zurückkehren, da er die bedeutsame Nachricht von dem Tode der Königin Elisabeth von England erhielt. Zuvor aber war in Metz doch noch die straßburger Angelegenheit durchgesprochen worden, und der König fällte einen vorläufigen Richterspruch, dem sich auch einstweilen beide Theile fügten. Derselbe theilte das streitige Hochstift dergestalt, daß der, der Stadt Straßburg benachbarte Theil dem Markgrafen von Brandenburg, das Uebrige aber dem Kardinal von Lothringen zufiel. Jedoch dieser Vergleich von Nancy hielt nicht lange vor, wie Heinrich IV. es wohl auch beabsichtigt hatte, da er seine Geltung nur bis zum 1. Mai 1604 stipulirte. Es erhoben sich große Schwierigkeiten gegen denselben sowohl von Seiten des Kardinals von Lothringen und seiner katholischen Verbündeten, besonders des Herzogs von Baiern, als auch anderntheils des Kurfürsten von der Pfalz, des Hauptes der Evangelischen.[3])

Das eigentliche Ende dieses langen Streites wurde ohne Zu-

---

[1]) Dupleix, Hist. de Henry le Gr., 336.

[2]) Mezeray, Hist. de France, III. 1253. — Der Venezianer Angelo Badoer (Relaz. 1605 bei Bar. e Berch., II., I. 149) meint sicher diese Verhandlungen, wenn er behauptet: Heinrich IV. wollte König der Römer werden und habe mit den deutschen Fürsten darüber verhandelt; indeß er habe eingesehen, daß dies nicht möglich. Aber es ist doch fraglich, ob Heinrich im Jahre 1603 wirklich auch nur daran gedacht hat, selbst Kaiser zu werden.

[3]) L. M., VI. 91, 111. — Khevenhiller, Ann. Ferdinandei, VI. 2652 f.

thun Heinrich's IV. herbeigeführt, sehr zu Ungunsten der Protestanten. Herzog Friedrich von Würtemberg vermittelte einen neuen Vergleich im folgenden Jahre zu Hagenau, vermöge dessen der durch die Lothringer und das Kammergericht geängstigte Markgraf von Brandenburg das ganze Hochstift an den Kardinal abtrat und dafür von diesem die Summe von 130,000 Thalern erhielt. Ferner übernahm der Herzog von Würtemberg gegen ein straßburgisches Amt, das ihm verpfändet wurde, die Bezahlung von 30,000 Goldgulden, die der Markgraf schuldig war, und bezahlte ihm neun Jahre hindurch jährlich tausend Gulden. In Anbetracht der evangelischen Mitglieder des straßburger Domkapitels aber wurde ausgemacht, daß acht derselben ihre Stellen noch eine gewisse Reihe von Jahren hindurch behalten sollten.[1])

So hatte der französische König die evangelische Sache in Deutschland nicht vor einer eklatanten Niederlage bewahren können oder wollen. Wo blieb da der Eifer für die evangelische Religion, den er dem Landgrafen von Hessen gegenüber vorgeschützt hatte? —

Und doch hatte Heinrich um so mehr Grund, sich die Zuneigung der deutschen Protestanten zu sichern, als die Spanier von neuem begannen, die Ruhe und Macht seines Reiches durch Umtriebe und Anstiftung von Verschwörungen zu stören. Das freundschaftliche Verhältniß, das nach der Ankunft Rochepot's in Spanien und der endlichen Beschwörung des Friedens durch Philipp III. sich zwischen Spanien und Frankreich gebildet hatte,[2]) dauerte kaum einige Wochen; ja in Wahrheit hatten die spanischen Intriguen keinen Augenblick geruht.

War doch das gegenseitige Mißtrauen zwischen den beiden Großmächten trotz aller Friedensversicherungen groß und unauslöschlich! Jede war sich von der anderen Uebles gewärtig und übte es deshalb selbst gegen sie aus. Die Spanier glaubten ohne Unterlaß

---

[1]) Struvii Corp. hist. Germ., p. 1168.

[2]) S. 124.

an den bevorstehenden Angriff des französischen Königs auf eine ihrer Grenzprovinzen Die Konsulten des spanischen Staatsraths über die Depeschen aus Frankreich schließen fast regelmäßig mit der Aufforderung an Philipp III, seine Grenzen gegen einen plötzlichen Anfall von Seiten Heinrich's IV. in Sicherheit zu setzen.[1]) Nicht anders waren die Gesinnungen beschaffen, die man in Frankreich gegen die Spanier hegte.[2]) Als im Sommer 1601 einige spanische Truppen aus Mailand nach den Niederlanden marschiren sollten, verstärkte Heinrich IV. den in der Dauphiné kommandirenden Marschall Lesdiguières und beauftragte ihn, besonders auf Genf und Grenoble ein wachsames Auge zu haben.[3]) Die Spione, die jeder der beiden Staaten in dem Gebiete des andern besoldete, schürten durch ihre Berichte die Abneigung und die Besorgnisse nach Kräften, um sich wichtig und unentbehrlich zu machen und hohen Lohn für ihr verrätherisches Treiben zu erhalten. Wie künstlich war das Spionenwesen ausgebildet! Der Herzog von Feria besoldete einen Herrn von Caramani für seine Berichte aus Frankreich, dann aber gewann er mit ausdrücklicher Zustimmung des spanischen Staatsrathes noch den Gegner jenes, Herrn von Viver, damit immer der eine den andern überwachen könne![4]) Der eifrigste, unverschämteste und lügenhafteste dieser Spione und Zwischenträger war Gerard von Rafis, der uns später als doppelter Verräther noch einmal begegnen wird.

Während des savoyischen Krieges hatten die Vizekönige der nördlichen Provinzen der spanischen Halbinsel Verbindungen mit verschiedenen Städten Südfrankreich's angeknüpft. Der Befehlshaber

---

[1]) MS. Cons. v. 28. Jan., 29. Mai, 12. Juli 1600 u. s. w.; Arch. v. Sim. K 1426.

[2]) Lettr. miss., V. passim. — MS. Cons. des sp. Staatsr. v. 27. Mai 1602.

[3]) MS. Heinrich IV. an Lesdiguières, 17. Juni 1601. Arch. v. Sim. K 1604. Dieser Brief fehlt in den Lettres missives.

[4]) MS. Cons. v. 11. Dez. 1600 (Depesche Feria's v. 1. Dez.); Arch. v. Sim. K 1426.

des wichtigen Forts Leucate, Herr von Barri, hatte sich erboten, dasselbe für eine Geldsumme an Spanien zu überliefern. Don Clemens Coloma wiederum hatte viele Freunde in Narbonne, so daß er hoffte, die ganze Bürgerschaft dieser Stadt für Spanien zu gewinnen. Zwar rieth der Staatsrath in Madrid, diese Dinge nicht zu übereilen, damit nicht ein Bruch des Friedens mit Heinrich IV. veranlaßt werde, aber er wollte sie doch durch Versprechungen und Korrespondenz weiter geführt haben.[1]) Während des savoyischen Krieges, wo jeden Augenblick der Ausbruch des Kampfes auch zwischen Spanien und Frankreich drohte, hatten diese Intriguen noch eine gewisse Berechtigung; jedoch auch nach dem Abschlusse des Friedens von Lyon wurden sie fortgesetzt. Man darf indeß nicht übersehen, daß die Spanier in den beständigen Unterstützungen, welche der französische König den Holländern gewährte, einen ziemlich gerechten Grund zur Entrüstung fanden. Wanderten nicht Jahr für Jahr Hunderttausende vollwichtiger französischer Livres und Tausende erprobter französischer Soldaten zu den „Rebellen der Inseln", als ob es nie einen Frieden von Vervins gegeben hätte? Unaufhörlich führen hierüber die Spanier bittere Klage, man müsse rüsten, um solchen Uebermuth des Béarners mit den Waffen zu züchtigen.[2]) Aber die oft wiederholten Beschwerden Tassis' bei Heinrich über diesen Punkt blieben ohne Erfolg. Er fand immer eine geschickte Erwiderung. Bald antwortete er durch Gegenklagen; bald behauptete er, das an die Holländer geschickte Geld mache nur die Rückzahlung früher erhaltener Anlehen aus, und was die französischen Regimenter in Holland anbetreffe, so hätten seine Unterthanen das Recht, zu gehen, wohin es ihnen beliebe, und auch auf der spanischen Flotte dienten mehr als 500 Franzosen; bald sagte er, der Erzherzog Albert habe eine Menge französischer Freiwilligen zurückgewiesen, die nun zu den Rebellen

[1]) MS. Cons. v. 9. Dez. 1600; ibid.

[2]) MS. Cons. v. 29. Mai 1601.

gegangen seien; bald wies er den Botschafter ganz einfach an die Minister.[1])

Der Zündstoff zwischen beiden Mächten häufte sich wieder allseitig. Zu der holländischen Angelegenheit, die schon Zwietracht genug zwischen beide Staaten brachte, kamen noch mehrere andere Umstände, welche ganz dazu angethan waren, die gegenseitige Erbitterung zu steigern. Zuerst waren ununterbrochen Streitigkeiten über die Konfiskation französischer Schiffe in spanischen Häfen und wieder die Mißhandlung spanischer Unterthanen in französischen Handelsstädten im Gange, die zum Theil einen hohen Grad der Gereiztheit annahmen und zu einem persönlichen Briefwechsel zwischen Heinrich IV. und Philipp III. führten.[2]) Zweitens aber entstand ein Zwist wegen der Gerechtsame des französischen Botschafters in Madrid, und dies war um so gefährlicher, als die Staaten damals ihre Ehre viel inniger mit solchen Aeußerlichkeiten verknüpften, als dies jetzt der Fall ist. Die Sache verhielt sich folgender Maßen: Der Neffe Rochepot's badete mit etlichen Freunden im offenen Flusse, was einige vorübergehende Spanier als eine Verletzung der öffentlichen Sittsamkeit sehr übel aufnahmen, so daß sie den Franzosen Schimpfreden zusandten und ihre Kleider in das Wasser warfen. Da sprangen der Neffe Rochepot's und seine Begleiter aus dem Flusse, ergriffen ihre Degen, und verwundeten und tödteten mehrere dieser Spanier (Juli 1601). Hierüber ergrimmt, versammelte das Volk sich vor den Thoren des Palastes des Botschafters, in welchen die jungen Leute sich geflüchtet, und verlangte deren Auslieferung zu angemessener Bestrafung. Die Alcalden von Valladolid erschienen inzwischen, und als sie den Sachverhalt erfahren, drangen sie mit ihren Alguazils in den Palast ein und verhafteten die Schuldigen.

---

[1]) MS. Cons. v. 4. Aug. 1601, ibid.; Philipp III. an Tassis, 4., 25. Juni 1601 u. 28. Jan. 1602, Arch. v. Sim. K 1451; Dep. Tassis' v. 7. Juli 1601, Arch. v. Sim. K 1604.

[2]) MS. Phil. III. an Tassis, 4. Juli 1601; Arch. v. Sim. K 1451; u. s. w. — Lettr. miss., V. 416.

Sofort beschwerte sich Rochepot über diese schreiende Uebertretung des Völkerrechtes, welches die Wohnung jedes Gesandten unverletzlich mache; er behauptete sogar, die Polizeibeamten hätten in seinem Palaste Verwüstungen angerichtet und selbst gestohlen; erhalte er nicht augenblickliche Genugthuung, so fordere er seine Pässe. Der spanische Hof antwortete sehr kühl, es solle schleunigst eine unparteiische Untersuchung des ganzen Vorganges angestellt werden; weder lieferte er aber die Gefangenen wieder aus, noch wollte er dem Botschafter eher die Pässe geben, als Befehle von seinem Könige über die Angelegenheit eingetroffen seien.[1])

Heinrich IV. gerieth über dieses Ereigniß in großen Zorn, da er glaubte, es sei von den Spaniern mit Absicht so weit getrieben worden, um ihn persönlich zu kränken. „Bei Gott", rief er bei dem Empfange der Nachricht aus, „ich schwöre es, wenn ich einmal im Stande sein werde, meine Angelegenheiten in gute Ordnung zu bringen, so werde ich ihnen einen so wüthenden Krieg machen, daß sie es bereuen werden, mir die Waffen in die Hand gezwungen zu haben."[2]) Er verbot sofort allen seinen Unterthanen den Verkehr mit Spanien, beorderte seinen Botschafter zurück und antwortete dem König Philipp, der ihm in kurzen Worten den Vorgang angezeigt hatte, er verlange schleunige Genugthuung, sowohl für die Beleidigung seines Gesandten als auch wegen der konfiszirten französischen Schiffe und Güter.[3]) Um seinen Ernst zu zeigen, begab Heinrich sich sogar nach Calais, als ob er den Erzherzog Albert anzugreifen Willens sei, der damals Ostende belagerte. Schon erzählte man, der König

---

[1]) MS. Conf. des sp. Staatsr. v. 21., 22. Juli 1601; Arch. v. Sim. K 1426. — P. Cayet, Chr. sept. 162. — Sully, Oec. roy. ch. 103, p. 362. — P. Matthieu, II. 37 A. f. — Suppl. à l'Estoile, 327.

[2]) Sully, l. c.

[3]) Heinr. IV. an den Connetable, 2. Aug.; Lettr. miss., V. 446. — MS. Heinr. IV. an Brissac, Gouverneur der Bretagne, 3. Aug.; Arch. v. Sim. K 1604. (Dieser Brief findet sich nicht in den Lettr. miss.) — MS. Dep. Tassis' v. 8., 18. Aug; ibid. — Andres de Prada an Tassis, 18. Juli; Arch. v. Sim. K 1451.

wolle den Erzherzog zur Unterwerfung unter Frankreich's Botmäßigkeit zwingen. In der That ließ Heinrich die Generalstaaten auffordern, ihm Oldenbarnevelt oder den Schatzmeister Valcke zuzusenden, um mit denselben über die französische Hülfe für Ostende zu reden. Der Königin von England ließ er sagen: wenn sie den Holländern gehörigen Sukkurs senden wolle, so werde auch er sofort ein gewaltiges Heer stellen, um die Feinde von Ostende zu verjagen und die Sache der Herren Staaten gegen den Spanier genügend zu befestigen. — Indeß der Zorn des französischen Königs legte sich bald, und damit verrauchten auch die kühnen Entschlüsse, die er in der ersten Hitze gefaßt. Beide Theile fühlten keinen Wunsch, es zu einem Bruche kommen zu lassen. Heinrich IV. wollte die Kräfte seines ermatteten Volkes erst heben, ehe er mit Spanien den unvermeidlichen Entscheidungskampf beginne; und die Spanier fürchteten trotz aller ihrer Prahlereien die innerliche Ueberlegenheit Frankreich's. So ließen die Dinge sich binnen kurzem friedlicher an. Oldenbarnevelt, der sich bereits reisefertig gemacht hatte, wurde abbestellt. Die Königin von England, die trotz ihres irischen Krieges auf jene Aufforderung Heinrich's neue 6000 Mann nach den Niederlanden gesandt, hatte nun das Nachsehen. Tassis konnte schon in der zweiten Hälfte des Augusts berichten, Heinrich werde mit einer noch so kleinen Genugthuung sich zufrieden geben.[1]) Als der Erzherzog, über die Annäherung Heinrich's erschreckt, den Grafen von Sore an ihn sandte mit der Bitte, nichts zu Gunsten der Belagerten thun zu wollen: schickte der König höflichst den Herzog von Aiguillon an jenen ab, ihn versichernd, er sei nur nach Calais gekommen, um die Grenze in guten Stand zu setzen; er hoffe sicher, daß der König von Spanien ihm Genugthuung zukommen lassen werde, sonst freilich würde dieser es bereuen.[2]) — In der That ver-

[1]) MS. Dep. Tassis' v. 18. Aug. — Aerssen an Valcke, 31. Aug., 9. Sept., 12. Sept. 1601; Mittheilung Caron's an die Generalstaaten, 7. Sept.; beides bei Deventer, Gedenkstukken van Oldenbarnevelt, II., 294—298.

[2]) P. Cayet, Chr. sept., 164f. — Sully, ch. 103. p. 363. — Suppl. à l'Est., 327.

ließ Rochepot den spanischen Hof; aber die Nunzien in Paris und Valladolid gaben sich auf Befehl des Papstes so große Mühe, die Angelegenheit beizulegen, daß es ihnen bei der günstigen Gesinnung der streitenden Parteien endlich gelang. Die Spanier lieferten die französischen Gefangenen an den Papst aus, und dieser übergab sie dem Herrn von Bethune, dem Gesandten Heinrich's IV. in Rom. Damit war dieser Streit erledigt, die Handelsverbote wurden aufgehoben. [1])

Noch einmal war der Krieg zwischen den beiden Mächten, den Viele schon erwartet hatten, vermieden. Aber wie hätte sich auf die Dauer eine freundliche Gesinnung zwischen Spanien und Frankreich zu erhalten vermocht! Die Ursachen des Mißtrauens und der Rivalität lagen zu tief, als daß sie sich leicht hätten auch nur in den Hintergrund schieben lassen. Die leitenden Staatsmänner waren beiderseits überzeugt, daß der Vortheil des einen Landes das Sinken des anderen bedinge, und so suchten sie um so eifriger den Gegner zu verwunden und zu schwächen, je rücksichtsloser und unskrupulöser die Politik der damaligen Zeit war. Konnte es da an Ursachen zu immer neuem Verdachte fehlen, und mußte der Verdacht nicht immer neue Gegenmachinationen hervorrufen? Besonders aber konnte die spanische Politik sich des unruhigen, begehrlichen, händelsüchtigen Charakters nicht entkleiden, den sie unter Philipp II. erhalten. Jeden Augenblick mußte man einer neuen That gewaltsamer Habgier seitens der Spanier in irgend einem Theile Europa's gewärtig sein. Ein ganz hervorragender Vertreter dieser spanischen angeblichen Staatsweisheit, die wohl am meisten zum Verderben Spanien's beigetragen hat, war der Governator von Mailand, Pedro Enriquez de Acevedo, Graf von Fuentes. Das war ein Spanier von altem Schrot und Korn, nicht aus den bessern Tagen Isabellen's und Karl's, sondern aus der Zeit Philipp's II., ein Nachfolger jener Re-

[1]) MS. Dep. Tassis' v. 24. Sept., 19. Nov.; Phil. III. an Tassis. 28. Okt.; Arch. v. Sim., K 1604, 1451. — Vgl. Lettr. miss., V. 458.

quesens und Alba, die Alles unternahmen für Spanien und die Kirche; ganz Italien zitterte vor ihm, denn jedes Beginnens hielt man ihn für fähig.

Es erregte allgemeines Aufsehen, daß nach dem Friedensschlusse von Lyon die große spanische Armee, die Fuentes im Mailändischen zusammen gezogen hatte, nicht entlassen wurde, sondern in ganzer Stärke beisammen blieb, und zwar war man um so mißtrauischer, als Fuentes hierdurch seiner ausdrücklichen Zusage an den Legaten Aldobrandini entgegen handelte.[1]) Der Protektor Frankreich's in Rom, der Kardinal d'Ossat, beklagte sich bei dem Papste über diesen Bruch des Artikels 24 des lyoner Friedens. Klemens mahnte wirklich zur Entlassung der Truppen; trotzdem behielt Fuentes sie zusammen.[2]) Seine Fußtruppen allein brachte er bis auf 30,000 Mann![3]) Die abenteuerlichsten Gerüchte über die Gründe zu dieser Maßregel liefen um, besonders in Italien, wo jeder Fürst und jedes Gemeinwesen die Gefahr eines spanischen Angriffes unmittelbar vor sich sah und doch wieder in der peinlichsten Ungewißheit schwebte, wohin das Unwetter sich wohl ziehen werde. Die Venezianer verstärkten deshalb ihr Heer durch italienische Infanterie und Kavallerie, 2000 Schweizer und 2000 Lothringer, sowie ihre Flotte durch 40 Galeeren.[4]) Dalmazien und die ionischen Inseln wurden in Folge eines Senatsbeschlusses vom 5. Juli gegen spanische Angriffe befestigt. Allmählich begann man dann wieder die Hoffnung zu hegen, daß die spanische Armee gegen keinen katholischen Fürsten bestimmt sei, weil ein spanischer Gesandter nach Rom ging, um von

---

[1]) De Thou, l. 126, t. III. p. 947.

[2]) Dep. d'Ossat's v. 26. April 1601; Lettres d'Ossat, II. 944 ff.

[3]) Morosini, Hist. Veneta, IV., XVI. p. 623 f.: 4000 Schweizer, 8000 Deutsche, 8000 Spanier und Neapolitaner, 6000 Lombarden, das Uebrige Milizen.

[4]) Dep. des Senats an Fr. Soranzo; Bar. e Berch. I., I. 112 Note. — Morosini, Hist. Veneta, IV., XVI., p. 624.— S Romanin, Hist. documentata di Venezia, VII. 9.

dem Papste seinen Segen über das Heer zu erflehen und von ihm einen Beitrag zu den Kosten dieser Rüstungen zu erbitten. Die Einen meinten deshalb, die Expedition sei gegen Genf bestimmt, die Andern, sie solle nach Deutschland abgehen, um die Wahl Philipp's III. zum römischen König zu erzwingen. Bestärkt wurden die Italiener in dieser Anschauung durch die freundliche Stellung, welche der spanische Hof der anscheinend zunächst bedrohten Republik Venedig gegenüber annahm. Als ihr Gesandter, Francesco Soranzo, den König Philipp um Aufklärung über die Rüstungen in Spanien bat, versicherte derselbe die Republik auf das huldvollste seiner Gunst; wegen „ihrer großen Verdienste um ihn" könne sie sicher sein, daß seine Armeen sie nie angreifen, sondern im Nothfalle selbst vertheidigen würden. Aehnlich äußerten sich Lerma, der Beichtvater, der Graf Velada und der Condestable Velasco gegen Soranzo.[1])

In Frankreich dagegen blieb man, trotz der Gesandtschaft nach Rom und trotz der Versicherungen der Spanier, der festen Ansicht, sie hätten es auf Italien gemünzt, und nur über das Objekt des Angriffes war man im Zweifel: die durchlauchtigste Signorie, der Großherzog von Toskana, der Herzog von Mantua wurden genannt, Karl Emanuel als Helfershelfer bezeichnet.[2])

Aber bald zeigte es sich, daß keine von allen den verschiedenartigen Meinungen das Richtige getroffen hatte. Die Absicht, wenn nicht des spanischen Hofes, so doch sicher des Grafen Fuentes, ging — mitten im Frieden — auf eine verrätherische Unternehmung gegen den bedeutendsten Seehafen Frankreich's, gegen Marseille. Der ewig unruhige, ewig unzufriedene und ewig treulose Herzog von Savoyen hatte während seiner Friedensverhandlungen mit Frankreich diesen saubern Anschlag mit dem spanischen Governator abgeredet. Mehrere Franzosen hatten dazu die Hand geboten. Aber einige

---

1) Depeschen Soranzo's ibid. 110 f. Note.

2) P. Matthieu, II. 34 A. — Vgl. Lettr. miss., V. 448.

von ihnen wurden doch zuletzt von Reue und vielleicht auch von Furcht ergriffen und offenbarten die Sache dem Statthalter der Provence, Herzog von Guise, sowie dem Parlamentspräsidenten du Vair. Diese benachrichtigten natürlich sofort den König von dem beabsichtigten Schlage des Savoyers und Fuentes', und der Herzog von Guise trug sogar darauf an, man solle die Sache ruhig weiter gehen lassen und sich nur gut unterrichtet halten, um im entscheidenden Augenblicke Fuentes selbst und seine Truppen bei der Ausführung seines Planes zu ertappen und gefangen zu nehmen. Der König jedoch wies dies zurück, er wolle ein so gefährliches Wagniß nicht unternehmen, es sei besser, sicher zu gehen. Und so wurden nur die Rädelsführer eingezogen und nach kurzem Prozesse hingerichtet. Einer derselben gestand während des Verhöres ein, der Herzog von Savoyen habe ihn gemiethet, um den König Heinrich zu tödten; aber in seiner Todesstunde nahm er diese Aussage zurück.[1]) Dergleichen Aufträge sind Karl Emanuel, noch dazu in seiner jetzt so gereizten und erbitterten Stimmung, wohl zuzutrauen; indeß ist es doch wahrscheinlich, daß jener Verräther sein angebliches Geständniß nur gethan hat, um sich wichtig zu machen und mit demselben seine Verzeihung zu erkaufen. Für diese Annahme spricht der Umstand, daß er seine Aussage zuletzt, als ihm keine Hoffnung mehr blieb, selbst als unrichtig bezeichnete.

Heinrich IV., der sich über diese Treulosigkeit bei dem spanischen Botschafter scharf beschwerte,[2]) hatte bald Gelegenheit, einen neuen Beweis von der Friedensliebe seines erlauchten Bruders von Spanien oder doch der Minister desselben zu erhalten. Schlag auf Schlag erfolgten die keckſten Unternehmungen gegen Frankreich's Gebiet. In Metz wurde ein Edelmann des Grafen von Mansfeld, der rechten Hand des Erzherzogs Albert, entdeckt, welcher dort mit mehreren Bürgern eine Unterhandlung wegen Verraths der Stadt

[1]) MS. Dep. Tassis' v. 7., 13. Juli 1601; Arch. v. Sim., K 1604. — P. Matthieu, 34 A. B. — Dupleix, 298.

[2]) MS. Dep. Tassis' v. 7. Juli.

an Spanien pflog. Der König sandte den Präsidenten Jeannin nach Metz, und dieser führte die Angeklagten in den Gewahrsam des pariser Gerichts: in der That wurden sie zum Tode verurtheilt. Man entdeckte, daß die Verschwörung in Metz schon seit dem Jahre 1598, also seit dem Abschlusse des Friedens von Vervins, im Gange sei! Heinrich IV. lag nun gerade damals viel daran, es mit den Spaniern nicht ganz zu verderben. Während dieses Prozesses nämlich fand die Geburt des Dauphin's und der Infantin Anna Statt, an welche — wie erwähnt — der französische König große Plane für die Zukunft knüpfte. Um diesen Absichten aber eine Möglichkeit der Verwirklichung zu lassen, mußte einstweilen ein gutes Verhältniß zu dem Hofe von Valladolid angebahnt werden.[1]) Plötzlich also hieß es, die Beweisgründe gegen die Gefangenen aus Metz seien doch nicht vollständig und klar: sie wurden deshalb theils für einige Zeit frei gelassen, theils aus den drei lothringischen Bisthümern verbannt, und dann alle, zusammen mit dem Edelmanne des Grafen Mansfeld, an den Erzherzog Albert gesandt.[2])

Dies waren damals die Beziehungen zwischen „befreundeten Souveränen"!

Endlich wurde Italien, ja ganz Europa von der Furcht erlöst, welche das spanische Heer in Mailand ihnen bereitet hatte.

So lange, wie es ihm möglich gewesen, hatte Graf Fuentes Spanien's Heer und Flotte in Italien unter seiner Hand behalten, ohne sie nach ihrem eigentlichen Bestimmungsorte abgehen zu lassen. Das muß man der spanischen Regierung zugestehen, sie war die

---

[1]) Aerssen an Oldenbarnevelt, 22. Febr. 1602; M. L. van Deventer, Gedenkstukken van Oldenbarnevelt, II. 307 ff.

[2]) MS. Dep. Tassis' v. 13. Juli, 15. Novbr. 1601. — P. Matthieu, II. 34 B f. — Auch Venedig glaubte zu derselben Zeit über ein ähnliches Verbrechen gegen seine Sicherheit klagen zu können; P. Matthieu, II. 35 A. Indeß die Anschuldigung war wahrscheinlich falsch; Fr. Soranzo, 209. Eine gleichfalls ähnliche Angelegenheit im März 1602 stellte sich sicher als erfunden heraus; Lettres et ambassades de Philippe Canaye de Fresnes, I. 190, 195 f., 198 f., 205 f., 246.

einzige weltliche Gewalt, die damals noch ein wirkliches Interesse an der Sache der Christenheit hatte, die sich noch aus freien Stücken, ohne zunächst bedroht zu sein, gegen den immer stärker heranfluthenden Islam und das mächtige türkische Reich wendete, die noch die europäische Civilisation gegen dieselben vertheidigte. So mußte nun auch Fuentes, da alle seine verrätherischen Unternehmungen gegen die Feinde Gottes und des Königs gescheitert waren, die mächtige Expedition, die seit so langer Zeit vorbereitet war, gegen die Algerier abgehen lassen (Sommer 1601).

Im Anfange desselben Jahres war ein Franzose an den spanischen Hof gekommen und hatte berichtet, wie leicht man sich der Stadt Algier bemächtigen könne, wenn man nur im Monat September dorthin käme, wo die Janitscharen zur Einbringung der Ernte auf dem Lande seien und die übrigens schlechte Festung nur gering bewacht. Der fromme König Philipp ergriff diese Nachricht mit großem Eifer, und so bildeten Lerma, seine Kreatur Franqueza und der Beichtvater ganz allein eine Staatsrathssitzung, in welcher selbstverständlich der Plan des Königs gebilligt wurde, da der Günstling dem Monarchen zu Gefallen sein, der Beichtvater aber der Religion dienen wollte. Der spanische Admiral Fürst Doria wurde beauftragt, in aller Schnelligkeit und im tiefsten Geheimniß eine große Flotte zur Ueberraschung Algier's im September zusammen zu ziehen. Nur der Papst — wie bereits erzählt — der Großherzog von Toskana und der Großmeister von Malta, Alfred de Vignacourt, wurden in das Geheimniß gezogen, um Unterstützung zu gewähren. — So lange wie möglich hatte Fuentes diese Flotte und die für sie bestimmte Bemannung — vielleicht mit Zustimmung der spanischen Minister — für seine geheimen Zwecke nutzbar zu machen gesucht. Endlich aber rückte die Jahreszeit heran, in welcher die Expedition unternommen werden mußte, wenn sie Erfolg haben sollte. In der Mitte des Monat Juli vereinigte die spanische Flotte sich, achtzig Segel stark, in Neapel; außerdem waren auch einige päpstliche, toskanische und savoyische Galeeren zu ihr gestoßen. Noch

immer wußte man nicht, wohin sie bestimmt sei, noch immer fürchteten die Venezianer, sie in dem adriatischen Meere erscheinen zu sehen. Erst als sie sich nach Trapani wandte, wurde es klar, daß sie einen Angriff gegen Afrika beabsichtige. Die Hoffnungen der Spanier, welche in Algier selbst Einverständnisse mit den dortigen Christensklaven hatten, auf Erfolg waren sehr groß, und die ganze Christenheit freute sich über das löbliche Unternehmen derselben: Alles war auf das äußerste gespannt. Da trafen schlimme Nachrichten ein. Der Ausgang entsprach wenig den gehegten Erwartungen und den großartigen Vorbereitungen. Der Dey hatte die Verschwörung der gefangenen Christen entdeckt und dieselben in das Innere seiner Provinz abgeführt. Widrige Winde hatten die Flotte so lange aufgehalten, bis die Türken in Algier hinreichende Zeit gefunden hatten, sich zum Widerstande vorzubereiten, und nun wollte der greise Doria, der sich bei der ganzen Angelegenheit weder vorsorglich noch muthig zeigte, trotz der Bitten seiner Offiziere nichts mehr von einem Angriffe wissen, der — wie er behauptete — doch keinen glücklichen Ausgang nehmen könne. So zerstreute sich die große Flotte wieder ganz unverrichteter Dinge, zum Aerger und zur Beschämung der Spanier. Die Truppen, welche die Flottenbesatzung ausgemacht hatten, wurden nach Mailand gebracht, und von Fuentes theils zur Anlegung eines Kanals zwischen Mailand und Pavia gebraucht, theils entlassen. Doria, auf welchen die ganze Schuld des Fehlschlagens gewälzt wurde, mußte seinen Abschied nehmen. Eine ungeheure Geldsumme war von der spanischen Regierung wieder erfolglos geopfert worden.[1])

Je höher anfänglich die Hoffnungen gespannt waren, desto größer war nunmehr die Enttäuschung in Spanien. Am meisten war über den Ausgang der Herzog von Lerma bekümmert, der darob er-

---

[1]) Ott. Bon., Relazione, 269 f. — P. Cayet, 166 f. — P. Matthieu, 35 B f., 52 A ff. — De Thou (sehr weitläufig), l. 126 p. 947 ff. — Gil Gonzalez Davila, Vida y hechos de Felipe III. (Madr. 1771), p. 82. — Depesche d'Ossat's v. 15. Okt. 1601; Lettres d'Ossat, II. 1079. — Khevenhiller, Ann. Ferdinandei, V. 2470.

krankte, und seine Gegner im Staatsrathe wiesen mit Schadenfreude darauf hin, daß dieser üble Erfolg der Heimlichkeit und Eilfertigkeit zu danken sei, mit der Lerma die Angelegenheit ganz allein geführt. Aber ein anderes Unternehmen, das jetzt mit Einwilligung des ganzen Rathes begonnen wurde, hatte kein besseres Ende. Es war dies die Expedition gegen Irland, die zur Unterstützung der dortigen rebellischen Katholiken gegen Schluß des Jahres 1601 stattfand. Schon lange hatten die Spanier neuerdings nach einer Gelegenheit gesucht, sich an den Engländern zu rächen. Denn im Jahre 1599 hatten diese, zusammen mit den Holländern, einen großen Raubzug gegen die kanarischen und kapverdischen Inseln unternommen. Der Adelantado von Kastilien hatte versucht, die schnellsegelnden Schiffe auf ihrem Rückzuge zu verfolgen, aber er war mit seinen schwereren Fahrzeugen bei den Terceras von dem Sturm arg beschädigt und zurückgetrieben worden. Die Spanier hatten zur See Geschicklichkeit und Glück verloren. Es war bereits im Beginne des Jahres 1601 eine große Flotte von fünfzig Schiffen unter Don Martin de Padilla gegen England abgegangen; indeß sie hatte das gewöhnliche Schicksal dieser Expeditionen gehabt. Kaum auf das hohe Meer gelangt, war sie durch den Wind zerstreut und gezwungen worden, den Hafen wieder aufzusuchen, ehe sie noch einen Feind gesehen.[1]) — Die jetzige Rüstung nun war nicht nach England, sondern nach Irland bestimmt. Don Juan d'Aguilar, ihr Führer, landete auch glücklich auf dieser Insel, da aber seine irischen Verbündeten nicht zu fechten, dagegen um so besser zu laufen verstanden, mußte er froh sein, in Folge einer Kapitulation mit dem Rest seiner Truppen auf englischen Schiffen nach Spanien zurückgebracht zu werden. Abermals hatte dieses Unternehmen den Tod von 5000 Spaniern, den Untergang vieler Schiffe und den Verlust großer Geldsummen herbeigeführt, ohne den Spaniern

[1]) Davila, Vida y hechos de Folipe, III., 74 f. — Vgl. Khevenhiller, Ann. Ferd., V. 2188.

etwas anderes einzubringen, als Schmach und politische Nachtheile. Der Kummer, den Hof und Volk Spanien's über all' dies Mißgeschick empfanden, war sehr groß. Mit vollem Recht, denn welches Staatswesen hätte wohl auf die Länge solche Schläge auszuhalten vermocht!

Das also waren die Ergebnisse der noch nicht vierjährigen Regierung Lerma's in Bezug auf die äußere Politik: die Schwächung und Entfremdung Savoyen's, in den Niederlanden Verlust auf Verlust, Streitigkeiten mit der ganzen Welt, Niederlagen und unnütze Opfer an Geld und Menschen in Afrika und Europa. Wir werden später auch die Erfolge seiner inneren Verwaltung aufzählen und dann sehen, daß er dort seinem Lande eben so sehr zum Verderben gereichte, wie in der hohen Politik.

Welch' ungünstigen Ausgang hatten die spanischen Unternehmungen in den letzten Jahren gehabt! Und nichts desto weniger ermüdete diese Regierung nicht, immer neue Anschläge zu schmieden. Auf einen Mann besonders hatten die Spanier und Savoyer bei allen ihren Plänen gegen Frankreich ihr Vertrauen gesetzt: auf den Marschall Biron. Bisher hatten freilich alle seine verrätherischen Versuche keinen Nutzen gebracht: aber doch erneuerte er sie beständig, bis sie ihn selbst in den Abgrund stürzten, den er seinem königlichen Wohlthäter und seinem Vaterlande hatte öffnen wollen.

Wir haben noch einige zuverlässige Schilderungen von Biron. Er war von mittlerer Gestalt, ziemlich stark, von dunkeler Gesichtsfarbe, mit tiefliegenden dunkeln Augen, die oft stechend blickten. Ein großer Krieger, nach dem Ausdrucke der Zeit kühner als sein Degen, abenteuerlich, seine Unternehmungen mehr durch Tollkühnheit als durch Ueberlegung zu glücklichem Ende führend, maßlos ehrgeizig, stolz und hochfahrend, treu als Freund, ruhmredig, nur seine eigenen Thaten achtend.[1]) In ihm hatte sich so recht die Hybris der antiken Tragödie verkörpert.

[1]) Suppl. à l'Est., 336. — Mémoires de Beauvais-Nangis (Paris 1665).

Trotz der Ermahnungen Heinrich's IV., La Fin von sich zu entfernen, hatte er doch während der letzten Wochen des savoyischen Krieges durch jenen Menschen sowie durch dessen Sekretär Renazé seine geheimen Unterhandlungen mit Karl Emanuel und dem Grafen Fuentes fortgesetzt. Wie eigenthümlich sind die Menschen! Dieser selbe Fuentes hatte sich einst Philipp II. gegenüber geweigert, Antonio Perez zu ermorden; er sei verpflichtet, rief er muthig aus, und auch Willens, sein Leben auf Befehl des Königs hinzugeben, aber seine Ehre sei ihm unantastbar[1]): und gegen den französischen Monarchen hielt er Alles für gestattet. Endlich war auch ein gewisser Picote, den man nach Spanien zu schicken pflegte, um die Ansichten des dortigen Staatsraths zu vernehmen, wieder gekommen, und hatte die Nachricht mitgebracht, der König wünsche den Marschall von Biron zu haben, es koste, was es wolle. Das war nun wieder Biron hoch erwünscht, beständig ermahnte er die Spanier zur Eile in ihren Entschließungen, ihre unerträgliche Langsamkeit werde noch Alles verderben. So ward denn zwischen Karl Emanuel, Fuentes, dem spanischen Gesandten in Turin, Picote und La Fin eine Zusammenkunft in dem Städtchen Somo verabredet: es war dies während der Friedensverhandlungen zwischen Frankreich und Savoyen. Hier in Somo wurde dem Marschall von den Spaniern und Savoyern folgender Vertrag angeboten. „Der Friede zwischen Savoyen und Frankreich wird nicht abgeschlossen oder doch nicht gehalten werden. Der König Philipp und Biron werden an dem Kriege theilnehmen, und Ersterer nicht ohne die Zustimmung Biron's und seiner Genossen Frieden schließen. Der Marschall erhält entweder die Schwägerin des Königs von Spanien oder dessen Nichte, die dritte Tochter des Herzogs von Savoyen, zur Gemahlin mit einer Aussteuer von 500,000 Ecus. Ferner wird der König von Spanien ihn zum

———

38. – Seine Tollkühnheit sprach sich auch im hohen Hazardspiel aus. In einem Jahre verspielte er über 500,000 Ecus. Vgl. Mezeray, III. 1248.

[1]) Siri, Memorie recondite, I. 105.

Generallieutenant aller seiner Armeen ernennen, ihm jährlich 600,000 Ecus zum Kriege gegen Frankreich bezahlen und ihn mit dem Herzogthume Burgund erblich belehnen. Dafür verspricht Biron Spanien ewige Unterthänigkeit und Unterstützung, besonders aber seine Beihülfe zum gänzlichen Umsturze der französischen Verfassung. Es sollen die Provinzen in eben so viele verschiedene Länder verwandelt und der Oberkönig über sie Alle dann jedesmal von seinen Pairs erwählt werden, genau wie der Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Marseille soll an Spanien fallen, das dieser Stadt als Station für seine Flotten bedarf. Sollte das Unternehmen mißlingen, so wird der König von Spanien jedenfalls Biron mit einer jährlichen Rente von 1,200,000 Livres beschenken." [1])

Die politische Verderbniß der Zeit hatte nirgends festern Fuß gefaßt, als in Frankreich, wo sie unter der Einwirkung der Bürgerkriege ihre Wurzeln tief eingesenkt und ihre Verzweigungen nach allen Seiten hin verbreitet hatte. Wer war mehr von ihr ergriffen worden, als La Fin: und doch flößte ihm dieser Vertragsentwurf große Abneigung ein. Den König in seinen Plänen hemmen, von Zeit zu Zeit einen kurzathmigen Aufstand gegen ihn erheben, um ihn zu Geldzahlungen und wohl auch zur Gewährung einer größeren Unabhängigkeit an den Marschall zu zwingen: dies hätte er ohne alle Skrupel unternommen, dazu gern seine Hand geboten. Hatten doch unzählige Heerführer, Vornehme, Prinzen des königlichen Hauses so gehandelt, hatten große Vortheile dadurch errungen und stan-

---

1) Ich richte mich hauptsächlich nach den Angaben der Prozeßakten in dem MS. der Kgl. Bibl. zu Berlin (Man. Gall., fol. 40): Procès criminel faict au Maréchal de Biron. — Unter den Geschichtschreibern sind die einzig zuverlässigen: P. Matthieu, 104 A ff., P. Cayet, 183 ff., 191 ff. und de Thou, l. 128, p. 980 ff., die alle aus den Akten geschöpft haben. Wenn Herr v. Ranke sagt, nur de Thou habe dieselben benutzt, so ist dies ein Versehen. — D'Aubigné steht diesem Theile der Verhandlungen fern und ist deshalb, ebenso wie der spätere Mezeray (Histoire de France, Paris 1685, III. 1236), hier nur mit einiger Vorsicht anzuwenden. Vgl. Exkurs über die Quellen zur Geschichte dieser Verschwörung.

den nun mächtiger und geachteter da, als die treuesten Unterthanen des Königs und als alle seine alten Mitkämpfer. Aber einen Vernichtungskrieg gegen den Monarchen zu beginnen, eine Provinz von dem Vaterlande loszureißen, das letztere zu zerstückeln und ohnmächtig zu machen: davor bebte selbst La Fin zurück, das schien ihm des Frevels zu viel. Auch mochte er wohl die Treulosigkeit der Spanier fürchten. Er widerrieth also dem Marschall die Annahme des Vertrages.

Aber Biron theilte die Bedenken seines Vertrauten nicht. In der Verblendung seines Ehrgeizes opferte er seinen Patriotismus, wie er Freundschaft und Dankbarkeit bereits abgelegt hatte; und dieselbe Verblendung ließ ihn vertrauensvoll auf die goldenen Versprechungen der Fremden eingehen: uneingedenk der alten Erfahrung, daß man sich nach geschehenem Verrathe des Verräthers zu entledigen sucht, und nicht erwägend, daß so stolze Souveräne, wie die Fürsten von Spanien und Savoyen, niemals einem einfachen Edelmanne Zutritt in ihre Verwandtschaft geben würden. Vorübergehend bewog Biron sogar auch La Fin zur Zustimmung, die dieser aber wieder zurückzog.

Im Vertrauen auf diese Unterhandlungen weigerte sich Karl Emanuel eine Zeit lang, den von seinen Bevollmächtigten abgeschlossenen lyoner Vertrag zu ratifiziren. Inzwischen hatte aber König Heinrich etwas von den Unterhandlungen Biron's wegen einer spanisch-savoyischen Heirath vernommen, die er von vorn herein stark mißbilligte, zumal Biron ihn nicht um Erlaubniß gefragt, und ließ sich auch vor seinen Vertrauten über den Verdacht, welchen der Marschall ihm einflößte, vernehmen. Dies kam wieder dem Letzteren zu Ohren; außerdem glaubte er in dem Abschlusse des Friedens von Lyon, den er selbst — aus leicht begreiflichen Gründen! — stets widerrathen hatte, ein Zeichen zu sehen, daß der König seine Umtriebe entdeckt habe und nun Frieden mache, um ihn bestrafen oder doch sich seiner erwehren zu können. Er gerieth also in Furcht und beschloß, nicht etwa seine verrätherischen Versuche aufzugeben

und sich zu bessern,[1]) sondern den König durch den gut gespielten Anschein der Reue zu hintergehen. Zuerst schrieb er — am 3. Januar 1601 — an Rosny einen Brief,[2]) in welchem er sich bitter über die üblen Gerüchte, die in Betreff seiner am Hofe verbreitet seien, beklagte, und noch mehr darüber, daß der König sie glaube und wiederhole; Rosny möge doch bei dem Könige für ihn reden, und dieser überzeugt sein, daß der Marschall Biron sein getreuester Diener sei, welcher, wenn er fehle, dies nicht aus Untreue, sondern höchstens aus Irrthum thue. Indeß diese Worte machten natürlicher Weise nur geringen Eindruck, und der König ließ vielmehr Biron durch dessen Schwager La Force auffordern, sich persönlich vor ihm zu rechtfertigen. Der Marschall war keck genug, auch diesen Schritt zu thun, immer in der festen Absicht, den König zu hintergehen. Er begab sich demgemäß aus dem Lager um die Citadelle von Bourg fort nach Lyon, wo Heinrich sich damals noch aufhielt, suchte denselben im Garten des Kapuzinerklosters, wo er gerade lustwandelte, auf und begann erst ein gleichgültiges Gespräch, um dessen Gesinnung zu erforschen. Heinrich trat ihm sehr kühl entgegen und befahl ihm, sofort zur Belagerung von Bourg, dem ihm gewordenen Auftrage, zurückzukehren. Da begann Biron in erheuchelter Reue und Demuth dem Könige von seinen Unterhandlungen wegen der Heirath mit einer savoyischen Prinzessin zu erzählen; auch gestand er ein, daß er voll Aerger wegen der Weigerung des Königs, ihm die Citadelle von Bourg zu übergeben, seit einiger Zeit schlimme Gedanken gegen des Königs und des Landes Dienst gehegt, und bat deshalb Heinrich reuevoll und unterwürfig um Verzeihung. Der König suchte die Einzelheiten des Vergehens von dem Marschall zu erforschen, allein dieser offenbarte nur die ganz unschädlichen Dinge und half sich mit allgemeinen Phrasen durch. Heinrich, der glaubte,

---

[1]) Vgl. den Brief Biron's an seinen Schwager La Force, vom 11. Jan. 1601; Mém. de la Force, I. Corresp., 321 f.

[2]) Sully. Oec. roy., ch. 102, p. 360 f.

er habe alles erfahren, sprach dem Marschall seine Verzeihung aus und fügte hinzu, derselbe habe gut gethan, sich der königlichen Gnade zu empfehlen, die ihm noch so viel Gutes erweisen werde, daß er nie wieder den Weg der Pflicht zu verlassen brauche: aber niemals mehr möge er zu solchen Dingen zurückkehren. So umarmten der König und der Marschall sich, küßten sich und schieden unter Thränen.[1])

Biron hatte die unwürdigste Komödie gespielt, denn seine Reue, seine Zerknirschung waren nur berechnet gewesen, den König zu täuschen; die Thatsachen bewiesen es sogleich. Aber wie gewöhnlich, so fügte auch hier sein Uebermuth zur Schlechtigkeit die Thorheit. Als er vom Könige fortging, begegnete er dem Herzoge von Epernon, zu dem er in vertrautem Verhältnisse stand, und redete ihm von dem Gespräche, das er so eben mit dem Könige gehabt. Epernon rieth ihm, sich eine schriftliche Verzeihung von Seiten des Monarchen zu erwirken, aber Biron antwortete in seiner üblichen Weise: es sei weit unter seiner Würde, sich vom Könige eine Verzeihung schriftlich ertheilen zu lassen. Diese Unklugheit hat sich später bitter genug an dem Marschall gerächt.

Freilich, wäre Biron von nun an auf dem Wege der Pflicht geblieben, so hätte er keines Gnadenbriefes bedurft, denn Heinrich bot alles auf, ihn für sich zu gewinnen. Ohne Zweifel hat der König den Marschall, seinen alten Kriegsgefährten und bisher treuen Diener, wirklich geliebt; indeß zum großen Theil ist doch die Milde und Langmuth, die Heinrich ihm bewies, politischen Beweggründen zuzuschreiben. Biron stand an der Spitze der starken streng katholischen Partei in Frankreich.[2]) Er hatte sich in der letzten Zeit absichtlich zum Vertreter und Führer jener katholischen Adligen aufgeworfen, die Religion und Loyalität stets auf das engste verknüpft,

---

[1]) Matthieu, II. 105, B ff. — P. Cayet, Chr. sept., 184. — Sully, Oec. roy., ch. 106, p. 381. — Mém. de la Force, I. 136 f.

[2]) MS. Consulten des sp. Staatsraths v. 27. Mai, 23. Aug. 1602; Arch. v. Sim., K 1426.

die zuerst unter Heinrich III. gegen den Béarner, dann unter diesem, als er König geworden, gegen die Ligisten gefochten und zuletzt Heinrich IV. in die Messe geführt hatten. Sie waren bereits unzufrieden über die geringe Belohnung, die sie empfangen, über das Edikt von Nantes, über die Begünstigung der ketzerischen Holländer, über den Krieg gegen das katholische Savoyen. Heinrich durfte sie nicht noch mehr reizen, wenn er sich nicht selbst in Gefahr bringen wollte. So bemühte er sich mit großem Eifer, Biron wieder an sich zu fesseln. Er begegnete ihm auf das liebreichste, und als er ihn dem Kardinal Aldobrandini vorstellte, sagte er: „Das ist der Herr Marschall von Biron, ich stelle ihn gern meinen Freunden und meinen Feinden vor."

Aber wie bald mußte der König erfahren, daß er durch alle diese Freundlichkeiten nur das Gegentheil von dem bewirkte, was er damit zu erlangen gewünscht hatte! Der Marschall glaubte nun seinen Zweck, die Täuschung des Königs, vollkommen erreicht zu haben, und die Güte des Monarchen erschien ihm als ein Ergebniß der Angst, die Heinrich vor ihm hege. Kaum war er also von Lyon, wo er sich einige Tage aufgehalten hatte, abgereist, als er mehrere Agenten an La Fin abschickte, welcher noch mit Fuentes und Karl Emanuel zusammen in Somo war, um denselben zum schleunigen Abschluß des Vertrages zu ermahnen. Von allen Kontrahenten desselben war er der bei weitem eifrigste. Und so wurde der verrätherische Pakt ungefähr zwei Wochen nach dem Abschiede Biron's von dem Könige beendigt, am 31. Januar 1601.[1]) Biron verbündete sich also mit den Feinden seines Landes und seines Monarchen zum Zwecke der gänzlichen Vernichtung der beiden letzteren. Die Gefahr für dieselben muß ernst genug erscheinen, wenn man die bedeutenden Hülfsmittel in Erwägung zieht, über welche die Verschwörung gebot. Außer den Truppen und den Geldmitteln

---

[1]) P. Matthieu, II. 107 A. — P. Cayet, Chr. sept., 184. — De Thou, l. 128 p. 980.

Savoyen's und Spanien's, außer der Macht und dem persönlichen Einflusse des Marschalls, sollten ihr noch die vielfachen Elemente der Unzufriedenen zugeführt werden, die sich in den Provinzen fanden: die Großen, die nach Neuerungen und frischen Erwerbungen begehrten; die alten Ligisten, welche dem Könige noch immer heimlich grollten; die Reformirten, die nicht alles, was sie verlangten, bei Heinrich durchsetzten: alle Bundesgenossen, was auch ihre Eigenschaften, was auch ihre Beweggründe sein möchten, sollten willkommen sein.

La Fin freilich war nicht mehr gewillt, der Verschwörung in ihrer weiteren Entwickelung zu folgen.[1]) Er sowohl als sein Sekretär Renazé waren von Somo aus mit dem Grafen Fuentes nach Mailand gegangen. Hier zeigte La Fin einen großen Widerwillen — so wenigstens stellte er später die Sache dar — gegen die beiden schlimmsten Bedingungen des Vertrages von Somo: die Zerstückelung Frankreich's und die Verdrängung der bourbonischen Dynastie. Das waren aber gerade die Stipulationen, an denen Fuentes am eifrigsten festhielt; wollte er doch gerade durch ihre Ausführung das glühend erhoffte Ziel erreichen: die Vernichtung des ketzerischen Béarners, die Erniedrigung Frankreich's, die gleichzeitige Erhebung der spanischen Macht über den gesammten Erdkreis; mochte die Welt in Trümmer gehn, wenn nur über denselben die Thürme Kastilien's und das Schlüsselbanner Petri weheten! Einem solchen Manne, wie

---

[1]) Nach d'Aubigné, Hist. univ., V. 10 u. 11, besonders p. 492, könnte es scheinen, als sei La Fin's Abfall von der Verschwörung erst in den letzten Monaten des Jahres 1601 und nach der Gesandtschaft Biron's in England geschehen. Auch Poirson setzt (II. 577 f.) dieses Ereigniß zu spät. Bei Matthieu, II. 107 A. und P. Cayet, Chr. sept. 184 wird es sogleich nach dem Abschlusse des Vertrages von Somo erwähnt. Eben dasselbe geht aus den Aussagen Renazé's und La Fin's vor dem pariser Parlamente hervor (de Thou, l. 128 p. 981; P. Cayet, 194), die sich nur darin widersprechen, ob Renazé 14 oder 16 Monate gefangen gehalten wurde, ob also sein und La Fin's Abfall von der Verschwörung im Mai oder im März 1601 erfolgte. Wahrscheinlich ist das letztere richtig, und war XIV. mois in Cayet's Manuskript oder in den Akten des Parlaments verschrieben für XVI. mois.

Fuentes war, mußte jede Zögerung, jedes Bedenken als unsühnbares Verbrechen erscheinen. Es mochte nun für La Fin noch hinzu kommen, daß der Friede von Lyon abermals den Zeitpunkt für die Ausführung des Vertrages in das Ungewisse hinausgerückt hatte, daß es ihm wohl überhaupt schien, als ob die Spanier es vor allem auf ihren eigenen Vortheil abgesehen hätten. Kurz, er wurde dem Governator sehr verdächtig, und damit er nichts von den Geheimnissen verrathe, beschloß derselbe, ihn aus dem Wege zu räumen. Er schickte ihn also sammt dem Sekretär desselben, Renazé, an Biron zurück, bat ihn aber, zuvor noch bei dem Herzoge von Savoyen vorzusprechen, der Wichtiges mit ihm zu verhandeln habe. Karl Emanuel war inzwischen durch ein Schreiben Fuentes' davon benachrichtigt worden, daß er La Fin und dessen Sekretär unschädlich zu machen habe. La Fin, ein verschlagener und feiner Mann, mußte aus dem Benehmen Fuentes' in der letzten Zeit Verdacht geschöpft haben: er vermied also den Weg durch Savoyen und ging vielmehr durch Graubünden und Basel nach Frankreich zurück. Er hatte seine Vorsicht nicht zu bereuen. Denn Renazé war kaum bei dem Herzoge angelangt, als er verhaftet, zuerst in die Citadelle von Turin und dann in diejenige von Chieri gebracht wurde, in denen er sechszehn Monate in strengem Gewahrsam verlebte. Noch acht andere Leute La Fin's wurden, einer nach dem andern, von dem sorgsamen Herzoge von Savoyen aufgefangen und im Kerker festgehalten.[1]) La Fin aber zog sich, als ihm Kunde von diesem Streiche wurde, auf seine Güter zurück, bekümmert über das Geschick seines bewährten Dieners, aber noch nicht fest entschlossen, ob er Biron treu bleiben oder durch Enthüllung der ganzen Angelegenheit sich des Königs Verzeihung und Belohnung erkaufen solle.

So hing bereits das Damoklesschwert über dem Haupte Biron's: ein Hauch, und es konnte herabfallen, um ihn zu durchbohren. Und doch ließ er sich durch alle diese Vorgänge nicht warnen, doch

[1]) MS. gall., fol. 40 (Berlin): Aussagen La Fin's am 8. Juli 1602.

setzte er seine verrätherische Thätigkeit unvermindert fort. Obwohl der König ihn zu sich berief, um ihn zu beaufsichtigen und an sich zu fesseln, so blieb Biron nichts desto weniger in beständigem Verkehre mit Fuentes und Savoyen. La Fin war nicht mehr als Unterhändler zu gebrauchen; aber an seine Stelle trat sofort der Baron von Lux, ein anderer von Biron's Verwandten, der früher gleichfalls schon häufig von dem Könige zu den wichtigsten Geschäften verwendet worden war. Biron scheute sich denn auch nicht, seiner Unzufriedenheit mit dem Könige, seinen ehrgeizigen Hoffnungen, seinem thörichten Stolze öfters Ausdruck zu geben, so daß die Kunde von seinem befremdlichen Benehmen abermals zu den Ohren Heinrich's kam, als derselbe gerade im August 1601 in Calais weilte.[1]) Noch einmal versuchte der König, seinen früheren Freund für sich zurückzugewinnen. Er ließ ihn deshalb nach Calais kommen, ertheilte ihm wiederum bedeutende Geldgeschenke und schickte ihn sogar mit großem Gefolge als Gesandten nach England, um Elisabeth für die, dem Könige während seines Aufenthaltes in Calais bewiesene Aufmerksamkeit zu danken.[2]) Von der Königin auf das wohlwollendste aufgenommen und mit Ehrenbezeugungen überschüttet, hatte Biron häufig Privatgespräche mit Elisabeth. So standen beide einst am Fenster und sahen auf den Tower hin, wo die Köpfe der Hingerichteten über dem Thore aufgesteckt waren, als sie plötzlich auch den Kopf des Grafen Essex bemerkten. „Seht", sagte die Königin wie prophetischen Geistes zu dem Marschall, „seht das Haupt Essex', den ich über sein Verdienst mit Ehren bedacht und zuhöchst in meiner Gnade gestellt hatte. Das machte ihn übermüthig, und er glaubte, ich könne sein nicht entbehren. Berauscht durch sein Glück und

---

[1]) S. 176 f.

[2]) Sully, Oec. roy., ch. 103, p. 367 ff. Die langen Verhandlungen zwischen Sully, Biron und dem Könige, von denen die Oec. roy. berichten, lasse ich hier unerwähnt, da Sully stets unglaubwürdig wird, sowie seine eigene Person in's Spiel kommt. Ein schlagendes Beispiel wird sogleich bei der angeblichen Reise Sully's nach England in diesem selben Jahre 1601 zu geben sein.

blind vor Ehrgeiz, wurde er durch seinen Stolz, seine Undankbarkeit und seine Treulosigkeit in das Verderben gestürzt, und alle seine Tugenden sind nun von ewiger Schmach verdunkelt. Ha, wenn der König, mein Bruder, meinem Rathe folgen wollte, so würden die Köpfe der Unruhestifter und Empörer bald eben so zum abschreckenden Beispiele auf den Thoren von Paris aufgesteckt sein, wie jetzt auf denen London's. Aber so möge mir Gott helfen, wie ich denselben stets von ganzem Herzen anflehe, daß des Königs Gnade ihm nicht einmal zum Uebel ausschlage. Was mich betrifft, so werde ich mich nie Derjenigen erbarmen, welche den Frieden des Staates stören." [1])

Diese völlig unabsichtliche und gleichsam providenzielle Warnung machte auf Biron keinen größeren Eindruck, als alle die Beweise von Zuneigung und Achtung, die Heinrich fortfuhr ihm zu geben, und welche auch das stolzeste Herz zu befriedigen im Stande gewesen wären. Der König schickte ihn (Dezember 1601) an die Schweizer, um den mit diesen neu abgeschlossenen Bundesvertrag zu beschwören[2]): also eine blos ehrenvolle Sendung, nachdem die Arbeit bereits von Anderen gethan war. Aber während Biron so im Dienste des Königs mit den wünschenswerthesten Aufträgen betraut war, setzte er seine Umtriebe in immer wachsender Ausdehnung fort.

Er begann jetzt darauf hinzuarbeiten, die Unzufriedenen der verschiedensten Parteien an sich zu ziehen und in seine Pläne zu ver-

[1]) De Thou, l. 126, p. 943. — Sully, Oec. roy., ch. 103 p. 369. — P. Matthieu, II. 47 B. ff. — P. Cayet, 164. Die Version des Letzteren stimmt mit derjenigen de Thou's fast wörtlich überein. Ich bin daher den beiden gefolgt. Sully's Version ist ungenau, die Matthieu's — nach der Art dieses Schriftstellers — mit Beispielen und Bildern überladen und langweilig ausführlich. — Nur kurz erwähnt im Suppl. à l'Estoile, 329. — Dupleix (p. 300) leugnet, daß Elisabeth dem Marschall den Kopf von Essex gezeigt habe, denn sie sei während dieser Zeit beständig in Windsor geblieben; doch stimmt er in Bezug auf die Rede Elisabeth's an Biron mit den übrigen Quellen überein.

[2]) Lettr. miss., V. 561 f.

flechten. Und in der That gelang es ihm bald, viele der über die wachsende Macht ihres Königs unzufriedenen Großen zu gewinnen. Die ersten Würdenträger des Reiches schlossen sich ihm an. So stand er mit den Herzögen von Montpensier und la Tremoille in Verbindung, so mit dem Connétable von Montmorency.[1]) Ferner mit dem jungen Prinzen von Joinville, der von brennendem Ehrgeize verzehrt war, sowie mit dem Herzoge von Epernon, einem ehemaligen Ligisten und ewigen Verschwörer, der indessen jetzt vorsichtig geworden war und sich in Biron's Bestrebungen nicht allzu tief einließ.[2]) Claude von Guise, Prinz von Joinville, knüpfte zwar durch Vermittelung eines Menschen aus der Franche-Comté wirklich verrätherische Unterhandlungen mit den Spaniern an, indeß waren dieselben wegen der Jugend und Unerfahrenheit des Prinzen gänzlich ungefährlich.[3])

Am drohendsten für Frankreich's Ruhe und Heinrich's Herrschaft war die Unterstützung, die Biron bei dem Grafen von Auvergne und dem Herzoge von Bouillon fand. Der Erstere war der Halbbruder Henriettens von Entragues, da er ein unehelicher Sohn von deren Mutter und dem Könige Karl IX. war. Ihn, als einen Sprossen der Valois, hatten Biron, Fuentes und Karl Emanuel wahrscheinlich zum Nachfolger Heinrich's IV. ausersehen, wenn dieser erst vom Throne gestoßen sein würde. Ihre Bemühungen um den Grafen waren bei diesem auf fruchtbaren Boden gefallen, da derselbe glaubte, von dem Könige nicht in einer seiner hohen Abkunft geziemenden Weise geehrt zu werden. So hatte er schon früher einmal mit den Spaniern in Verbindung gestanden, und ließ sich auch jetzt wieder leicht gewinnen. — Nicht minder hatte Bouillon bereits früher, zwar nicht direkt mit den Spaniern verhandelt, aber

---

[1]) Vgl. MS. Gall., fol. 40 (Königl. Bibl. zu Berlin), Procès criminel faict au Maréchal de Biron s. l. (nicht paginirt).

[2]) Ueber d'Epernon's Charakter sehe man Mém. de Beauvais-Nangis, 30 ff.

[3]) Sully, Oec. roy., ch. 109, p. 404. — de Thou, l. 128 s. f.

doch von ihren Umtrieben gewußt, ohne dieselben dem Könige zu offenbaren.[1]) Er war von dem lebhaftesten Ehrgeize erfüllt, und alle die Erfolge, die er erlangt hatte, konnten ihn nicht befriedigen. Als Vicomte von Turenne war er in Heinrich's Dienste getreten, da dieser noch König von Navarra war, und sah sich nun durch dessen Gunst nicht allein zum Marschall erhoben, sondern auch vermittelst der Verbindung mit der Erbtochter von Bouillon zum Herzoge und zum unabhängigen Herren des Gebietes und der Feste Sedan gemacht. Statt sich hiermit zu begnügen, hatte Bouillon zwei Ziele in's Auge gefaßt: erstens der wichtigste Mann Frankreich's zu werden, und zweitens sein unabhängiges Besitzthum zu erweitern und zu einem bedeutenden Staate zu erheben. Sowohl um zu beidem zu gelangen, als auch aus persönlichem Neide wegen Heinrich's überlegener Größe,[2]) verband er sich gleichfalls mit Biron und hoffte demselben auch seine Glaubensgenossen, die Reformirten, zuzuführen. Bouillon versicherte dem Marschall und dem Grafen von Auvergne schriftlich, daß er trotz aller etwa später zwischen ihnen entstehenden Feindschaft Niemandem etwas von ihren Geheimnissen mittheilen werde. Biron und Auvergne wollten ihm zuerst eine gleiche Zusage nicht geben, scheinen sich aber später doch dazu verstanden zu haben.[3]) So vereinigten sich Biron, Auvergne und Bouillon zu enger Freundschaft, indem sie sich gegenseitig schriftlich auf ihre Ehre versprachen, sich einander aufrecht zu erhalten und zu vertheidigen gegen Jeden und Alle „ohne Ausnahme". Wer sieht nicht, daß auch der König hierdurch als möglicher Feind bezeichnet wurde?

---

[1]) Vgl. die Worte Sully's, Oec. roy., ch. 103, p. 362: les nouveaux desseins qu'ils (die Spanier) avoient pour renouer leurs intelligences avec les ducs de Biron, de Bouillon, comte d'Auvergne, prince de Joinville et autres, mit den kritischen Bemerkungen Marbault's zu diesem Kapitel, Michaud et Poujoulat, II., III. Anhang p. 56.

[2]) Bouillon schildert in seinen Memoiren Heinrich stets von unvortheilhafter Seite; éd. Petitot, XXXV., 85, 154, 167, 214.

[3]) MS. Interrogatoire de Ch. Hebert, sécrétaire de Biron (Manuscr. frçs. der Kfrl. Bibl. zu Paris, vol. 4020), p. 73 A. B.

Und in der That waren die drei Herren in ihren Versuchen gegen denselben nicht müßig. Sie verhandelten durch den Baron von Lux ununterbrochen mit Turin und Mailand. Sie sandten Agenten in die verschiedensten Provinzen, um Unwillen gegen die Regierung zu verbreiten; und hier fanden sie eine bequeme Handhabe in der Pancarte, einer indirekten Steuer von einem Sou auf das Livre, welche Heinrich trotz der Proteste der Ständeversammlungen eingeführt hatte, und die große Unzufriedenheit erregte, sowie in der drohenden Erhebung der Salzgabelle in den Provinzen Poitou und Guyenne. Sie suchten die Reformirten zu Gewaltthätigkeiten gegen die königlichen Befehle zu veranlassen. Sie wandten sich endlich auch an die Großen des Reiches und die vornehmsten Würdenträger.

Den eifrigen Katholiken, als deren Führer sich Biron pries, wurde gesagt, die Begünstigung der Reformirten durch das Edikt von Nantes sei nur das Vorspiel und die Einleitung zu den direkten Angriffen, welche der Béarner, in seinem Herzen noch eben so sehr Ketzer, wie vor dem 25. Juli 1593, gegen die katholische Religion beabsichtige. Nur der Marschall Biron, so hieß es, könne hier helfen, der von dem glühendsten Eifer für die Religion erfüllt sei. In der That hatte Biron, während er sich früher ganz offen zum Atheismus bekannte, während er selbst sein Paternoster und Credo vergessen,[1]) jetzt begonnen, als Heiliger aufzutreten. Alle religiösen Ceremonien und Funktionen beging er mit einem Eifer, welcher die absichtliche Uebertreibung leicht merken ließ. Und auch den Klerus suchte er auf alle Weise zu gewinnen. Den Mönchen zeigte er größte Hochachtung und Gefälligkeit. Den Geistlichen wurden in den stärksten Farben die Gefahren geschildert, welche der Re-

---

[1]) Lettr. miss., V. 645. Il (d. h. Biron) a monstré qu'il ignoroit son pater noster et son credo, tant il estoit mal instruict en nostre religion. — Später, im Gefängniß, kehrte er zu seinem Unglauben zurück: er leugnete Gott und die Unsterblichkeit; d'Aubigné, Hist. univ., V. 11 (éd. 1620 III. 495).

ligion von dem Könige droheten; dann wurde gleichfalls ihr materielles Interesse angerufen, indem man das Gerücht verbreitete, der König verlange schon seit geraumer Zeit vom Papste Klemens die Erlaubniß zur Erhebung eines zweiten Zehnten von den geistlichen Gütern, und sei jetzt auf dem Punkte, ihm dieselbe zu entreißen. Selbst die Parlamente suchte man von neuem gegen das Edikt von Nantes aufzuregen.[1])

Bei dem niederen Adel schlugen die Agenten Biron's einen andern Weg ein. Derselbe war schon seit lange mit der Verwaltung des Königs nicht recht zufrieden, die, anstatt das Geld des Volkes zu Pensionen für die Edelleute zu verwenden, damit die Staatsschulden bezahlte oder nützliche Unternehmungen begann, und die, anstatt sich auf die Schwerter und Pistolen der Adligen zu verlassen, für eine ansehnliche stehende Armee und wohlgefüllte Arsenale und Kriegskassen sorgte. Diese Stimmung wurde auf das geschickteste und perfideste benutzt. Alle die Vorbereitungen, ließ Biron den Edelleuten vorstellen, hätten nur einen Zweck: der König wolle sich von dem Adel unabhängig machen, ja alle dessen Vorrechte vernichten und auf deren Trümmern einen unumschränkten Despotismus aufbauen. Sie sollten sich in Acht nehmen: zuerst würden die Großen des Reiches aus dem Wege geräumt werden, aber dann werde Heinrich sich auch gegen den niederen Adel wenden, um denselben aus allen Aemtern und Würden des Staates zu vertreiben und diese nur an seine Günstlinge und Kreaturen zu vergeben.

Bei den Großen des Reiches selber genügte die Hinweisung auf die Vortheile, die sie aus den Streitigkeiten der Liga gezogen hatten, um sie abermals zu Unruhen geneigt zu machen. Auch waren sie unzufrieden darüber, daß sie nicht genug Einfluß auf die Leitung der Staatsgeschäfte besäßen.[2]) Uebrigens war ihnen damals nur ein Theil der Anschläge Biron's und Bouillon's bekannt.

---

[1]) P. Matthieu, II. 102 A. — Sully, Oec. roy., ch. 103., 109 p. 365. 393. — d'Aubigné, V. 10.

[2]) Mezeray, Hist. de France, III. (Paris 1685), 1225.

Wie keck, daß man für eine Sache, welche angeblich zum Schutz und zur Rettung der katholischen Religion unternommen wurde, auch die Reformirten zu gewinnen suchte! Wenn schon das Edikt von Nantes den eifrigen Katholiken Aergerniß gab, wie wollten diese die Reformirten zum Kampfe aufrufen, weil sie mehr als das Edikt erhalten sollten? Das Auskunftsmittel, welches Biron und Bouillon fanden, war sehr einfach: man muß Frankreich zwischen beiden Religionsparteien theilen. In dem einen Theile sollen die Katholiken unumschränkt herrschen, in dem anderen die Hugenotten, in jenem jeder Reformirte als Ketzer verbrannt werden, in diesem jeder Römische. Die Loire sollte die Grenze beider Reiche bilden, das Land nördlich und östlich von derselben katholisch, das Gebiet südlich und westlich des Flusses nebst der ganzen Dauphiné reformirt sein. Was aus der nationalen Einheit Frankreich's werden sollte, wenn diese Trennung sich vollzogen, wenn dabei jeder große Lehnsträger faktische Souveränetät genossen hätte, wenn jene Einheit nur durch einen bedeutungs- und machtlosen Wahlkönig repräsentirt worden wäre, ist leicht abzusehen; aber derlei patriotische Bedenken konnten einem Biron und Bouillon nicht viel Unbequemlichkeit bereiten. Sie waren auch sicher, daß ihre spanischen Beschützer diesen Plan billigen würden. Denn denselben mußte die Zerstückelung Frankreich's den Sieg der Reformirten in dem Drittheile des französischen Gebietes bei weitem wieder aufwiegen. War nicht die Sache Spanien's diejenige der heiligen Kirche? Konnte die Sache Spanien's besser gefördert werden, als durch die Vernichtung der französischen Macht? War nicht diese letztere vernichtet, wenn Frankreich in zwei feindliche Reiche zerfiel? So hätten die Hofkasuisten Philipp's III. wohl beweisen können, daß die Unabhängigkeit der Reformirten im südlichen Frankreich ein Vortheil für die Sache des Katholizismus sei.

Bouillon aber legte wirklich den oben exponirten Plan einer Versammlung der vornehmsten Reformirten, die er berief, vor. Die Katholiken verpflichteten sich, wenn sich die Reformirten am Auf-

stande betheiligten, nicht allein sich denselben nicht in der Eroberung des ihnen angewiesenen Territoriums zu widersetzen, sondern ihre Fortschritte daselbst nach Kräften zu unterstützen, indem sie ihnen zwei der wichtigsten Plätze dieses Gebietes gewinnen hülfen und ihnen während der Dauer des Krieges jährlich 600,000 Livres auszahlten. Noch mehr; um den Reformirten ein Unterpfand für ihre Vertragstreue und deren Sicherheit zu geben, wird die katholische Verbindung ihnen die beiden Städte Lyon und Dijon überliefern, und sie werden dieselben behalten können, wenn sie nicht vollkommen zufriedengestellt werden. Diese Bedingungen waren schon verlockend genug, aber Bouillon ließ auch sonst kein Mittel unversucht, um sie seinen Glaubensgenossen noch annehmbarer zu machen. Schon, sagte er, gehören zu unserem Bündnisse souveräne Fürsten, Prinzen der königlichen Familie Frankreich's, die höchsten Würdenträger des Reiches, Gouverneure und Statthalter, mehrere Parlamente.[1])

Man muß sich erinnern, daß soeben erst die Streitigkeiten wegen der Versammlung zu Saumur[2]) durch einen halben Vergleich ungenügend beendigt waren. Auch war alles geschehen, um die Reformirten mit Schreck und Abscheu vor dem Könige und mit Haß gegen denselben zu erfüllen. Während die Agenten Biron's den Katholiken Heinrich als auf die Vernichtung der katholischen Religion in Frankreich denkend darstellten, wiederholten sie unter den Hugenotten das schon einmal verbreitete Märchen, er habe an demselben Tage, wo er den Frieden von Lyon beschworen, mit dem Herzoge von Savoyen, dem Könige von Spanien, dem Kaiser und dem Papst einen Vertrag zur Ausrottung der Ketzerei in Frankreich geschlossen! Er wolle auch deshalb binnen kurzem die den Reformirten bewilligten Staatszuschüsse um ein Drittel verringern, im nächsten Jahre aber sie gar

[1]) d'Aubigné, V. 10. — Vgl. Mémoires d'Aubigné, éd. Lalanne (Paris 1854) p. 101. — Freilich nennt d'Aubigné nur un des cheffs refformez et des plus grands, indeß dies ist ohne Zweifel Bouillon.

[2]) S. 161. f.

nicht mehr auszahlen. Sowie der in den Abmachungen festgesetzte Termin verstrichen sei, wolle der König die Sicherheitsplätze, welche den Reformirten ja nur bis zum Jahre 1607 überlassen waren, bis auf den letzten zurückfordern. Niemand solle ferner ein Amt bekommen, ohne in einer amtlichen Klausel seine Eigenschaft als Katholik feierlich zu betheuern.

Aber trotz aller dieser Lockungen, trotz aller dieser absichtlich verbreiteten Lügen sahen Biron und Bouillon ihren verrätherischen Plan an der Festigkeit, der Einsicht und der patriotischen Gesinnung des Rathes der Hugenotten scheitern. Ein Mitglied desselben, der Geschichtsschreiber d'Aubigné, einer der ersten Krieger der Reform, ein Mann, kalt und schneidend und treu, wie sein Stahl, wurde mit der Antwort an Bouillon beauftragt; und diese fiel klar und scharf genug aus. Ein solcher Versuch zur Zerstückelung des Reiches, äußerte sich d'Aubigné, werde nicht nur jedem einzelnen von ihnen zur Schmach gereichen, sondern sie auch sämmtlich zum Gegenstand des Abscheus für alle guten Franzosen machen. Uebrigens seien Diejenigen, die ihnen jetzt einen solchen Bund vorschlügen, bisher ihre erbittertsten und beständigen Feinde gewesen, und sicher würden dieselben es sofort wieder werden, wenn sie erst mit Hülfe der Reformirten die Ordnung und Verfassung des Königreiches umgestürzt. Sei das Königthum vernichtet, das jetzt das Gut und Leben und die freie Religionsübung der Hugenotten schütze, so würden dieselben sich bald den gemeinsamen Angriffen der französischen Katholiken, Savoyen's, Spanien's und endlich auch des Papstes und des Kaisers ausgesetzt sehen. — So erhielten die Verschwörer von den Führern der Hugenotten eine völlig ablehnende Antwort, und sie sahen sich in Bezug auf die Reformirten nun auf die Fortsetzung ihrer lokalen und populären Wühlereien beschränkt.

Zu gleicher Zeit verloren sie auch die meisten der Großen, welche sich ihnen bisher angeschlossen hatten. Die hochverrätherischen und dabei so durch und durch phantastischen und unrealisirbaren Absichten, die Biron hegte und über die er sich mit den Feinden

des Reiches verständigt hatte, mußten in eben dem Augenblicke jeden Verständigen abstoßen, wo sie sich völlig enthüllten. Der Herzog von Montpensier, selbst ein Prinz von königlichem Geblüt, hätte gern in seiner Provinz eine ziemliche Unabhängigkeit erworben und wohl sein Gouvernement seinen Kindern zu vererben gewünscht: aber der Krieg gegen seine eigene Dynastie auf Seiten der Spanier und Savoyer, die gänzliche Trennung Frankreich's in mehrere Stücke schienen ihm doch allzu verbrecherisch und zugleich allzu thöricht. Noch zur rechten Zeit zog er sich von der ganzen Angelegenheit zurück.[1]) Nicht anders machten es la Tremoille und Montmorency sowie der Herzog von Epernon, der sich — wie erwähnt — wohl immer nur von weitem mit der Verschwörung befaßt hat, ihr nie näher getreten ist. Er war viel zu vorsichtig und mit dem, was er besaß, zu sehr zufrieden, um sich und all' sein Gut von neuem in Gefahr zu begeben. Auch er also trennte sich gänzlich von Biron.

Inzwischen hatten die Verhandlungen des letzteren mit Fuentes ununterbrochen fortgedauert. In demselben Augenblicke, wo Heinrich den Marschall nach Calais zu sich berief, hatte derselbe einen Menschen zu geheimen Verhandlungen nach Spanien geschickt. Als Biron durch Montbeliard kam, um sich auf seine Gesandtschaft nach der Schweiz zu begeben, hatte er ein vierstündiges Gespräch mit Watteville, dem Agenten des Herzogs von Savoyen. In der Schweiz angelangt, sandte er seinen Sekretär Hebert an Fuentes, um ihre Verabredungen zu einem endgültigen Abschlusse zu bringen.[2]) Der Gang der Verhandlungen war inzwischen folgender gewesen.[3]) Nach dem

[1]) Aubigné, V. 11, p. 492.

[2]) MS. Procès faict à Biron (MS. gal., fol. 40. der Kgl. Bibl. zu Berlin): Verhör Hebert's am 23. Juni 1602. — P. Matthieu, II. 106, A. B.

[3]) Nach den bisher unbenutzten höchst wichtigen Verhören von Biron's Vertrauten Lux, seinem Sekretär Hebert und Agenten Comblat, MS. français der Ksrl. Bibl. zu Paris, vol. 4020. p. 63 A — 74 A. Diese Aussagen sind erst nach dem Tode Biron's gemacht, da während dessen Lebzeiten keiner dieser

Frieden von Lyon war der Mönch la Farge von Biron nach Como geschickt worden, und dieser brachte nun am 13. März 1601 den savoyischen Staatssekretär Grafen Roncas und den spanischen Gesandten in der Schweiz Alfonso Casal auf das Schloß des Herzogs zu Dijon. Biron forderte die beiden Herren auf, frei zu sprechen. Darauf eröffnete ihm Casal: der König von Spanien habe nunmehr zuverlässige Nachricht von dem guten Entschlusse des Marschalls, die katholische Religion zu vertheidigen, empfangen; dafür wolle er demselben seine Rechte auf Burgund abtreten und ihn mit der dritten Prinzessin von Savoyen, als zugleich einer spanischen Infantin, vermählen. Zur Bekräftigung dieser Worte übergab Casal dem Marschall einen eigenhändigen spanisch geschriebenen Brief Philipp's III., welcher dieselben Zusagen enthielt. Noch zweimal konferirte damals Biron mit Casal und anderen Agenten über diese Gegenstände. Biron theilte den Spaniern mit, der Herzog von Bouillon wolle den Aufstand durch eine Diversion von einer anderen Seite her unterstützen, verlange aber hierzu 100,000 Ecus, und zwar nicht in spanischer, sondern in französischer Münze, um durch jene nicht vorzeitigen Verdacht zu erregen. Um jede Eifersucht unter den Führern der Empörung zu beseitigen, beabsichtigte Biron einen königlichen Prinzen, Condé, an die Spitze zu stellen. Die Spanier erwiderten, der König müsse erst seinen Gewissensrath befragen, ob er sich mit Ketzern verbinden dürfe, die er in den Niederlanden so eifrig bekämpfe. Hieran, meinte Biron, brauche man sich nicht zu stoßen, denn für 500,000 Ecus wolle und könne Bouillon den Frieden Spanien's mit den Niederlanden und England — mit letzterem

---

Inquisiten troß aller Tortur den Marschall hatte verrathen wollen. (Vgl. das Anm. 2 angef. MS.) Es erhöht dies natürlich ihre Glaubwürdigkeit. Sie werden in wesentlichen Punkten bestätigt durch die Depeschen Tassis' v. 2—23. Jan. 1603. MS. Arch. v. Sim., K 1606. Heinrich IV. erwähnt diese Verhöre und ihre Wichtigkeit in einem chiffrirten Briefe an de Fresnes (Lettr. miss., V. 693). P. Matthieu, II. 172 B, erwähnt gleichfalls, daß Hebert nach Biron's Tode dem Könige die Wahrheit gestanden habe. S. Exkurs am Ende des Bandes.

durch Bestechung des Grafen Essex — herstellen.[1]) Auch wolle Bouillon für 40—50,000 Ecus jährlich den Connétable Montmorency für die Verschwörung gewinnen. Biron schilderte ferner bei diesen Zusammenkünften die glücklichen Aussichten, die sie besäßen. Bouillon sei des Gouverneurs von Metz sicher — für die Ueberlassung dieser Stadt versprachen die Spanier 200,000 Ecus — er selbst durch den Herrn von Rieux und dessen Bruder der Städte Langued'oc's, besonders Narbonne's und Saules'. Uebrigens hatten Casal und Roncas reiche Geschenke für Biron mitgebracht. Philipp III. überschickte ihm einen Felsen aus Diamanten, der auf 80—100,000 Ecus geschätzt wurde, und ließ ihm sagen, er sende ihm denselben als Zeichen seiner felsenfesten Freundschaft. Der Herzog von Savoyen schenkte einen Achat- und einen Kristallbecher, die an 60,000 Ecus werth waren. Biron antwortete dem König Philipp auf den eben erwähnten Brief mit Dank und Ergebenheit, nahm die spanischen Vorschläge an und unterzeichnete als Unterthan des katholischen Königs.

Die Spanier bewiesen, daß auch bei ihnen die Religion vor der Politik zurücktrete, mit wie wohlklingenden Phrasen sie dies immer zu verdecken suchten. Als Biron sich wenige Monate nach der soeben erwähnten Unterredung in Paris befand, brachte la Farge einen spanischen Theatiner, Namens Pater Alexander, zu ihm, und dieser theilte ihm mit, der spanische Gewissensrath billige das Bündniß mit dem Ketzer Bouillon in einer so heiligen Sache. Auch hier sollte der Zweck die Mittel heiligen. Ferner sagte der Pater Alexander, es gebe in Rom einen französischen Edelmann, Namens Rancigny, der sehr viele Verbindungen in Frankreich besitze, und dieser habe dem spanischen Botschafter in Rom, dem Herzog von Sessa, versprochen, alle jene Konnexionen für Biron zu verwerthen. So gingen die Verhandlungen von Biron, Bouillon und Auvergne mit einander und mit Spanien den Herbst 1601 und die ersten

[1]) Zu diesem Punkte vgl. Lettr. miss., V. 632.

Monate des Jahres 1602 hindurch weiter, wie bereits oben erwähnt ist, und es war für den Frühling 1602 alles zum Losschlagen bereit. Hier müssen wir nun noch einen Blick auf die Gestaltung der äußeren Lage Frankreich's und Spanien's werfen.

Heinrich IV. hatte während dieser Zeit fortgefahren, seine Stellung in der äußeren Politik zu befestigen, indem er die Bündnisse mit seinen ehemaligen Freunden auffrischte. Besonders war zu England wieder ein engeres Verhältniß eingetreten. Der Grund, wegen dessen Elisabeth sich plötzlich dem französischen Könige geneigter zeigte, ist leicht zu erkennen. Gerade damals tobte der irische Aufstand am heftigsten und war täglich die Landung eines spanischen Truppentheils an der irischen Küste zu fürchten. Elisabeth fühlte deshalb das Bedürfniß, sich von neuem Frankreich zu nähern. Sie ließ damals dem Könige bei dessen Anwesenheit in Calais ihre Wünsche für sein Wohlergehen ganz besonders ausdrücken, und Heinrich erwiderte diese Höflichkeit durch die schon erwähnte außerordentliche Gesandtschaft von Biron.[1]) Auch in den

[1]) Der Brief Elisabeth's an Heinrich IV. sowie die Gesandtschaft Sully's nach England, über die in den Oec. roy., ch. 103 p. 364 ff. berichtet wird, sind — wie schon Marbault p. 57 richtig nachweist — ganz und gar erfunden. Weder Matthieu noch Palma-Cayet, weder Thou noch Camden, weder das Supplement zu l'Estoile noch irgend ein anderer der Schriftsteller, die über diese Zeit so genau, oft von Tag zu Tag, berichten, wissen etwas von dieser Gesandtschaft. Der englische Staatssekretär, Sir Robert Cecil, erzählt in einem Briefe an seinen Vertrauten, Sir George Carew, von der Ankunft Biron's und seiner Begleiter; über Rosny's hat er kein Wort. (Letters of Cec. to Car., ed. by **John Maclean**, London 1864, Camden Society, p. 95.) Noch wichtiger ist es, daß sie mit der Zeitrechnung in unheilbarem Konflikte sich befindet. Die Ueberfahrt Sully's könnte nur zwischen den 8. u. 10. oder 11. September fallen (**Lettres miss.**, V. 465 Note s. f.). Auf der andern Seite war Sully erst am 6. Sept. nach Calais gekommen (Lettr. miss, V. 464), und in den Oec. roy., p. 365, heißt es, er habe bei seiner Ankunft in Dover den Lord Seymour getroffen, den er vor fünf oder sechs Tagen in Calais gesehen. $6+5=11$, also bleibt uns für die Ueberfahrt Sully's nach Dover und wieder zurück, für alle seine Gespräche in England und besonders seine mehrfachen Unterredungen mit Elisabeth höchstens ein Tag (der 11. Sept): eine ganz unmögliche Annahme! Trotzdem haben fast alle neueren Geschichtsschreiber Sully's Märchen auf Treu und Glauben angenommen. Nur Leopold von Ranke im 2. Bande seiner

folgenden Monaten fand ein lebhafter Austausch von Höflichkeiten und Zuvorkommenheiten zwischen Heinrich IV. und Elisabeth Statt.[1]) Wir werden sehen, daß die Königin dem französischen Monarchen sogar ein Offensivbündniß gegen Spanien anbot.

Auch gelang dem Könige um diese Zeit die Erneuerung seines Bündnisses mit den Schweizern. Es war dasselbe jetzt doppelt wichtig, weil Heinrich durch die Schweiz allein noch freien Durchzug durch die Alpenpässe haben konnte, nachdem er im Anfange dieses Jahres Saluzzo aufgegeben hatte. Beide Mächte, Spanien und Frankreich, hatten deshalb alle Mittel gegen und für das Zustandekommen einer neuen französisch-schweizerischen Allianz aufgeboten. Fuentes und Casal hatten sich alle Mühe gegeben, dies zu verhindern und hatten auch nach spanischer Weise die Bestechung nicht gescheut, um sich Freunde zu erwerben. Trotzdem hatte der französische Gesandte bei der Tagsatzung, de Vic, die Schweizer günstig für Frankreich gestimmt, und so ward Brulart de Sillery nach der Schweiz gesendet, um definitiv mit den Eidgenossen abzuschließen. Auf der Tagsatzung zu Solothurn, am 11. Sept. 1601, stellte er ihnen vor, wie bundestreu Frankreich sich stets gegen sie benommen, wie Spanien und Savoyen trotz ihrer schönen Worte nur nach einer Gelegenheit suchten, sich einiger Theile der Schweiz zu bemächtigen. Die Mehrheit der Kantone war auch bereit, die Allianz mit Frankreich zu erneuen, nur die fünf kleinen

---

französischen Geschichte hat mit dem ihm eigenen historischen Scharfblick die Unzuverlässigkeit Sully's in vollem Maße erkannt. Die ganze Geschichte ist bei Sully offenbar auf die Verherrlichung seines berühmten Planes von der großen allgemeinen christlichen Republik angelegt, den er nun ebenso der Elisabeth in den Mund legt, wie früher Heinrich IV. Ich werde noch ausführlich auf die Erörterung dieses Planes zurückkommen, der meiner Ueberzeugung nach sicher erst während der Ungnade Sully's unter den folgenden Regierungen in seinem Hirne entstanden ist, und den er dann den bedeutendsten Persönlichkeiten der verflossenen Epoche zuschrieb, um dieselben in scharfen Gegensatz zu der spanisch gesinnten Regentin zu stellen.

[1]) Lettr. miss., V. 589 f.

katholischen Kantone wünschten, zu gleicher Zeit das Bündniß mit Spanien und Savoyen festhalten zu können. So kostete es noch viele Mühe und langwierige Unterhandlungen, bis alle Widerstrebenden sich gefügt hatten und man (Ende 1601) Biron berufen konnte, um den neuen Bündnißvertrag endgültig festzustellen. Er wurde abgeschlossen auf die Dauer des Lebens des Königs, des Dauphin's und noch auf fünf Jahre darüber.[1]) Aber er kam dem König sehr theuer zu stehen: außer den bedeutenden Jahrgeldern mußte Frankreich noch von den Summen, die es angeblich den Schweizern schuldete, drei Millionen abzahlen.

Dagegen verhinderten die Spanier wenigstens die Erneuerung der französischen Allianz mit den Graubündnern. Fuentes hatte sich zu diesem Behufe eines sehr einfachen Mittels bedient: er hatte nämlich jeden Handelsverkehr zwischen dem Mailändischen und Graubünden verboten, und dadurch kam das letztere in solchen Mangel an dem Nothwendigsten, daß es sich den spanischen Wünschen fügte. Die Graubündner stellten also de Vic so übertriebene Bedingungen, daß derselbe genöthigt war, sie abzulehnen.[2])

Noch mehrer anderer nicht unbedeutender Erfolge hatten die Spanier sich in dieser Zeit zu rühmen. Nachdem sie durch den Frieden von Lyon in Italien freie Hand erhalten hatten, nahmen sie dort ihre Bestrebungen, sich allmählich die ganze Halbinsel unterthan zu machen, mit großem Eifer und vielem Erfolge wieder auf. Zum großen Aerger Frankreich's machten sie dort einen der kleinen Fürsten nach dem anderen von sich abhängig. Heinrich IV. mußte jetzt doch einsehen, daß er die Wichtigkeit Saluzzo's unterschätzt hatte. Zuerst schloß sich der Herzog von Parma dem spanischen Systeme an, indem er dafür von Spanien eine Pension von 15,000 Scudi für sich selbst und eine von 6000 Scudi für den Kardinal Farnese

---

[1]) P. Matthieu, II. 78 A ff. — Sully, Oec. roy., ch. 103, p. 369. — MS. Dep. Tassis' v. 10. März 1602. — De Thou, l. 129, p. 987.

[2]) Matthieu, II. 84 A. B.

erhielt.[1]) Auch der Herzog von Modena und der Fürst von Mirandola begaben sich unter spanischen Schutz;[2]) selbst der Papst wurde eifersüchtig über diesen glücklichen Schachzug der spanischen Politik.[3]) Der Herzog von Modena versprach dabei vollständigen Gehorsam gegen den König, freie Passage für dessen Truppen, Kampf mit gesammter Macht gegen dessen Feinde. Er erhielt hierfür spanischen Schutz und jährlich 12,000 Scudi nebst dem Solde für zehn Kapitäne. Aehnliches versprach und erlangte der Fürst von Mirandola, doch bekam er von Spanien jährlich nur 6000 Scudi.[4]) Das Wichtigste aber war, daß Fuentes sich des Gebietes und besonders des Seehafens Finale bemächtigte. Besitzer der Markgrafschaft Finale war die Familie Carretto. Das Ländchen umfaßte 33 Dörfer, vor allem machte aber die Hauptstadt die Gewinnung der Markgrafschaft den Spaniern wünschenswerth. Die Stadt Finale liegt an der Riviera di Ponente, ungefähr zehn Meilen von Genua. Die Oberstadt, von einem Kastell geschützt, zog sich romantisch einen Hügel hinan in Mitten einer wilden Felsschlucht und überragte die am Meere gelagerte Unterstadt, Marina. Die Spanier beabsichtigten schon lange, sich dieses Ortes zu bemächtigen, um erstens einen Hafen für das Herzogthum Mailand zu besitzen und zweitens die Republik Genua von dem französischen Gebiete zu trennen

---

[1]) Dep. Marino Cavalli's v. 29. Okt., 12. Nov. 1601; bei Bar. e. Bech., II., I. 40.

[2]) Heinrich IV. an de Fresnes, 27. Dez. 1601; Lettr. miss., V. 750.

[3]) Erzherzog Albert an Lerma; Navarrete Colleccion XLII. 420.

[4]) Der Vertrag zwischen Fuentes und Cesar de Este von Modena ist vom 31. Mai 1601, der zwischen dem ersteren und Federigo Pico v. Mirandola vom 12. Juni 1601. Beide sind abgedruckt bei D. Jose Antonio Abreu y Bertodano, Colleccion de los Tratados, Reynado de Felipe III., parte I. 83 f., 98 ff. — Nach dem Tode Federigo's i. J. 1602 wurde die Liga zwischen Spanien und Mirandola mit dessen Bruder Alessandro am 28. Okt. 1602 erneut; ibid. 162 ff. — Die Einzelheiten über diese Verhandlungen findet man in Briefen de Fresnes' an Rosny vom 18. Nov. und an Sillery v. 30. Nov. 1601; Lettres et ambassades de M. Philippe Canaye de Fresnes, I. 35 f. 52.

und ihr stets den Daumen auf das Auge drücken zu können; deshalb hatten auch die Genuesen, obwohl sie augenblicklich Spanien sehr ergeben waren, es doch stets von Finale fern zu halten gesucht. Aber Philipp III. oder vielmehr Fuentes kehrten sich an die Beschwerden und Bitten der treuen Alliirten nicht und beschlossen nunmehr, sich des Marchesats um jeden Preis zu bemächtigen. Die Art und Weise, wie sie dies ausführten, ist wieder sehr charakteristisch für die damalige Zeit und besonders für die spanische Politik. Sie gaben erstens vor, der gegenwärtige Markgraf Carretto habe seine Besitzungen in einer schlimmen Krankheit dem Könige von Spanien geschenkt; zweitens aber, er habe sie dem Fürsten Doria vermacht, und dieser begnügte sich selbstverständlich mit einer Entschädigung im Königreich Neapel. Unter diesen Vorwänden, gegen welche der Markgraf stets protestirt hat, und die schon deshalb ungenügend waren, weil Finale nach dem Aussterben des Mannsstammes an das H. Römische Reich, dessen Lehn es war, zurückfiel, ließ Fuentes seinen Neffen Diego Pimentel und Don Sancho de Luna (Anf. 1602) mit 3000 Spaniern in Finale einrücken. Die kleine Besatzung des Kastells, 64 deutsche Landsknechte, wurde leicht durch Auszahlung des rückständigen Soldes gewonnen, so daß sie die Festung sofort übergab. Einstweilen wurde in dieselbe Don Pedro de Toledo mit 200 Spaniern gelegt, die bald um 100 Mann verstärkt wurden; auch das nahe Milesimo wurde okkupirt. Der rechtmäßige Besitzer nebst seiner Familie wurden an das kaiserliche Hofgericht verwiesen, wo sie aber um so weniger etwas auszurichten vermochten, als der Kaiser durch spanisches Gold zur Billigung von Fuentes' That bewogen wurde. Der Versuch der Spanier, Finale zu einem bedeutenden Handelshafen, der mit Genua konkurriren könnte, zu machen, scheiterte indessen an der Ungunst der Oertlichkeit.[1]) — So gerieth ein Theil Italien's

[1]) S. besonders Relaz. di Fr. Soranzo, 107; dann P. Matthieu, II., 86 B f. u. de Thou, l. 129, p. 971. — Lettr. et amb. de Fresnes-Canaye, I. 123 f. 128. f. 156.

nach dem anderen in die Gewalt des unersättlichen spanischen Kolosses, freilich im Grunde mehr zu dessen Schaden als zu dessen Nutzen.

Ueberhaupt that sich im Beginne des Jahres 1602 unter den Spaniern in Italien eine große Rührigkeit kund. Der Führer der unglücklichen Expedition nach Algier, der Fürst Doria, hatte — wie erwähnt — seine Entlassung genommen; an seine Stelle wurde jetzt der kräftige Juan Cardona gebracht. Zugleich wurde die spanische Flotte in Neapel und Genua auf einen stärkeren Fuß gesetzt, als je zuvor: in Mailand, Neapel, Sizilien, selbst in Mantua, Modena und Parma wurden zu diesem Zwecke Aushebungen veranstaltet. An Landtruppen wurden 8000 Mann unter Spinola, 2000 Neapolitaner unter dem Grafen Beglioso im Mailändischen aufgestellt.[1] Dem Vorgeben der Spanier nach waren alle diese Rüstungen sehr natürlich und für die Ruhe Europa's gänzlich ungefährlich. Die Flotte war für eine neue Expedition gegen Algier bestimmt, die Landtruppen sollten durch Savoyen und über die Rhonebrücke von Grezin nach den Niederlanden abmarschiren, wo Erzherzog Albert in der That einen Klage- und Bittruf über den andern wegen seines unumgänglichen Bedürfnisses an Truppen ausstieß.[2] Indeß wie hätten nach all' dem Vorgefallenen diese Aeußerungen der Spanier nicht auf den entschiedensten Unglauben treffen müssen. Man war vielmehr allgemein der Ansicht, es gelte einen neuen großen Krieg gegen Frankreich, die Flotte sei gegen die Provence bestimmt, das Heer solle von der Franche-Comté aus Burgund angreifen; das Signal zum Kampfe solle in einem plötzlichen Anfalle Genf's durch Karl Emanuel gegeben, dann die Sache Spanien's und Savoyen's durch innere

---

[1]) Ueber diesen ganzen Abschnitt vergl. man Lettr. miss., V. 573 f., 576 f., 582 f., 590 f., 631 f.; Lettr. et amb. de Fresnes-Canaye, I. 74. Ferner die MS. Depeschen Tassis' v. 26. März, 14. April, 9—15. Mai 1602 und die Consulta v. 27. Mai; Arch. v. Sim., K. 1426, 1605. — Endlich s. P. Matthieu, II. 87 A ff., 99 B.; de Thou, l. 127, p. 971 ff.

[2]) In Briefen an Lerma v. 11. Mai, 14. Sept. 1601 u. 21. April 1602: Navarrete, Doc. ined., XLII., 398, 406, 420.

Unruhen in Frankreich begünstigt werden. Diese Meinung war nicht etwa nur in den unteren Schichten der Völker verbreitet, sie wurde von den leitenden Staatsmännern Europa's, so auch von dem französischen Könige selbst, getheilt. Mehrere Umstände nährten diese Besorgnisse. Das Vorgehen gegen Finale hatte soeben erst die Rücksichtslosigkeit der Spanier in Verfolgung ihrer Interessen erwiesen. Die Franche-Comté war mit Soldaten angefüllt, und besonders die Plätze an der französischen Grenze waren mit ungewöhnlich starken Besatzungen versehen. Im eigenen Auftrage des Königs Philipp hatte der Graf Peñarosa die nördlichen Gegenden von Navarra, Aragon und Roussillon bereist, überall die Grenzbesatzungen genau besichtigt und verstärkt. Der Herzog von Savoyen schien wieder auf das innigste mit Spanien verbunden. Zwei seiner Söhne schickte er an den Hof von Valladolid, um hier eine spanische Erziehung zu empfangen und zugleich als Geißeln für die Treue ihres Vaters zu dienen. Auch die savoyische Diplomatie war wieder von einer unheilverkündenden Thätigkeit. D'Albigny war an den Grafen Fuentes nach Mailand abgegangen, der Marquis d'Aix nach Valladolid selbst, de Fourny nach Rom, angeblich um den päpstlichen Segen für die Fahrt der savoyischen Prinzen nach Spanien zu erflehen. In Turin und in Mailand sprach man von nichts als von dem bevorstehenden spanisch-französischen Kriege. Ueberall rühmten sich die Spanier laut, es sei die Zeit gekommen, wo man sich an dem ketzerischen Béarner wegen seiner schändlichen Begünstigung der holländischen Rebellen rächen könne. Auch in Frankreich merkte man, daß die seit lange im Dunkeln arbeitende Verschwörung einen nahen Hauptschlag beabsichtige. Biron suchte auf die Soldaten einzuwirken: Gemeine und Offiziere fanden an ihm einen leutseligen Vorgesetzten, er beklagte ihr Schicksal, ging auf ihre Beschwerden ein, verschärfte ihre Unzufriedenheit. Alle Provinzen, besonders diejenigen des Südens, wimmelten plötzlich wieder von Menschen, welche die schlimmsten Gerüchte über den König aussprengten. Der Zweck der schon beabsichtigten Reise Heinrich's IV. in den

Süden, sagten sie, sei kein anderer, als in allen bedeutenderen Städten Citadellen zu bauen und starke Garnisonen hineinzulegen, damit so alle Unabhängigkeit und Freiheit des munizipalen Lebens gebrochen werde. Dann sollte die Salzgabelle auch in die bisher von derselben befreiten Provinzen eingeführt werden. Die Pancarte — d. h. Abgabe des zwanzigsten Pfennigs von allen Waaren, außer dem Getreide, die in die Städte und großen Flecken gebracht würden — sollte hierauf, und zwar in erschwerter Weise, den widerstrebenden Bevölkerungen aufgezwungen werden. Ja, noch mehr. Der König habe die feste Absicht, die dem Volke ehemals erlassene Taille aus Jahren 1594, 1595 und 1596 nunmehr bis auf den letzten Denier einzutreiben, mit Verletzung aller früheren Versprechungen.[1])

Und in der That waren diese Umtriebe nicht ohne Erfolg. In dem ganzen Süden war die erst 1598 eingeführte Pancarte außerordentlich verhaßt, mehr als jede andere Steuer. Bereits im Jahre 1601 hatte Poitiers sich geweigert, die Steuer zu entrichten, und Heinrich war zur Ergreifung strenger Maßregeln gegen diese Stadt genöthigt gewesen.[2]) Jetzt verbreitete diese Aufregung sich über ganz Limousin und Guyenne.[3]) Besonders zwei Städte zeigten sich widersetzlich, das katholische Limoges und das hugenottische la Rochelle. An beiden Orten traten die städtischen Obrigkeiten an die Spitze der Bewegung, die königlichen Steuerkommissäre wurden mit Gewalt vertrieben, kein Pfennig von der Abgabe bezahlt. Auch an der Küste der Provence zeigte sich eine bedenkliche Bewegung, spanische Emissäre vertheilten hier Geld mit vollen Händen.[4]) Sowie Biron sich erhoben hätte, sollte hier von den Spaniern Aigues-

---

[1]) Sully, Oec. roy., ch. 103 p. 360, ch. 109 p. 393. — P. Matthieu, II. 101 B. — P. Cayet, 182.

[2]) Heinr. an den Connét., 4. Juni 1601; Lettr. miss., V. 421.

[3]) P. Cayet, 181.

[4]) Heinr. an Beaumont, 13. Mai, u. an den Conn., 17. Mai; Lettr. miss., V. 590, 596. — D'Aubigné, V. 11. — P. Cayet, 182. — Sully, ch. 109 p. 393.

Mortes überrascht werden.[1]) In Béarn machte sich ein Abenteurer, ein räuberischer Edelmann, Namens de Meritein, die allgemeine Unzufriedenheit zu Nutzen, um — wahrscheinlich mit Zustimmung des Vizekönigs von Aragon — einen Anschlag auf Navarrenx zu unternehmen.[2]) Im Perigord, einem mit Adligen gefüllten Lande, in welchem Biron, als einer der vier größten Barone, eine ausgedehnte Familie und Vasallenschaft besaß, hielt ein naher Angehöriger desselben, der Baron von Benac, Versammlungen des Adels ab, in welchen der König mit den härtesten Vorwürfen belegt und offen mit Aufruhr bedroht wurde.[3]) Besonders zeichneten sich die ersten Adligen des Perigord, Saint Bonnet und Bourdeille, durch ihren Eifer für Biron aus.[4]) Im Anfange des Jahres 1602 wurden vier Männer, mit Namen Villebranche, Croisé, St. George und Chalu, wegen politischer Gründe verhaftet und in die Bastille gebracht. Sie zeigten dem Könige eine Liste von 930 Edelleuten aus Auvergne und Gascogne, die im Einvernehmen mit Spanien seien und spanisches Geld empfangen hätten; mit einer großen Anzahl französischer Großen stünden dieselben in Verbindung.[5])

So war alles bereit zum Ausbruche der großen Empörung, die man mit Beihülfe der Spanier bis zum Untergange der bourbonischen Dynastie und bis zur Zerstückelung Frankreich's durchzuführen hoffte. In wie weit war nun der König von Spanien, der fromme Philipp III., in diese Verschwörung gegen die Ruhe und Sicherheit seines Nachbaren verwickelt? Es ist bekannt, daß die spanische

---

[1]) MS. Depesche Philippe d'Ayala's an den Erzherzog v. 17. Juni 1602; Brüsseler Archiv (s. Anhang.)

[2]) Mém. de la Force, I. 164.

[3]) De Thou, l. 128, p. 974.

[4]) MS. Verhör Hebert's am 23. Juni; Kgl. Bibl. zu Berlin. MS. Gall., f. 40.

[5]) Dep. Winwood's an Cecil v. 13. Febr. 1602; Winw. Mem., I. 385. — Winwood spricht auch von einem Anschlage d'Epernon's auf la Rochelle; indeß dies Unternehmen war, wenn überhaupt jemals beabsichtigt, jedenfalls längst aufgegeben.

Regierung stets ihre Mitwissenschaft an dem Plane geleugnet und selbst den Papst bewogen hat, sich dafür bei Heinrich zu verbürgen.[1]) Indeß dies ist von geringem Gewicht, einmal weil der spanische Hof nicht anders konnte, als den Verdacht der Theilnahme an der Verschwörung zurückzuweisen; und zweitens weil Tassis auch die doch ganz unzweifelhafte Betheiligung Fuentes' an der Angelegenheit in Abrede stellte.[2]) Heinrich IV. hat zwar, wenn es ihm paßte, selbst gesagt, der spanische König sei wohl unschuldig in der Sache;[3]) aber es war dies nur politische Berechnung, weil ihm damals ein Krieg mit Spanien nicht genehm war, privatim gegen seine Vertrauten äußerte er sich ganz anders.[4]) Daß bis zum Frieden von Lyon der König Philipp selbst wirklich die Verschwörung begünstigt hatte, konnte schon früher nicht zweifelhaft sein; jetzt aber, nach Benutzung der Aussagen Lux' und Hebert's, ist es gewiß, daß er auch nach diesem Frieden derselben nicht fern stand. Zwar der Auftrag zu der Zusammenkunft in Dijon und die Absendung des Diamantfelsens an Biron dürften noch vor dem Bekanntwerden jenes Friedens in Spanien geschehen sein: dagegen die Berathung Philipp's mit seinem Beichtiger über die Frage, ob man sich mit den Hugenotten verbinden solle, und die bejahende Entscheidung derselben, sowie die Sendung eines Agenten Biron's nach Spanien von seiner Reise nach Calais aus fallen sicher in die Zeit nach der völligen Ausgleichung des Streites um Saluzzo. Es ist hierdurch bewiesen, daß Philipp sich von seinem Friedenseide nicht abhalten ließ, die Unruhen im Innern Frankreich's anzuschüren. Auch daß die Spanier später den Sekretär Biron's in ihrem Lande mit der

---

[1]) MS. Dep. Tassis' v. 26. Juni 1602, Instruktion an Tassis v. 10. Sept. 1602; Arch. v. Sim., K 1605, 1451.

[2]) MS. Consulta des sp. Staatsr. v. 17. Aug. 1602; Arch. v. Sim., K 1426.

[3]) MS. Dep. Tassis' v. 11. Aug. — Lettr. miss., V. 649.

[4]) Eigene Briefe Heinrich's, Lettres miss., V., 628 f., 637, 659, 669, 693, 756, etc.

bedeutenden Pension von 100 Scudi monatlich unterhielten,[1]) dürfte nicht für ihre Unschuld bei jener Verschwörung zeugen. Nur zwei Umstände ließen sich zur Entschuldigung des Königs anführen. Die Spanier konnten sich mit Recht beschweren, daß Heinrich im Widerspruche mit dem Frieden von Vervins die Holländer in ihrem Aufstande unterstütze, trotz aller Reklamationen von Seiten Spanien's. So mochte dieses seine geheimen Umtriebe gegen die Ruhe des französischen Reiches nur als Repressalien bezeichnen.[2]) Zweitens ist es bei der Gemüthsart Philipp's nicht unwahrscheinlich, daß derselbe nicht gewillt war, sofort Empörung in Frankreich zu stiften, sondern die Verbindungen mit den französischen Unzufriedenen nur unterhielt, um sich derselben bei dem etwaigen Ausbruche eines Krieges gegen Frankreich zu bedienen, den man ja allerseits für unvermeidlich nahe bevorstehend hielt.[3]) Fuentes hatte dann nach seiner Weise die Dinge weiter getrieben, als es von der Centralregierung beabsichtigt gewesen war.[4]) Und er konnte dies mit vollkommener Sicherheit. Fuentes war nämlich der einzige, dessen Einfluß auf den König und dessen Popularität Lerma ernstlich fürchtete, und deshalb suchte derselbe ihn auf ehrenvolle Weise fern zu halten. Fuentes konnte also in seinem Gouvernement thun und lassen, was er wollte, ohne eine Abberufung von Madrid her oder gar eine Strafe zu fürchten zu haben. So verfuhr er denn in der That ganz ungescheut nach den Eingebungen seines politischen und religiösen Fanatismus.

---

[1]) Relaz. di Franc. Priuli, bei Bar. e. Berch., I., I 376. — Vergl. Exkurs.

[2]) Lettr. et amb. de Fresnes-Canaye, I. 504 f. — Villeroy selbst gestand ein, daß dieser Grund nicht ganz unberechtigt sei; Aerssen an Oldenbarnevelt, 26. Sept. 1602 (Deventer, Gedenkstukken, II. 336).

[3]) S. Seite 172 f.

[4]) Vgl. Brief de Fresnes' an Ancel, 4. Jan. 1602: Le comte de Fuentes veut quitter son gouvernement... voyant que son maistre ne luy veut permettre de brouiller comme il desireroit. (Lettr. et amb. de Fr.-Can., I. 84.)

Wie bedrohlich war für Heinrich IV. diese Verbindung innerer und äußerer Feinde! Seine Ehre und sein Leben, seine Dynastie, das ganze französische Reich standen auf dem Spiele. Der König sah sich deshalb zu ernsten Gegenmaßregeln genöthigt; Zaudern wäre hier Untergang gewesen. Zunächst versuchte er, seiner bisherigen Weise getreu, es noch einmal, Biron selbst zu retten, ihn auf einen bessern Weg zu sich hinüberzuziehen und dadurch zugleich sich selbst die Bekämpfung des populären Marschalls zu ersparen. Er bot deshalb Biron den Umtausch seines Gouvernements mit dem größeren der Guyenne an, ja zur Belohnung wollte er ihm noch 200,000 Ecus und die wichtigen Schlösser Trompette und Blaye bei Bordeaux schenken. So vortheilhaft auch dieser Vorschlag an sich war, Biron wies ihn zurück: er wollte eben nicht, wie Heinrich dies gewünscht hatte, sich von der Nachbarschaft Mailand's und Savoyen's trennen lassen.[1]) Nun blieb Heinrich allerdings nichts übrig, als sich mit allen Mitteln seines Reiches zu dem entscheidenden Kampfe zu rüsten, mochte derselbe gegen innere oder gegen äußere Feinde oder gegen beide zugleich zu führen sein.

Er war über die Umtriebe im Schoße Frankreich's sowie über deren Zusammenhang mit Mailand und Turin längst unterrichtet. In allen Provinzen hatte er „getreue Diener", die ihn über die Vorgänge in ihrer Umgebung stets auf dem Laufenden erhielten und ihm zumal über das verrätherische Treiben von Biron's Agenten schon seit mehr als einem Jahre Bericht hatten zukommen lassen.[2]) Genauere Enthüllungen machte dann zuerst im Februar 1602 Combelle, der Vertraute La Fin's, als er wegen der Ermordung eines Oheims eingezogen wurde; hierdurch glaubte er sich zu retten.[3]) So wußte der König von den Verhandlungen der Verschworenen in

[1]) Matthieu, II. 100 A.

[2]) Sully, Oec. roy., ch. 103 p. 367, ch. 109 p. 393. — P. Matthieu. II. 107 B.

[3]) Winwood an Cecil, 14. Juni 1602, nach den eigenen Aeußerungen Heinrich's an ihn, Winw. Mem., I. 418.

Mailand und Como und kannte sogar den Agenten Biron's in Spanien, Picote; er trug seinem Gesandten in Venedig, de Fresnes-Canaye, auf, jenen Menschen, der sich damals in Venedig befand, insgeheim beobachten zu lassen. Der Graf Martinengo, ein Minister des Herzogs von Savoyen, berichtete über den Gang der Verschwörung heimlich nach Paris, natürlich gegen gute Bezahlung.[1] Aber bestimmte Beweise hatte Heinrich noch nicht in Händen, über die Weite und das eigentliche Ziel der Verschwörung war er nicht unterrichtet, kurz, er wußte noch nicht, wie er seine Feinde greifen sollte. Da sollte er auch hierüber Licht erhalten.

Nach der Rückkehr von seiner Gesandtschaft nach der Schweiz war Biron nicht an den Hof gegangen, um über deren Verlauf zu berichten, sondern hatte sich unter nichtigen Vorwänden in sein Gouvernement zurückgezogen. Der König glaubte hierin die Absicht des Marschalls zu erkennen, nunmehr an die Ausführung seiner Pläne zu gehen, und da er von dem Zerwürfniß zwischen La Fin und Biron vernommen, so forderte er den Ersteren auf, sich an den Hof zu begeben, in der sichern Hoffnung, derselbe werde ihm Genaueres über die Pläne des Marschalls mittheilen. Nach Empfang dieses Befehls machte La Fin noch einen Versuch, seinen Vortheil mit dem seines Verwandten und früheren Freundes in Uebereinstimmung zu bringen: er schickte an denselben, ließ ihn seine bevorstehende Reise an den Hof wissen, fragte bei ihm an, wie er sich dort zu benehmen habe, beschwor ihn aber zugleich, ihm Renazé, seinen Sekretär, wieder herauszugeben. Biron antwortete: La Fin möge sich am Hofe nicht einschüchtern lassen; er solle seine Reisen nach Italien mit einer Wallfahrt entschuldigen, seine Papiere verstecken oder verbrennen. Er könne von den Planen Spanien's und Savoyen's einige Andeutungen geben, zugleich aber dem Könige sagen, weder

[1] Briefe Heinrich's an de Fresnes; Lettr. miss., V. 574, 615, 624. — Fresnes hatte zuvor dem Könige über La Fin's Aufenthalt in Mailand berichtet (schon am 19. Jan.); Lettr. et amb. de Fresnes-Can., I. 98 f. Fernere Verhandlungen hierüber ibid. 104, 107 ff., 140.

er — La Fin — noch Biron wären auf dieselben eingegangen. Von Renazé möge er nie wieder sprechen, derselbe sei so gut wie todt.[1]) Wirklich glaubte Biron, daß Karl Emanuel den unglücklichen Sekretär aus dem Wege geräumt habe.

Ließe sich wohl eine thörichtere Antwort denken? La Fin, bereits erbittert über Biron's Undankbarkeit und den Einfluß des Barons Lux auf denselben, erfuhr also nun, daß er selbst kaum durch seine eigene Klugheit der tödtlichen Falle entgangen sei, in der sein treuester Diener das Leben verloren; von irgend einer Belohnung für sein etwaiges Schweigen war in Biron's Erwiderung auch nicht die Rede. Durch alles dies schwer gereizt, beschloß La Fin, seinen Vortheil auf einem anderen Wege zu suchen, in der Denunziation des Marschalls vor dem Könige.

In der Mitte des März kam La Fin an den Hof und offenbarte dem Könige und dessen Vertrauten Alles, was er von der Verschwörung wußte. Auch gab er ihm alle Briefe des Marschalls an den Herzog von Savoyen, und zwar in den Originalen; denn er hatte — ein doppelter Verräther — früher in leicht begreiflicher Absicht dem Herzoge immer nur die Kopien eingehändigt, die Originalien aber zurückbehalten.[2]) Man sieht, mit welcher Unbedachtsamkeit Biron verfahren war: zuerst sich einem Menschen, wie La Fin, anzuvertrauen; dann, das Schweigen desselben nicht durch alle, auch die schwersten Opfer zu erkaufen.

Heinrich, erschüttert durch die verbrecherische Tragweite der Pläne Biron's, wollte zuerst den Eröffnungen La Fin's keinen Glauben schenken, bis er durch die Dokumente, die derselbe ihm vorlegte, überzeugt wurde. Er erkannte die ganze Größe der Gefahr und traf sofort die nöthigen Maßregeln, um ihr zu begegnen.

Zuerst sorgte er dafür, dieselbe auf den möglich kleinsten Kreis

---

[1]) P. Cayet, 184. — P. Matthieu, II. 107. B. f.

[2]) MS. Conf. des span. Staatsr. v. 6. Juli 1602; Arch. v. Sim., K 1426. — Vgl. Dupleix, Hist. de Henri IV., p. 309 f.

zu beschränken, so viele Gegner, wie er nur konnte, einstweilen zu versöhnen, bis er den Hauptschuldigen getroffen. So machte er d'Epernon, Bouillon und La Tremoille unschädlich. Ohne ihnen das geringste von den Enthüllungen La Fin's zu offenbaren, zeigte er ihnen doch, daß er etwas von ihrer Betheiligung an einer Verschwörung wisse. D'Epernon gestand Alles und versicherte zugleich, der Wahrheit gemäß, daß er schon lange der Verschwörung fernstehe; er verpflichtete sich, sechs Monate hindurch bei dem Könige zu bleiben, und verpfändete seinen Kopf für seine Treue. Bouillon, dessen böses Gewissen ihn zu einer heftigen und lärmenden Vertheidigung veranlaßte, ging zwar heimlich mit La Tremoille in die Südprovinzen ab; da aber der König ihnen sofort folgte, hielten sie sich dort ruhig.[1]) — Dann bemühte sich Heinrich, den Spaniern die Entdeckung der Verschwörung zu verbergen, um sie nicht zu vorzeitigem Losschlagen zu veranlassen. Als sich in diesen Tagen Kriegsgerüchte verbreiteten, bestellte er dem spanischen Botschafter, dieser Krieg sei die Jagd, und lud ihn zu einer solchen ein. Außerdem ließ er absichtlich Don Juan de Tassis etwas von dem Umstande merken, daß er soeben die englischen Anträge zu einer Offensivallianz gegen Spanien abgelehnt habe; doch beschwerte er sich zugleich bei dem Botschafter über die Rüstungen Spanien's in Italien.[2])

Aber trotz aller dieser Vorsichtsmaßregeln konnten die Verschworenen und ihre Freunde im Auslande binnen kurzem zu einem schnellen Schlage sich entschließen. Um diesem begegnen zu können, mußten ausreichende Streitkräfte aufgeboten werden. Nach dem Frieden von Lyon war das französische Heer auf das niedrigste Maß zurückgeführt worden; jetzt aber wurden 12,000 Franzosen und 6000 Schweizer ausgehoben. Erstere wurden zur Ausfüllung der Lücken

[1]) Sully, Oec. roy., ch. 109 p. 394 ff. — De Thou, l. 128, p. 974.

[2]) MS. Dep. Tassis' vom 26. Mai, 14. Apr. 1602; Arch. von Sim., K. 1605.

in den Regimentern, besonders dem der Garden, und zur Bildung neuer Truppentheile benutzt, während aus den Schweizern zwei besondere Regimenter formirt wurden. Die Garde und einige andere Abtheilungen zog der König um seine Person zusammen, um sich zu sichern und zugleich um jeden Augenblick dahin abmarschiren zu können, wo eine Gefahr drohe. Das erste Regiment der Schweizer wurde nach Dauphiné, Provence und Langued'oc beordert, das zweite nach Burgund, Champagne und Picardie: wie man sich erinnern wird, waren es der Süden und Osten, die von der Rebellion besonders durchwühlt waren, und deshalb wurden gerade dorthin die fremden Truppen gesandt. Die Provence sah man für den Bestimmungsort der spanischen Flotten von Neapel und Genua an, und deshalb erhielt sie eine weitere Garnison von zehn bis zwölf Kompagnien französischen Fußvolks, die in die Festungen vertheilt werden sollten. 2—3000 Mann rückten unter dem Marschall von Lavardin an die Rhonebrücke bei Grezin, um den Uebergang der spanischen, angeblich nach den Niederlanden bestimmten Streitkräfte zu überwachen oder auch, wenn es so besser schiene, gänzlich zu verhindern. Ein französisches Regiment von zehn Kompagnien unter du Bourg l'Espinasse und ein zweites unter Nerestan, die noch auszuheben waren, sollten Lavardin nach Burgund folgen. Ebenso wurde eine bedeutende Menge Kanonen aus den Arsenalen von Paris und Lyon dorthin beordert. Lyon sollte der Stützpunkt für die Vertheidigung des Südostens werden. Der Gouverneur, der für den Sommer einen Landaufenthalt hatte nehmen wollen, mußte eiligst nach dieser Stadt zurückkehren und sie vollständig in Vertheidigungszustand setzen. Der Marschall Lesdiguières in der Dauphiné sollte gleichfalls seine Truppen mobilisiren, die Bewegungen Spinola's beobachten und entweder Lavardin oder Lyon zur Hülfe ziehen, je nachdem die Umstände es verlangten. Außerdem wurden der Herzog von Guise, Statthalter der Provence, der Connétable Montmorency, Statthalter des Langued'oc, der Herzog von Ventadour, Statthalter des Limousin, angewiesen, für die innere und äußere Sicher-

heit ihrer Provinzen Sorge zu tragen, gleichfalls Truppen auszuheben und dieselben an den Landesgrenzen aufzustellen.[1]) — So entfaltete Heinrich IV. die ganze Energie, die elastische Thätigkeit seines energischen Geistes und eisernen Temperaments, sowie alle die organisatorischen Fähigkeiten, die ihm in so hohem Maße eigen waren. Den äußeren Feinden gegenüber waren die am meisten exponirten Punkte geschützt von der spanischen Grenze bis an die Rhone und von hier bis an den Kanal; die inneren Feinde waren der strengsten Aufsicht unterworfen, und der schlimmste von ihnen, Biron, fand sich zwischen den schweizerischen und den französischen Truppen des Königs völlig eingeschlossen und durch Lavardin und Lyon von Savoyen und Spanien getrennt. In der Mitte dieses Gewebes aber befand sich der König an der Spitze von 5—6000 auserlesenen Soldaten, um überall dahin abzugehen, wo der Feind zuerst das Haupt erheben sollte. — Um Fuentes und dessen Alliirten in Italien begegnen zu können, forderte Heinrich im April die Venezianer zu einem Defensivbündniß auf.[2])

Und nun brach er (17. April 1602) von Paris auf, um die Unzufriedenheit und Empörungslust in den südlichen Provinzen zu beseitigen. Mit einer verhältnißmäßig beträchtlichen Truppenmasse begab er sich zuerst nach Blois, von da mitten in den Herd der Steuerverweigerung, nach Poitiers. Von dieser Stadt aus sandte er den Präsidenten von Jambleville nach Limoges, Rosny nach la Rochelle. Er selbst und ebenso seine Abgesandten verfuhren mit großer Milde; nur in Limoges fand eine Bestrafung der Rädelsführer Statt.[3]) Sonst aber wurde den Bevölkerungen zu verstehen gegeben, daß sie sich nur augenblicklich dem Gesetze unterordnen

---

[1]) MS. Dep. Tassis' vom 15. Mai; Arch. v. Sim., K 1605. — Die betr. Anordnungen des Königs Lettr. miss., V. 551 f., 575, 582 f., 591, 631. — P. Matthieu, II. 110 A B, 130 B.

[2]) Dep. Fresnes v. 14. Aug., 8. Mai 1602; L. et amb. de Fr.-Can., I. 233 ff., 255.

[3]) Vgl. Lettr. miss., V. 596 f.

möchten, daß aber in einer nahen Zukunft die Pancarte beseitigt werden würde. In der That wurde dies im November desselben Jahres ausgeführt; die verhaßte Abgabe wurde abgeschafft und durch einige anderweiten Steuererhöhungen nur theilweise ersetzt.[1]) Und während der König so die Gemüther seiner Unterthanen durch Erleichterung ihrer Lasten beruhigte, wandte er sich auch an die Reformirten und beseitigte durch seine Erklärungen und Zusagen ihre Befürchtungen, so daß sie ihn von neuem ihrer Ergebenheit versicherten.[2]) Das war eben das Große und Volksthümliche an Heinrich IV., das hat ihn für immer zum Liebling seiner Nation gemacht: auf der einen Seite das kluge Eingehen auf ihre Wünsche, auf der anderen der Zauber seiner Persönlichkeit, diese Liebenswürdigkeit, der Niemand zu widerstehen vermochte, vom Herzog bis zum Bauer. Bei Jedem wußte er die richtige Seite anzuschlagen. Es hat wohl überhaupt nie einen Menschen gegeben, der — in seinem äußeren Wesen — so vollständig der Repräsentant des französischen Charakters und der französischen Weise gewesen wäre, wie Heinrich.

So war der Widerstand der Südprovinzen ohne Widerstand gebrochen, die Kluft, die sich zwischen König und Volk drohend aufgethan, war wieder geschlossen. König und Volk hatten gleiches Interesse, es nicht zum äußersten zwischen einander kommen zu lassen; dieses brauchte Ruhe, jener Ergebenheit den Machinationen mächtiger Ehrgeiziger gegenüber. Und nun, nach Sicherung der Grenzen, nach Befestigung der inneren Ordnung, wandte sich das Augenmerk Heinrich's dem Führer der Verschwörung zu, dem Marschall Biron.

Derselbe war bereits halb entwaffnet. Außer den oben erwähnten Vorsichtsmaßregeln hatte ihm der König durch Rosny fast seine gesammte Artillerie entziehen lassen, indem derselbe, als Groß-

[1]) Anciennes lois franç., XV. 276 ff. — Vgl. La Force, I. Corresp., p. 325.

[2]) d'Aubigné, V. 11.

meister der Artillerie, vorschützte, er wolle das alte Material durch neues ersetzen.[1]) So war der Marschall rings von einem Netze von Maßregeln umgeben, das ihn auf alle Fälle wehrlos machen mußte: aber der König wollte mehr, er wollte ihn unmittelbar in seiner Gewalt haben. Dazu war schon alles auf das listigste angelegt. Als La Fin seine Eröffnungen gemacht hatte, sagte der König zu dem Baron Lux, der gerade am Hofe anwesend war: „Ich bin sehr zufrieden, daß ich mit La Fin gesprochen und aus seinen Reden erkannt habe, wie falsch alle die Gerüchte über den Marschall von Biron waren.“ Hoch erfreut begab sich Lux nach Dijon, um dies Biron zu melden. Ja, La Fin schrieb selbst an den Marschall, er habe in Betreff ihrer Pläne und Handlungen den König völlig zufrieden gestellt.[2])

Ein sehr freundschaftlicher Brief des Königs vom 14. Mai[3]) und die zweimalige Sendung eines früheren Freundes des Marschalls, d'Escures, vermochten trotzdem Biron nicht zu bestimmen, der Aufforderung des Königs gemäß an den Hof zu kommen; sein böses Gewissen hieß ihn sich möglichst entfernt von der Person des Monarchen halten. Endlich folgte er der erneuten Aufforderung, die ihm der Präsident Jeannin und sein eigener Verwandter, der Vidame von Chartres, überbrachten. Zwar rieth man ihm von der Reise an den Hof ab, d'Epernon ließ ihm eine Warnung zukommen, er möge lieber nach der Franche-Comté fliehen: aber er vertraute auf die Versprechungen des Königs, seine eigene Macht und seinen Einfluß, die Nachrichten Lux' und La Fin's, und auf den Umstand, daß er alle Papiere, die ihn irgend hätten kompromittiren können, durch den Letztern vernichtet glaubte.[4]) Noch unterwegs er-

[1]) Sully, Oec. roy., ch. 109 p. 396 f.

[2]) P. Matthieu, 109 B. f. — P. Cayet, 185.

[3]) Lettr. miss., V. 594. — Vgl. die beiden anderen Briefe Heinrich's an Biron vom 31. Mai; ibid. 601 ff.

[4]) La Force, Mém., I. 140. — Dupleix, 309 ff.

hielt er verschiedene Rathschläge, umzukehren; indeß er ging doch weiter: auch würde er dadurch sein Schicksal nur beschleunigt haben, denn ohne daß er es merkte, machte er seinen Weg inmitten zahlreicher Kavallerieschwadronen. Am 12. Juni langte er bei Heinrich in Fontainebleau an. Der König glaubte schon nicht mehr an sein Kommen, und wollte nach wenigen Tagen aufbrechen, um mit einem Heere nach Burgund zu marschiren: „Ihr habt gut gethan zu kommen", rief Heinrich dem Marschall entgegen, „denn sonst wäre ich Euch suchen gegangen." Trotzdem bewies er Biron noch jetzt die größte Langmuth, zum Theil — wie schon erwähnt — aus politischen Rücksichten, aber zum Theil auch in Erinnerung an ihre alte Freundschaft. Er suchte deshalb alle möglichen Kunstgriffe hervor, um Biron zu freiwilligem, reuigem Geständnisse zu bringen. Auch Rosny und der Graf von Soissons bemühten sich zu diesem Zwecke: alles umsonst. Biron fuhr zuletzt grob heraus, man möge ihn zufrieden lassen, er habe nichts zu gestehen, man dürfe einen Ehrenmann nicht so belästigen!

Da beschloß Heinrich, der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen und der Ruhe seines Staates und der Sicherheit seiner Dynastie ein großes Opfer zu bringen. Biron erntete endlich die Früchte seiner Verrätherei und zugleich der Thorheit, mit welcher er dieselbe betrieben hatte. Er und sein Vertrauter Auvergne wurden in der Nacht vom 13. auf den 14. Juni verhaftet, ohne daß sich eine Hand zu ihrer Vertheidigung geregt hätte. Es war der vollkommenste Triumph des Königthums. Nichts ist geeigneter, den ungeheuren Umschwung zu bezeichnen, der in der Anschauung des Volkes und selbst des Adels in den letzten fünf Jahren vor sich gegangen war, als die Geschichte dieser Verschwörung, welche, ganz dazu angethan, einen ungeheuren Brand über den größten Theil Frankreich's hervorzurufen, doch ohne Mühe erstickt wurde in demselben Augenblicke, als das Königthum sich mit Entschiedenheit gegen sie erhob. Nach einem kurzen Augenblick des Zögerns stellten sich alle Großen, auch die Mitwisser um Biron's Plane, auf die Seite des

Königthums.[1]) Aber Heinrich war entschlossen, diesen Umschwung auch durch eine entscheidende Thatsache zum Ausdrucke zu bringen. Biron prahlte mit seinem Einflusse auch von der Bastille aus; tausend Edelleute, seine Verwandten, rief er aus, würden ihn rächen, wenn man ihm ein Leid anthue![2]) Heinrich wollte nunmehr der ganzen Welt zeigen, daß er Biron, das Haupt von tausend Edelleuten, den Führer der katholischen Partei, den Statthalter des wichtigen Burgund, den populärsten Heerführer, im Gefängnisse ebenso wenig fürchte, wie in der Freiheit.[3]) Die Beweise für die Schuld Biron's waren reichlich vorhanden; zum Ueberflusse gelang es auch, Renazé aus der Zitadelle von Chieri zu befreien, und dieser bestätigte vollkommen alle Aussagen La Fin's. Die Verzeihung von Lyon wurde für juridisch ungültig erklärt, weil sie nicht in der gehörigen Form ausgefertigt worden sei; ferner hatte Biron erstens einen großen Theil seiner Vergehungen dem Könige in Lyon nicht offenbart und also auch keinen Pardon für diese letztern erhalten und zweitens nach Lyon seine hochverrätherischen Unterhandlungen fortgesetzt, so daß er schon für diese die äußerste Strafe verdiente. Biron wurde, obwohl er seine Unschuld bis zum letzten Augenblicke feierlich betheuerte, zum Tode verurtheilt und am 31. Juli 1602 im Hofe der Bastille hingerichtet.[4])

Die Spanier erwarteten, daß diese Exekution das Signal zu

---

[1]) P. Matthieu, II. 130 A. — Den Herzog von Epernon, als den Gefährlichsten der Mißvergnügten, ließ der König von der Gefangennehmung Biron's sofort benachrichtigen und versicherte ihm dabei: „Liebt mich immer, und ich werde Euch gnädig sein, wie ich es bisher gewesen.“ MS. Dep. Philipp v. Ayala's v. 17. Juni; Brüsseler Archiv.

[2]) P. Cayet, 198.

[3]) Schon am 7. Juli schreibt der König an Du Plessis (Lettr. de D. Pl., I. 29): J'espere que la sepmaine ne se passera, qu'il n'y en (sc. de Biron) ait quelque punition exemplaire, qui assurant mon Estat à mes enfants contiendra un chacun en son debvoir.

[4]) Man behauptete, der König habe von einem verborgenen Platze aus den Gerichtsverhandlungen gegen Biron beigewohnt; MS. Dep. Ayala's v. 29. Juli, im Brüsseler Archiv.

einer allgemeinen Erhebung der Katholiken sein würde;[1]) ihre Emissäre suchten schon während der Dauer des Prozesses das Volk durch Plakate aufzuwiegeln.[2]) Aber es blieb Alles still. Zwar läßt es sich nicht leugnen, das Volk hat an die Schuld Biron's nicht geglaubt und hat die Feinde desselben, besonders Rosny, beschuldigt, durch Intriguen den Tod des Marschalls herbeigeführt zu haben: unzählige anonyme Klage- und Spottlieder, die bei dieser Gelegenheit entstanden sind, bewiesen dies zur Genüge.[3]) Können wir uns doch noch jetzt des Mitgefühls nicht erwehren für einen Mann, dessen ruhmvolles Leben durch ein Verbrechen zu schrecklichem Ende geführt, welchem als Vergeltung für seine zahlreichen Heldenthaten schließlich der Tod durch Henkershand zu Theil wurde. So hatte sich an ihm die Warnung Elisabeth's erfüllt! Merkwürdig; ohne von derselben zu wissen, verglich Heinrich IV., in einem Briefe an die englische Königin, die Schuld und das Schicksal Biron's gleichfalls mit denjenigen von Essex.[4]) Aber so groß auch die Sympathien mit Biron waren, ein Aufstand ereignete sich nirgends; niemand wagte es, die Waffen gegen den Béarner zu erheben, niemand auch nur ein offenes Wort des Tadels laut werden zu lassen. Die Mitschuldigen Biron's in den Provinzen wurden aufgesucht, gefangen gesetzt, getödtet. Die Großen, die sich mit dem Marschall verschworen, machten so schnell wie möglich ihren Frieden mit dem Könige. Dieser zeigte sich, nach der strengen Bestrafung des Hauptschuldigen, gegen dessen Freunde auffallend gnädig. Eine Reihe von Aktenstücken, die viele vornehme Herren kompromittirten, war schon

[1]) MS. Conf. des sp. Staatsr. v. 28. Aug. 1602; Arch. v. Sim., K 1426. — Matthieu, II. 171 A.

[2]) MS. Ayala an die Erzherzoge; Brüsseler Archiv.

[3]) MS. Suppléments vol. 911 der Bibl. Impér. zu Paris: Stances sur la mort de Biron; Sonet; Dialogue rimé entre Biron et La Fin; etc. — MS Franç. ibid. vol. 6023 p. 21 b. — Vgl. Suppl. à l'Est., 337; MS. Dep. Ayala's v. 8. Aug. 1602, im Brüsseler Archiv.

[4]) Brief Cecil's an Carew, 18. Juli 1602; Letters of Cec. to Car., ed. by John Maclean (London 1864, Camden Society), p. 118.

vorher vernichtet worden. Dem Prinzen von Joinville wurde, nachdem er ein umfassendes Geständniß abgelegt, einfach verziehen, da sein Vergehen ein durchaus kindisches gewesen war. Auch der Graf von Auvergne erkaufte sich die Verzeihung durch eine vollständige Beichte, in welcher er besonders den Herzog von Savoyen und selbst den König von Spanien bezichtigte. Ja, dieser Königssohn ging so weit, zu versprechen, von nun an die Pläne der Spanier ausspioniren und der französischen Regierung verrathen zu wollen. Freilich hat er diese Zusage nachher nur benutzt, um Heinrich von neuem zu hintergehen.[1]) Der Lieutenant Biron's in Burgund, der Baron Lux, erkannte die Unmöglichkeit des Widerstandes gegen die königliche Macht, besonders da die Bewohner der Provinz sich bereit zeigten, den Marschall Lavardin mit Waffengewalt zu unterstützen. So unterwarf er sich denn gleichfalls und kam nach erhaltener Zusicherung freien Geleites an den Hof, wo er noch nachträglich zur Aufklärung über die Pläne Biron's beitrug. Zum Statthalter des wichtigen Burgund wurde der Dauphin und zu seinem Lieutenant Bellegarde ernannt, der von geprüfter Treue und mildem Charakter[2]) war und auch nicht selbständige Bedeutung genug besaß, um jemals gefährlich zu werden.

Nur noch Einer unter den Verschworenen widersetzte sich den königlichen Befehlen, der Herzog von Bouillon; aber auch dieser nicht durch bewaffneten Aufstand, sondern nur durch Nichterscheinen am Hofe. Auch gegen ihn beschloß Heinrich einzuschreiten. Doch gehört die Darstellung dieser Ereignisse einem anderen Zusammenhange an.

Die Verschwörung Biron's und ihre Unterdrückung ist von der höchsten Bedeutsamkeit für die gesammte weitere Geschichte Frank-

---

[1]) MS. Cons. des sp. Staatsr. v. 24. Okt., 12. Nov. — Lettr. miss., VI. 286. — De Thou, l. 128 p. 983, 986. — Sully, Oec. roy, ch. 109, 110 p. 400, 404. — P. Matthieu, p. 172 B ff. — P. Cayet, 206 ff. — Suppl. à l'Est., 339.

[2]) Mém. de Beauvais-Nangis, 38 ff.

reich's. Eine fünffache Opposition hatte sich abermals und gemeinsam gegen Heinrich erhoben: die militärische, die ultrakatholische, die reformirte, die populäre und die aristokratische. Während Biron an den Adel appellirte, suchte er zugleich die Soldaten zu gewinnen und stellte er sich an die Spitze der ultramontanen Partei; Bouillon, gleichfalls einer der ersten Adligen und einer der vorzüglichsten Kriegsführer Frankreichs, rief die Reformirten zu den Waffen; von der Bretagne bis zum Mittelmeer erhob sich zugleich das Volk gegen die Steuerlast. Die Zeiten Franz' und Heinrich's von Guise, der Stände von Blois und der Sechszehner, der Condé und Coligny, der Epernon und Mayenne schienen noch einmal gemeinschaftlich sich zu erheben zum Entscheidungskampfe gegen das Königthum. Und damit keine Erinnerung an die Vergangenheit fehle, standen wiederum äußere Feinde, Spanien und Savoyen, mit den aufrührerischen Parteien im Bündniß. Wie hätte ein Franz II., ein Karl IX., ein Heinrich III. bei dieser furchtbaren Allianz mächtiger Gegner sich aufrecht erhalten können! Und wie war es dagegen Heinrich IV. gelungen, durch Klugheit und Energie, durch Geschicklichkeit und unermüdliche Thatkraft, aber noch viel mehr durch die veränderte Stimmung der Nation mit einem Schlage das ganze Werk jener Koalition zu zertrümmern! Was würden alle Truppenaushebungen, was La Fin's und Renazé's Enthüllungen dem Könige genützt haben, wenn Paris Barrikaden gebaut und Poitiers und Limoges den königlichen Beamten ihre Thore geschlossen hätten, der Adel des Perigord in Waffen aufgestanden wäre, die Garden, anstatt Biron gefangen zu nehmen, sich unter seinen Befehl gestellt hätten, wenn in Dijon und Lyon, in Marseille und Toulouse das weiße Kreuz der Liga aufgesteckt wäre und Du Plessis seine Hugenotten zum Kampf gegen den Renegaten gerufen hätte? Aber gerade das macht die Bedeutsamkeit dieser Ereignisse aus, daß nichts von allem dem erfolgte. Gerade dies bewies den Franzosen aller Stände, daß die königliche Autorität nunmehr auf fester, unerschütterlicher Grundlage ruhe: auf dem Bedürfnisse des Volkes nach starker Aufrechterhaltung

der Ordnung und auf dem Wiederaufleben der alten loyalen und romantischen französischen Königstreue. Diese Grundlage war viel mächtiger und solider, als das Ansehen einer einzelnen Persönlichkeit, wie selbst Heinrich's IV.

Nicht nur nach innen, auch nach außen war dieser schnelle und entscheidende Erfolg des französischen Königthums von größter Bedeutung. Zunächst waren die spanischen Pläne gegen die Macht und sogar den Bestand des französischen Reiches wieder einmal gründlich gescheitert; in dem stillen Kampfe, der zwischen beiden Mächten geführt worden, war Frankreich Sieger geblieben, da es jedenfalls auf moralischem Gebiete Vortheile über Spanien erlangt hatte. Wir werden sehen, wie das dann der Ausgangspunkt zu neuer Feindseligkeit zwischen den beiden Reichen wurde. Wichtiger aber, als alles andere, war noch, daß das französische Königthum durch diesen Sieg im allgemeinen sein Ansehn durch ganz Europa sehr erhöhte. Man war nunmehr von dessen Dauer überzeugt, man wußte jetzt bestimmt, daß es die ganze Wucht der französischen Macht in die Wageschale zu werfen im Stande sei. Von allen Seiten langten bei Heinrich die aufrichtigen und die heuchlerischen Glückwünsche an. Die Königin von England und der König von Schottland beauftragten ihre Gesandten damit; auch Tassis mußte eine Audienz zur Gratulation durchmachen; Pecquius, der Agent des Erzherzogs Albert, erschien gleichfalls und warf dabei alle Schuld des Komplotts auf Fuentes, um seinen Herrn von jeder Theilnahme daran zu reinigen. Der Herzog von Savoyen schickte sogar einen eigenen Gesandten, den Grafen Vische. Und selbst Fuentes sandte einen Edelmann an den König, um seine Unschuld in der stärksten Weise zu betheuern.[1]) Heinrich hörte sie alle an, zeigte sich den meisten überaus freundlich und verbarg sorglich seine wahren Gefühle und die umfassenden Pläne, die er schon längst im Herzen trug.

[1]) P. Matthieu, 168 B ff. — P. Cayet, 205. — Siri, Memorie recondite, I. 106. — Die auswärtigen Verhältnisse s. im nächsten Kapitel.

Viertes Kapitel.

Scheinfriede. 1602—1605.

Heinrich's IV. Charakter; seine vorzüglichsten Minister. — England bietet Heinrich IV. ein Offensivbündniß gegen Spanien an, welches dieser ablehnt. — Heinrich's Friedensliebe. — Sein Verhalten zum deutsch-türkischen Kriege. — Frankreich's und Spanien's Beziehungen während und unmittelbar nach der Entdeckung von Biron's Verschwörung. — England's Allianz noch einmal von Frankreich zurückgewiesen. — Letzter Versuch des Herzogs von Savoyen gegen den lyoner Frieden; die genfer Escalade. — Savoyen tritt auf Seite Frankreich's; großer Erfolg Heinrich's. — Spanien und Frankreich im Orient. — Heinrich IV. und die Morisken. — Vergeblicher Versuch Philipp's III., zu einem Einverständniß mit Heinrich IV. zu gelangen. — Graubündner Händel. — Neue Mißhelligkeiten zwischen Spanien und Frankreich. — Entdeckung zahlreicher spanischer Umtriebe in Frankreich; Nikolas l'Hoste. — Die Dinge in Graubünden gestalten sich günstig für Spanien. — Reunionsversuche Fuentes' in Italien. — Die italienischen Staaten nähern sich Frankreich. — Zwei Papstwahlen in französischem Interesse. — Große Erfolge der französischen Politik in den letzten Jahren. — England dagegen schließt sich mehr Spanien an. Gegenseitige Verdächtigungsversuche Spanien's und Frankreich's bei Jakob I. — Uebergang zu den inneren Ereignissen Frankreich's in diesen Jahren.

Heinrich VI. lebt im Gedächtnisse seines Volkes und in der Vorstellung der meisten Menschen als ein gutmüthiger Mann von heitrem witzigem Wesen, ein tapferer Haudegen, zugleich eifriger und geschickter Administrator, welchem man höchstens seine über-

mäßige Neigung zu den Frauen vorwerfen könnte: ein Tadel, der bei seinen Landsleuten ihm halb und halb zur Ehre gereicht. Der „gute König Heinrich", der „muntere Galan", so heißt Heinrich IV. nicht allein im Munde des französischen Volkes, als solcher ist er meistens auch in die Geschichtsbücher übergegangen. Aber bereits die bisherige Darstellung wird gezeigt haben, daß man sich von diesem Monarchen ein ganz anderes Bild zu entwerfen hat. Schon richtiger ist es, wenn man ihn als einen Sanguiniker zeichnet, mit allen Vorzügen und Schattenseiten dieser Gemüthsart: aufgewecktem Wesen, Heiterkeit und Witz, schneller Entzündbarkeit, kühnem Muthe, hochfliegenden Plänen, Verachtung des Kleinlichen, Großmuth gegen seine Feinde einentheils; andrentheils Unbeständigkeit in seinen Neigungen, Achtlosigkeit gegen Dinge und gegen Personen, Sinnlichkeit und Hang zur Ausschweifung. Gewiß waren diese die Grundzüge seines Charakters, denen man nur noch die intellektuellen Vorzüge einer klaren Einsicht und eines scharfen Sinnes für Takt, für das in jedem Augenblicke, zu jeder Sache Gehörende und Passende hinzuzufügen hätte. Aber in der langen Schule des Unglücks, die Heinrich in seiner Jugend und im Beginne seines Mannesalters durchzumachen gehabt, hatte sein Charakter eine wesentliche Veränderung erfahren, zum Guten und zum Schlimmen. Da hatte er Ausdauer gelernt, zähe Beharrlichkeit, starres Festhalten an einem noch weit entfernten Zwecke trotz plötzlichen scheinbaren Abbiegens; da hatte er die Menschen geringschätzen und ihnen mißtrauen gelernt sowie von Grund aus die Kunst der Verstellung und das Vergessen aller Skrupeln im Kampfe mit dem Gegner. Indem nun beide Arten von Eigenschaften ineinander spielen, die ursprünglichen und die angelernten, entsteht in Heinrich's Denk- und Handlungsweise jene eigenthümliche Mischung, die uns das Verständniß seiner Persönlichkeit oft so sehr erschwert. Beide Arten gerathen häufig in Streit, durchbrechen einander und heben sich gegenseitig auf: besonders in der letzten Zeit seines Lebens werden wir dies zu beobachten Gelegenheit haben. Im persönlichen Auftreten, im Ver-

kehre Heinrich's mit anderen Individuen kommt mehr sein eigentlicher Charakter hervor, dagegen auf die große Politik wendet er die Eigenschaften und Künste an, die ihn sein vielbewegtes Leben gelehrt hatte. Nur in einzelnen Ausbrüchen, in schnell verklingenden Bravaden tritt hier Heinrich's rasches und feuriges Temperament an das Licht; im großen und ganzen erscheint er als vorsichtiger, kalter, schlau berechnender Politiker, der — ein hohes aber noch fernes Ziel im Auge — einstweilen nur vertheidigungsweise verfährt, jeden Fehler des Feindes klug benutzend, um denselben immer mehr zu isoliren; bis endlich Frankreich genugsam erstarkt, Spanien hinreichend vereinsamt sein würde, daß er den entscheidenden Schlag wagen könnte.

Heinrich allein bestimmte die äußere Politik Frankreich's; seine beiden vorzüglichsten Helfer in derselben, der Staatssekretär Villeroy und Jeannin, hatten ihm gegenüber keine selbständige Bedeutung. Sie waren fromme Katholiken, die einst der ligistischen Partei angehört hatten und erst zu Heinrich IV. übergetreten waren, als dieser katholisch geworden. Jetzt waren sie ihm treu ergeben, aber im Grunde ihres Herzens bewahrten sie ihre Sympathien für das fromme Spanien. So lange der König lebte, mußten sie sich seinem festen Willen und der Größe seiner Politik unterordnen; aber nach seinem Tode stellte es sich klar heraus, nach welcher Richtung hin ihr Herz sie zog. Diese Männer konnten also von Heinrich nur als Werkzeuge benutzt werden, und in der That wollte er sie nur als solche gebrauchen. Und für diesen Zweck waren sie vortrefflich. Villeroy besonders, der fähigste von allen Gehülfen Heinrich's IV., war ungemein fleißig und thätig und von bewunderungswürdiger Geschicklichkeit und Umsicht bei Abfassung von Depeschen und Entwerfung von Instruktionen. Er hat hierin wahre Musterarbeiten geliefert. Jeannin war ein überaus gewandter Unterhändler, unermüdlich, immer neuer Wege und Mittel voll, bald bescheiden und einschmeichelnd, bald stolz und in großen Phrasen sich ergehend. So nutzte Heinrich ihre Fähigkeiten und ihre Geschäftskenntniß aus

für eine Politik, die eigentlich ihren Anschauungen schnurstracks zuwider lief.

Sully hat in seinen Memoiren sich großen Einfluß auf den Gang von Heinrich's äußerer Politik zugeschrieben. Freilich wurde er bisweilen zu Rathe gezogen, besonders in den letzten Monaten von Heinrich's Leben; aber im allgemeinen war er auf die inneren Angelegenheiten, besonders die Finanzverwaltung, beschränkt. Seine großen Verdienste auf diesem Gebiete werden wir später zu schildern haben, aber für die äußeren Verhältnisse kommt er wenig in Betracht. Auch war er hier ganz ungeeignet. Maximilien de Bethune, Marquis von Rosny — wie damals der spätere Herzog von Sully noch hieß — verband mit großen Vorzügen: Geschicklichkeit, Einsicht in Verwaltungssachen, vorzüglicher Begabung in den Artillerie- und Ingenieurwissenschaften, Eifer für seinen Herrn, zahlreiche Mängel, die ihn besonders für das diplomatische Fach untauglich machten. Er war stolz, aufgeblasen, herrisch und absprechend, hart, voll unersättlicher Geldgier. Selten hat Jemand den Haß der Mitwelt so auf sich vereinigt, wie Sully,[1] um freilich dafür von der Nachwelt über Gebühr entschädigt zu werden. Sully empfahl sich seinem Könige noch besonders durch seinen Indifferentismus in religiösen Dingen; obwohl äußerlich Hugenott, hatte er dem König zu seinem Uebertritt gerathen und verkehrte viel und gern mit katholischen Geistlichen. Ja, er beging das in den Augen seiner Glaubensgenossen unsühnbare Verbrechen, dem Papste den Titel „heiliger Vater" beizulegen!

Aber so brauchbar und wichtig diese Männer dem Könige auch waren, wesentlich regierte er selbst, und dankte nicht für die auswärtige und nicht für die innere Politik zu ihren Gunsten ab.

Mit leichter Mühe, ohne Bürgerkrieg, war jetzt die Empörung beseitigt, welche noch soeben die kaum hergestellte Ruhe Frankreich's

[1] Vergl. S. 228; sowie MS. Suppléments 911 (Bibl. Imp. zu Paris): Remonstrance faicte à Mr. de Rosny, 1600.

bedroht hatte. Der Friede blieb nach innen und außen erhalten, und unter seinem Schutze entwickelten sich rasch die reichen Hülfsquellen des Landes, wuchsen dessen Wohlstand und die Zahl seiner Bewohner. Während dessen erschöpfte sich Frankreich's Nebenbuhler, Spanien, in einem fortwährenden Kriegszustande. Bald — sahen wir — wurde eine mächtige Flotte ausgerüstet, um Algier anzugreifen, bald setzte sich ein Heerhaufe in Bewegung, um eine neue Provinz dem endlosen Reiche hinzuzufügen. Wie hätten da Armee und Flotte verringert, die Steuerlast erleichtert, der Volksgeist auf die Künste des Friedens gelenkt werden können! Unaufhaltsam führte Lerma seine Nation weiter auf dem abschüssigen Pfade, der sie zu Elend und Machtlosigkeit leiten sollte. Welch' ein Gegensatz zu der ruhigen, selbstbewußten, stetigen Politik des französischen Königs!

Aber die gefährlichste, allezeit offene Wunde am spanischen Staatskörper waren die Kriege mit Holland und England. Zumal der erstere; Jahr aus Jahr ein zehrte er an dem Vermögen und der Bevölkerung der Pyrenäen-Halbinsel. Doch auch England fügte den Spaniern durch seine Korsaren und durch seine großartigen maritimen Unternehmungen nicht wenig Schaden zu. Es ist erwähnt, wie das Kabinet von Valladolid diesen noch selbst vermehrte, indem es die unglückliche Expedition des Don Juan d'Aguilar gegen Irland ausrüstete. Dieses Unternehmen schadete den Spaniern in mehr als einer Beziehung. Elisabeth, die schon längst gewünscht, den Krieg mit ihnen zu beenden — hatten doch bereits im Jahre 1600 Verhandlungen zwischen englischen und spanischen Kommissaren in Boulogne stattgefunden — wurde durch den Donner der spanischen Geschütze in Irland auf unangenehme Weise aus ihren Friedensträumen erweckt. Sie beschloß, zum zweiten Male in ihrem Leben durch diese Vorspiegelungen der Spanier getäuscht, nun gründliche Rache an denselben zu nehmen. Sie sollten fühlen, daß die Feindschaft mit England keine geringe Sache sei; einen allgemeinen Krieg wollte sie gegen Spanien anstiften. Auf wen hätte sie da ihr Augenmerk eher richten sollen, als auf den französischen König? Er

bot sie ihm (Januar 1602) ein Offensivbündniß gegen Spanien an; mit gesammter Kraft sollten beide Mächte gegen ihren gemeinschaftlichen Feind vorgehen.[1])

Heinrich war damals in einer den Engländern gerade nicht günstigen Laune; er war erbittert gegen sie wegen der unverschämten Seeräuberei, welche sie mit der größten Unparteilichkeit gegen die Schiffe aller Nationen ausübten.[2]) Indeß dieser Umstand würde schließlich doch nur geringes Gewicht auf die Entscheidung des Königs ausgeübt haben, zumal in einer so wichtigen Frage, wie sie hier an ihn herantrat. Ein Krieg im Bündniß mit Holland und England gegen das fast aller Allirten entbehrende Spanien mußte allerdings für den französischen Monarchen viel Verlockendes haben; indeß es machten sich doch bei ihm auch zahlreiche gewichtige Gegengründe geltend. England versprach stets Großes, aber im Augenblicke der Gefahr ließ es — das hatten die früheren Zeiten gelehrt — die Wucht des Kampfes gern auf seine Verbündeten fallen. Schon der Geiz der Königin, dann aber auch ihr Neid und ihre Besorgniß jedem Erfolge ihrer Freunde gegenüber ließen keine kräftige Unterstützung derselben ihrerseits zu. Besonders wenn man entscheidende Erfolge über die Spanier erringen würde, dann hätte Heinrich sicherlich auf die Engländer nicht mehr zählen können. Dieser Ueberzeugung gab Heinrich gegen Beaumont, seinen Botschafter in London, kräftigen Ausdruck, ja er sprach offen die Befürchtung aus, die engliche Königin wolle mit ihren Allianzanträgen ihn, den König, nur täuschen und hintergehen. Sie beabsichtige, Frankreich und Spanien in einen Krieg zu verwickeln, damit sie ihre Kräfte gegenseitig aufrieben. Inzwischen wolle sie sich aus dem Kampfe ziehen, indem sie so bald wie möglich mit Spanien

---

[1]) MS. Dep. Tassis' v. 6. März 1602; Arch. v. Sim., K 1405. — Heinrich IV. an Beaumont, 13. Febr. 1602; Lettr. miss., V. 705.

[2]) Vgl. die Relazion Nicolò Molin's an den venez. Senat (Bar. e Berch., IV. 67): Gli Inglesi... sotto pretesto di andar contro i nemici, depredavano anco le navi degli amici, como è pur troppo manifesto à V. S.

Frieden schließe, um so selbst das Heft in Europa in die Hände zu bekommen.[1]) Diese Angaben waren höchst wahrscheinlich übertrieben, den hauptsächlichsten Grund, aus welchem heraus Heinrich die englischen Anerbietungen zurückwies, verschwieg er seinem Abgesandten weislich, weil das keine Sache war, die man der Welt schon offenbaren durfte. Die Ursache liegt in den Erwägungen, die wir oben als die leitenden in Heinrich's auswärtiger Politik kennen gelernt hatten. Er glaubte die Zeit für den Entscheidungskampf gegen Spanien, der dieses ganz demüthigen sollte, noch nicht gekommen; erst sollte Frankreich in langem Frieden seine Kräfte erfrischt und gestärkt haben, erst mußte Spanien vereinsamt sein in Europa: dann hoffte er dafür auch das Haus Oesterreich um so vollständiger niederzuwerfen.

Und deshalb verhielt er sich den englischen Anträgen gegenüber sehr kühl und rieth seinem Gesandten große Vorsicht an. Nicht abweisen solle er die Eröffnungen der Königin, aber noch weniger bestimmt auf dieselben eingehen.[2]) Immer dringender wurden die Aufforderungen Elisabeth's, auch Prinz Moritz von Oranien schloß sich denselben an, da ihm begreiflicher Weise viel daran gelegen sein mußte, Frankreich zu offenem Kampfe gegen Spanien zu bestimmen. Immer glänzender wurden die Anerbietungen der Verbündeten: im Frühjahr 1602 wolle Moritz in das Feld ziehen mit 20,000 Mann holländischer Infanterie und 3000 holländischen Reitern, ferner mit 3000 Franzosen, 1500 Schotten, 6000 Engländern, die im Solde der Republik standen; außerdem versprach Elisabeth noch 8000 Mann zu der französischen Operationsarmee stoßen zu lassen.[3]) Jedoch Heinrich war von dem einmal gefaßten Beschlusse nicht abzubringen. Er antwortete Elisabeth nicht geradezu

---

[1]) Briefe Heinrich's an Beaumont; Lettr. miss., V. 608, 759 f.

[2]) Heinrich an Beaumont, 13. Febr. (ibid. 751.)

[3]) MS. Consulta des sp. Staatsr. v. 27. Mai 1602, Dep. Tassis' vom 11. August 1602; Arch. v. Sim., K 1426. 1605.

verneinend, aber doch ausweichend.[1]) Der englische Agent in Paris erhielt von Villeroy den deutlichern Bescheid: „der König werde für Elisabeth alles thun, was ihm möglich sei, mit Ausnahme, den Frieden zu brechen und sich offen gegen Spanien zu erklären".

Freilich hat sich Heinrich deshalb nicht etwa dem Hause Habsburg genähert, sondern wie er den offenen Krieg gegen dasselbe vermied, that er doch wieder alles, um ihm Schaden zu bereiten. Früher hatte er dem Herzoge von Nevers erlaubt, dem Kaiser gegen die Türken zu Hülfe zu ziehen, und als der Sultan sich durch seinen außerordentlichen Gesandten, den marseiller Arzt und Renegaten Barthelemy Coeur, darüber beschwerte, wies Heinrich dies zurück. Im Vertrauen auf die Geneigtheit, welche ihm hier der französische König gezeigt hatte, ließ der Kaiser denselben um die Gewährung einer kräftigen Unterstützung gegen die Türken angehen. Die Gesandtschaft, die zu diesem Zwecke nach Paris kam, wurde sehr wohl aufgenommen — ihr Haupt wurde mit einer goldenen Schüssel beschenkt — und empfing von Heinrich die schönsten Worte über seine Liebe zur christlichen Religion und seine Ergebenheit für den Kaiser. Aber demselben thätliche Hülfe zu leisten, mußte Heinrich sich leider einstweilen versagen, da der Zustand seines Reiches es nicht erlaube, und bis auf bessere Zeiten verschieben. Mit diesem wenig tröstlichen Bescheide mußte die Gesandtschaft nach Wien zurückkehren. In der That war Heinrich keineswegs gewillt, die alte politische und kommerzielle Verbindung Frankreich's mit der Türkei dem Hause Habsburg zu Liebe aufzugeben, eine Verbindung, die sein einsichtsvoller Botschafter in Konstantinopel, de Brèves, soeben erst erneuert und wieder befestigt hatte. Im Gegentheil war es ihm lieb, den deutschen Zweig der österreichischen Familie in fruchtlosem Kampfe gegen die Türken seine Mittel verzehren zu sehen; und so

[1]) Sehr ausführlicher, urkundlicher Bericht über die englisch-französischen Allianzverhandlungen bei Siri, Memorie recondite, I. 129 ff. — Aerssen an Oldenbarnevelt, 1. März 1602; Deventer, Gedenkstukken, II. 310.

ermahnte er sogar durch Brèves den Sultan, seine Angriffe gegen den Kaiser eifrig und scharf fortzusetzen.[1]) Wie sich hiermit die so oft betheuerte Begeisterung Heinrich's für die christliche Religion verträgt, ist freilich schwer abzusehen. Ohne Skrupeln irgend einer Art, aber mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit und Ausdauer sehen wir Heinrich die Fäden seiner Politik nach allen Seiten hin knüpfen. In Deutschland, in Holland, in England, im Orient bereitete er dem Hause Oesterreich Verlegenheiten und reizte dessen Feinde gegen dasselbe an, die eben dadurch seine eigenen Freunde wurden: ohne doch Frankreich's Mittel irgendwie für diese Zwecke abzunutzen. Frankreich brauchte eben äußeren Frieden, und diesen hat Heinrich fast ängstlich bewahrt, obwohl er gerade damals die mannichfaltigsten und gerechtesten Veranlassungen hatte, ihn zu brechen.

Denn es war dies die Zeit der heimlichen Versuche Fuentes' und Karl Emanuel's, mit Hilfe Biron's und Bouillon's die innere Ruhe Frankreich's zu stören. Wir haben gesehen, daß die spanische Regierung und selbst Philipp III. Kenntniß von diesen Umtrieben hatten und dieselben sogar innerhalb gewisser Grenzen begünstigten. Und doch, wie sehr dürstete die spanische Nation nach Frieden, wie friedlich war in ihr die Gesinnung bis in die höchsten Kreisen hinauf! Man erkannte die üble Lage des Vaterlandes, man war sich der Ursachen bewußt, durch welche es in dieselbe gerathen. Als zum ersten Male die Nachrichten von jener Verschwörung an den spanischen Staatsrath kamen — am 27. Mai 1602 — da sprach dieser die Meinung aus, die spanischen Agenten in Frankreich sollten die dortigen Katholiken zur Ruhe ermahnen. Spanien dürfe sie nicht unterstützen, denn die Angelegenheiten in Flandern stünden schlimm und im Schatze sei kein Geld vorhanden. Die Gefahren bei einem neuen Kriege Spanien's gegen Frankreich seien groß, in

[1]) MS. Dep. Tassis' v. 26. April 1602. — Heinrich an Brèves und an Fresnes-Canave, 2. Apr., 11. Aug. 1602, 20. Jan. 1604; Lettr. miss., V. 753. 653, VI. 681.

gar keinem Verhältniß zu dem doch höchst zweifelhaften Vortheile, den man erhoffen dürfte.[1]) So urtheilte die erste politische Körperschaft der Monarchie! Leider waren die ehrgeizigen Minister Philipp's III. wenig geneigt, diesen zugleich moralischen und klugen Rathschlägen Folge zu leisten. Während Heinrich IV., trotz all' seiner Neigung zum absoluten Regiment, mit richtigem Verständniß auf die Stimme seines Volkes hörte, setzten die leitenden Personen in Spanien sich in thörichtem Hochmuthe über dieselbe hinweg.

Noch ehe die Verschwörung Biron's gänzlich enthüllt war, hatte Heinrich sich bei Don Juan Bautista de Tassis über die spanischen Umtriebe im Innern seines Reiches beschwert.[2]) Tassis leugnete freilich alles ab, schrieb aber doch nach Hause um Instruktionen. Der Staatsrath zu Valladolid, der in das Geheimniß nicht hineingezogen war, sprach die feste Ueberzeugung aus, weder der katholische König noch seine Minister hätten an jenem Unternehmen irgend Antheil; Philipp III. möge ihn — den Staatsrath — hierüber völlig beruhigen, damit derselbe danach seine Maßnahmen treffen könne. Indeß obwohl der Staatsrath bei dem Könige immer wieder auf eine solche Erklärung drang, ward sie ihm doch nicht zu Theil: ein übles Zeugniß für Philipp III. und Lerma! Nach außen hin freilich stellten dieselben und ihre Agenten sich selbstverständlich höchst tugendhaft entrüstet über die Anschuldigungen, die Heinrich gegen sie erhoben. Durch den Herzog von Sessa, den spanischen Botschafter in Rom, wurde der Papst vermocht, sich sofort bei dem französischen Könige für die Unschuld der Spanier zu verbürgen. Auch Tassis mußte in diesem Sinne sich aussprechen und sogar die Theilnahme des Grafen Fuentes an dem inzwischen ganz entdeckten Unternehmen beharrlich leugnen.[3]) Am 12. August wieder-

1) MS. Consulta des sp. Staatsr. v. 27. Mai.

2) Auch bei dem Papst; Siri, Mem. recond., I. 40.

3) MS. Dep. Tassis' v. 9—15. Mai, 26. Juni; Consulten des sp. Staatsr. v. 27. Mai, 6. Juli.

holte der Herzog von Ossuna, auf seiner Durchreise nach Flandern von dem französischen Könige empfangen, ihm diese Betheuerungen.[1])

In der That stellte sich Heinrich IV., als ob er wenigstens in Bezug auf den spanischen Monarchen diesen Versicherungen vollen Glauben schenke. Wenn er anders gehandelt, wenn er öffentlich erklärt hätte, er halte den König Philipp für schuldig, die Verschwörung gegen seine Herrschaft und gegen sein Leben angeregt und begünstigt zu haben: wie hätte da der Krieg vermieden werden können! Welch' andere Antwort ließ sich auf solche Machinationen geben, als der Einmarsch französischer Truppen in Artois und Luxemburg, die Franche-Comté und Roussillon? Aber, wie schon mehrere Male hervorgehoben, Heinrich hielt die Zeit für den Kampf gegen Spanien noch nicht für gekommen, und so vermied er es sorgfältig, denselben durch allzu brüske Erklärungen unumgänglich zu machen. Nur den Herzog von Savoyen und Fuentes beschuldigte er, von diesen sei der Plan ausgegangen.

Aber trotzdem wollte der französische König den Spaniern zeigen, daß er sich vor ihnen nicht fürchte. Zuerst beabsichtigte er, nach Unterwerfung von Burgund, mit zehn- bis zwölftausend Mann Infanterie, 1200 Reitern und vielem Geschütz nach der Picardie aufzubrechen, um dem Erzherzog in den Niederlanden und mit ihm Spanien selbst einen heilsamen Schrecken einzuflößen;[2]) doch gab er diesen Plan später wieder auf. Um so mehr indeß war er entschlossen, fernere Umtriebe der Spanier in Frankreich kräftig zu verhindern.

Wir erinnern uns,[3]) daß im Beginn des Jahres 1602 in Italien eine bedeutende spanische Armee zusammen gezogen wurde, deren Bestimmungsort angeblich Flandern war; doch fürchtete man,

---

[1]) Siri, Mem. rec., I. 112 f.

[2]) MS. Dep. Tassis' v. 26. Juni. — Aerssen an Oldenbarnevelt, 3. Juli, Deventer, Gedenkstukken, II. 323 ff.

[3]) Vgl. S. 212.

daß sie gegen Frankreich ausgerüstet sei. Seitdem war die Hauptmacht wirklich unter dem berühmten genueser Bankier Ambrosio Spinola nach den Niederlanden abmarschirt, aber nun (Ende Juni 1602) sollten noch 2000 Neapolitaner unter dem Befehle von Brancas die Rhonebrücke bei Grezin passiren. Heinrich indeß glaubte zu wissen — und wer könnte ihm nach dem Vorgefallenen einen solchen Verdacht übelnehmen? — daß diese Truppen bestimmt seien, an der französischen Grenze stehen zu bleiben und die Anhänger Biron's in Burgund, die um diese Zeit sich noch nicht vollständig unterworfen hatten, zu ermuthigen und heimlich oder öffentlich zu unterstützen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß jenes Truppencorps zu einem solchen Zwecke bestimmt war, aber der König glaubte es entweder wirklich oder wollte bei dieser Gelegenheit den Spaniern beweisen, daß er ihnen erforderlichen Falles auch entgegen zu treten verstehe. Er beauftragte also den Marschall de Lavardin, welcher die französischen Streitkräfte in Burgund befehligte, an die Rhonebrücke zu rücken und die Spanier an deren Ueberschreitung zu verhindern. Lavardin kam diesem Befehle sofort nach. Vergebens versicherte Brancas, er habe keinen andern Auftrag und Zweck, als geraden Weges nach Flandern zu marschiren: auf die wiederholte Weisung Heinrich's hin sperrte Lavardin den Neapolitanern beharrlich die einzige Straße nach der Franche-Comté.[1])

Die Spanier nahmen aber dem französischen Könige diesen Schritt sehr übel! Tassis reklamirte sofort bei Heinrich, doch ohne Erfolg. Die spanische Regierung zeigte sich so entrüstet, als hätte sie nie mit den Feinden des Béarners in Verbindung gestanden. Der Herzog von Sessa wurde beauftragt, dem Papste diesen flagranten Friedensbruch des französischen Königs zu melden und ihm die ganze Schändlichkeit eines solchen Verfahrens, dem friedlichen und vertragsmäßigen Benehmen Philipp's gegenüber, gebührend zu schildern. Ernste Maßregeln wurden getroffen. Heer, Festungen

[1]) L. m., V. 639.

und Flotte sollten in Kriegsbereitschaft versetzt werden. Die Vizekönige in Italien sollten rüsten, ebenso der Herzog von Savoyen. Dieser Letztere zeigte seinen Haß gegen Heinrich noch einmal, indem er vorschützte, er fürchte, daß Lavardin es auf ihn abgesehen habe, und spanische Garnison nahm. Tassis wurde sofort beauftragt, den französischen Monarchen mit Krieg zu bedrohen, wenn er seine Anordnungen nicht rückgängig mache.[1])

Philipp III. oder vielmehr der Herzog von Lerma schien in der That entschlossen, diese Verletzung des Friedens von Lyon, der ja den Spaniern die freie Benutzung jener Brücke zugesichert hatte, mit einem großen Kriege gegen Frankreich zu beantworten. Sie rechneten ohne Zweifel auf die Nachwirkungen der letzten Unruhen in dem Nachbarreiche, auf die angebliche Unzufriedenheit der französischen Katholiken wegen der Hinrichtung Biron's. Des Herzogs von Savoyen glaubten sie als Bundesgenossen sicher zu sein, dann mochten sie auch auf die Unterstützung des Papstes hoffen, den sie durch alle möglichen Mittel gegen Heinrich einzunehmen suchten. Während also die friedliche Stimmung der spanischen Nation sich in den Verhandlungen und Beschlüssen des Staatsraths ausspricht, tritt Philipp selbst überall in dieser Angelegenheit in schneidendster Weise auf. An Tassis ging von neuem eine ungemein scharfe Instruktion ab.[2]) Der König ist sehr erstaunt über die Klagen Heinrich's IV., da er nichts gethan, was diesen erzürnen könnte. Es ist unmöglich, daß ein so offener Friedensbruch, wie die Verhinderung des Marsches der 2000 Neapolitaner, ruhig ertragen werde. Tassis soll sich darüber ernstlich bei Heinrich IV. beklagen und ebenso über die beständige Unterstützung, welche dieser den Hollän-

[1]) MS. Dep. Tassis' v. 19. Juli; Arch. v. Sim., K 1605. — Consulten des sp. Staatsr. v. 17., 23. Aug.; ibid., K 1426. — Die spanische Garnison in Savoyen bestand zunächst aus dem Terzo (Regiment) des Don Sancho de Luna und 6 Komp. Kavallerie, später rückte auch das Terzo des Maestro di Campo Rostro nach Saluzzo; Lettr. et amb. de Fresnes-Can., I. 338, 363.

[2]) Am 10. Sept.; MS. Arch. v. Sim., K 1451.

dern gewährt, und soll es deutlich aussprechen, daß, im Falle Heinrich nicht ein anderes Verfahren einschlüge, sein König vor Gott und Menschen gerechtfertigt sein würde, wenn er mit allen Mitteln für die Sicherheit seines Staates Sorge trüge. In demselben Sinne schrieb Philipp an den Herzog von Sessa. Dieser solle alles Geschehene dem Papste berichten und denselben darauf aufmerksam machen, daß durch die Schuld seines Königs niemals ein Bruch des Friedens stattfinden würde, daß aber Philipp III. die Beleidigungen nicht mehr ertragen könne, die er bisher erduldet, und die ihn Heinrich jeden Tag erdulden lasse.

An demselben Tage — dem 10. September — wurde der Staatsrath beauftragt,[1] zu berathschlagen, wie man die flagrante Verletzung des Friedens von Vervins durch Heinrich IV. rächen könne.

Wir haben gesehen, wie König Heinrich zwar auf alle Weise den Habsburgern entgegen zu arbeiten suchte, wie er überall ihre Feinde unterstützte und anreizte: wie er aber auf der andern Seite alles, was ihn in einen offenen Kampf mit Spanien oder dem Kaiser verflechten konnte, sorgfältig, ja fast ängstlich vermied. So handelte er denn auch bei dieser Gelegenheit. Sowie er die große Verstimmung der Spanier über die Vorfälle an der Rhonebrücke merkte, begann er zurückzuweichen. Schon am 11. August konnte Tassis seinem Könige melden, daß Heinrich den Weg nach Flandern den Neapolitanern geöffnet habe, weil er eingesehen, daß sie keine üblen Absichten hegten.[2]) Zwar erklärte Heinrich wenige Tage später: obwohl er den Rückzug Lavardin's und die Oeffnung der Rhonebrücke anbefohlen, sei er doch gezwungen, die letztere von neuem zu verschließen, wenn Fuentes seine Umtriebe noch weiter fortsetzte: indeß dies war nur ein Versuch, seinen Rückzug in dieser ganzen Angelegenheit zu decken. Denn als die Spanier sich auch dies nicht gefallen lassen wollten, sondern sich deshalb weiter bei dem Papste

---

[1]) MS. Arch. v. Sim., K 1426.

[2]) MS. Dep. Tassis' vom 11. Aug.

beschwerten und mit ihren Kriegsdrohungen fortfuhren,[1]) da ließ Heinrich von jeder kriegerischen Haltung ab und schlug plötzlich eine so friedliche Sprache an, wie die Spanier sie nur wünschen konnten.

Zwei Umstände trugen hierzu mächtig bei. Erstens das Zerwürfniß des französischen Königs mit Bouillon, dessen Folgen sich einstweilen noch gar nicht absehen ließen; und dann die Intervention des Papstes. Klemens VIII. war unablässig bemüht, den Frieden in der Christenheit aufrecht zu erhalten, wo möglich aber ein Bündniß zwischen den beiden größten katholischen Mächten zu Stande zu bringen, das den völligen Sieg des Katholizismus in Europa hätte herbeiführen müssen. Immer von neuem verbürgte er sich bei dem französischen Könige, wenn dieser bei ihm über die Spanier Klage führte, für die Unschuld Philipp's III. an der Verschwörung; freilich konnte er sich hierbei auf keinen andern Beweis stützen, als auf die Versicherungen der Spanier selbst. Auch sandte jetzt der Papst durch einen seiner Kämmerer, den Polen Ponasinski, die an ihn ausgelieferten Leute Rochepot's an den König zurück und ließ ihn durch jenen ermahnen, nunmehr zur Erzielung eines bessern Einverständnisses einen neuen Gesandten an des abberufenen Rochepot's Stelle nach Spanien zu senden.[2]) Zuerst machte Heinrich bedeutende Schwierigkeiten und schützte vor, er könne nicht einen Gesandten, der als Ausdruck der Freundschaft gelte, an einen Fürsten abschicken, dessen höchste Beamte die französischen Unterthanen gegen ihren Herrn aufstachelten und zur Empörung reizten. Als aber der Papst immer von neuem in ihn drang und zugleich jene friedlichere Stimmung bei Heinrich Platz griff, ging er auf die Wünsche Klemens VIII. ein und bestimmte (Oktober 1602) den Herrn von Barrault zu seinem ordentlichen Gesandten in Spanien.[3])

---

[1]) MS. Consulta des sp. Staatsr. v. 12. Sept.

[2]) MS. Dep. Ayala's v. 29. Juli 1602; Brüsseler Archiv (s. Anhang).

[3]) MS. Dep. Tassis' v. 26. Juni, 24. Okt. 1602. — L. m., V. 640 f. 648 f. — Siri, Memorie recondite, I. 44. 111 ff. — Depesche Winwood's v. 7. Juli; Mem., I. 425.

Es kam noch hinzu, daß Heinrich erfahren mußte, wie er bei einem etwaigen Kriege gegen Spanien auf die Mithülfe der mächtigern italienischen Staaten, Venedig's und Toskana's, nicht im mindesten zählen könne. Denn diese hatten eine solche Angst vor der spanischen Macht, daß sie es nicht einmal wagten, dem französischen Könige wegen der Entdeckung und Vereitelung der Biron'schen Verschwörung Glück zu wünschen![1]) Sie waren nämlich fest überzeugt, Philipp III. sei an derselben betheiligt.

Und wenn Heinrich IV. ferner erwog, wie sein Reich eben erst mit genauer Noth einer gewaltigen Erschütterung entgangen sei, wie es noch immer in demselben mehrere ihm feindliche Faktionen gäbe, wie nöthig seine Unterthanen Ruhe und Friede seien: so mußte er in der That bedacht sein, die zwischen ihm und Spanien bestehenden Schwierigkeiten lieber aus dem Wege zu räumen, als sie immer mehr anwachsen zu lassen. In den Briefen an seine Gesandten spricht Heinrich sich sehr offen über diesen Gegenstand aus. Er habe, so schreibt er, keine Beweise, daß der König von Spanien die Verschwörung im einzelnen gekannt habe, wohl aber sei derselbe im allgemeinen von ihr unterrichtet gewesen. Er, Heinrich, stelle sich dennoch an, als ob er den Unschuldsbetheuerungen Philipp's Glauben schenke. Denn wenn er sie als unwahr bezeichnen wollte, dann müßte er Rache nehmen und zum Degen greifen. Aber wenn er den gegenwärtigen Zustand seiner Reiche und denjenigen seiner Nachbaren betrachte, dann sehe er wohl, daß er sich zu seinem eigenen Besten mit Mäßigung und Langmuth benehmen müsse.[2]) — In der That, Holland war auf seinem eigenen Gebiete vollauf beschäftigt, England war unzuverlässig, Venedig und Toskana lau, der Papst eher dem Gegner günstig, Savoyen sicher ein hartnäckiger Widersacher, das eigene Reich schwach und von verrätherischen Fak-

[1]) L. m., V. 650: Instruktion an de Fresnes-Canaye, v. 11. Aug.

[2]) L. m., V. 650, 659, 671: Instruktionen an de Fresnes v. 11., 18. Aug. und an den Baron de la Tour, Ges. in Schottland, v. 17. September.

tionen durchwühlt: alles Gründe, welche den König mit zwingender Gewalt zur Bewahrung des Friedens veranlaßten!

So nahm er den Spaniern gegenüber, mit schneller Wendung, eine ganz versöhnliche Haltung an. Nachdem er soeben erst (Mitte Juli) den immer wiederholten Anerbietungen der englischen Königin zu einer Offensiv- und Defensivallianz näher getreten war, nahm er wenige Tage darauf seine betreffenden Erörterungen völlig zurück.[1]) Ebenso schlug er die dringende Bitte der Holländer um ein offenes Angriffsbündniß mit ihnen rund ab.[2]) Auch seine Sprache gegen die Spanier milderte sich. Als Tassis sich wieder einmal über sein feindseliges Benehmen beschwerte, antwortete er ihm ganz gelassen und suchte sich zu entschuldigen. Freilich habe er Recht gehabt, den 2000 Neapolitanern den Durchzug zu versperren; hätten doch hinter denselben noch große spanische Streitkräfte gestanden! Aber der französische Monarch verlangte nicht mehr, wie noch kurz zuvor, die Bestrafung des Grafen Fuentes und dessen Vertrauten, Don Mendo Rodriguez de Ledesma. Ueberhaupt drückte er sich bei dieser Audienz friedlich und zuvorkommend aus.[3])

---

[1]) Instruktionen Heinrich's und Villeroy's an Beaumont vom 18., 25. Juli, 2. Aug.; Siri, Mem. recond., I. 143 ff.

[2]) Depeschen Aerssen's an Oldenbarnevelt, v. 22. u. 26. Sept.; M. L. van Deventer, Gedenkstukken van Oldenbarnevelt, II. 330 ff., 335 f.

[3]) MS. Dep. Tassis' v. 1.—3. Okt. — Diesen Berichten Tassis' und den Ausdrücken Heinrich's IV. selbst (s. oben Anm. 1) gegenüber, müssen die Depeschen Aerssen's an die Generalstaaten (angeführt von Motley, IV. 149 ff. ed. London 1867) v. 4. u. 18. Okt. über die angeblichen harten Auslassungen Heinrich's gegen Tassis wegen Philipp's III. einfach als lügnerisch bezeichnet werden. Vielleicht hat Heinrich IV. selbst geprahlt vor dem holländischen Botschafter: wahrscheinlicher freilich ist, daß dieser übertrieben hat, denn er war ja als ein Lügner bekannt; vgl. u. A. MS. Buzanval an Villeroy, 5. Jan. 1605 (Manuscr. franç. der Bibl. Impér. zu Paris, vol. 15,953), Dumaurier an Puysieulx, Nov. 1613 (ibid. vol. 15,955). — Herr Vreede hat (im Anhang zu seinen Negoc. de Buzanval, p. 429 ff.) die Vertheidigung Aerssen's unternommen. Aber abgesehen davon, daß er die Anklage, die auch Buzanval gegen Aerssen erhebt, nicht gekannt hat, beweist er nur, daß Aerssen ein geschickter Diplomat, aber keineswegs ein zuverlässiger Mann war. So urtheilt auch Deventer (Gedenkstukken van Oldenbarnevelt, III., Inleiding, p. XVI.) richtig:

In Spanien war, wie bereits erwähnt, die Lust zum Kriege gleichfalls eine sehr geringe. So wenig man sich scheute, die Macht des verhaßten Nachbarlandes durch geheime Umtriebe zu schwächen, wünschte man doch den Ausbruch eines offenen Kampfes zu vermeiden, schon um das Zustandekommen eines Offensivbündnisses zwischen Frankreich, Holland und England zu verhüten. Man beschloß vielmehr, die versöhnlichen Aeußerungen des französischen Monarchen festzuhalten, mit Befriedigung aufzunehmen, sie in alle Welt zu verkünden und sie so viel wie möglich auszubeuten. Nach zwei Seiten hin konnten sie den Spaniern von Nutzen sein. Erstens man konnte sie gebrauchen, um dem Papste und dem politischen Publikum von ganz Europa dadurch zu erweisen, daß ja Heinrich IV. selbst von der völligen Unschuld des spanischen Königs an der Verschwörung Biron's überzeugt sei. Zweitens aber sollten jene versöhnlichen Auslassungen benutzt werden, um auf Grund derselben die endliche Unterbrechung der französischen Hülfleistung an die holländischen Rebellen zu verlangen.[1]) Besonders dies letztere lag den Spaniern sehr am Herzen, und um es zu erlangen, glaubten sie die Farben recht dick auftragen zu müssen. Von den Machinationen gegen Heinrich's Herrschaft und Leben gingen sie in etwas übermäßiger Schnelligkeit zu den lebhaftesten Beweisen nachbarlicher Gesinnung gegen Frankreich über. Man kam Frankreich in mehreren wichtigen Sachen freundlichst entgegen. Die spanische Regierung hatte schon längst beschlossen, Tassis abzuberufen, der — nach ihrer Meinung — der Würde des katholischen Königs zu viel

---

Bij al zijne goeden eigenschappen als diplomaat, bezat Fr. Aerssen noch de gave der discretie noch de kunst der voorzigtigheid. — Wenn Marino Cavalli in seiner Depesche v. 21. Okt. 1602 dieselbe Geschichte berichtet, wie Aerssen, und zwar ganz in derselben Weise, so hat er sie offenbar von diesem; denn er setzt hinzu, er erzähle nell' istesso modo che dal Re è stato communicato a persona di qualità. Zwischen Venedig und Holland bestand überhaupt ein sehr intimes Verhältniß.

[1]) MS. Cons. des sp. Staatsr. v. 24. Okt.

vergebe und zu schwach gegen die Franzosen sei. Die Hauptsache aber war die, daß Tassis kein eigentlicher Spanier und dann überhaupt ein ruhiger, verständiger, von jedem fanatischen Vorurtheil freier Mann war. Man hatte zu seinem Nachfolger keinen anderen bestimmt als Don Mendo Rodriguez de Ledesma, den Vertrauten Fuentes', einen Menschen, der erwiesener Maßen schon mehrere Male Mörder gegen Heinrich IV. ausgeschickt hatte. Derselbe wäre selbstverständlich den Franzosen sehr unbequem gewesen, und Heinrich's Minister ließen dies auch Tassis wohl merken. Mit einer bei den Spaniern seltenen Zuvorkommenheit beschlossen dieselben nun, Ledesma durch einen andern Diplomaten, Don Baltasar de Zuñiga, zu ersetzen, welcher bisher als Vertreter Spanien's am Hofe des Erzherzogs Albrecht gelebt hatte.[1]) Er kannte deshalb die französischen Verhältnisse bereits genauer und hatte sich mit den gemäßigteren politischen Ideen erfüllt, die in der Umgebung des Erzherzogs in Brüssel vorherrschten. In Wahrheit stand er übrigens an Tüchtigkeit, Bedeutung und Umsicht Tassis weit nach. Jedenfalls zeugte diese Abänderung der ersten Ernennung von dem Willen der Spanier, dem französischen Könige versöhnlich entgegen zu kommen. Ja, auf die wiederholten Erinnerungen Frankreich's ermahnte die Regierung von Valladolid sogar den Herzog von Savoyen, seinem kriegerischen Muthe und seiner unverwüstlichen Lust an Intriguen einigermaßen den Zügel anzulegen.[2]) Noch weiter ging man in Spanien. Der Herzog von Lerma nahm die Verhandlungen wegen einer Heirath zwischen dem Dauphin und der Infantin Ana wieder auf, und ließ durch den päpstlichen Nunzius in Madrid dem französischen Hof von seinen guten Intentionen in dieser Angelegenheit Nachricht geben. Heinrich nahm die betreffenden Eröffnungen vorsichtig, aber nicht ungünstig auf.[3]) Alle Worte

[1]) MS. Dep. Tassis' v. 24. Okt. 1602; Cons. des sp. Staatsr. v. 6. Febr. 1603, nebst Apostille des Königs.

[2]) MS. Cons. des sp. Staatsr. v. 28. Jan.

[3]) Perrens, Les mariages espagnols sous le règne de Henri IV. et la régence de Marie de Médici; p. 15 ff.

und Thaten der Regierung von Valladolid zielten auf Herstellung eines guten Verhältnisses zu Frankreich.

So vielen Beweisen von der aufrichtigen Friedensliebe Spaniens gegenüber konnte auch Heinrich nicht umhin, demselben seine freundschaftliche Gesinnung auszudrücken. Er schrieb damals an seinen Gesandten in Venedig, Herrn de Fresnes-Canaye: „Es scheint, daß der König von Spanien beabsichtigt, mir mehr als je Grund zu geben, mit ihm in Frieden zu leben, und daß der Papst seine Hand dazu bieten will. Hierin wird man mich sehr zu einem Einverständniß aufgelegt finden, besonders wenn ich erkenne, daß man mit ehrlicher Absicht verfährt. Und in diesem Sinne mögen Sie zu dem Nunzius Seiner Heiligkeit, der in Venedig residirt, sowie zu allen anderen sprechen, die Sie danach fragen werden." [1]) Man sieht, Heinrich gab sich den Anschein, als ginge er gern auf die Annäherung Spanien's ein, als wolle er freudig das Einverständniß mit dem bisherigen Rivalen anbahnen helfen. Ebenso drückte er sich auch direkt dem päpstlichen Nunzius in Paris gegenüber aus; er versicherte denselben, nie werde er zuerst den Frieden verletzen. Und um diese seine Gesinnung auch durch die That zu bewähren, bestrafte er einige Franzosen, die einen Einfall in das — damals bekanntlich zu den spanischen Niederlanden gehörende — Luxemburgische gemacht hatten. [2])

So schien ein wirklich freundschaftliches und herzliches Verhältniß, wie es seit fast einem Jahrhundert nicht dagewesen, sich zwischen Frankreich und dem Hause Oesterreich anzubahnen. Die beiden einander bisher so feindlichen katholischen Großmächte näherten sich gegenseitig unter der Aegide des Papstthumes; ein so lange vergeblicher Herzenswunsch des letzteren schien endlich auf dem Punkte, sich zu verwirklichen. Sollte aber dieses Einverständniß sich vollziehen, sollte die Wucht des in Europa noch so unverhältnißmäßig überwiegenden Katholizis-

---

[1]) L. m., V. 681: Instruktion v. 30. Sept.

[2]) MS. Dep. Tassis' v. 13. Dez.; Arch. v. Sim., K. 1606.

muss in der Hand des Papstthumes vereinigt werden: so war die neue Lehre und mit ihr der frischere, freiere Geist der neueren Zeit von den schlimmsten Gefahren bedroht. Es war in der That ein Moment von großer welthistorischer Bedeutung. Bourbon und Habsburg waren im Begriff, sich unter dem Segen des römischen Bischofs die Hand zu bieten. Und gegen wen konnte dieses Bündniß sich anders wenden, als gegen die Protestanten? Wies nicht Heinrich IV. das ihm mehrmals beinahe zudringlich angetragene Bündniß seiner früheren Freundin und Helferin Elisabeth gerade jetzt von neuem zurück?[1]) Verließ er nicht um diese selbe Zeit die Sache des straßburger Domkapitels? Beschützte er nicht bereits in seinen Gewässern die spanischen Galeeren gegen die englischen Kriegsschiffe?[2]) War dies alles Wirklichkeit oder Schein? ernste Absicht oder Täuschung? Es schien ganz das erste, ganz aufrichtige Schwenkung der gesammten französischen Politik. Suchte doch Heinrich dieses Einverständniß mit Spanien sogar auf die damals noch so feste und sichere Basis der Familienverknüpfung zu gründen. Der Papst, stets eifrig um die Herstellung von Friede und Freundschaft zwischen den beiden großen katholischen Mächten besorgt, hatte das Entgegenkommen Lerma's benutzt, um in Paris und Valladolid gleichzeitig auf die Nützlichkeit einer solchen Verbindung aufmerksam zu machen, und es hatten seine Eröffnungen an beiden Höfen scheinbar freundliches Entgegenkommen gefunden.[3]) Heinrich besonders nahm das Heirathsprojekt, das er ja zuerst sogleich nach der Geburt des Dauphins und der Infantin Ana im September des vorigen Jahres gefaßt hatte, nunmehr (November 1602) von neuem auf, wenigstens zum Theil. Er sandte einen Agenten, Namens la Bruyere, an den Erzherzog und dessen Gemahlin nach Brüssel, um ihnen in vertraulicher Weise von der Vermählung des Dauphins

[1]) L. m., V. 719, 759 f.: Instruktionen an Beaumont vom 19. Okt., 12. Dez. 1602.

[2]) MS. Dep. Tassis', Dez. 1602; Arch. v. Sim., K 1606.

[3]) Siri, Mem. rec., I. 114.

mit ihrer Nichte zu reden. Nur verlangte jetzt der König ausdrücklich, daß, wenn der Erzherzog — wie es bereits wahrscheinlich war — sterben sollte, ohne Kinder zu hinterlassen, dann die Niederlande an Frankreich fielen. Nach dem aber, was wir schon früher über die Auslassungen Heinrich's in Betreff jener Heirath mitgetheilt haben, ist es wahrscheinlich, daß er am Ende selbst auch von dieser Bedingung Abstand genommen hätte.

In Spanien waren die Meinungen über diesen Schritt des französischen Monarchen getheilt. So ernst hatte Lerma seine Eröffnungen an den Nunzius wohl kaum gemeint. Er hatte Frankreich nur einstweilen begütigen und es in Hinsicht auf die Niederlande gewinnen wollen. Die Debatten im Staatsrathe waren hitzig. Die einen glaubten, man dürfe diese Heirathsverbindung nicht mißachten, wenn Heinrich sie öffentlich und direkt verlange. Andere dagegen verwarfen diese Vermählung ganz, denn entweder würde sie durch die Verbindung Flandern's mit Frankreich Spanien schwächen, oder sie würde gar einmal dem feindlichen Hause der Bourbonen den spanischen Thron verschaffen. Die Förmlichkeit und steifleinene Ceremoniosität der spanischen Regierung gab endlich den Ausschlag. Sie beschloß, daß zwar im Geheimen Tassis die wahren Gesinnungen Heinrich's über diesen Gegenstand zu erforschen suchen solle, man aber öffentlich la Bruyere antworte, die Heirath werde nur auf formelle und direkte Unterhandlungen hin abgemacht werden können.[1]) Darauf war wieder einstweilen alles still, außer daß der Papst von Zeit zu Zeit auf diesen seinen Lieblingsgedanken zurückkam.[2]) Heinrich aber war durch diese Zurückweisung auf das tiefste verletzt. Als die Spanier im Frühjahr 1603 wieder in allgemeinen Ausdrücken auf die Vermählung anspielten, mußte sein Gesandter Bar-

---

[1]) MS. Conf. des sp. Staatsr. v. 19. Dez. 1602, 22. Febr. 1603; Arch. v. Sim., K. 1426.

[2]) Depeschen Bethune's vom 14. Jan., 12. Febr. 1603; Siri, Mem. rec., I, 175 ff; etc.

rault sich vollständig kühl und abweisend verhalten.[1]) Er glaubte erkannt zu haben, daß die Spanier ein freundschaftliches Verhältniß zu Frankreich nicht aus uneigennützigen Motiven suchten, ja es gar nicht ernstlich beabsichtigten, daß sie ihn vielmehr nur mit schönen Worten anzulocken suchten, um seine Freundschaft auszubeuten. Von nun an stand Heinrich's Entschluß fest. Noch einmal hatte er den Spaniern trotz ihrer Vergehungen gegen ihn die Hand geboten; sie hatten sie zurückgestoßen. So sollte denn seine Politik künftighin auf die Bekämpfung Spanien's mit allen Mitteln, offenen und geheimen, gerichtet sein. Der Zwischenfall war erledigt, die alten Bahnen wurden wieder eingeschlagen. Nur hielt er es für gut, vor der Welt die Maske der Freundschaft für Spanien noch, so lange es ging, zu bewahren. Um so sicherer konnte er die Stöße gegen dasselbe führen.

Es läßt sich gerade nicht als ein Unternehmen gegen ein solches freundliches Verhältniß betrachten, wenn Heinrich IV. jetzt den Herzog von Savoyen zu gewinnen suchte. Freilich im Grunde ganz im Gegensatze zu Spanien. Am savoyischen Hofe bekämpften sich seit langer Zeit zwei Parteien. Die eine, unter der Führung des Grafen Martinengo, begünstigte Frankreich; die andere, unter d'Albigny, war Spanien zugethan. Diese letztere hatte viele Jahre hindurch die Oberhand bei dem Herzoge gehabt und ihre Gegner gänzlich aus der Gunst desselben verdrängt und sogar zum Theil aus dem Lande vertrieben; doch hatte sie, wie schon angedeutet, durch den Frieden von Lyon bereits einen schlimmen Stoß erhalten. Als nun die Verschwörung Biron's entdeckt worden war, hatte Karl Emanuel an Philipp III. gesandt, um ihn zu entschiedenem Vorgehen gegen den französischen König zu bewegen. Aber er mußte erleben, wie er auch dieses Mal von seinem mächtigen Schwager gänzlich im Stiche gelassen wurde. Philipp III. und seine Minister und Gesandten suchten die spanische Central-Regierung und selbst Fuentes

[1]) Perrens, Les mariages espagnols, 20 ff.

von jeder Mitschuld bei jener Verschwörung rein zu waschen und wälzten damit alles auf den Herzog von Savoyen. Klemens VIII. hatte, gerade auf die spanischen Berichte hin, den Herzog ganz direkt bei dem französischen Könige angeklagt.[1]) Ja, die Spanier bemühten sich sogar um die Freundschaft Heinrich's IV. und setzten so den Herzog ganz ausschließlich dem Zorne desselben aus. Dies brachte den leidenschaftlichen Mann in großen Aerger und noch größern Grimm, und er machte nunmehr Anstalten, sich gänzlich von Spanien abzuwenden. Anerbietungen Martinengo's in diesem Sinne wurden von Karl Emanuel freundlich aufgenommen. Er verzögerte einige Zeit die Abreise seiner Söhne nach Spanien und schrieb an Martinengo: Wenn er nur eine angenehme Nachricht aus Frankreich empfinge, dann wolle er schon — auf Kosten Spanien's — der Welt zeigen, was ein Herzog von Savoyen vermöge.[2]) — Ein Beweis dieser Schwenkung des Savoyers war bereits die Sendung des Grafen Vische an den König zum Glückwunsch wegen der Entdeckung und Unterdrückung von Biron's Verschwörung. Denn Vische war ein vertrauter Freund Martinengo's, gehörte also der französischen Partei am savoyischen Hofe an. Heinrich's Benehmen war auch sehr gut berechnet, um die günstige Wendung in den Anschauungen Karl Emanuel's zu benutzen und weiter zu fördern. Er nahm Vische zwar öffentlich etwas streng auf, wie es das Verfahren seines Herrn reichlich verdient hatte: persönlich aber behandelte er ihn freundlich und gütig und ließ durch ihn Martinengo auffordern, Alles anzuwenden, um den Herzog auf einen vernünftigern Weg zu bringen und ihn von dem verderblichen Einflusse d'Albigny's zu befreien. Endlich sollte doch der Herzog der Kunststücke und Verräthereien dieses Menschen müde werden! Täuscht er ihn doch nur und giebt unnütz sein Geld aus, indem er ihm die Ausführung vieler Dinge verspricht, die zu vollbringen nicht in seiner

---

[1]) Siri, Mem. rec., I. 46.

[2]) Ibid., 181.

Macht steht. Deutlich ließ Heinrich merken, daß, wenn der Herzog sich nur Frankreich wieder zuneigen wolle, dies ihn mit offenen Armen aufzunehmen gedenke.[1])

Aber Karl Emanuel konnte sich nicht so schnell entschließen, seine bisherige Politik bitterer Feindschaft gegen Frankreich und hinterlistiger Anschläge gegen Heinrich IV. und dessen Verbündete aufzugeben. Die Aussicht, daß bei ferner mangelnder männlicher Nachkommenschaft des spanischen Königshauses die Herrschaft über alle spanischen Reiche durch Heirath an einen seiner Söhne kommen könnte, ließ ihn immer wieder nach Valladolid ausschauen. Die Spanier bekräftigten ihn dann durch geheimnißvolle Andeutungen in dieser seiner Hoffnung. So schwankte er her und hin zwischen den beiden Mächten, je nach den augenblicklichen Impulsen sich dieser oder jener zuneigend. Noch einmal versuchte er es jetzt, durch ein schnelles geheimes Unternehmen im Fluge einen Vortheil davon zu tragen, im Gegensatze zu Frankreich. Mit Ingrimm sah Karl Emanuel, wie schon öfter hervorgehoben, auf das frei emporblühende Genf. Diese Stadt, kaum einen Büchsenschuß von seinem Gebiete entfernt, hatten einst seine Vorfahren unter unzweifelhaften Rechtstiteln beherrscht; dann hatte sie sich während der Reformationszeit losgerissen und behauptete nun ihre Freiheit, sich stützend auf das höhere Recht des Fortschritts und der menschheitlichen Entwickelung.[2]) Sie wuchs nun immer kräftiger und reicher heran,

[1]) Vgl. den Brief Heinrich's an de Fresnes-Canaye, vom 30. Sept. (Lettr. miss., V. 678 ff.) und die Briefe Fresnes' an Bethune v. 5. Okt. und an den König v. 9. Okt. (Lettr. et amb. de Fr.-Can., I. 439, 441).

[2]) Eine weitläufige Auseinandersetzung der Rechte, welche der Herzog von Savoyen auf Genf zu haben glaubte und wirklich hatte, findet man bei S. Guichenon, Hist. généal. de la maison royale de Savoie, I. 98 ff. Vgl. Kampschulte, Johann Calvin (Leipzig 1869), I. 84 f., wo geschildert ist, wie die Eidgenossen selbst die betr. Rechte wenigstens zum Theil auf der Konferenz zu Payerne 1530 anerkannt hatten. Die Frage des formellen Rechtes ist danach ohne Zweifel zu Gunsten Savoyen's entschieden. Aber freilich hatte die Reformation alle Verhältnisse von Grund aus umgestaltet.

wie ihm zum Trotz. Unzählige Male hatte er schon versucht, sich derselben zu bemächtigen, immer war es ihm mißlungen, mit Güte und mit Gewalt. Weltliche und geistliche Waffen hatte er angewendet; um die Gemüther in der Metropole des Kalvinismus für die alte Religion und damit auch für Savoyen zurück zu erobern, hatte er in Thonon, unmittelbar am See, ein Kloster von Predigermönchen gegründet.[1]) Wie dringend hatte er die Stadt von Heinrich gefordert, wie lebhaft hatte ihn Klemens VIII. dabei unterstützt: aber vergebens. Endlich schien ihm der lyoner Vertrag die letzte Möglichkeit abzuschneiden, zu dem Besitze der Stadt zu gelangen. Sie war zwar — auf besonderes Bitten des Papstes und seines Legaten[2]) — nicht ausdrücklich genannt worden, aber doch unter dem allgemeinen Namen der Freunde und der Verbündeten der schweizerischen Ligen und Kantone mitbegriffen, welche mit klaren Worten in den Frieden aufgenommen worden waren. Um ferner gar keinen Zweifel über diesen Punkt zu belassen, hatte Heinrich am 13. August 1601 ausdrücklich erklärt, daß er Genf mit unter die „Verbündeten der dreizehn Kantone" begreife und es deshalb als unter dem Schutze des lyoner Friedens stehend betrachte.[3]) Es hieß also von Seiten des Herzogs diesen Frieden offen brechen und damit den König von Frankreich selbst angreifen, wenn er etwas gegen Genf unternahm. Und dennoch schreckte er vor einem solchen Wagniß nicht zurück; mehrere Umstände waren es, die ihn hierbei ermuthigten. Zuerst mochte er sich wohl auf das Unterlassen der namentlichen Erwähnung von Genf in dem Traktate stützen, doch konnte das von keiner großen Bedeutung sein. Mehr fiel für ihn

---

[1]) Depesche Francesco Priuli's an den venezian. Senat, v. 27. Okt. 1601; Mutinelli, Storia arcana d'Italia, III. 251.

[2]) L. m., VI. 6.

[3]) Abreu y Bertodano, Tratados, I. 95 ff. — Im Frühjahr 1601 hatte Lesdiguières, aus Furcht vor der großen spanischen Armee in Oberitalien, Genf mit Soldaten und Kapitänen verstärkt. S. Depesche Winwood's an Cecil v. 7. Mai 1601; Winwood Memorials, I. 323.

sicher in das Gewicht das freundliche Entgegenkommen, das er bei Heinrich fand, und das ihn hoffen ließ, er werde in keinem Falle an demselben einen unversöhnlichen Gegner erhalten. Aber auch sonst konnte er auf ziemliche Straflosigkeit rechnen. Denn einmal stand es fest, daß der Papst einer solchen Aushebung des kalvinischen Ketzernestes sehr günstig sein und, mochte sie nun glücken oder scheitern, hier seine schützende Hand über dem Herzoge halten würde. Andrerseits stand hinter Karl Emanuel der grimme Fuentes, der soeben erst bei dem Heranrücken Lavardin's mehrere Tausende spanischer Soldaten zum Schutz in das savoyische Gebiet verlegt hatte und jetzt, auf das Krankenlager geworfen durch den Kummer über das Scheitern seiner Verschwörung mit Biron, [1]) gewiß große Lust verspürte, doch noch dem verhaßten Béarner einen tüchtigen Denkzettel zu geben. Es kam hinzu, daß d'Albigny, der — wenn nicht von neuem ein entschiedener Bruch zwischen Frankreich und Savoyen eintrete — seinen Sturz als unvermeidlich voraussah, den ganzen Rest seines Einflusses bei dem Herzog anwendete, um ihn zu dem Unternehmen gegen Genf zu bewegen. Karl Emanuel's brennender Ehrgeiz und unruhiger Geist bedurften kaum so vieler Veranlassungen und Beweggründe, um seine Plane gegen die schöne Rhonestadt wieder aufzunehmen. Noch einmal schwebte seiner lebhaften Phantasie der alte Traum der savoyischen Dynastie, die Wiederherstellung des burgundischen Reiches, vor, dessen Hauptstadt einst Genf gewesen war. Wenn die Kräfte dieses Mannes seinen Entwürfen entsprochen hätten, welch' eine Gefahr wäre er für ganz Europa gewesen!

Schon im Sommer dieses Jahres hatten sich die schweizer Kantone, die Verbündeten Heinrich's, bei diesem über Anschläge und Versuche Karl Emanuel's gegen Genf zu beklagen gehabt. Heinrich, gerade damals über die Verrätherei Savoyen's und Spanien's

---

[1]) Brief Fresnes' an de Vic v. 9. Aug. 1602; L. et amb. de Fr.-Can. I. 371.

in der Bironschen Angelegenheit erbittert, hatte dem Herzog sein Thun strengstens verwiesen und ihn darauf aufmerksam gemacht, daß er sich schlimmen Repressalien aussetze, wenn er fortfahre, Friedensbrüche zu verüben.[1] Karl Emanuel verhielt sich nun eine Zeit lang still, aber es war nur das Bücken des Tigers, der zu einem neuen kräftigern Sprunge ausholt. In demselben Augenblicke, wo er den Grafen Bische nach Paris gesandt und Heinrich seiner Ergebenheit und Treue versichert hatte, horchte er noch einmal auf die Einflüsterungen d'Albigny's und bereitete eine Expedition vor, die ihn plötzlich für sein bisheriges Mißgeschick entschädigen und ihm die gehaßte und doch so glühend begehrte Stadt nothwendig in die Hände zu liefern schien. Der Plan gründete sich auf den Umstand, daß die Mauer von Genf nicht überall gut bewacht war. Besonders bei dem Neuthore war eine weite Strecke der Courtine beständig ohne jede Schildwache.[2] Hier wollte Karl Emanuel einen nächtlichen Ueberfall ausführen. Alle Vorbereitungen wurden mit dem größten Eifer und dabei in der äußersten Heimlichkeit betrieben. Der Syndikus der genfer Wache, Blondel, wurde noch durch besondere Verhandlungen gewonnen, um in jener Nacht für die Nichtaufstellung einer Wache auf der erwähnten Courtine Sorge zu tragen.[3] Von allen Seiten her wurden entschlossene Leute geworben und nach Chambéry gebracht, wo sie eingeübt, gut unterhalten und reichlich bezahlt wurden. Leitern zum Ersteigen der Mauern wurden in großer Menge und mit nie gesehener Sorgfalt und Kunst verfertigt. Man wurde zwar auf diese Rüstungen des Savoyers aufmerksam, indeß man wußte nicht, gegen wen sie gerichtet waren. Uebrigens war man von Seiten des Herzogs dergleichen Vorbereitungen ja gewohnt.

---

[1]) Brief des Königs an die Kantone v. 3. Juli 1602; L. m., V. 757.

[2]) Bouillon (der zufällig gerade damals in Genf anwesend war) an einen Freund, Anf. Jan. 1603; Corresp. de La Force, I. 347.

[3]) **Mezeray**, Hist. de France, III. 1250 f. — Saluces, Hist. militaire du Piémont, III. (Turin 1818) p. 49, giebt noch einige Einzelheiten.

Als alles zur Ausführung bereit schien, glaubte Karl Emanuel, es sei angemessen, die Genfer noch mehr in Sicherheit zu wiegen. Er schickte also den Präsidenten Rochette nach Genf, um hier über die Wiederherstellung der Handelsverbindungen zwischen der Republik und Savoyen und besonders über den Verkehr mit Lebensmitteln zu verhandeln. Häufig sah man savoyische Edelleute in Genf einreiten und hier freundlich mit den Bürgern umgehen und Geschäfte abschließen. In der That wurde, bei so vielen Mitwissern, das Geheimniß in bewunderungswürdiger Weise gewahrt.

Der Herzog wollte, wenn auch heimlich und verkleidet, der Expedition beiwohnen, doch blieb er nachher auf halbem Wege, in Etrambiere, zurück, um allzugroße Schande bei einem Mißlingen des Unternehmens zu vermeiden. Zu dem offiziellen Führer desselben wurde des Herzogs Günstling d'Albigny ernannt, der sein Generallieutenant in den westalpinischen Provinzen war. Dieser ließ die zu dem Angriff bestimmten Truppen, 2600 ausgesuchte Soldaten,[1]) in einzelnen Abtheilungen, um so jedes Aufsehen zu vermeiden, in die Genf benachbarten savoyischen Ortschaften abrücken. Endlich wurde die Nacht von Sonnabend dem 21. auf Sonntag den 22. Dezember — die längste Nacht des Jahres — zur Ausführung des beabsichtigten Schlages angesetzt.[2]) Um 6 Uhr Abends mar-

---

[1]) Genauer: 800 Savoyer, 800 Spanier, 400 Neapolitaner, 4 Komp. Kavallerie, 100 auserlesene Kürassiere und 100 freiwillige Edelleute; Saluces, Hist. milit. du Piémont, III. 50.

[2]) Trotz der abweichenden Angaben mehrerer Schriftsteller (Matthieu, II. 200 A.: 25. Dez.) ist das im Text angegebene Datum verbürgt durch Thou, I. 129, Mezeray (III. 1250), Khevenhiller (Ann. Ferd., VI. 2621) die Depesche Marino Cavalli's v. 3. Jan. 1603, den Bericht der Genfer selbst (in ihrem Briefe an den Gouv. von Lyon P. Matthieu, II. 204 A. f.: 11/12. Dez. A. St., vgl. Aubigné, Hist. Univ., V. 12.), endlich durch die noch jetzt in Genf stattfindende Feier dieses Festes; vgl. Lampmann, die genfer Eskalade (Morgenbl. 1861 Nr. 5, 6). Hierbei mag noch erwähnt sein, daß der großartige Plan, den Herr Lampmann, gestützt auf die Autorität des natürlich sehr parteiischen genfer Flugblattes Vray discours, dem Herzoge zuschreibt, sicher nie in dessen Gehirn vorhanden war. Wie hätte es Karl Emanuel einfallen können, „im engen Bündniß mit Spanien die Niederlande zu erobern (?!), den

schirte man von Bonneville ab, das Arvethal hinunter. Obwohl es bereits ganz finster war, wurden doch alle möglichen Vorsichtsmaßregeln beobachtet. D'Albigny hatte an allen Kreuzwegen Wachen aufgestellt, um die Vorübergehenden anzuhalten, damit sie nicht in Genf Alarm geben möchten. Man zog nicht auf der Straße, sondern dicht an der Arve entlang, damit das Geräusch des Wassers den Schall der Schritte von Mensch und Pferd übertöne. Kurz vor Genf schwenkte man zur Rhone ab. Der größte Theil des Corps blieb hier, vor dem Neuthor, auf der Wiese Plainpalais stehen, nur 200 Geharnischte unter Brignolet,[1]) dem Gouverneur von Bonneville, unternahmen den Sturm. Sie sollten zwischen dem Neuthore und dem Münzthurme jene unbewachte Stelle der Mauer ersteigen, dann das Thor öffnen und das Gros der Savoyer in die Stadt hineinlassen. Ein Jesuitenpater, Namens Alexander, war ihnen beigegeben, um sie zu Muth und Standhaftigkeit gegen die Ketzer zu ermahnen. Er gab ihnen Amulette, die sie gegen Wasser, Feuer und Schwert festmachen sollten.[2])

Im tiefsten Schweigen stiegen die Sturmkolonnen auf drei künstlichen Leitern die Mauer hinauf. Es war Mitternacht. Acht der savoyischen Offiziere durcheilen ohne Verzug die stillen Straßen und überzeugen sich davon, daß alle Bürger schlafen. Aber anstatt nun die Stadt sofort anzugreifen oder anzuzünden, beschließen die Savoyer, ruhig bis 4 Uhr Morgens zu warten, damit das Gros

„Protestantismus in Flandern auszurotten, von Norden aus in Frankreich einzudringen und Heinrich IV. am Rhein (!) anzugreifen, während die Spanier „von den Pyrenäen vordringen sollten, um schließlich die Beute dieser un„geheuren Eroberungen zwischen Philipp III. und dem savoyischen Hause zu „theilen"! Abgesehen von den sonstigen historischen und geographischen Unmöglichkeiten eines solchen Planes, sind wir nicht berechtigt, Karl Emanuel einen so hohen Grad des Wahnsinns zuzuschreiben. Aber die Genfer suchten ihre That natürlich so wichtig und für ganz Europa heilbringend, wie möglich, darzustellen. Deshalb legt der Vray discours dem Savoyer so ungeheuerliche Pläne bei, damit die Genfer das Verdienst besitzen, Europa gerettet zu haben.

[1]) Er wird auch Bruneaulieu und Bernoliere genannt.

[2]) **Aubigné, Hist. Univ., V. 12. p. 498.**

sich gehörig sammeln und vorbereiten könne, und damit erst der Tag sich nähere; denn in der Nacht, fürchteten sie, könne leicht unter ihnen selbst Verwirrung entstehen. Indeß dieser Aufenthalt war ihnen verderblich. Zwar gelang es den 200 Eingedrungenen, da sie sich lautlos auf die Erde niederlegten, die beiden ersten Ronden der Genfer zu überraschen und ohne Geräusch zu tödten; doch bald änderte sich die Lage der Dinge. Die dritte Ronde bestand aus einem Soldaten und einem Knaben, welcher eine Laterne trug: der Erstere wurde niedergestoßen, aber der Knabe entkam und alarmirte die Wache im Münzthurme, die einen Schuß abfeuerte. Rasch entschlossen, raffte Brignolet einen Theil seiner Leute zusammen, eilte nach dem Neuthore, überwältigte die schwache Wache und öffnete das Thor durch eine gegen dasselbe angebrachte Petarde. Zu gleicher Zeit waren die übrigen Eingedrungenen über einen weiten wüsten Platz hin durch die Hinterseiten der Häuser in das Herz der Stadt, die Place de Notre-Dame, vorgegangen. Noch jetzt schien der Sieg sich auf die Seite der Savoyer zu neigen, deren Gros sich gegen das Neuthor in Bewegung setzte. Aus ihrem Munde ertönten die Rufe: „Es lebe Spanien! es lebe Savoyen! gewonnene Stadt! tödte, tödte!“ Aber ein unglücklicher Umstand machte alles zu nichte. Ein Soldat der Wache am Neuthor hatte, als er sich rettete, den klugen Gedanken, auf den Wall über dem Thore zu klimmen und das Fallgitter niederzulassen, so daß das Oeffnen des Thores ganz unmöglich und die draußen anrückenden Savoyer von neuem ausgeschlossen wurden. Und nun regte es sich in der Stadt, die durch das Schießen aus dem Schlaf erwacht war. Die auf dem Rathhause Wacht habenden Milizen eilten unter Anführung einiger Kapitäne zunächst nach dem Neuthore. Zwar wurden sie, an Zahl schwach, von den Savoyern zurückgetrieben, doch hatten die ersten ihrer Schüsse den Petardier getödtet, so daß den Savoyern kein Mittel mehr blieb, das Fallgitter zu öffnen. Jetzt ging den Eingedrungenen der Muth aus, so daß sie die Ueberlegenheit, die sie einstweilen noch besaßen, unbenutzt ließen. Inzwischen hatten sich

nun die Bürger, von dem Schießen aus dem Schlafe aufgeschreckt, bewaffnet und eilten in hellen Schaaren gegen den kecken Feind. Die Verzweiflung, die Furcht vor dem schrecklichsten Schicksal trieb sie zum muthigen Kampfe: nicht nur für ihre Freiheit, sondern auch für ihr Leben und all' dessen Güter. Je kühner und entschlossener die Bürger, um so verzagter war die Handvoll Savoyer, welche sich zwischen den rachgierigen Feinden und der Mauer eingeschlossen sahen. In blinder Flucht liefen sie zu ihren Leitern zurück. Aber wie groß war ihre Verzweiflung, als sie auf die Mauer gelangten und ihre Leitern durch einige gut gezielte Schüsse von der nahen Gansbastei her zerschmettert fanden! Alle Angriffe der draußen befindlichen Herzoglichen auf verschiedene Thore und Theile der Mauern wurden indeß völlig und mit großem Verluste zurückgeschlagen. So blieb jenen auf dem Walle nichts übrig, als in den tiefen Graben hinabzuspringen; 54 Mann wurden dabei von den Feinden getödtet, 13 unter dem Versprechen ehrenvoller Kriegsgefangenschaft zur Ergebung gezwungen. Das Gros der Armee zog sich darauf unbelästigt zurück: das Unternehmen hatte den Savoyern 200 ihrer besten Leute gekostet.

Der Triumph der Genfer — nur sechszehn waren von ihnen gefallen — über die glückliche Vereitelung der savoyischen „Escalade" war groß; aber in dieses gerechte Gefühl mischte sich leider auch der Durst nach Rache. Da sie diese an dem Herzoge selbst nicht nehmen konnten, sollten die Gefangenen sie entgelten. Hatten doch diese Savoyer den feierlich beschworenen Vertrag gebrochen, hatten die ruhige und friedliche Stadt nächtlicher Weile, über die Mauern kletternd, wie Diebe überfallen! Was wäre wohl das Loos der Bürger gewesen, wenn jene ihre verbrecherische Absicht durchgesetzt hätten? Die Stadt wäre ausgeplündert und niedergebrannt, die Weiber mißhandelt, die Männer getödtet worden. Man behauptete, der Herzog habe seinen Leuten dieses in ganz bestimmter Weise befohlen.[1]) Und hierfür sollte man nicht die Savoyer, die

[1]) Aubigné, Hist. Univ, V. 12 p. 498.

man in Händen hatte, bestrafen? Schrie nicht das Blut der im Kampfe gefallenen Genfer um Rache? Sollte das Weinen ihrer Wittwen und Waisen nicht das Herz entflammen? Vergebens erinnerten die Einsichtigeren und Gemäßigteren an die Bedingung des ehrenvollen Gewahrsams, die man den Gefangenen gewährt, und riethen, ihnen Lösegeld aufzulegen oder sie zu etwaiger Auswechselung für die Zukunft aufzubewahren. Solchen Räubern, hieß es, brauche man das Wort nicht zu halten; und so wurden die Gefangenen vom Rathe zum Galgen verurtheilt. Die Unglücklichen — die meisten von ihnen waren Edelleute — baten, wenigstens den ehrlichen Tod durch das Beil zu sterben. Mit bitterem Hohne wurde ihnen geantwortet, sie sollten geköpft werden, aber erst, nachdem sie gehenkt seien. Und so geschah es. Noch am 22. Dezember, um zwei Uhr Nachmittags, wurden sie gehängt, dann ihre und der Gefallenen Köpfe auf den Galgen gesteckt, die Körper in die Rhone geworfen. Am Dienstag darauf wurde zum Danke gegen Gott für diese Befreiung aus schwerer Gefahr ein Fast- und Bettag von den Genfern gefeiert.[1]) Noch jetzt findet alljährlich an dem Vorabend der merkwürdigen „genfer Escalade" in der Lemanstadt ein Volksfest Statt zur Verherrlichung jener ruhmvollen Besiegung der Savoyer. — Des Syndikus Blondel Einverständniß mit dem Herzog Karl Emanuel wurde erst viele Jahre später entdeckt und derselbe dann gerädert.[2])

Freilich war die Gefahr für die Genfer noch nicht vorüber; der Savoyer konnte seinen Angriff wiederholen, vielleicht mit stärkeren Kräften und größerem Glücke. Ueberall hin gingen deshalb die

---

[1]) Brief Bouillon's, der Augenzeuge gewesen war, an einen Freund; La Force, I. Corresp. 346 ff. — P. Matthieu, 203 B. — P. Cayet, Chr. sept. 232. — De Thou, l. 129. — Khevenhiller, Ann. Ferd. VI. 2621 ff. — Sehr mit Vorsicht zu gebrauchen der Vray discours de la délivrance de Genève (Genf 1843). — Man vgl. Davila, Felipe III., 84. — Ferner Saluces, Hist. milit. du Piém., III. 50 ff. — Ein Beispiel der Unmenschlichkeit der Genfer bei Mezeray, III. 1251. — Aubigné, Hist. Univ., V. 12 p. 497—501.

[2]) Mezeray, l. c.

Boten und Briefe der Genfer, um das Geschehene zu melden und von ihren Verbündeten Hülfe und Schutz zu erflehen. Flugblätter und „Neue Zeitungen“ verbreiteten die Kunde von der Escalade durch alle Länder. Nicht vergebens war das Anliegen der Genfer. Die Kantone Bern und Freiburg schickten ihnen sofort 1200 Mann zu, so daß die Stadt vor jedem Handstreiche sicher war. Einige französische Protestanten eilten freiwillig hinzu, unter ihnen ein Sohn des alten Du Plessis, der stets voran war, wo es die Sache seiner Religion galt.[1]) Auch an Heinrich IV. kam bald Nachricht und Gesuch der Genfer.

Derselbe war im ersten Augenblicke über den kecken Versuch des Herzogs sehr ergrimmt, indeß nach reiflicher Ueberlegung beschloß er, seinem ganzen politischen Systeme gemäß, so wenig wie möglich aus der Sache zu machen. Gefahr schien ihm für den Moment nicht mehr vorhanden, der Herzog war tüchtig geschlagen und mit Schimpf heimgesandt, eine Wiederholung seines Unternehmens war so bald nicht zu fürchten. Auf der anderen Seite war dem Könige an der Aufrechterhaltung seines äußerlich guten Einvernehmens mit Spanien und Savoyen gelegen, und beide hätte er unzweifelhaft durch eine allzu warme Beschützung Genf's gekränkt und beleidigt. Auch Klemens VIII. mußte geschont werden. Gerade damals hat Heinrich dem Nunzius erklärt, er werde alle Mittel anwenden, um den europäischen Frieden zu befestigen: eine Phrase, deren Sinn unter den obwaltenden Umständen und dem Nunzius gegenüber leicht zu verstehen war.[2]) Er zeigte sich also in der Angelegenheit ziemlich kalt. Seinen Gesandten befahl er, über die ganze Sache einstweilen völlig zu schweigen; den Genfern antwortete er, wenn sie seinen Schutz nöthig hätten, werde er ihnen denselben in vollem Maße gewähren, aber jetzt sähe er noch zu wenig ab, wie die Dinge

[1]) Du Plessis an den König, 9. Febr. 1603; Lettres de Du Plessis, I. 34 f.

[2]) MS. Phil. III. an Tassis, 20. Febr.; Arch. v. Sim., K 1451.

sich gestalten würden, um schon einen bestimmten Entschluß fassen zu können.[1])

Die Spanier und Savoyarden dankten dem Könige für diese Mäßigung wenig, im Gegentheil, sie wurden durch dieselbe zu neuen Uebergriffen und Feindseligkeiten ermuthigt. Die Spanier benutzten die allgemeine Zusicherung des Schutzes, die Heinrich den Genfern ertheilt hatte, mit Freuden, um ihn bei dem Papste zu denunziren, der in der ganzen Angelegenheit ja schon gegen den französischen Monarchen aufgebracht war; hier könne man nun wieder sehen, stellte der Herzog von Sessa dem heiligen Vater vor, wie Heinrich IV. stets alle Ketzer beschütze.[2]) Wie schade sei es, bemerkt Philipp in einer Instruktion an Tassis,[3]) daß Heinrich IV. immer vom Frieden rede und von seiner Neigung, denselben aufrecht zu erhalten, und dabei seine Thaten nie seinen Worten entsprechen lasse!

Karl Emanuel vollends benahm sich Frankreich gegenüber mit seiner gewöhnlichen Keckheit. Er ließ den Eidgenossen erklären, er habe mit seinem Angriffe auf Genf keineswegs ihre Ruhe zu stören beabsichtigt, sondern er habe denselben nur unternommen, weil er gehört, daß der König von Frankreich sich durch Lesdiguières der Stadt habe bemächtigen wollen; und da Heinrich ihnen doch ein viel gefährlicherer Nachbar sein würde, als er — der Herzog — so seien sie ihm für seinen Versuch nur Dank schuldig! Außerdem habe er ja alte Rechte auf Genf.[4]) — Wie ließe sich wohl eine größere Unverschämtheit denken, als der Savoyer sie hier zeigte. Statt sich zu entschuldigen, klagte er einen Anderen völlig ungerechtfertigt an

---

[1]) L. m., VI. 6, 8 f.: Instruktion an Fresnes v. 6. Jan.; Schreiben an die Stadt Genf v. 8. Jan.

[2]) MS. Dep. Tassis', 3.—23. Jan. mit Apostille des Königs; Arch. v. Sim., K 1606; Cons. des sp. Staatsr. v. 25. Febr., ibid., K 1426.

[3]) S. die vor. Seite Anmerk. 2 citirte Instruktion.

[4]) MS. Dep. Tassis' v. 22. Febr. — Vgl. P. Matthieu, II. 204 B f.; P. Cayet, Chr. spt., 232; Khevenhiller, Ann. Ferd., VI 2625 f.

und verlangte für seinen verrätherischen Angriff noch die Dankbarkeit der Bedrohten! Es ist natürlich, daß die Genfer und Schweizer nicht in die plumpe Falle des Herzogs fielen. Im Gegentheil, ermuthigt durch die Ankunft französischer Soldtruppen in Stärke von 600 Mann, unternahmen sie Raubzüge in das savoyische Gebiet und auf einem derselben eroberten sie auch das Städtchen Saint-Genis in der Nähe von Aosta

Trotz aller dieser Ereignisse verharrte Heinrich in seiner Ruhe, wenn er sich auch allmählich genöthigt sah, etwas schärfer aufzutreten. Noch immer befahl er seinen Gesandten, auf Anfragen über seine Absichten in der savoyischen Sache ausweichende Antworten zu geben.[1]) Doch ließ er dem Herzoge von Savoyen selbst nunmehr durch Fresnes-Canaye, den französischen Gesandten in Venedig, deutlich seine Meinung sagen. Der König sei fest entschlossen, die Genfer gegen jeden Angriff von savoyischer Seite in Schutz zu nehmen. Das Manifest des Herzogs an die Berner verachte er, und wenn er darauf antworten wollte, so würde es durch den Mund der Kanonen sein.[2]) — Heinrich's Absicht war es noch immer nicht, ein Zerwürfniß mit Savoyen herbeizuführen, wohl aber erkannte er die Nothwendigkeit, die Keckheit Karl Emanuel's zu demüthigen und einzuschüchtern. Er sah wohl ein, daß an ein besseres und engeres Verhältniß mit demselben, wie er es ja beabsichtigte, gar nicht zu denken sei, wenn er dem ehrgeizigen und gewissenlosen Fürsten nicht seinen Ernst zeige und ihm wieder mit jener französischen Macht drohe, die ihn schon einmal so empfindlich getroffen hatte. Der Erfolg bewies auch, daß Heinrich richtig gerechnet hatte: Karl Emanuel gerieth in Angst. Noch ein anderes Ereigniß trug hierzu bei, ohne jedes Zuthun des Königs. Bei der Eroberung von Saint-Genis hatten die Genfer die französischen Soldaten angewendet, die in ihrem Solde standen, und waren sogar über französisches Gebiet

---

[1]) Heinrich IV. an de Fresnes, 4. Febr.; L. m., VI. 24.

[2]) Ders. an dens., 11. April; ibid. 666.

marschirt. Heinrich beeilte sich, dieses Verfahren der Genfer zu tadeln und zu dementiren;[1]) aber Karl Emanuel glaubte ohne Zweifel an diese Versicherungen nicht und war nun im Gegentheil durch jenes Ereigniß überzeugt, daß der französische König aktiv zu Gunsten Genf's aufzutreten beginne. Dieser Vorfall, der eigentlich den Intentionen Heinrich's zuwider lief, wirkte schließlich seinen Interessen günstig. Um Frankreich offen zu trotzen, hatte der Herzog im Jahre 1600 zu traurige Erfahrungen gemacht; darauf wollte er es nicht mehr ankommen lassen. Auch erhielt er jetzt von Spanien eine Depesche, die ihm ganz entschieden zum Frieden rieth, da man ihn sonst im Stich lassen werde[2]): doch noch eine Frucht jenes guten Einverständnisses zwischen Spanien und Frankreich, dessen Schein Heinrich sorgfältig aufrecht erhielt. Es war in der That ein Meisterstreich von ihm, daß er die, welche ihn zu düpiren gedachten, nun selbst täuschte; es gelang ihm vollkommen. Langsam und zögernd trat der Savoyer, wie unwillig, die sicher erhoffte Beute aufgeben zu müssen, den Rückzug an. Nachdem er schon häufig versprochen, Jemanden an Heinrich abzusenden, um ihn über das Vorgefallene zu unterrichten und aufzuklären, führte er dies endlich (April 1603) aus. Der Abgesandte des Herzogs war wiederum der Graf Vische, der Freund des Grafen von Martinengo, schon früher — wie erwähnt — von dem Könige freundlich aufgenommen und jetzt offenbar in der Absicht gewählt, diesem angenehm zu sein. Vische suchte seinen Herrn in allem zu entschuldigen, und Heinrich, der ja nichts als die Unterwerfung Karl Emanuel's unter seine Autorität wünschte, gab ihm zwar gemessene und ernste, aber doch eingehende und nicht unfreundliche Antworten.[3])

---

[1]) Ders. an dens., 17. April; ibid. 667.

[2]) Siri, Mem. rec. I. 200.

[3]) Heinrich IV. an de Fresnes, 1. Mai; L. m., VI. 668. — Inzwischen erhielten aber die Genfer eine monatliche Unterstützung von 10,000 Ecus seitens des Königs; MS. Dep. Tassis' v. 3. Juni. — Vgl. Dep. Marino Cavalli's an den venez. Senat v. 12. Mai, Bar. e Berch., II., I. 49.

Noch einen gütlichen Versuch machte Karl Emanuel, sich die Genfer zu gewinnen. Er begann freundschaftliche Unterhandlungen mit ihnen, wahrscheinlich um sie zu einer wenn auch nur nominellen Unterwerfung unter seine Oberherrschaft zu bewegen. Als die Genfer, durch die erst kürzlich gemachten Erfahrungen gewitzigt, jede Negoziazion ablehnten, drohte der Herzog, ihre Stadt zu belagern, sowie seine Kinder in Spanien angelangt seien, weil er dann der Unterstützung durch die gesammte spanische Macht sicher sei. Heinrich IV. hielt es aber kaum der Mühe werth, auf diese Drohungen Rücksicht zu nehmen, denn sie waren offenbar nur ein letzter Versuch des Savoyers, dasjenige durch Einschüchterung zu gewinnen, was er bisher weder durch Güte noch durch Gewalt hatte erlangen können.[1])

Wiederum war Karl Emanuel ein Unternehmen fehlgeschlagen, das er in der Hoffnung auf spanische Unterstützung begonnen hatte; wiederum war diese ausgeblieben. Was hatten ihm alle seine weit aussehenden Plane genützt, zu deren Verwirklichung er vor keinem, auch noch so verwerflichen Mittel zurückgeschreckt war? Schon hatte er sich auf dem Gipfel aller Hoffnungen geglaubt, als er die spanische Infantin heimführte: denn nun war er sicher, er werde durch die Spanier zu einer großartigen Stellung in Europa gelangen. Aber die eifersüchtige Politik der spanischen Könige, welche die nächsten Angehörigen nicht schonte, sah sich keineswegs durch persönliche Rücksichten zu einer besonderen Begünstigung des Herzogs veranlaßt: von Anfang an hatte Philipp II. Savoyen nur als ein Mittel und nicht dessen Vergrößerung als ein Ziel seiner Politik betrachtet; und Philipp III. und Lerma schlugen hierin keine anderen Wege ein. So hatte der verstorbene König ihn in dem Frieden von Vervins im Stiche gelassen, der jetzt regierende im Frieden von Lyon und nunmehr in der genfer Angelegenheit. Wie hätte auch die spanische Staatskunst das Aufkommen eines mächtigen italieni-

[1]) L. m., VI. 90.

schen Territoriums begünstigen können, da doch die Spanier mit aller Macht dahin strebten, sich zu unumschränkten Herren der ganzen Halbinsel zu machen! Was war also der Erfolg von Karl Emanuel's hispanisirender Politik gewesen? Sein Land war ver-verkleinert, statt vergrößert, und in einem Zustand der gänzlichen Verarmung und Erschöpfung. Indem allmählich der Herzog des gänzlich Unfruchtbaren seiner bisherigen Richtung inne geworden war, war der Entschluß immer mehr in ihm gereift, sie völlig zu wechseln. Schon vor dem Kriege um Saluzzo hatte er — wie erwähnt — dem französischen Könige ein enges Offensivbündniß gegen Spanien angeboten, und nur Heinrich's Weigerung hatte ihn auf spanischer Seite erhalten. Seitdem hatte sich bei jeder neuen Niederlage, die er erfahren, der Wille in ihm befestigt, bei der ersten passenden Gelegenheit sich von Spanien zu trennen. Freilich hatte er es doch nicht unterlassen können, hier und da einen Vortheil auf Kosten Frankreich's zu suchen: aber seine Intention war im allgemeinen auf eine Verständigung mit Frankreich gerichtet, und diese letzte Niederlage endlich brachte seinen Entschluß zur Reife.

Zunächst legte er jeden kriegerischen Gedanken gegen Genf bei Seite. Schon lange hatte Heinrich bei den Genfern auf den Frieden hin gewirkt. De Vic, der französische Gesandte bei der Eidgenossenschaft, mußte sich nach Genf begeben, um die Bewohner dieser Stadt dem Frieden geneigt zu machen. Zuerst hatte er nicht viel Anklang gefunden. Die kleine Republik war auf ihre bisherigen Erfolge nicht wenig stolz und dachte an nichts anderes, als dieselben weiter zu verfolgen, den verhaßten Savoyer zu demüthigen und sich auf seine Kosten zu vergrößern. Seine gänzliche Besiegung schien ihnen eine leichte Sache, denn wie er auf spanische, so hofften sie auf französische, schweizerische, deutsch-protestantische Hülfe. Endlich gelang es de Vic, ihren Eifer in etwas abzukühlen, indem er sie auf die Gefahren eines weiteren Krieges und auf die großen Vortheile aufmerksam machte, die sie durch einen ehrenvollen Frieden gewinnen würden. Nun schlugen sie zwar dem Herzoge einen

Waffenstillstand vor, aber ihre Bedingungen waren so wenig ehrenvoll, daß Karl Emanuel dieselben zurückwies und ihnen sagen ließ, es sei ihm ganz gleichgültig, ob sie ihn zum Freunde oder zum Feinde haben wollten. Heinrich IV. jedoch beruhigte sich bei diesem ersten Mißlingen nicht. Herr de Vic bewog in seinem Auftrage die von dem Kriegsschauplatze entfernteren und deshalb beiden Theilen weniger verdächtigen Kantone der Eidgenossenschaft, Glarus, Basel, Solothurn, Schaffhausen und Appenzell, sich zu Vermittlern zwischen Genf und Savoyen zu machen. Die Herren von Genf überlegten, daß sie doch nur durch fremde Hülfe des Herzogs Meister zu werden vermochten, und daß diese Fremden leicht die dadurch erlangte Macht in der Stadt mißbrauchen könnten, wenn sie nicht überhaupt Genf im Stiche ließen; und dann litten sie auch sehr durch das Aufhören des sonst so blühenden Handelsverkehres mit den Ländern des Herzogs. Die katholischen Kantone der Schweiz hatten sogar aus Neigung zu Spanien und Savoyen eine drohende Haltung gegen Genf angenommen. Für die Zukunft vollends war es für die Genfer viel sicherer, mit dem benachbarten Savoyen im Frieden zu leben, als im Krieg. Und so nahmen sie die anmaßendsten ihrer Bedingungen zurück.

In Romilly fanden die Vorverhandlungen mit d'Albigny Statt, der Vertrag zwischen den kriegführenden Parteien wurde zu St. Julien am 21. Juli 1603 abgeschlossen und bereits am 25. desselben Monats von dem Herzoge in Turin bestätigt.[1] Seine hauptsächlichsten Bedingungen waren: die beiderseitigen Eroberungen werden unverweilt zurückgegeben, und alles wieder auf den Zustand von 1589, wo der Krieg zwischen Savoyen und Genf ausbrach, zurückgeführt. Den genfisch gesinnten Savoyern wird Amnestie ertheilt, und es findet gegenseitig freier Handelsverkehr Statt, ohne daß der Religion wegen eine Belästigung dabei zu fürchten ist.

---

[1]) De Thou, l. c. — Matthieu, II. 205 B ff. — P. Cayet, Chr. sept., 233.

Auch diese Sache war nunmehr beigelegt, und zwar wiederum zum Vortheile Frankreich's, dessen Ansehen in Europa nicht wenig wachsen mußte, da eine so wichtige Angelegenheit so ganz im französischen Interesse erledigt worden war. Frankreich mußte durch solche Erfolge eine ganz andere Stellung in Europa gewinnen, als es seit vier Jahrzehnten inne gehabt. Aber noch mehr; die französische Politik hatte nicht allein das von ihr geschützte Genf gesichert, sondern auch die wichtige Erwerbung der Freundschaft des Herzogs von Savoyen gemacht. Welch' ein Triumph für Heinrich IV., Spanien einen so bedeutsamen Bundesgenossen entzogen und ihn an seine eigenen Bestrebungen geknüpft zu haben! Fürwahr, ein großer Schritt nach vorwärts zur Verwirklichung des umfassenden Angriffsplanes, welchen der König gegen das Haus Oesterreich im Stillen hegte und betrieb! Und Heinrich hatte diesen bedeutsamen Erfolg nur der Schlauheit zu verdanken, mit welcher er die List der Spanier, ihn durch Freundschaftsbetheuerungen an ihre Politik zu knüpfen, selbst wieder überlistet hatte. Indem er scheinbar ihren Versicherungen traute und so ihrem Plane ein baldiges Gelingen verhieß, vermochte er sie, Karl Emanuel gänzlich im Stiche zu lassen. Hatten die Spanier vielleicht geglaubt, der Schwager ihres Königs sei ihnen doch in jedem Falle sicher, hatten sie vielleicht angenommen, die Feindschaft des Savoyers gegen Frankreich sei eine unversöhnliche, so hatten sie sich gründlich getäuscht. Mit Leib und Seele ergab sich von da an — mit nur einzelnen, schnell vorübergehenden Schwankungen — der leidenschaftliche Herzog dem französischen Monarchen. Während er früher alle Umtriebe gegen den Staat und selbst die Person Heinrich's begünstigt hatte, entdeckte er jetzt dem Könige eine Verschwörung gegen dessen Leben und ließ den Meuchelmörder, der sich auf seinem Gebiete befand, festnehmen und nach Frankreich ausliefern. Der Herzog und der König schrieben sich bei dieser Gelegenheit so liebenswürdige Briefe, als habe nie ein Biron existirt, nur etwa zwischen den Zeilen kann man

in dem Briefe Karl Emanuel's einen entschuldigenden Anklang an die früheren Zeiten finden.[1])

Schon seit längerer Zeit war in Venedig eine geheime Unterhandlung im Gange, welche der Graf Martinengo, jener schon öfters erwähnte savoyische Freund Frankreich's, begonnen hatte, der, von d'Albigny gestürzt, in der Lagunenstadt im Exile lebte.[2]) D'Albigny, dessen Stolz keine Grenzen kannte, hatte im Jahre 1602 die Hand der Prinzessin Matilda, der Halbschwester des Herzogs von Savoyen, verlangt. Indeß diese wollte sich durchaus nicht mit dem französischen Renegaten verbinden, und als Karl Emanuel denselben in seinen Absichten begünstigte, drohte sie, sich eher den Tod geben als auf eine solche Ehe eingehen zu wollen. Ermuthigt wurde sie in ihrem Widerstande von dem ältesten Sohne des Herzogs, dem jungen Prinzen von Piemont, der seines Vaters abenteuernde Politik im Anschluß an Spanien nicht im mindesten billigte. Hierauf baute nun Martinengo seinen Plan.[3]) Er schlug vor: damit der Herzog dem französischen Interesse gewonnen werde, möge Heinrich IV. eine Verbindung zwischen der Prinzessin Matilda und dem Grafen von Sommerive, dem zweiten Sohne des Herzogs von Mayenne, gestatten: eine Ehe, in die schon früher sowohl der

---

[1]) Beide Schreiben (August 1603) L. m., VI. 152. — Vgl. Depeschen des venezian. Gesandten in Turin, Francesco Priuli, bei Mutinelli, Storia arcana d'Italia, III. 256 ff. — Trotz aller Freundschaftsversicherungen, mißtraute man dennoch der Reinheit der Absichten des Herzogs bei der Entdeckung der Verschwörung; vergl. die Dep. des venez. Gesandten in Paris, Angelo Badoer (Mutinelli, ibid. 259), v. 2. Okt. 1603, sowie die Depesche des Kardinal d'Ossat v. 22. Sept 1603 (Lettres d'Ossat, II. 1246).

[2]) Diese Unterhandlungen sind hier geschildert auf Grund der Briefe und Depeschen de Fresnes' an Martinengo und den König sowie der Instruktionen des Letzteren an de Fresnes. Diese Aktenstücke sind enthalten in den Lettres et ambassades de M. Philippe Canaye de Fresnes, t. I. (l. I. p. 490 ff.; l. II.), t. II. (l. III.); und Lettres missives de Henri IV., t. VI. (Es ist in beiden Werken öfters duc du Maine gedruckt anstatt duc de Mayenne; beide Ausdrücke wurden damals gleichbedeutend gebraucht.)

[3]) Dep. Fresnes' v. 21. Nov. 1602.

Vater Sommerive's als auch Karl Emanuel selbst gewilligt hatten.[1] Martinengo machte hierüber dem französischen Gesandten in Venedig, Philipp von Fresnes-Canaye, Eröffnungen, und dieser nahm die Sache mit großem Eifer auf. Obwohl Heinrich sich dem gegenüber zuerst sehr zurückhaltend ausdrückte,[2] ermuthigte der Gesandte doch Martinengo mit allem Nachdruck. Er glaube, Karl Emanuel die glänzendsten Aussichten machen zu können, wenn derselbe zu Frankreich übertrete. Er wisse, daß sein König dem Herzoge dann selbst zu der unabhängigen Herrschaft über die Niederlande verhelfen werde.[3] Martinengo war über diese Verheißungen hoch erfreut und ungemein eifrig in einer so vielversprechenden Angelegenheit; als aber nun die genaueren Instruktionen des Königs ankamen, lauteten sie viel kühler. Martinengo möge dem Savoyer jene Heirath vorschlagen, jedoch nur wie aus sich selbst, ohne des Königs Namen hinein zu mischen. „Wenn Martinengo", so schrieb Heinrich IV., „den Herzog aufgelegt findet, die Heirath zu billigen, so soll jener erst in Erfahrung bringen, welche Mitgift er aussetzen, und welche Sicherheit für dieselbe er geben will, und ob es seine Absicht ist, sich mit mir zu versöhnen und friedlich zu stellen; denn wenn er das letztere nicht erfüllen will, so will ich nicht, daß er die Matilda in mein Reich verheirathe. Wäre ich doch schlecht berathen, ihm noch mehr Zutritt und Freunde zu verschaffen, als er schon hat, da er sie anwendet, mir Uebles anzuthun."[4] Obwohl de Fresnes' Enthusiasmus also von dem Könige ziemlich dementirt war, verzagte Martinengo dennoch nicht an der Verwirklichung seines Planes, und da die Venezianer, in deren Diensten er damals stand, ihn selbst nicht ziehen lassen wollten, schickte er einen Edelmann nach Turin, welcher dort (Anf. Febr. 1603) bei dem Herzoge überraschend gute Aufnahme fand. Karl Emanuel, augenblicklich bestürzt wegen des ungünstigen

[1]) Dep. Fresnes' v. 4., 10. Dez. 1602.

[2]) Vgl. Instruktion des Königs v. 6. Jan. 1603.

[3]) Fresnes an Martinengo, 28. Dez. 1602.

[4]) Instruktion des Königs v. 20. Jan. 1603.

Ausganges, den sein Versuch auf Genf gehabt, zeigte sich geneigt, von den Spaniern zurück zu treten und d'Albigny fallen zu lassen, wenn er nur der Hülfe der Franzosen gegen jeden spanischen Angriff sicher sei.[1]) Martinengo ließ nun den König bitten, den Grafen von Sommerive nach Turin zu schicken. Indeß Heinrich schlug dies rund ab. Seine Würde verbiete ihm, dem Herzoge, der sich immer wieder so schändlich und treulos benommen, irgend einen Schritt entgegen zu thun. Nur wenn der Herzog freiwillig seine Verzeihung erbeten, dann erst könne überhaupt von jener Verbindung die Rede sein.[2]) Man kann dem französischen Könige nach den Erfahrungen, die er an Karl Emanuel gemacht, seine Vorsicht und Zurückhaltung nicht verdenken. Eine Folge derselben war freilich, daß die Unterhandlungen, auch aus Anlaß der genfer Streitigkeiten, wieder einigermaßen in's Stocken kamen. Aber nachdem im Beginne des Mai Graf Vische mit günstigem Bescheide nach Turin zurückgekommen war, nahm Martinengo, der inzwischen hierhin geeilt war, im Einverständniß mit dem Herzoge, die Angelegenheit jener Vermählung und damit überhaupt einer engen französisch-savoyischen Verbindung wieder eifriger als je zuvor, ja allzu eifrig auf, so daß Heinrich IV. abermals beruhigend und beschränkend eintreten mußte.[3])

Karl Emanuel versuchte noch einmal ein doppeltes Spiel. Auf der einen Seite benachrichtigte er die Spanier von seinen Verhandlungen mit dem französischen Könige, um eine Pression auf sie auszuüben, damit sie etwas Bedeutendes für ihn thun sollten.[4]) Auf der anderen — und dies war ihm doch jetzt bei weitem die Hauptsache — glaubte er die Zeit gekommen, seine früheren Pläne

[1]) Fresnes an Martinengo, 15. Febr.; Dep. Fresnes' an den König vom 26. Febr.

[2]) Instruktion des Königs v. 4. März.

[3]) Viele Briefe und Dep. Fresnes' an Martinengo und den König, vom 21. Mai an; Instruktionen des Königs v. 22. Juni, 9., 22. Juli.

[4]) Amb. de Fresnes, t. II. l. III. p. 92.

wegen einer Offensivallianz mit Frankreich gegen Spanien zu erneuern, an dem letzteren wegen seiner Unthätigkeit ihm gegenüber Rache zu nehmen und zugleich sich selber Vortheile zu verschaffen. Er sandte also Ludovico Vimercato, einen Vertrauten Martinengo's, mit dahin zielenden Vorschlägen nach Paris (Ende Juli 1603). Aber Heinrich IV., wie er vor kurzem die Anträge Elisabeth's in dieser Richtung zurückgewiesen hatte, wollte noch viel weniger auf die Absichten des wankelmüthigen und treulosen Karl Emanuel eingehen. Kennen wir ja die Triebfedern, die damals seine ganze auswärtige Politik leiteten. Er antwortete also Vimercato: Frankreich verlange so viel gar nicht von Savoyen, sondern nur die gewissenhafte Bewahrung der Neutralität zwischen beiden Kronen; dazu sei aber das erste Erforderniß die Entlassung d'Albigny's und anderer mißvergnügter Franzosen, die sich bei dem Herzoge aufhielten.[1] Trotzdem ließen Martinengo und der Herzog sich nicht abschrecken und setzten die Unterhandlungen durch Herrn von Fresnes-Canaye fort. Da aus der Offensivallianz nichts geworden war, bot Karl Emanuel nunmehr dem französischen Könige seine intime Freundschaft an, verlangte aber zum Lohn dafür — die Rückgabe der Bresse oder doch eines Theiles derselben. Selbstverständlich hatte Heinrich keine Lust, die Freundschaft des Herzogs um einen solchen Preis zu erkaufen. Als er ihn dies endlich, durch eine Sendung des Herrn de la Varenne nach Turin, in ziemlich unverblümten Ausdrücken wissen ließ (Mai 1604), stellte der Herzog sich beleidigt, und die Unterhandlungen hörten einstweilen auf.[2] Matilda mußte sich zu der Heirath mit d'Albigny bequemen.

Trotzdem wurde es durch diese Negoziazionen jetzt aller Welt klar, wohin Karl Emanuel neigte, wo er seine Stütze suchte, wohin er seine Hoffnungen lenkte. Nicht mehr die Freundschaft Spanien's, sondern diejenige Frankreich's war offenbar sein eifrigstes Augen-

---

[1]) Instruktion an Fresnes v. 6. Aug.

[2]) Siri, Mem. recond., I. 289.

merk: es fehlte nur an einem äußeren Anlasse, um dieses Verhältniß in die Form einer gegenseitigen Allianz zu bringen. Die Spanier erkannten dies sehr wohl, und während ihre Ungeschicklichkeit und ihr Stolz sie verhindert hatten, Savoyen von einer solchen Schwenkung abzuhalten, suchten sie jetzt eine Genugthuung in Akten kleinlicher Rache. Die savoyischen Prinzen fanden bei ihrer endlichen Ankunft in Spanien einen sehr unfreundlichen Empfang. Ebenso ließ der alte grimme Fuentes keine Gelegenheit vorübergehen, wo er dem Herzoge seinen Unwillen bezeigen konnte.[1]) Vielleicht wäre es den Spaniern durch eine kluge, konzentrirte und energische Politik in diesem Augenblicke noch möglich gewesen, Karl Emanuel zurückzugewinnen, besonders da dieser bei Heinrich IV. nicht ganz das gehoffte Entgegenkommen gefunden hatte. Aber durch ein solches schroffes Auftreten gegen Savoyen begünstigten sie nur die ruhig aber sicher fortschreitende Politik Heinrich's Karl Emanuel gegenüber. —

Dieser Gewinn Savoyen's durch Heinrich IV. war allerdings im Gegensatze zu Spanien geschehen: indeß er war doch kein offener Akt der Feindseligkeit und konnte schließlich noch mit den guten Gesinnungen vereinbart werden, die Heinrich zwischen Frankreich und Spanien immer wieder herzustellen angeblich bestrebt war. Aber die gänzliche Unnatur eines friedlichen Verhältnisses zwischen den beiden Großmächten zeigte sich von neuem im Oriente, wo die Politik derselben schnurstraks auf einander traf. Wir wissen schon, wie Heinrich IV. die Türken gegen den Kaiser aufhetzte; noch wichtiger mußte es ihm sein, sie mit Spanien selbst in Konflikt zu bringen. Es bedurfte hierzu auch kaum seiner Bemühungen. Während Frankreich schon seit Franz I. in freundschaftlichem Verhältnisse zu den Türken stand und dasselbe in allen Zeiten zu konserviren und zu befestigen ge-

---

[1]) Instruktion an Fresnes, 2. Sept. 1603. — Fresnes an La Boderie, 3. Okt. 1603, 2c.; Amb. de Fr., t. II. l. III. p. 152 ff. — Siri, Mem. rec., I. 353. — Relazione di Savoia di Franc. Priuli (1604) bei Bar. e Berch., III., I. 53.

gesucht, hatte Spanien stets in den Vorderreihen gestanden im Kampfe gegen den Halbmond. Karl V., Philipp II. hatten fast ununterbrochen gegen denselben Flotten und Heere geschickt, die Ereignisse bei Tunis und Lepanto hatten den Spaniern den Dank der gesammten Christenheit erworben. Der Blutsverwandte des spanischen Herrscherhauses, der deutsche Kaiser, war in fortwährendem Kriege gegen die Türken begriffen. Ihm zur Hülfe fochten stets 6—10,000 Spanier in Ungarn. An Geld erhielt der Kaiser jährlich 300,000 Dukaten von Philipp III., um sie gegen die Türken zu verwenden.[1]) Noch im Jahre 1601 hatten außerdem 6000 Deutsche im Solde Spanien's dem Erzherzoge Ferdinand bei der Belagerung von Canissa beigestanden.[2]) So mußte denn der Gegensatz zwischen Türken und Spaniern stets ein lebhafter sein. Wir haben schon oben der vergeblichen Expedition Doria's gegen Algier gedacht. Zum Entgeld für alle diese Feindseligkeiten, welche Spanien gegen die Türken ausübte, rächten sich diese, indem sie ihre Raubschiffe vorzüglich gegen die spanischen Häfen aussandten. Ueberall umschwärmten die schnellsegelnden und wohlbewaffneten Korsaren die Küsten der Halbinsel, griffen die Kauffahrer auf, die in ihre Nähe kamen, landeten und plünderten selbst hier und da in den Uferlandschaften. Der größte Theil der spanischen Galeeren mußte Jahr aus Jahr ein zu ihrer im allgemeinen doch unfruchtbaren Bekämpfung verwendet werden.

Sogar die inneren Mißstände im spanischen Reiche suchten die Türken für sich auszunutzen; und hier fanden sie nur allzu viel Gelegenheit bei den gegen die tyrannische spanische Verwaltung auf's höchste erbitterten Bevölkerungen. Sie hatten sich besonders mit den Morisken auf der Pyrenäenhalbinsel selbst und dann mit den zahl-

[1]) Navarrete, Colleccion de documentos ineditos para la historia de España, t. XLVII. p. 339 Anm. 1.

[2]) Außerdem hatte Philipp III. dem Kaiser noch weitere 200,000 Dukaten angeboten, wenn derselbe die Besetzung des Reichslehens Finale gut heißen wollte: Khevenhiller, Ann. Ferdinandei, V. 2463.

reichen Unzufriedenen in Kalabrien in Verbindung gesetzt. Wie schon zur Zeit der Humanisten die Bewohner Italien's sich ohne allzu große Angst darauf vorbereitet hatten, das Joch ihrer vielen kleinen Tyrannen mit der Beherrschung durch die Türken zu vertauschen[1]): so zog man es jetzt auch in Kalabrien vor, sich dem Halbmonde anzuschließen, als noch länger dem aussaugenden und entnervenden Regimente der Spanier zu unterliegen. Im September 1599 sollte in der letzteren Provinz ein allgemeiner Ausbruch der Empörung stattfinden. Während der berühmte Dominikaner Tommaso Campanella und ein gewisser Maurizio Rinaldi mit mehr als 200 Verschworenen das Banner des Aufstandes im Lande zu erheben bereit waren, eilten 36 türkische Galeeren unter dem Kapudan-Pascha herbei, um dieselben zu unterstützen. Aber die Spanier entdeckten die Sache zu früh. Die Türken wurden an der Landung verhindert, die Verschworenen fast sämmtlich gefangen genommen und zum Theil hingerichtet, zum Theil im Kerker belassen.[2]) Indeß bei der Nähe der Türken blieb doch immer der Mißmuth der Neapolitaner eine große Gefahr für Spanien.

Es war natürlich, daß der immer weiter um sich greifenden Macht der Türken gegenüber die Feinde derselben sich zusammenfanden, wenn sie auch sonst durch Interessen, Glauben und Ort noch so weit von einander getrennt waren. So hatten sich Persien und Spanien schon längst[3]) einander genähert. Philipp III. hatte zwar keine Neigung, die schiitischen Mohammedaner gegen die sunnitischen zu unterstützen, schienen ihm doch die einen eben so verdammenswerth, wie die andern; aber jene gegen diese zu gebrauchen, deß trug er kein Bedenken. Er schickte deshalb drei Augustinermönche als Gesandte an den persischen Schah Abbas den Großen

---

[1]) Vgl. darüber Burckhardt, Cultur der Renaissance in Italien.

[2]) Depeschen Scaramelli's, des venez. Gesandten in Neapel, vom 14., 21., 28., 29. Sept., 5., 12. Okt., 9., 23. Nov., 28. Dez. 1599, 8. Febr. 1600; Mutinelli, Storia arcana, II. 195 ff.

[3]) Vgl. S. 43.

um ihn zu überreden, daß er Krieg gegen die Türkei beginne: dann wolle auch Philipp in Afrika und Europa den Kampf rüstig und eifrig gegen sie fortführen.[1]) Der persische Monarch, ein großer Krieger, ließ sich durch dieses Anerbieten wirklich verleiten, den Türken die Feindseligkeiten anzukündigen; er glaubte den Versicherungen des katholischen Königs. Die Gesandtschaft erreichte also vollkommen ihren Zweck (Septemb. 1602), der Schah führte den Krieg gegen die Türken mit vielem Nachdruck und noch mehr Grausamkeit, um — wie er sagte — durch seine Thaten den Aufforderungen des großen Beherrschers von Spanien zu entsprechen. Schon im Jahre 1603 nahm er Tebris. Auch sandte er wiederum eine Botschaft nach Spanien, welche ein sehr herzliches und achtungsvolles Schreiben des Schah an Philipp mit sich brachte. Derselbe wurde da angeredet als „der größte Herrscher des Weltkreises, welchem die Sonne als Schirm dient, unter dessen Schatten die ganze Christenheit lebt, dessen Vasallen so zahlreich sind wie die Sterne am Himmel, welcher keinen ähnlichen hat, der die Welt regiere so wie er selbst, Don Felipe, König von Spanien". Aber der Schah hatte sich verrechnet. Der „größte Herrscher des Weltkreises" sah es sehr gern, daß der Ungläubige seine Feinde, die Türken, beschäftige und bedränge, aber nun auch ihm zu Hülfe zu kommen, das lag ihm ferne. Hielt doch die spanische Regierung den Christen das gegebene Wort nicht, nun, so brauchte sie es dem „Heiden" sicher nicht zu bewahren. Mit dem Kriege, welchen Spanien in Afrika und Europa mit allem Eifer gegen die Türken führen wollte, sah es ziemlich dürftig aus. Die Thaten der Spanier gegen die Türken in den Jahren 1603 und 1604 beschränkten sich nämlich auf einen Raubzug, welchen der Marques de Santa Cruz, der General der neapolitanischen Galeeren, in das östliche Mittelmeer wagte. Er nahm einige Korsarenschiffe, besetzte Zante, Pathmos und mehrere andere Inseln, verheerte auf seinem Rückwege auch Durazzo an der epirotischen Küste und fuhr

[1]) Davila, Vida y hechos de Felipe III., l. II. cap. 13 p. 84 ff.

dann wieder mit ziemlicher Beute und zahlreichen Gefangenen in den Hafen von Neapel ein.[1]) Aber das war doch ersichtlich: mit derlei Unternehmungen ließ sich ein ernster Schlag gegen die türkische Macht nicht führen. — Um die Türken auch in Afrika zu beschäftigen, verband Philipp III. sich mit dem Könige von Cuco, einem kleinen Dynasten an der Nordküste dieses Erdtheiles, welcher gleichfalls aus Besorgniß vor der Macht der Türken und ihrer Lehnsträger in der Berberei zum Kampfe mit denselben geneigt war. Als ihm der spanische König eine Unterstützung von 20 Galeeren versprach, griff der Beherrscher von Cuco die türkischen Staaten in seiner Nähe muthig an; aber auch er mußte erfahren, wie unzuverlässig die Zusagen des spanischen Königs waren: nie erhielt er eine der versprochenen Galeeren zu sehen, wie dringend er auch immer wieder um dieselben bat.[2]) Das ist der Hauptfehler der spanischen Politik gewesen: geschäftig und verschwenderisch am falschen Orte und deshalb träge und kargend, wo Thätigkeit und Mittel nöthig gewesen wären.

Die schlimmen Folgen solchen Verfahrens stellten sich auch hier bald genug heraus. Der König von Cuco, der sich von Spanien nicht hinreichend unterstützt sah, beschloß, sich mit den Türken auszusöhnen und ihre Verzeihung für seine frühere Feindschaft gegen sie durch eine Verrätherei gegen die Spanier zu erkaufen. Im Jahre 1603 wurde eine neue spanische Expedition gegen Algier ausgerüstet, welche der maurische König zu unterstützen feierlich verheißen hatte. An ihrer Spitze stand ein Barfüßermönch, der nach dem Ruhme des Kardinals Ximenez lüstern war, unter ihm kommandirte der Vicekönig von Mayorca. Der Letztere begab sich mit vier Galeeren nach Cuco und setzte hier 80 Mann an das Land, um jenem Fürsten 40,000 Scudi auszuliefern, für welche derselbe dann den An-

[1]) Davila, Vida y hechos, 109. — Balt. Porreño, Vida y hechos de Felipe III., cap. 15 (Juan Yañez, Memorias, p. 342).

[2]) Lafuente, XV. 360 ff.

griff auf die Türken unternehmen wollte. Aber kaum waren die Spanier mit dem Gelde auf festem Boden, als sie ergriffen, des Schatzes beraubt und dann den Türken übergeben wurden. Und hiernach unterblieb dieses ganze Unternehmen, wie so viele früheren Versuche gegen Algier gescheitert waren.[1])

So gingen unausgesetzt die Kämpfe zwischen den türkischen Staaten und Spanien fort, meist nicht sehr zum Vortheil und Ruhm des letzteren. Man kann sich auch über die Nachtheile nicht im mindesten wundern, die Spanien überall erlitt, da es seine Finanzen von habgierigen Parvenus leiten ließ und seine Armeen von Karmelitermönchen!

Mußte nun die französische Politik im Oriente mit ihrer traditionellen Freundschaft für die Türken nicht der spanischen entgegen wirken? Wie gut konnte besonders Heinrich IV. die Unterstützung der Türken gegen die Spanier und den Kaiser gebrauchen! Wurden nicht die Kräfte der Letzteren stets durch die Türken in Anspruch genommen und geschwächt? Konnte der französische Monarch nicht auf die eifrige Mitwirkung der Türken rechnen, wenn der offene Krieg gegen die Spanier von neuem entbrennen sollte? So war in der That Heinrich stets bestrebt gewesen, seine Allianz mit der Türkei aufrecht zu erhalten. Sein Gesandter in Konstantinopel, Herr v. Brèves, ein eifriger und gewandter Diplomat, hatte ihn hierin nach Kräften unterstützt. Trotz einzelner kleiner Irrungen mit den launischen Ministern des Sultans, besonders dem Kapudan-Pascha, hatte Brèves das gute Einverständniß zwischen beiden Staaten stets wieder hergestellt, der allerchristlichste König und der Sultan gingen Hand in Hand. Wir haben gesehen, wie Heinrich das Hülfegesuch des Kaisers gegen die Türken zurückwies, wie er sogar — trotz seines oft betheuerten Eifers

---

[1]) Sehr unvollständiger Bericht bei P. Matthieu, II. 250 B. u. P. Cayet, Chr. spt., 256. (Beide Chroniken sind überhaupt nur wenig verschiedene Bearbeitungen desselben, von der Regierung mitgetheilten Stoffes.) — Heinrich IV. an Brèves, 22. Juli; L. m., VI. 672.

für die christliche Religion — die Osmanli zum Angriff auf die christlichen Staaten der Habsburger aufrief. Diese Politik setzte er auch fürder auf das konsequenteste fort. Er that alles mögliche, um den Herzog von Nevers von der Rückkehr nach Ungarn zum Kampfe gegen die Türken abzuhalten.[1]) Schon seit dem Ende des Jahres 1602 arbeitete der Graf Isolano, ein Italiener, der im Dienste des Kaisers gestanden hatte und von den Türken gefangen worden war, an der Herstellung des Friedens zwischen Rudolf und Mohammed III, ohne gerade bei dem Kaiser viel Geneigtheit zu finden; aber der Papst und die italienischen Fürsten waren des verlustreichen Krieges müde und suchten den Frieden herbeizuführen. Niemand war über diese Unterhandlungen bekümmerter, als Heinrich IV. Immer wieder ermahnte er Herrn von Brèves, gegen einen solchen Frieden zu arbeiten. Er solle dem Sultan vorstellen, wie ein ehrenvoller Friede nur durch eine eifrige und erfolgreiche Kriegführung ermöglicht werde. Sei doch der Kaiser jetzt noch gar nicht zu demselben geneigt und werde also harte Bedingungen stellen.[2]) Im Sommer 1603 bot Heinrich plötzlich seine Vermittelung bei den Friedensverhandlungen an, wahrscheinlich um dieselben scheitern zu machen; sie wurde deshalb sowohl vom Sultan als auch vom Kaiser abgelehnt. Ueber das Mißlingen dieses Versuches erbittert, der erstens seine Zwecke im Oriente zu fördern und zweitens sein Ansehen zu erhöhen bestimmt gewesen war, befahl Heinrich nunmehr seinem Gesandten, die Unterhandlungen so sehr zu stören, wie er es thun könne, ohne den äußeren Anstand zu verletzen (autant qu'il pourra le faire honnêtement); sei doch der Krieg Frankreich bei weitem nützlicher, als ein etwaiger Friede.[3]) Noch größer wurde die Besorgniß Heinrich's, als Rudolf selbst begann,

---

[1]) Heinrich IV. an Brèves, 31. März 1603; L. m., VI. 64.

[2]) Auszüge aus den Instruktionen an Brèves, vom 1. und 13. Mai, 22. Juni 1603.

[3]) Instruktion v. 6. Aug; L. m., VI. 673.

einige Neigung für einen Vertrag mit den Türken zu zeigen. Durch wahre und falsche Mittheilungen suchte er da den Sultan gegen die Habsburger aufzuhetzen und ihn durch immer wiederholte Vorstellungen zum lebhaften Kampfe anzufeuern. Ein Friede mit dem Kaiser und Spanien könne dem Sultan nur schädlich sein, ihn der Mißachtung seiner Truppen und Völker preisgeben. Natürlich solle Brèves nicht offen gegen den Abschluß des Friedens ankämpfen, aber heimlich gegen denselben thun, was ihm möglich sei.[1]) Es gelangen ihm auch diese Umtriebe recht gut. Da er in denselben unterstützt wurde von dem kurzsichtigen Uebermuthe Rudolf's II., der, von den Erfolgen seines Generals Begliojoso in den letzten Jahren aufgeblasen, unannehmbare Bedingungen stellte[2]): so ging der Kampf in Ungarn unausgesetzt weiter. Im Dezember 1603 kam von Mohammed III. ein abermaliger Gesandter zum König nach Fontainebleau, welcher ihm u. a. den Beistand der türkischen Flotte zu einem Kriege gegen Spanien anbot.[3]) — So hielt es Heinrich für angemessen, einen mörderischen und für die Christenheit äußerst verderblichen Kampf im Gange zu erhalten, um seinen Feinden einen immerhin nur geringen Machtzuwachs zu entziehen. Denn es konnte doch dieses Verfahren hauptsächlich nur darauf zielen, die Spanier der Unterstützung des Kaisers zu berauben. Rudolf aber war machtlos, sowie er nicht gegen die Türken kämpfte. Erblande und deutsche Fürsten halfen ihm wohl mit Geld und Mannschaft gegen die Ungläubigen; aber zum Bündniß mit den Spaniern würden sie ihm kaum beträchtliche Unterstützung gewährt haben. Der Kaiser wäre also in jedem Falle ein recht ungefährlicher Gegner gewesen. Trotzdem erlahmte Heinrich nicht in seinen Bemühungen, ihn matt zu legen. Als am 22. Dezember 1603 Mohammed III. starb und ihm sein

---

[1]) Auszüge der Instruktionen an Brèves vom 15. Sept, 15. Okt., 23. Dez. 1603, 20. Jan. 1604.; L. m., VI. 676, 678, 680, 681.

[2]) Vgl. Gindely, Rudolf II. und seine Zeit (Prag 1863), I. 65 ff.

[3]) MS. Dep. Tassis' v. 14. Dez. 1603; Arch. v. Sim., K 1460.

Sohn Achmed I. folgte, rieth Heinrich diesem, da er von dem Könige von Persien und dem Kaiser zugleich bedrängt sei, lieber mit jenem Frieden zu schließen, damit er den Krieg gegen den Habsburger mit ganzer Kraft führen könne.[1])

Achmed, obwohl erst fünfzehn Jahre alt, zeigte sich der Regierung völlig gewachsen. Gleich im Beginne des Jahres 1604 nahm sein Wesir Pest. Vergebens ließ Rudolf den Papst, die italienischen Fürsten um Unterstützung gegen die Ungläubigen angehen, überall fand er taube Ohren. Einigen Trost in seinem Kummer erhielt er durch eine Gesandtschaft des Schah Abbas,[2]) die im Sommer 1604 auch bei ihm eintraf und ihn im Namen ihres Herrn ersuchte, nicht mit dem Sultan Frieden zu schließen, indem sie ihn der eifrigsten Unterstützung von Seiten der Perser versicherte. Auch nach Lyon ging diese Gesandtschaft, doch bekam sie den König nicht zu sehen.[3]) Während der Kaiser sie sehr glänzend aufgenommen und bewirthet hatte, ließ Heinrich den Botschafter, obwohl er sich über sechs Wochen in seinem Reiche und dessen Nähe aufhielt, nicht vor sich, um — wie er sich selbst offiziell äußerte — aller Welt zu zeigen, einen wie hohen Werth er auf die Freundschaft des Sultans lege. Dafür verlangte er freilich als Entgeld eine Fortsetzung des Krieges gegen den Kaiser seitens des Divans.[4]) — Während Heinrich hier durch geheime Machinationen einen Frieden zu vereiteln suchte, welcher der christlichen Welt so nothwendig war, arbeitete er zu gleicher Zeit in London, um die Friedensverhandlungen zwischen seinen beiden „sehr theuren und sehr geliebten Brüdern", den Königen von Spanien und England, zu stören. Indem er an Herrn von Brèves schrieb, in Konstantinopel heimlich gegen den Frieden mit dem Kaiser

---

[1]) Instruktion an Brèves, März 1604; L. m., VI. 207.

[2]) Schon in den Jahren 1600 und 1601 war eine persische Gesandtschaft in Wien gewesen; Khevenhiller, Annales Ferdinandei (Leipzig 1722), V. 2356 f. 2400.

[3]) Matthieu, II. 359 B.

[4]) Instruktion an Brèves v. 31. Aug. 1604; L. m., VI. 287 f.

zu agitiren, befahl er Herrn von Beaumont in London, alles aufzubieten, um den englisch-spanischen Frieden scheitern zu machen.[1]) Und trotzdem gab sich Heinrich IV. stets für den Schützer und Bewahrer der Ruhe in Europa aus, für den Freund des Friedens, nur diesem nachstrebend. Frankreich war damals in den offiziellen Auslassungen seiner Regierung das Bollwerk des Heiles der Christenheit, wie es jetzt, gleichfalls nach der Behauptung seiner Lenker, die Schutzwehr der Zivilisation ist. Moralität und Ehrlichkeit ist der Politik Heinrich's gänzlich abzustreiten, aber freilich nicht eine unermüdliche Thatkraft, eine Konsequenz und Geschicklichkeit, die in ihrer Art bewundernswerth sind.

So arbeitete der französische König, indem er äußerlich ein freundschaftliches Verhältniß zu Spanien herzustellen und zu erhalten suchte, doch nach Kräften demselben entgegen: in der Schweiz, in Italien, in England, den Niederlanden, in Deutschland und im Oriente. Indeß alle diese Maßnahmen in der äußeren Politik hätten sich, wenn auch nicht mit einer aufrichtigen Freundschaft, so doch mit einem gewissen formellen Einvernehmen zwischen Spanien und Frankreich vereinigen lassen. Die Interessen beider Länder gingen einmal so weit wie möglich aus einander, daran ließ sich nichts ändern; aber während man sich diplomatisch bekämpfte, konnte man ja sonst in Frieden und höflichem Verkehre mit einander leben. Jedoch der französische König benutzte den Schein der Freundschaft, um auch im Innern des spanischen Reiches Zwietracht und Empörung zu stiften. Es zeigte sich sonnenklar, daß, wenn Heinrich eine freundschaftliche Miene Spanien gegenüber annahm, dies nur Heuchelei, nur Verstellung war, um den Nebenbuhler einstweilen in Sicherheit zu wiegen, um den tödtlichen Streich gegen denselben desto leichter führen zu können. Jene Familienverbindung mit dem spanischen Herrscherhause hätte Heinrich wohl um der Befestigung seiner eigenen Dynastie willen gewünscht, aber

---

[1]) Instruktion an Beaumont, 9. Juni 1604; L. m., VI. 686.

darum würde er die Feindseligkeit gegen die spanische Macht kaum einen Augenblick suspendirt haben. Der Gesichtspunkt, von dem er ausging, ist von uns zu oft auseinander gesetzt worden, um nun noch einmal dargelegt zu werden: die Schwächung, wo möglich das Verderben des Hauses Habsburg behielt er unausgesetzt im Auge. Freilich hatte er an den Umtrieben der Spanier in Frankreich ein Beispiel, auf das er sich berufen konnte, mit dem er sich zu rechtfertigen vermochte: aber hatte nicht gerade er jene Umtriebe auf das härteste verurtheilt? hatte er sie nicht zu lauten Anklagen gegen die Spanier und Savoyer benutzt? Und jetzt verbündete er sich mit Menschen, die nicht allein Empörer gegen die Macht des spanischen Königs in dessen eigenem Lande waren, sondern noch außerdem Feinde des christlichen Namens überhaupt.

Ferdinand der Katholische, Karl V. und Philipp II. hatten die Bedingungen, unter welchen sich einst die Mauren von Granada dem Ersteren ergeben, schmählich verletzt. Sie hatten die Nachkömmlinge der Mauren auf der Halbinsel, die Moriscos, durch alle erdenklichen Bedrückungen und Quälereien nicht nur zu Christen zu machen, sondern auch aller unterscheidenden Merkmale, aller Sitten, Gewohnheiten, Anschauungen, Gebräuche, der Sprache ihrer Rasse und ihres Volkes zu berauben gesucht. Nur äußerlich hatten die Morisken sich diesem Zwange unterworfen; nicht einer unter tausend hatte sich willig und gern den neuen Verhältnissen gefügt. Wie hätte auch ein lebenskräftiges, zähes Volk so plötzlich seine heiligsten Güter, sein innerstes Wesen opfern und von sich werfen können und mögen?[1] Aufstände auf Aufstände erfolgten, durch welche die Morisken das ihnen auferlegte Joch abzuschütteln suchten; besonders in Granada, in dem rauhen und wilden Gebirge der Alpujarras, wo die Mauren noch am zahlreichsten und unabhängigsten waren, tobten die Kämpfe. Im Jahre 1527 brach die blutige Empörung im

[1]) Vgl. Lafuente, XV. 70—73; 203—212; 363—372. — Weiss, L'Espagne, I. 247 ff.

Espadan aus, unter Philipp II. erhoben (1568—1570) Aben Farax, Aben Humaja und Aben Aboo, der „König der Andalusier", die Waffen unter der Standarte des Halbmondes. Nur nach wilden und verzweifelten Kämpfen konnten die Aufrührer unterworfen werden: 60,000 Spaniern hatte dieser Krieg das Leben gekostet![1] Neue immer schwerere Bedrückungen, immer unmenschlichere Quälereien und Gewaltmaßregeln waren die Folgen dieser unglücklichen Ereignisse gewesen. Ihrer Güter beraubt, von ihren Familien gerissen, aus ihrer Heimath entfernt, jeder unwürdigen Behandlung preisgegeben, zu Tode gehetzt von ihren Bedrängern, sollten die Morisken diese und deren Religion lieben lernen! Trotz aller dieser Bedrängniß aber waren die Morisken noch immer von großer Bedeutung für Spanien. Sie wurden von den Adligen und Grundherren begünstigt, weil sie — durch ihren Fleiß — ihnen vielen Nutzen gewährten und besonders als Pächter und Grundholden ihnen höhere und sicherere Renten bezahlten. Doch noch bei weitem mehr, als dem äußeren Schutze, hatten die Morisken ihrem eigenen Fleiß, ihrer Geschicklichkeit, Sparsamkeit und Umsicht zu verdanken. Sie hatten den Anbau des Zuckers, der Baumwolle, der Seide und des Reis nach Spanien gebracht. Sie hatten Bewässerungskanäle und Reservoire angelegt, durch welche sie das Wasser auf die höchst gelegenen und trockensten Felder brachten. Besonders hatten sie die Fruchtbarkeit der Provinz Valencia in unglaublicher Weise gesteigert. Drei Ernten wurden hier jährlich eingebracht, kaum war die eine in der Scheuer, als man schon für die nächste säete. Es war dieses erstaunliche Ergebniß aber nur durch die höchste Mühewaltung und besonders durch ein bewunderungswürdiges System der Bewässerung erreicht. Das Wasser des Turia war in sieben großen und unzähligen kleinen Kanälen über die Ebene geleitet, Aquädukte, unterirdische Röhren glichen die Unebenheiten des Bodens aus. Und

[1] Fonseca, Justa expulsion de los Moriscos (Rom 1612), l. III. cap. IV. p. 175.

nicht der Ackerbau allein beschäftigte die fleißigen Morisken. Die berühmten Tuchwebereien von Murcia, die Seidenmanufakturen von Almeria und Granada, die Lederstickereien von Cordova, die Fabriken des Baumwollenpapiers von Saliba wurden von ihnen betrieben. Nach der Austreibung der Juden waren die Handelsgeschäfte zum größten Theile in ihre Hände übergegangen. Sie waren ferner die Bankiers des Landes: Wittwen, Waisen, fromme Stiftungen vertrauten ihnen gern ihr Geld an, da sie höhere Zinsen gaben, als die christlichen Händler.[1]) So blühete der Wohlstand der Morisken immer lebhafter auf, aber nur um so tiefer fühlten sie den politischen und sozialen Druck, der auf ihnen lastete!

Die Morisken hatten, um sich aus dieser ihrer unglücklichen Lage zu befreien, schon längst ihre Blicke nach auswärtiger Hülfe umhergesandt. So ist es unzweifelhaft, daß sie in geheimer Verbindung mit ihren Stammesbrüdern, den Berbern, und mit den Türken standen, daß sie dieselben mehrere Male ermunterten, einen Angriff auf Spanien zu machen, indem sie ihnen versprachen, sich mit ihnen zu verbinden und mit gesammter Macht sie bei der Eroberung der Halbinsel zu unterstützen.[2]) Besonders beschuldigte man die Mauren von Valencia in dieser Hinsicht, weil die algerischen Korsaren vorzugsweise häufig in dieser Provinz landeten. Die Entdeckung dieser verrätherischen Verbindungen bildete dann die Ursache und gab die Entschuldigung zu immer härterer und unerträglicherer Unterdrückung der unglücklichen Mauren seitens der Spanier. So standen Druck und Verrath in beständiger, verderblicher, sich gegenseitig immer mehr steigernder Wechselwirkung.

Da die Morisken aus den Seezügen ihrer Stammes- und Glaubensgenossen keinen andern Vortheil zogen, als sich an einzelnen ihrer Peiniger gerächt zu sehen, so entwarfen sie einen neuen, weit

---

[1]) Weiss, I. 312 ff.

[2]) Davila, 139 f. — Andrea Morosini, Historia Veneta, pars IV. lib. XVI. pag. 616 (ed. Vened. 1623): unter dem Jahre 1599.

umfassenden Plan. Mit dem gefährlichsten Feinde des spanischen Stammes wollten sie anknüpfen, der sollte ihnen beistehen, und dafür wollten sie ihm zum Siege über die Spanier verhelfen: Heinrich IV. sollte ihr Schutzherr gegen die spanische Bedrückung werden. Die valencianer Mauren schickten einen ihrer Vornehmsten, Hamet aus Segorbe, nach Paris ab.[1])

Heinrich, der ja auch mit den Türken im Bunde stand, erschien den Mauren, die seine Macht wohl kannten, als der geeignetste, ihnen die Hülfe zuzuführen, die unzählige nationale Prophezeiungen — welche unterdrückte Völkerschaft tröstete sich nicht mit solchen? — ihnen als sicher und eine glänzende Zukunft für sie herbeiführend verhießen. Hamet, der Musrif von Segorbe, überreichte, als er im August oder September 1602 nach Paris kam, dem Könige und seinem Staatsrathe eine sehr merkwürdige Denkschrift. Nachdem dieselbe kurz die Leidensgeschichte der Morisken auseinander gesetzt, ging sie zur Schilderung ihrer Macht über. Sechsundsiebenzigtausend Häuser besäßen sie in Valencia, wo allein sie mit leichter Mühe 60,000 Krieger stellen könnten; vierzigtausend Häuser im Königreich Aragon mit 40,000 streitbaren Männern; 130,000 Häuser in Granada, dreitausend Häuser in Katalonien, fünftausend in Kastilien.[2]) Diese ganze Bevölkerung sei von dem höchsten Hasse gegen die Spanier erfüllt, in denen sie ihre grimmigsten Feinde sehe, und warte nur auf das Zeichen zur Empörung. Sie, die Mauren von Valencia, würden sich zuerst erheben, alle ihre Brüder aber ihrem Beispiele folgen. Die Lage der Dinge sei auch sonst dem Aufstande sehr günstig. In Valencia und Aragon seien die

---

[1]) Mém. de La Force, I. Corresp., 341 ff.

[2]) Diese Angaben ließen auf eine Bevölkerung von $1^2/_3$ Millionen Mauren schließen, doch sind sie wohl, wie es stets bei solchen Gelegenheiten zu sein pflegt, übertrieben. — Fonseca, Justa Expulsion de los Moriscos (Rom 1612). l. IV. c. 4 p. 223, giebt für das Jahr 1609 nur 28,072 maurische Häuser im Königreich Valencia an, mit 50,000 waffenfähigen Männern. Ibid., l. III. c. 6 p. 174 wird die Zahl der gesammten spanischen Morisken bei deren Vertreibung auf 600,000 berechnet.

Mauren in ihren eigenen Städten und Dörfern vereinigt, wo fast kein einziger Christ sich befinde, besonders sei in Valencia das ganze Land in ihrer Gewalt. Die Festungen und Forts seien verfallen. Ferner hätten die Morisken auch ihre geheime Organisation in Stämmen unter bestimmten Aeltesten, so daß die ganze Angelegenheit im tiefsten Geheimniß und in thatkräftiger Konzentration geführt werden könne. Geld sei genug vorhanden. Nur an zwei Dingen fehle es: an Waffen und Führern. Beides möge der König ihnen gewähren. Er möge ihnen einige Leute senden, welche den Krieg verstünden, und mehrere Hakenbüchsen und Kanonen, um mit der Eroberung der Stadt Valencia zu beginnen. In ihren Prophezeiungen finde sich, daß diese Stadt sich ohne Schwertstreich und ohne Hülfe zu erhalten, ergeben werde. Nach Einnahme derselben wird man dort Waffen für Alle finden. Die französische Hülfe muß über Denia, einen guten Seehafen, kommen. Sie kann ohne Besorgniß dorthin gesendet werden, denn die Bewohner von Denia werden sofort bei dem Anblick der französischen Schiffe fliehen, indem sie dieselben für eine türkische Flotte halten und zugleich die Mitwirkung der um jene Stadt besonders zahlreichen Morisken fürchten werden. Alles wird gut gehen mit der Gnade Gottes und nach dem Zeugniß der alten Prophezeiungen.

Für einen Politiker, wie Heinrich IV., kostete es keine Ueberwindung, diese Intrigue, welche den Nerv der spanischen Macht bedrohte, die ihn direkt in das Herz der spanischen Monarchie zu führen vermochte, aufzunehmen. Freilich, hätten die Spanier in solchem Falle wohl anders gehandelt? Höchstens der religiöse Beweggrund hätte sie abschrecken können. Aber für Heinrich kam auch dieser nicht im mindesten in Betracht. Großes stand auf dem Spiele. Glückte der Plan, so konnte er mit einem Schlage die äußerste Schwächung Spanien's herbeiführen. Es mußte jedoch in einer so wichtigen Angelegenheit mit Vorsicht und Bedacht verfahren werden, der König konnte nicht ohne weiteres auf die Verheißungen Hamet Musrif's hin handeln. Die Verbindung mit den abtrünnigen Mo-

risken war ein Unternehmen, das nur im Falle des völligen Gelingens Beifall oder selbst nur Entschuldigung zu finden hoffen durfte. Wenn es mißglückte, bedeckte es den König mit Schmach vor den Augen ganz Europa's und erschwerte besonders seine Stellung den Katholiken und dem Papste gegenüber in ganz bedenklicher Weise. Heinrich verfuhr danach. Er ließ dem Hamet ein Geldgeschenk verabfolgen und sandte ihn dann an den Gouverneur von Béarn, den Hugenotten de la Force.[1]) Diesen beauftragte er, einen zuverlässigen und dabei den Spaniern unbekannten Mann auszuwählen, welcher sich mit Hamet zu den Morisken begeben sollte. Er habe zu untersuchen und zu berichten, was die Morisken zu versprechen hätten, und ob und was sie zu leisten im Stande seien, wie man den Spaniern beikommen und welchen Vorwand man dazu wählen könne, und ob etwa die Morisken noch mit anderen fremden Mächten in Verbindung stünden. Alle diese Dinge solle die von la Force erkorene Vertrauensperson genau, bis in das einzelnste erforschen und dann darüber dem Könige Bescheid geben. La Force sandte in der That einen gaskognischen Kapitän reformirten Glaubens, Panissault, an die Morisken. Panissault, ein kühner und geschickter Mensch, steckte sich in das Gewand eines Kapuziners und reiste, eine Wallfahrt vorschützend, von einem spanischen Kloster in das andere, bis er, unter steten heimlichen Verhandlungen mit den Morisken, nach Sevilla kam.[2]) Er wohnte der Versammlung zu Toga bei, wo sich die Vorsteher der maurischen Bünde und die an-

---

[1]) La Force, I. Corresp., p. 339 ff.

[2]) Dupleix, Hist. de Henry le Gr., 394. — Dupleix, sonst nach den besten Quellen arbeitend, versetzt die Reise Panissault's in die Jahre 1605 und 1606 und läßt ihn wegen seines ganz albernen Benehmens durch einen gewissen Glaverie abberufen werden. Da es nun aber durch einen Brief Heinrich's IV. (La Force, I. Corresp., 365 f.) feststeht, daß die Spanier schon 1603 den Grund der Reise Panissault's erfahren haben, so kann derselbe unmöglich nach seiner ersten Rückkehr (Mai 1603) noch einmal i. J. 1605 nach Spanien gegangen sein. Die Jahreszahlen und der Abberufungsgrund bei Dupleix müssen also auf einem Irrthum beruhen.

geiehensten Häupter der ganzen Rasse in Spanien vereinigt hatten. 80,000 Kriegsleute wollten sie aufbringen, drei Städte, und unter diesen einen Kriegshafen den Franzosen in die Hände spielen.[1]) Die Gefahr für Spanien war gewaltig.

Wir haben gesehen, wie verächtlich die spanische Regierung ihren Botschafter in Paris, Tassis, behandelte, und doch war sie kaum je wieder so gut unterrichtet, wie durch denselben. Die Verhandlungen mit Hamet und ihre Fortsetzung durch Panissault wurden selbstverständlich mit dem tiefsten Geheimniß umgeben. Niemand hatte von denselben Kenntniß erlangt, außer dem Könige selbst, seinen Ministern und La Force; und doch berichtete Tassis schon in den ersten Tagen des neuen Jahres (1603) an seinen König: „Die Morisken erbieten sich gegen die Franzosen, sich zu ihren Gunsten zu erheben!" Es ist offenbar, daß Tassis einen Minister oder wenigstens den intimsten Vertrauten eines Ministers gewonnen hatte; und später werden wir Aufschluß darüber erhalten, wer dies gewesen. Aber die spanische Regierung ging auf die Nachricht Tassis' nicht ein; während sie sonst auf die Hetzereien des niedrigsten ihrer Spione in Frankreich begierig hörte, erklärte sie die ganze Angabe über die Morisken für eine „französische Windbeutelei".[2])

Der französische König konnte also, Dank der Verblendung Lerma's und seiner Vertrauten, die Verhandlungen mit den Morisken einstweilen noch ungestört fortsetzen. Mit dem größten Eifer, mit höchster Ungeduld verfolgte er dieselben. Sowie Panissault von seiner Reise zurückgekehrt sei, schrieb er an La Force, solle dieser denselben an ihn abschicken.[3]) Spätestens im Mai 1603 war Panissault nach Paris gekommen.[4]) Jedoch trotz des guten Anfangs

[1]) La Force, Mém., I. 219 nebst Note.

[2]) MS. Cons. des sp Staatsr. v. 25. Februar 1603; Arch. von Sim., K 1426.

[3]) La Force, I. Corresp., 348.

[4]) Ibid., 349.

blieb das Glück dem Unternehmen nicht lange günstig, und diese erste Reise mußte auch einstweilen die letzte bleiben; es hatte das folgende Bewandniß.

Schon in den ersten Tagen des April war ein Edelmann, dessen Name vorsichtiger Weise nicht angegeben wird, zu Tassis gekommen, und hatte diesem erzählt, er sei von Rosny arg beleidigt worden, und wolle sich nunmehr an der Regierung rächen. Wenn Spanien bereit sei, ihn gut zu bezahlen, so werde er ihm die Umtriebe des französischen Königs mit einigen Menschen aus Aragon enthüllen; es war offenbar die Verhandlung mit den Morisken gemeint. Jetzt wurde der Staatsrath in Valladolid doch aufmerksam und gebot Tassis, das Anerbieten des Franzosen anzunehmen. Hier erhielten die Spanier ohne Zweifel ziemlich genaue Nachricht über die ganze Angelegenheit. Auch Rafis hatte bald darauf von den geheimen Verhandlungen des französischen Botschafters in Valladolid mit einigen spanischen Persönlichkeiten zu erzählen.[1]) In Folge dieser Entdeckungen befahl der König, auf die französischen Spione in den spanischen Provinzen eifrigst zu fahnden.[2])

Einstweilen mußte Heinrich nunmehr seine Umtriebe mit den Morisken aufgeben; denn er war natürlich auch seinerseits sofort von dem Bekanntwerden jener Verbindungen in Valladolid unterrichtet worden. Hatte er doch ebenso gut dort seine Spione, wie die Spanier in den höchsten Kreisen von Paris! „Herr de la Force", schreibt er am 27. Juli 1603 eigenhändig,[3]) „ich habe bestimmte Nachricht aus Spanien, daß der König von Spanien die Veranlassung von Panissault's Reise und die Erhebung, die man mir von Seiten der Morisken in Aragon versprochen, erfahren hat. Ich wollte Sie sofort davon in Kenntniß setzen, sowie davon, daß man mir meldet, man habe den Spaniern eine Unternehmung, die Sie

[1]) MS. Cons. des sp. Staatsr. v. 21. April, 7. Juli 1603.

[2]) MS. Arch. v. Sim., K 1451.

[3]) La Force, I. Corresp., 365 f.

gegen Perpignan beabsichtigten, entdeckt: damit Sie herauszubringen suchten, durch wen dies geschehen sein könnte, und damit Sie sich in Acht nähmen."

Welche Verhältnisse! Mitten im Frieden Verbindungen der einen Macht mit den inneren und äußeren Feinden der anderen, Anschläge der Spanier auf Marseille und Metz, Anschläge der Franzosen auf Denia und Perpignan! Dabei ein Spioniersystem, welches die tiefsten Geheimnisse der beiden Kabinette an das Tageslicht zieht!

Die Morisken ließen sich durch die Fruchtlosigkeit ihres ersten Versuches, mit Heinrich IV. anzuknüpfen, nicht abschrecken. Hatten sie doch durch denselben wenigstens den guten Willen des französischen Königs ihnen gegenüber erkannt, und sie waren nun entschlossen, die Verhandlungen wieder aufzunehmen. Trotz der großen persönlichen Gefahren, welchen sich ihre Deputirten aussetzten, fanden sich abermals zwei kühne Männer, die nur dieses Mal sich nicht nach Paris, sondern — wahrscheinlich Geschäfte vorschützend — nach Pau begaben, wo sie sich an Herrn de la Force wendeten (Juli 1604). Dieser nahm den Abgesandten (sein Gefährte war unterwegs krank geworden) zuerst mit großem Mißtrauen auf; denn er glaubte, in ihm einen spanischen Agenten vor sich zu haben, der nur gekommen sei, die Gesinnungen des französischen Monarchen gegen Spanien zu erforschen. Indeß er mußte wohl seine Besorgnisse bald aufgeben, denn das Benehmen des Morisken machte den Eindruck vollster Aufrichtigkeit. Weit entfernt, sich nach den Absichten Heinrich's zu erkundigen, beschränkte derselbe sich vielmehr auf lebhafte und immer wiederholte Klagen über das unglückliche Geschick seiner Brüder und auf Versicherungen über die Bereitwilligkeit derselben, sich Frankreich anzuschließen. Die Morisken erboten sich, ohne weiteres sich zu erheben, wenn der König ihnen nur zehn bis zwölf erfahrene Kriegsleute zu ihrer Leitung übersenden wolle. Sie versprachen, wenn es nöthig sei, zur Gewinnung dieser Kriegsleute 100,000 Ecus vorzuschießen. Herrn de la Force gefielen diese Vor-

schläge sehr gut, und er rieth dem Könige, sie anzunehmen; handle es sich doch nur darum, zehn bis zwölf alte Soldaten, unruhige Köpfe in ihrer Heimath, aber gut für einen fremden Krieg, nach Spanien zu senden, ohne daß selbst ein Verdacht auf den König fallen würde.[1])

Heinrich hätte sicherlich auf die Anerbietungen der Morisken sehr leicht eingehen können, wenn er beabsichtigt hätte, dieselben nur durch einige Kriegsleute und höchstens durch geringe heimliche Geldzahlungen zu unterstützen. Es läßt sich nicht absehen, weshalb — bei den bekannten Anschauungen des französischen Monarchen — derselbe nicht einige tausend Ecus geopfert hätte, um ein Dutzend Abenteurer, alte Ligisten oder mißvergnügte kalvinistische Veteranen, zur Führung der Morisken zu gewinnen. Aber der König griff die Sache viel umfassender an. Er befahl dem Marquis de la Force in mehreren schnell folgenden Briefen, die Unterhandlung mit den Morisken aufrecht zu erhalten, dann aber so bald wie möglich nach Paris zu kommen, da er — der König — sich des weiteren mit ihm über diese Angelegenheit besprechen wolle.[2]) Es ist offenbar, daß Heinrich damals größere Pläne mit sich herumtrug. Die Gelegenheit zu einem allgemeinen Kriege gegen die spanische Macht erschien gerade jetzt sehr günstig. Noch standen die Holländer gegen Spanien in Waffen, aber sie waren des Krieges müde, und es war sicher, daß sie ebenso, wie vor kurzem England, die Waffen niederlegen würden, wenn ihnen nicht durch eine Diversion in einem anderen Theile der spanischen Monarchie Luft geschafft wurde. Die Türkei war von einem kriegerischen Sultan regiert, der zum Kampfe gegen die Habsburger entschlossen schien; noch soeben war Heinrich von türkischer Seite eine bedeutende Flotte gegen Spanien zu Gebote gestellt worden.[3]) Auch die Venezianer waren in feindlicher Stim-

---

[1]) La Force an den König, 22. Juli 1604; Corresp., I. 375 ff.

[2]) Briefe Heinrich's an la Force, v. 7. Juli, 14. Aug., 18. Sept.; Corresp., I. 378 ff.

[3]) S. 284.

mung gegen Spanien, noch andere italienische Fürsten standen, von der Weite der spanischen Eroberungsgier erschreckt, mit Frankreich in vertrauten Unterhandlungen. Savoyen war ganz auf die französische Seite getreten und wäre sicherlich bereit gewesen, zur Eroberung des Mailändischen die Waffen zu erheben. So konnte Frankreich einer ziemlichen Macht gegen Spanien sicher sein, wenn es dasselbe durch Unterstützung eines Moriskenaufstandes in seinem Innersten, an seiner Herzader angegriffen hätte. Heinrich beabsichtigte wahrscheinlich, nicht sogleich einen offenen Krieg gegen Spanien zu beginnen, sondern einstweilen nur den Morisken einen gleichen Beistand zu gewähren, wie den Holländern, durch einige französische Regimenter und durch einige hunderttausend Ecus. Sollte Spanien — hierauf mußte er sich wohl gefaßt machen — darüber den Krieg an Frankreich erklären: nun, so brauchte das mit den Morisken verbündete Frankreich, der Mitwirkung der Holländer, der Türken und einiger italienischen Fürsten sicher, denselben auch nicht zu scheuen. So glücklichen Chancen gegenüber verzichtete Heinrich auf die rein defensive Stellung, die er bis jetzt inne gehalten hatte.

Mehrere Monate wurde La Force durch die erwartete Ankunft neuer maurischer Abgeordneter aufgehalten, die endlich Mitte Oktober 1604 anlangten und die Vollmacht zur Abschließung eines Bündnißvertrages mitgebracht hatten. Noch am Anfange November kam La Force in Fontainebleau an, wo der König sich damals gerade aufhielt.[1]) Heinrich, welcher seine Ankunft schon längst erwartet, hatte inzwischen auch daran gedacht, mit den Holländern anzuknüpfen, um ein engeres Bündniß, ein verdoppeltes Aufbieten der beiderseitigen Kräfte mit ihnen zu verabreden. In der Absicht, dies einzuleiten, hatte der König im August den Herrn von Buzanval, seinen Gesandten im Haag, der den Holländern sehr geneigt war, und Herrn von Vic, den Gouverneur von Calais, einen anderen Freund

[1]) Briefe La Force's an seine Frau; Corresp., I. 380 ff.

derselben, zu sich nach Fontainebleau kommen lassen, wo sie mit ihm sowie mit Rosny, bekanntlich einem eifrigen Anhänger der holländischen Allianz, unterhandelten und beriethen.[1])

Hierzu kam nun la Force mit den Verheißungen der Morisken. Leider sind wir über die folgenden Verhandlungen nicht unterrichtet. Der spanische Botschafter konnte seinem Hofe nicht mehr Nachricht von den französischen Ministerberathungen ertheilen, denn soeben war — wie wir später erwähnen werden — der Hauptspion der Spanier in Frankreich, Nikolaus l'Hoste, der Sekretär Villeroy's, entdeckt worden. Die Ankunft des Marquis de la Force am Hofe konnte an und für sich noch keinen Verdacht erregen, denn derselbe war Gardekapitän des Königs und mußte als solcher jährlich sein Quartal am Hofe abdienen. So finden sich weder in den Papieren von Simancas noch in den Berichten des Gesandten der belgischen Erzherzoge in Paris Spuren von der Kenntniß dieser neuen Moriskenverhandlungen. Vielleicht dürften in den Archiven des französischen Ministeriums des Aeußern noch einige Schriftstücke über diese Angelegenheit erhalten sein, aber gewiß ist es keineswegs, da möglicher Weise in diesen Dingen nichts dem Papiere anvertraut wurde. Es wurden eben die betreffenden Verhandlungen im strengsten Geheimnisse geführt, nirgends finden wir in den Briefen des Königs, seiner Minister und des Marquis de la Force auch nur die geringste Andeutung über diese Sache. Nur das erfuhren die Spanier, daß die Franzosen den Krieg in Italien durch heimliche Einverständnisse im Mailändischen vorbereiteten.[2])

Erst im Anfang des folgenden Jahres kommt uns die Angelegenheit der Morisken wieder vor Augen. Der große Plan hatte inzwischen bedeutende Fortschritte gemacht. In den ersten Monaten des Jahres 1605 versammelten sich heimlich die sechszig Vertreter

[1]) MS. Conf. des sp. Staatsr. v. 9. Sept.; Arch. v. Sim., K 1426.

[2]) MS. Don Balt. de Zuñiga an den König, Paris, 30. Dez. 1604; Arch. v. Sim., K. 1460.

der gesammten maurischen Verbände in Spanien zur Vorbereitung eines allgemeinen Aufstandes; auch ihre sechs Oberpriester und zehn Abgesandte der algerischen Mauren waren hier zugegen. Man organisirte sich vollständig als Cortes und erwählte einen sehr reichen Morisken aus den Besitzungen des Herzogs von Infantado, Luys Asquer, zum Könige. Die Empörung sollte in der Stadt Valencia in der Nacht des Gründonnerstags 1606 ausbrechen. Es sollten sich vorher 10,000 Morisken einzeln und unbemerkt in die Stadt schleichen und in der genannten Nacht alle Kirchen und Klöster Valencias anzünden. Dann würden, so rechnete man, alle Christen zur Rettung der heiligen Gebäude herbeieilen, und dies sollten die Morisken benutzen, um die reichen Waffenmagazine der Stadt zu plündern, die für eine mehr als dreifache Zahl genügten. Einmal bewaffnet, sollten die Aufständischen über die Christen herfallen, sie tödten, die Stadt plündern und alle ihre Brüder zum Kampfe aufrufen, der auch bald von Afrika und von Frankreich her Unterstützung gefunden hätte.[1])

Leider wissen wir nicht, wie weit der französische König an diesem sehr gut ausgedachten Plane betheiligt war; sicherlich hatten seine Abgesandten die Hand mit im Spiele. Aber so klug auch alles angelegt war, so treu auch die Morisken das Geheimniß wahrten: das Unternehmen, welches bestimmt war, so ungeheure Wirkungen auf die Verhältnisse ganz Europa's auszuüben, kam nicht zur Ausführung.

Die Spanier hatten doch abermals Kunde von den Einverständnissen der Franzosen in Aragon erhalten, und von neuem wurden alle Vizekönige beauftragt, auf die französischen Zwischenträger zu fahnden.[2]) Die Art und Weise, wie die Spanier zu dieser Nachricht gekommen waren, ist wieder recht charakteristisch für die Zeit.

[1]) Fonseca, Justa expulsion, l. III. c. I. p. 146 ff. — Man beachte die zahlreichen Punkte der Uebereinstimmung zwischen diesem Plane der Morisken von 1605 und die Denkschrift des Musrif Hamet von 1602.

[2]) MS. Cons. des sp. Staatsr. v. 25. Juni 1605.

Ebenso wenig, wie damals die hervorragendsten und höchstgestellten Leute sich scheuten, Spionendienste zu verrichten, trugen sie Bedenken, auch Verräther zu spielen. Der neue König von England, hatte im Jahre 1604 einen Frieden mit Spanien geschlossen, und im Frühjahr 1605 sandte er den Lord-Großadmiral von England, Charles Howard Grafen von Nottingham, um den spanischen König diesen Frieden beschwören zu lassen. Nottingham wurde mit großem Glanze aufgenommen und mit demonstrativer Herzlichkeit behandelt; im Verlaufe dieser Geschichte werden wir sehen, daß er sogar privatim Bestechung von den Spaniern nahm. Jakob I. fühlte sich von der Freundlichkeit der Spanier so gerührt, daß er der spanischen Regierung Kunde von den französischen Umtrieben mit den Morisken gab, welche letzteren höchst wahrscheinlich selbst ihn — in der Hoffnung, Beistand bei ihm zu finden — davon unterrichtet hatten. Der hauptsächlichste Agent Heinrich's IV. bei den Morisken war damals Paschal de Saint-Esteve, ein echter Spion von schlimmster Gewissenlosigkeit und unersättlicher Habgier. Da er seiner Meinung nach von den Franzosen und Morisken nicht genug Geld erhielt, hatte er bereits einige der letzteren bei den Spaniern für gute Bezahlung denunzirt. Jetzt aber stürzte er selbst in die Falle, die er schon so Manchem gelegt. Von den Engländern der spanischen Regierung als Spion Frankreich's und Unterhändler mit den Morisken angegeben, wurde er am 23. April 1605 in Valencia verhaftet. Glücklicher Weise hatte er nichts Schriftliches von seinem Könige oder dessen Vertrauten bei sich. Die Spanier suchten diesen Mangel dadurch zu ersetzen, daß sie Saint-Esteve dreimal der Tortur im höchsten Grade unterwarfen, bis er ganz und gar verstümmelt wurde. Ob und wie weit er die Plane der spanischen Mauren und Heinrich's IV. verrathen hat, ist nicht bekannt: sicher dagegen ist, daß Paschal de Saint-Esteve am 23. Juni 1605 zum Tode verurtheilt und kurze Zeit darauf hingerichtet worden ist.[1]) Hierdurch aufmerk-

[1]) Vgl. über diese Angel. die Briefe bei La Force, I. Corresp. 396—401, 404—408.

sam gemacht, forschte die spanische Regierung weiter, und so gelang es dem Marques de Villamizar, dem Vizekönige von Valencia, der ganzen weitverzweigten Verschwörung unter den Morisken auf die Spur zu kommen. Auch hier wurden zwei Fremde — wie es scheint, Italiener im Dienste der französischen Regierung — gefangen genommen sowie einige der reichsten und mächtigsten Morisken (Juni 1605). Die Sache schien allzu wichtig und bedenklich, um sie schriftlich vor den gewöhnlichen Richtern zu verhandeln, und so wurde ihre Untersuchung einem Vertrauensmann, dem Grafen von Jelves, übertragen. Die Mauren sowohl wie die beiden Fremden wurden der Tortur unterworfen, bis sie Geständnisse machten; besonders der eine der Fremden, Martin Iviundo, legte eine umfassende Beichte ab. Dieselbe wurde von einem abtrünnigen Morisken, Francisco Ribera, bestätigt und enthüllte den ganzen schlau angelegten Plan. So war derselbe gänzlich vereitelt, die Führer der Bewegung büßten ihn mit dem Tode, die spanische Regierung traf alle nöthigen Vorsichtsmaßregeln für den Fall, daß die valencianer Mauren doch einen Empörungsversuch hätten wagen wollen. Dieser Fall traf nicht ein; der Aufstand der Morisken war wieder einmal im Blute seiner Urheber erstickt.[1]) — Ueber die Betheiligung der französischen Regierung beobachteten die Spanier, die jetzt mehr als je den Krieg zu vermeiden wünschten, vorderhand ein vorsichtiges Schweigen.

Heinrich IV. war über die Gefangennehmung Saint-Esteve's sehr unruhig gewesen, aus Furcht, derselbe könne allzuviel verrathen. Die Besorgniß des Königs war um so größer, als er in Verbindung mit jenen Verhandlungen mit den Morisken ein anderes großes Unternehmen gegen Spanien betrieb. Schon viele Jahre vorher hatte der Kapitän Moreau dem seither verstorbenen Marschalle von Matignon die Ueberlieferung Pampelona's mit Hülfe einiger Soldaten von der Besatzung dieser Stadt angeboten. Indeß die

---

[1]) Fonseca, Justa expulsion, l. III. c. I. p. 146 ff.

Angelegenheit war damals vernachlässigt worden und hatte keine weiteren Folgen. Jetzt im Sommer 1605, kam der Kapitän Moreau von neuem zu La Force und sprach ihm von der Einnahme Pampelona's. Ein Korporal und mehrere Soldaten navarresischer Abkunft wollten den Franzosen behülflich sein, nächtlicher Weile eine Courtine und zwei Bastionen zu besetzen. Sowie einige hundert Franzosen in der Stadt seien, wollte der Korporal den Kapitän, welcher in der Stadt befehligte, mit eigener Hand umbringen. Er verlangte für sich und seine Gefährten zum Entgeld dieser Heldenthaten die bescheidene Belohnung von 100,000 Ecus, nach dem Unternehmen auszuzahlen, und wollte für seine Treue seinen Bruder und seinen Sohn zu Geißeln stellen.

Es ist zu bemerken, daß diese saubere That im tiefsten Frieden ausgeführt werden sollte; trotzdem wies der König das Anerbieten keineswegs von sich. Am 7. Juli 1605 theilte er La Force seine vollkommene Zufriedenheit wegen der Unterhandlungen mit Moreau mit.[1]) Ja, La Force bemerkt ausdrücklich in seinen Memoiren, daß Heinrich diese Sache sehr am Herzen gelegen habe. Es machte ihm keine Bedenken, die Festung eines Nachbarlandes mitten im Frieden zu überfallen, die heimtückische Ermordung hunderter von braven spanischen Soldaten herbeizuführen, die, auf den feierlich beschworenen Frieden vertrauend, nichts Arges ahnten. Es wäre vergeblich, immer in eine sittliche Entrüstung über jeden einzelnen dieser sich so oft wiederholenden Fälle sich versetzen zu wollen: aber das dürfen wir doch bei solchen Vorkommnissen freudig anerkennen, daß die öffentliche Moral unserer Zeit sich genugsam gehoben hat, um nur den Gedanken an solche Verräthereien unmöglich zu machen. Die Unsittlichkeit jener Tage trug übrigens fast immer ihr eigenes Kor-

---

[1]) Eigenhändiges Schreiben des Königs, abgedruckt bei La Force, I. Corresp., 399: Je suis fort aise de ce que le capitaine Moreau a parlé à vous etc. — Uebrigens war schon i. J. 1601 ein Ueberfall Pampelona's beabsichtigt gewesen, aber durch Nikolaus l'Hoste, damals Gesandtschaftssekretär Rochepot's, verrathen worden; Supplém. à l'Estoile, 367.

rektiv in sich: auch diese Angelegenheit fand, kaum am französischen Hofe verhandelt, einen Verräther, der — ungewarnt von dem Schicksale l'Hoste's — dieselbe nach Valladolid meldete und dadurch das Unternehmen vereitelte. Die Spanier trafen sofort die erforderlichen Gegenmaßregeln, so daß die Franzosen gar keinen Versuch wagten.[1]) Zu gleicher Zeit scheiterte ein ähnlicher Anschlag, welchen die Franzosen von neuem auf Perpignan gemacht hatten. Die Besatzungen der spanischen Grenzplätze wurden verstärkt, vorzugsweise wurden für das ganz besonders exponirte Perpignan mehrere Kompagnien königlicher Garden bestimmt.[2]) Es versteht sich, daß Frankreich an Stelle Saint-Esteve's einen neuen Spion nach Frankreich sandte,[3]) aber im Großen hörten doch nach all' dem Mißgeschick die ernsteren Versuche gegen die innere Ruhe des Nachbarreiches einstweilen auf. Heinrich zog sich abermals in seine schon öfter geschilderte Defensivstellung zurück.

Die Sache der Morisken, mit so vielem Eifer und auch so großer Aussicht auf Erfolg von Frankreich aufgenommen, wurde nunmehr von demselben für mehrere Jahre fallen gelassen. Philipp III. aber hat den Morisken diese Verbindung mit seinem schlimmsten Feinde nie vergessen, und es vergingen nur wenige Jahre, bis die unglücklichen Nachkommen der früheren Herren Spanien's das volle Gewicht seines Zornes empfanden.

Wie hätte bei einem solchen Verfahren der einen Großmacht gegen die andere ein freundschaftliches Verhältniß zwischen denselben obwalten können! In der That trafen sie in den meisten Fragen der äußeren Politik aufeinander und waren in entgegengesetztem Sinne wirkend. Man muß Philipp III. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er auf diesem Gebiete einen ernstlichen Versuch zur Herstellung des Friedens zwischen beiden Mächten machte. Frei-

[1]) La Force, I. 179, 183.

[2]) MS. Cons. des sp. Staatsr. v. 23. Aug. 1605 nebst Apostille.

[3]) La Force, I. Corresp., 405.

lich weiß man nicht, ob er es nicht, wie im Jahre 1602, nur darauf abgesehen hatte, den Holländern die Hülfe der Franzosen zu entziehen. Jedenfalls war es, wie 1602, auch dieses Mal Spanien, welches die ersten entgegenkommenden Schritte that. Bei Gelegenheit des savoyisch-genfer Handels hatte Heinrich IV. sich bei dem Papste über die Unterstützung beklagt, welche Spanien dem Herzoge hatte angedeihen lassen. Der spanische König ließ hierauf (Ende April 1603[1]) durch den Herzog von Sessa dem Papste melden: Heinrich's Klagen seien nur auf Verdacht gegründet, aber die Hülfe, welche derselbe den Holländern gewähre, sei faktisch. Der Herzog von Savoyen könne bekanntlich nichts ohne Spanien thun, und Heinrich dürfe sicher sein, daß dieses den Herzog nicht gegen ihn unterstützen würde, wenn nur er selbst den holländischen Rebellen seinen Beistand entziehen wolle. — Lag hierin einerseits das indirekte Zugeständniß, daß bisher Philipp III. den Savoyer zur Feindseligkeit gegen Frankreich gereizt und in derselben begünstigt hatte, so war doch ohne Zweifel durch diese Erklärung auch ein Vorschlag zu ernstlicher Annäherung gethan. — Der Papst machte gleichfalls den Versuch, ein wirklich freundschaftliches Verhältniß zwischen den beiden katholischen Großmächten herzustellen: war dies doch das Ideal seines ganzen Lebens und Wirkens! Am 18. Juni schrieb er — wahrscheinlich in Folge jener spanischen Erklärung — eigenhändig an Heinrich IV.;[2]) er ermahnte ihn, den Frieden zu halten, besonders da der Herzog von Savoyen seine Pläne gegen Genf aufgegeben habe. Nun aber solle Heinrich auch für immer aufhören, die holländischen Rebellen und die Ketzer überhaupt zu begünstigen,

---

[1]) MS. Instruktion an Tassis, 28. Apr. 1603; Arch. v. Sim., K 1451.

[2]) MS. Arch. v. Sim., K 1606. — Schon am Ende des vorigen Jahres hatte der Papst einen ähnlichen Versuch gemacht, hatte aber nur ausweichende Antwort erhalten; MS. Depesche Tassis' v. 12. Jan. 1603 ibid. Vgl. Bestätigung aller dieser Verhandlungen in den Depeschen d'Ossat's v. 10. Febr. 1603 (Lettres d'O., II. 1181 ff.) u. in dem Briefe Heinrich's an Beaumont vom 27. Juni 1604 (L. m., VI. 261).

denn sonst würden alle Katholiken gegen ihn die Waffen ergreifen. Man sieht, der Papst sparte selbst die Drohungen nicht, um Heinrich zu einer den Erklärungen desselben mehr entsprechenden Politik zu bewegen. Diese versöhnliche Stimmung Spanien's gegen Frankreich drückte sich dann auch in dem glänzenden und sympathischen Empfange aus, welchen der neue Gesandte Frankreich's, der Nachfolger Rochepot's, Herr von Barrault, in Madrid fand.[1])

Aber Heinrich IV. wies Spanien's zum Frieden ausgestreckte Hand zurück. Er schrieb — wahrscheinlich nicht mit Unrecht — die große Friedensliebe Spanien's der Besorgniß zu, welche dasselbe vor dem maurisch-französischen Bündniß hegte, und abermals dem Wunsche, in den Niederlanden nicht mehr den französischen Regimentern de la Noue's zu begegnen. In der That mochten diese Erwägungen wohl die hauptsächliche Ursache zu dem versöhnlichen Benehmen und der entgegenkommenden Sprache der spanischen Diplomatie gewesen sein. Jedenfalls glaubte Heinrich, seine Rechnung besser in der Fortsetzung seiner versteckten Umtriebe gegen das spanische Interesse, als in einem Zusammengehen mit dieser Macht zu finden. Sein Mißtrauen gegen dieselbe war zu tief gewurzelt. Mochten ihre Annäherungsversuche jetzt ehrlich sein oder nicht, Heinrich war zu häufig von ihr getäuscht worden, er hatte zu viele Feindseligkeiten von ihr erfahren, um nicht von vorn herein Falschheit und Betrug in ihren Anerbietungen zu sehen. Offene oder doch eingestandene Feindseligkeit war ihm lieber, als eine Freundschaft, die Frankreich an die spanische Politik ketten mußte, ohne daß — wie der König glaubte — jenes irgend einen ernstlichen Vortheil daraus ziehen würde. Der Antrag, von nun an den Herzog von Savoyen im Zaume zu halten, wenn Heinrich dafür aufhöre, die Holländer zu begünstigen, konnte schon deshalb dem französischen Könige nicht annehmbar sein, weil er ohnedies Karl Emanuel bereits für sich gewonnen wußte und also nicht nöthig hatte, Spanien dafür ein Entgeld zu zahlen. Auch

[1]) Heinrich IV. an Fresnes, 11. Apr. 1603 (L. m., VI. 666).

des Papstes Drohungen machten keineswegs einen tiefen Eindruck auf Heinrich IV.: er wußte wohl, daß Klemens VIII. nicht so leichten Muthes den ältesten Sohn der Kirche den Ketzern ganz und gar in die Arme treiben werde. Er verzichtete also auf ein Bündniß mit Spanien und beharrte vielmehr bei seiner Absicht, zwar äußerlich den Frieden mit diesem Lande einstweilen aufrecht zu erhalten, auf der anderen Seite jedoch dasselbe so viel wie möglich zu schädigen und stets eine Ursache zum Wiederbeginne des Kampfes für die Zeit, wo derselbe ihm passend erscheine, zu bewahren. So war Heinrich fest entschlossen, an seinem bisherigen Benehmen Spanien gegenüber nicht das Mindeste zu ändern.

Auf einen zweiten Brief des Papstes vom 3. Juli, in gleichem Sinne abgefaßt, wie derjenige vom 18. Juni, erwiderte der französische König am 28. Juli sehr unterwürfig und gehorsam. In bewegten Worten dankte er Sr. Heiligkeit für Ihre Ermahnungen, „die außer der Bewahrung meiner Person das Glück und gute Fortkommen meines Sohnes und meines Reiches und besonders das Heil meiner Seele bezwecken. Sehr heiliger Vater, ich kann Eurer Heiligkeit die Hochachtung vor der mir hierbei bewiesenen Gunst nicht besser bezeugen, als indem ich mich anstrenge, den Rathschlägen Eurer Heiligkeit zu folgen." [1]) Während Heinrich IV. so den Papst, allerdings in sehr allgemeinen Ausdrücken, seiner Bereitwilligkeit zu einer katholisirenden und hispanisirenden Politik versicherte, war er sich ganz klar darüber, daß er nur die entgegengesetzte Politik treiben dürfe. Es war jener Brief nur ein Manöver, um den Papst einstweilen zu beruhigen und seine eigenen Pläne versteckt zu halten. Deshalb konnte es auch nicht ausbleiben, daß Frankreich und Spanien bald wieder an den verschiedensten Punkten auf einander trafen. Zuerst in Italien.

Wir hatten gesehen, wie in Folge der Bemühungen Spanien's die Allianz zwischen Frankreich und den Graubündnern zuerst —

---

[1]) L. m., VI. 146.

im Jahre 1602 — nicht zu Stande gekommen war; nachher war sie aber doch wieder für die Zukunft erneuert worden. Heinrich erhielt freien Durchzug durch das Bündnerland und die Erlaubniß, in Kriegszeiten 16,000 Mann daselbst auszuheben.[1]) Die Graubündner, welche ihrer eigenen Kraft um so mehr, Spanien gegenüber, mißtrauten, als sie, die Protestanten, das ihnen unterworfene katholische Veltlin in härtester Weise beherrschten, suchten sich deshalb außer Frankreich auch dem näher liegenden Venedig anzuschließen. Auf der anderen Seite wünschten die Venezianer, welche vor den beständigen Uebergriffen des Grafen Fuentes Besorgniß empfanden, sich durch ein Bündniß mit den tapfern Graubündnern zu stärken und schickten an dieselben einen Gesandten, den Sekretär Padavino, um eine Allianz mit ihnen zu Wege zu bringen.[2]) (Frühjahr 1603.) Selbstverständlich waren die Spanier hiermit sehr unzufrieden, einmal weil Venedig ja stets in einem gewissen Gegensatz zu Spanien gestanden hatte, und dann weil sie selbst mit den Graubündnern eine Allianz herzustellen suchten. An diesem letzteren Punkte lag ihnen deshalb so viel, weil sie dadurch eine sichere Passage nach Süddeutschland und besonders den österreichischen Ländern erhalten hätten. Fuentes bot aus diesen Gründen alles auf, um das Zustandekommen des Vertrages zwischen den drei rhätischen Bünden und Venedig zu verhindern. Er griff wieder zu dem Mittel, welches er im vorigen Jahre gegen die Verbindung mit den Franzosen einmal so glücklich angewendet hatte: er drohete nämlich, den Graubündnern jeden Handelsverkehr mit dem Mailändischen zu untersagen und ihnen vorzüglich das Getreide vorzuenthalten, das sie bei der Unfruchtbarkeit ihres Landes zur Fristung ihres Lebens nothwendig

[1]) Andr. Morosini, Hist. Veneta, prs. IV. lib. XVI. p. 643.

[2]) Die Verhandlungen mit den Graubündnern wurden von den Venezianern bereits seit dem Jahre 1601 geführt, aber lange Zeit sehr lau; vgl. Lettres et amb. de Fresnes-Canaye, I., l. passim. besonders p. 73 f. (Depesche vom 29. Dez. 1601). — Ueber die definitiven Verhandlungen selbst ibid., t. II., l. III. pass. sowie Andr. Morosini, l. c. p. 638.

brauchten und aus den reichen Gefilden Mailand's zu beziehen pflegten. Aber dieses Mal erreichte der Spanier seinen Zweck nicht. Denn Frankreich zwar war weit vom Bündnerlande entfernt und durch andere Gebiete von demselben geschieden, so daß ein direkter und sicherer Handelsverkehr zwischen beiden Territorien nicht gepflogen werden konnte; das Venezianische dagegen stieß unmittelbar an das Veltlin und konnte daher den Bündnern das mailändische Getreide ziemlich ersetzen. Die Venezianer, denen es an Mitteln nicht fehlte, begannen auch sofort den Bau einer neuen bequemen Kunststraße über den Bernina-Paß, um so die Handelsverbindung zwischen ihrem Gebiete und den rhätischen Thälern zu erleichtern.[1]) Die Bünde kümmerten sich deshalb um die Drohungen des Gouvernators nicht im mindesten, sondern schlossen zu Chur ihren Vertrag mit den Venezianern ab.[2])

In diesem verpflichteten sich beide Republiken zu einer beständigen Freundschaft. Die Graubündner gestatteten den Venezianern, im Falle der Bedrängniß 6000 Mann bei ihnen auszuheben, die aber weder auf dem Meere noch zum Angriff von Festungen verwendet werden durften, sonst jedoch die Republik gegen jeden Feind zu vertheidigen hatten. Die Bedingungen der Besoldung und Verpflegung der in Graubünden auszuhebenden Truppen wurden sorgfältig festgesetzt. Würden die Bündner selbst mit Krieg überzogen werden, dann sollten sie das Recht haben, ihre Söldner im venezianischen Dienste sofort zurückzurufen, und Venedig mußte unter solchen Verhältnissen sogar die drei Bünde mit aller Macht unterstützen. Die beiden kontrahirenden Theile verpflichteten sich jeder, den Kriegsleuten des anderen sowie seiner Verbündeten freien Durchzug durch das eigene Gebiet zu gewähren, den Feinden des andern aber den Durchmarsch zu verwehren. Venedig sollte jährlich 3600

[1]) Andr. Morosini, p. 639.

[2]) Vollständig mitgetheilt P. Matthieu, II. 268 A. ff.; P. Cayet, Chr. spt., 261 f. — Vgl. Thou, l. 130; Morosini, 639 f.

Scudi an die Bünde bezahlen und ihnen ebenso oft 50 Musketen mit der dazu gehörigen Munition geben Die Unterthanen beider Republiken konnten frei gegenseitig in dem Lande der anderen verkehren und entrichteten nur die bisher üblichen Zölle für die Waaren, die sie einführten. Besondere Bestimmungen regelten den Getreide- und Salzhandel und sicherten zumal den Graubündnern eine wohlfeile Zufuhr dieser beiden unentbehrlichen Lebensbedürfnisse. Das Bündniß sollte auf zehn Jahre Gültigkeit haben und stets abermals um zehn Jahre weiter gehen, wenn es nicht ein Jahr vor Ablauf des Termines gekündigt würde.

Sieben bündnerische Gesandte gingen nach Venedig, und dort beschwor man gegenseitig das Uebereinkommen auf feierliche Art.[1])

Die Spanier waren begreiflicher Weise mit diesem Vertrage äußerst unzufrieden. Schon war Savoyen ihnen entgangen und hatte sich dem politischen System Frankreich's angeschlossen. Der Großherzog von Florenz war seit lange in heimlicher Feindschaft gegen Spanien befangen und hatte sich durch die Vermählung seiner Nichte an Heinrich IV. diesem ganz entschieden genähert. Zu gleicher Zeit suchte Frankreich eine Heirath zwischen dem Herzoge von Nemours und der Tochter des Herzogs von Modena zu Stande zu bringen, um dadurch den Letzteren ebenfalls für sich zu gewinnen.[2]) Venedig war immer seit Franz I. französisch und antispanisch gesinnt gewesen, und selbst von Klemens VIII. konnte eine thätige Hülfe in einem Konflikte mit Frankreich spanischerseits nicht erwartet werden. So erntete Spanien die Frucht seiner habgierigen, treulosen und dabei doch schwankenden Politik auch in Italien; es sah sich auf der Halbinsel ganz vereinsamt, theils von gleichgültigen theils von feindseligen Staaten umgeben, nur wenige kleine Vasallen

---

[1]) Morosini, 640.

[2]) MS. Consf. des sp. Staatsr. v. 25. Febr. 1603; Arch. v. Sim., K 1426. — Dep. Tassis' vom 23. Jan.; ibid. 1606.

hatte es sich für schweres Geld verschaffen können. Wenn es auch einstweilen durch die Furcht, die es einflößte, seine Gegner in Italien zu Boden hielt, so daß sie sich nicht gegen es zu erheben wagten: so hatte es doch von keinem der mächtigeren italienischen Staaten Hülfe zu erwarten und mußte vielmehr gewärtig sein, daß nach der ersten Niederlage, die es erlitten, Venedig und Savoyen, Toskana und Mantua sich gegen es wenden würden. Siegte die spanische Politik noch bei mehreren Gelegenheiten, dann allerdings konnte sie ihre Herrschaft über die Halbinsel als fest begründet ansehen: aber erlitt sie nur die kleinste Schlappe, so stand Alles gegen sie auf, was in Italien noch unabhängig war. Und einem so klugen und mächtigen Widersacher, wie dem französischen Könige gegenüber, mußte man sich darauf gefaßt machen, auch einmal im Nachtheile zu bleiben. Spanien hatte den Bogen zu straff gespannt. So gelang es Heinrich IV., seinen Plan gegen die Spanier Schritt für Schritt in das Werk zu setzen, allerdings nicht so sehr durch eigenes direktes Eingreifen, wie durch kluge Benutzung der Fehler, welche die Spanier selbst begingen. Unter diesen kritischen Verhältnissen konnte es den letzteren unmöglich gleichgültig sein, die Zahl ihrer Gegner rings an den Grenzen von Mailand noch durch ein kleines aber kräftiges und muthiges Volk vermehrt zu sehen. Denn, abgesehen von der Hülfe, welche die Graubündner den Venezianern durch Stellung von 6000 tapferen Söhnen ihrer Hochgebirge gewährten, war es ja offenbar, daß bei einem ernstlichen Kriege zwischen Venedig und Spanien die Bündner binnen kurzem selbst für ihre Alliirten gegen das letztere Partei ergreifen würden. Es kam hinzu, daß durch den siebzehnten — oben angedeuteten — Artikel des Vertrages in jedem Kriegsfalle zwischen Venedig und den Spaniern diesen die Verbindung mit Oesterreich abgeschnitten wurde, was bei dem Ausbruche eines großen europäischen Kampfes den Spaniern sehr beschwerlich und nachtheilig werden mußte. Ja, Spanien hatte sich schon immer Hoffnung gemacht, bei günstiger Gelegenheit das katholische Veltlin von dem protestantischen Graubün-

den loszureißen und sich dadurch eine nicht zu störende Passage nach Tyrol zu schaffen; die Ausführung dieses Planes wurde nun durch die Unterstützung, die nach dem eben abgeschlossenen Vertrage die Venezianer im Nothfalle den rhätischen Bünden zu gewähren hatten, fast unmöglich gemacht.

Von allen Seiten schuf dieses Bündniß den Spaniern Unzuträglichkeiten, belästigte und beengte sie. Fuentes war deshalb auch auf das höchste aufgebracht, als er von dem wirklichen Abschlusse desselben hörte. Er beschloß, den Vertrag zu vernichten, es koste was es wolle, und dann in zweiter Linie wo möglich selbst nach der Herstellung einer Allianz mit den Rhätiern zu streben. Zuerst führte er seine frühere Ankündigung aus und untersagte jeden Verkehr zwischen dem Mailändischen und Graubünden.[1]) Da aber die Bündner, durch ihren Vertrag mit Venedig zum größten Theile gesichert, hierauf nicht viel gaben, ging Fuentes weiter und baute eine und eine halbe Meile von Neu-Como, wo mailändisches, bündnerisches und venezianisches Gebiet sich berührten, auf einem steilen Felsen, welcher das Thal von Chiavenna und zu gleicher Zeit das Veltlin beherrscht, ein großes Fort mit fünf starken Bastionen, das er nach seinem eigenen Namen benannte.[2]) Theils wollte er damit seinem Handelsedikt Nachdruck verschaffen, theils sollte es als Rückhalt dienen für die Drohungen, die er unaufhörlich gegen die Bünde ausstieß. An 6000 Fußsoldaten, meistens Spanier, schickte er zugleich an die Ufer des Comer-Sees.[3])

Am meisten hatte Spanien zu fürchten, daß Frankreich jetzt zur Unterstützung der Rhätier und Venedig's schreiten werde. In der That ließ es sich kaum denken, daß Frankreich spanischen Gewaltmaßregeln gegen ein ihm verbündetes Land ruhig zusehen werde,

---

[1]) Instruktion an Beaumont, 7. Dez. 1603; L. m., VI. 679.

[2]) Bericht Montmartin's an Rosny; Oec. roy., ch. 147. — Thou, l. 134.

[3]) Brief de Fresnes' an Breves, 9. Nov. 1603; Amb. de Fr.-Canaye, t. II. l. III. part. 2 pag. 24.

das nichts gethan hatte, als sein unzweifelhaftes Recht ausgeübt, Verträge zu schließen, mit wem es wollte. Unmöglich konnte Frankreich einen solchen Uebergriff Spanien's dulden, wenn es nicht anderweitig durch dasselbe gewonnen wurde. Die Regierung von Valladolid gab sich deshalb alle nur denkbare Mühe, um in Anschluß an die schon oben geschilderten Versuche ein freundliches Verhältniß mit der benachbarten Macht herbeizuführen. Gelangen diese Bestrebungen auch nur für wenige Monate, so war die Demüthigung jener beiden kleinen Staaten voraus zu sehen. Aber das war ersichtlich, daß man nur mit großer Mühe Frankreich über das Interesse täuschen konnte, welches es ohne Zweifel besaß, die Bünde und Venedig zu beschützen. Es wurden daher alle Mittel des diplomatischen Apparates angewandt, um das gewünschte Ergebniß herbeizuführen.

Der Herzog von Lerma eröffnete den Feldzug in eigener Person. Mit noch größerer Freundlichkeit und Höflichkeit, als er gewöhnlich zeigte, knüpfte er mit Barrault ein langes Gespräch an über die schlimmen Folgen, welche die Gegnerschaft Frankreichs und Spaniens herbeiführe, und über die Mittel zu einer festen Verknüpfung der beiden Kronen. Barrault ließ sich in der That gefangen nehmen und ging mit Freuden auf die gut gemeinten Vorschläge des spanischen Premiers ein; man beschloß, die betreffenden Verabredungen zu größerer Wirksamkeit schriftlich zu fixiren.[1])

Die spanische Regierung that einen Schritt weiter. Langsam und bedächtig ging sie vor, um ihrem Stolze nichts zu vergeben, nur allmählich wollte sie das Terrain vorbereiten. Im November 1603 wurde Don Juan Fernandez de Velasco, Herzog von Frias und Graf von Haro, Condestable von Kastilien und Leon, mit einer überaus zahlreichen und glänzenden Begleitung von Edelleuten aus den vornehmsten Häusern Spanien's[2]) nach England gesandt, um

---

[1]) Siri, Mem. rec., I. 207.

[2]) Davila, Vida y hechos de Fel. III., 94.

den Frieden mit dieser Macht zu unterzeichnen. Aber er sollte auch zugleich mit dem französischen Könige verhandeln, und diese Bestimmung wurde mit Ostentation vorher bekannt gemacht. Die größten Erwartungen wurden an diese glänzende Gesandtschaft geknüpft. Der Condestable sollte — so hieß es — den Erzherzog Albert mit seiner Gemahlin nach Spanien zurücksenden, wo man sie zu Königen von Valencia erheben wolle; ferner sollte er die Wahl eines Habsburgers zum römischen Könige herbeiführen und dann den Frieden mit England festsetzen, von welchem auch die Holländer sich nicht lange würden ausschließen können; endlich sollte er Frankreich die Beweise der aufrichtigsten Freundschaft seitens des spanischen Königs geben, kurz den Zustand der Dinge in Europa gänzlich und zwar nach der friedlichen Seite hin verändern.[1]) Ohne Zweifel haben die Spanier selbst diese Gerüchte ausgestreut, um so ihre Aktion gegen Graubünden zu bemänteln, um Europa und besonders Frankreich mit diesem Friedensweihrauch zu betäuben, so daß sie unterdeß ihr Werk in Oberitalien ungestört ausführen könnten. Die majestätische Langsamkeit, mit welcher der Condestable reiste, war wohl berechnet, einerseits — woran eben den Spaniern sehr viel lag — die Erwartung wegen dieser Verhandlungen recht lange gespannt zu erhalten, andererseits den Schein der Bedeutsamkeit für die Botschaft noch zu erhöhen. Am 16. November kam der Condestable nach Bayonne, erst am 15. Dezember nach Paris. Der König Heinrich hatte ihm den Marschall von Ornano nach Bordeaux entgegen geschickt, mit dem der Gesandte dann in Paris einzog. Die Pariser nannten, als sie die feierliche Prozession der Spanier mit ansahen, da das unzählige Gepäck der Edelleute und ihres Gefolges auf eine ungemeine Menge gemietheter Maulthiere verpackt war und die Diener selbst auf solchen ritten, den Condestable spottweise den „Botschafter der Maulthiere“.

Derselbe ging sofort in das Louvre, wo er vom Könige in

[1]) Heinrich IV. an Beaumont, 15. Nov. 1603; L. m., VI. 175.

dessen Kabinett empfangen wurde. Er ließ sich vor Heinrich auf ein Knie nieder und wurde von demselben etwas länger in dieser Stellung belassen, als er gedacht hatte. Endlich hob Heinrich ihn auf, umarmte und küßte ihn. Es wurden einige freundliche Worte gewechselt, besonders versicherte der Condestable, daß seinem Könige nichts mehr am Herzen liege, als eine feste Freundschaft mit Frankreich zu unterhalten — und dann war die Audienz zu Ende. Nachdem der Spanier noch der Königin und dem Dauphin in St. Germain seine Aufwartung gemacht, reiste er mit seinem ganzen Gefolge wieder ab.[1])

Heinrich hatte ohne Zweifel mehr erwartet. Unter Verhandlungen, die dazu bestimmt seien, das Angesicht Europa's zu verändern, konnten doch unmöglich blos allgemeine Freundschaftsversicherungen verstanden werden; sicher hatte der König geglaubt, die Besprechungen über eine spanisch-französische Heirath wieder aufgenommen zu sehen. Der Aerger über diese Enttäuschung spricht sich in seiner sofortigen Weisung an Herrn von Beaumont, seinen Gesandten in London, aus, die Bemühungen um eine englisch-französische Vermählung jetzt offener zu betreiben.[2])

Die Spanier indeß hatten die Sendung des Condestable nur als einen vorbereitenden Schritt betrachtet, sie setzten ihre Höflichkeitsbezeugungen fort, freilich immer noch ohne etwa bestimmte Vorschläge vorzubringen. Suaviter in modo, fortiter in re suchten

[1]) Heinrich IV. an Beaumont, 19. Dez.; L. m., VI. 680. — P. Matthieu, II. 292 A. ff.; P. Cayet, Chr. spt., 271 f.

[2]) Instr. an Beaumont, 3., 17. Jan. 1604. L. m., VI. 680, 191. — Im November 1604 kam der Condestable noch einmal, auf seiner Rückreise nach Spanien, durch Paris und hat dann wieder eine Audienz bei dem Könige gehabt, den er privatim für ein besseres Verhältniß zu Spanien zu gewinnen suchte. Heinrich behauptet sogar in einer Instruktion an Beaumont (Siri. Mem. rec., I. 316 ff.), der Condestable habe ihm die Vermählung der Infantin Ana mit dem Dauphin und als Mitgift die Niederlande angeboten: indeß dies ist wahrscheinlich unrichtig, Heinrich wollte nur die Engländer, denen die Infantin auch angetragen war, mißtrauisch stimmen.

sie die Franzosen durch Demonstrationen zu gewinnen, um hinter deren Rücken ihre habgierige Politik ungestört weiter verfolgen zu können. Gerade jetzt, im Dezember 1603, langte der neue ordentliche Botschafter Spanien's in Paris, Don Baltasar de Zuñiga, an seinem Bestimmungsorte an, ebenso wie der Condestable, zwar nicht mit besonderen Anerbietungen, aber mit den schönsten Freundschaftsversicherungen an den französischen König beauftragt, welche dieser selbstverständlich nicht unterließ, reichlich zu erwiedern.[1]) Auch bei dem Papste erneuerten die Spanier ihr oft gebrauchtes Gaukelspiel; auf ihre Veranlassung ließ der heilige Vater den Nunzius in Paris abermals dem Könige von der französisch-spanischen Vermählung reden.[2])

Aber wenn die Spanier die Absicht gehabt hatten, durch alle diese Scheinversuche Heinrich IV. zu blenden und zumal ihn von der Unterstützung der drei Bünde gegen die Anmaßungen des Grafen Fuentes abzuhalten, so verfehlten sie ihr Vorhaben gänzlich. Wie hätte auch Heinrich so unerfahren sein sollen, sich von den nichtssagenden Komplimenten einiger spanischen Gesandten in den wichtigsten Interessen seiner Politik bestimmen zu lassen! In der That, dies war seine Meinung nicht, vielmehr griff er kräftig in die Verhältnisse in Oberitalien ein. Wir haben gesehen, wie sehr die Abtretung des letzten italienischen Gebietes von Seiten Heinrich's IV. diesem in den Augen der Italiener geschadet hatte. Die Aufgabe Saluzzo's schien denselben ein Rückzug vor Spanien, ein von der Furcht veranlaßter Verzicht Frankreichs, sich in die Angelegenheiten Italiens zu mischen. Es hatte sich gezeigt, welche Besorgniß deshalb selbst die mächtigeren italienischen Staaten vor Spanien hegten.[3]) Jetzt bot sich Frankreich eine Gelegenheit, diesen Flecken wegzuwaschen,

---

[1]) MS. Depesche Baltasar de Zuñiga's v. 20. Jan. 1604; Archiv v. Sim., K 1606. — Cons. des sp. Staatsr. v. 24. Febr. 1604; ibid., K 1426.

[2]) Siri, I. 209.

[3]) S. 247.

indem es die spanischen Anmaßungen gegenüber einem zwar nicht italienischen, aber doch an Italien grenzenden Lande zu nichte machte und dadurch zugleich die Venezianer wirksam gegen Spanien unterstützte. Es kam hinzu, daß das Fort Fuentes dem Könige eine der wichtigsten Pässe nach Italien sperrte, deren er jetzt nur so wenige zu seiner Verfügung hatte. Aus beiden Gründen, um das Ansehen Frankreich's in Italien wieder herzustellen, und um sich diese Straße nach der Halbinsel frei zu halten, mußte Heinrich sich der Sache der Bündner mit aller Macht annehmen.[1]) Bereits in den ersten Tagen des Dezember 1603 hatte er an Herrn de Vic, seinen Gesandten in der Schweiz, geschrieben: wenn die Bündner das Handelsverbot mit dem Mailändischen, welches Fuentes kürzlich erlassen, durch irgend eine Handlung der Feindseligkeit bestrafen wollten, so sei er — der König — bereit, ihnen hierbei seine Hülfe angedeihen zu lassen.[2]) Noch entschiedener nahm aus dem oben angeführten Grunde Frankreich Partei, als man Kunde von dem Fort erhielt, das Fuentes an der mailändisch=rhätischen Grenze errichtet hatte. Der venezianische Gesandte in Paris, Badoer, beklagte sich auf das bitterste über die Bedrohung, die Fuentes gegen die Alliirten Venedig's, die Bündner, ganz direkt ausübe. Dazu kam, daß die Spanier sich von jenen Beschwerden der Venezianer bei Frankreich nicht im mindesten stören ließen. Vielmehr wies die spanische Regierung (Ende Febr. 1604) den Grafen Fuentes an, in der bündner Angelegenheit zu thun, was ihm gut scheine, freilich ohne gerade die Venezianer unmittelbar zu benachtheiligen und ihnen etwa einen ganz bestimmten Grund zur Klage zu geben.[3]) Zu derselben Zeit wurde — gleichsam als Demonstration — Perpignan befestigt und mit einer stärkeren Garnison versehen.

---

[1]) Vgl. Relaz. di Ang. Badoer, p. 150, 158.

[2]) MS. Dep. Tassis', 11. Dez. 1603; Arch. v. Sim., K 1460.

[3]) MS. Cons. des sp. Staatsr. vom 24. Februar 1604; Arch. von Sim., K 1426.

Da hielt es der französische König für die höchste Zeit, diesem Treiben der Spanier entgegen zu treten. Galt es doch nicht allein, sich die Bundesgenossenschaft der tapfern rhätischen Alpenbewohner zu verschaffen und so einen gewichtigen Stein in die beabsichtigte große antispanische Verbindung in Italien und der Schweiz zu setzen; sondern überhaupt den alten und neuen Freunden Frankreich's einen Beweis von dessen Treue und zugleich von dessen Macht zu geben. Es war zu fürchten, daß die Bündner, wenn sie nicht ganz fest der Hülfe Frankreich's versichert würden, den Drohungen Fuentes' nachgäben und die Allianz mit den Venezianern annullirten, sowie die Ausführung ihrer Verträge mit Frankreich unterließen. Von welcher verderblichen Wirkung auf die Gesinnung ganz Italien's dies sein mußte, lag auf der Hand. De Vic wurde also beauftragt, sich in das Bündnerland zu begeben und den Vertretern der fünfzig Gemeinden, welche dasselbe bildeten, die Unterstützung durch Frankreich zu versprechen, wenn sie ihrem beschworenen Worte und den feierlich abgeschlossenen Verträgen treu bleiben wollten. — De Vic fand bei seiner Ankunft in Chur die Angelegenheit in keineswegs gutem Stande. Venedig hatte sich lässig gezeigt; nur mit leeren Versprechungen und mit wenigen Kriegsvorräthen war es den Bündnern gegen das Fort und die 6000 Spanier, welche das Land derselben bedroheten, zu Hülfe gekommen[1]): und so begannen die Bünde bereits zu wanken. Fuentes dagegen hatte neben den Drohungen auch die Versprechungen nicht gespart. Er verlangte von den Bündnern einmal die Gestattung des freien Durchzugs für die Spanier und zweitens das Versprechen, keine Kriegsvölker einer anderen Nation durch ihr Land zu lassen, ohne Erlaubniß der Spanier. Dies — stellte er ihnen vor — sei ihren Verträgen mit Frankreich und Venedig nicht einmal zuwider. Denn

---

[1]) Fresnes an Vic, 14. Novbr. 1603; Amb. de Fresnes, t. II. l. III. part 2 pag. 27. — Morosini, 643. — Der Gotteshaus-Bund zählte 21 Gemeinden, der Graue Bund 19, der Zehngerichten-Bund 10; Siri, Mem. rec., I. 730.

Heinrich IV. habe gar keine Besitzungen in Italien, zu deren Vertheidigung er durch ihr Land zu ziehen habe, und den Venezianern hätten sie Durchzug' nur für den Fall versprochen, daß dieselben einen Vertheidigungskrieg zu führen hätten: und dann würden die Spanier gern in den Durchzug willigen. Mit dergleichen Scheingründen suchte er diese noch rohen Menschen zu täuschen.[1]) Und da er zugleich alle Vortheile verhieß, wenn sie ihm zu Willen sein wollten, so war es ihm wirklich gelungen, vier der bündnerischen Gemeinden zu gewinnen. Dieselben bestimmten auch die übrigen Kommunen, gemeinsam Gesandte an Fuentes zu schicken, um sich mit diesem über einen befriedigenden modus vivendi zu einigen. Kaum waren die Gesandten in Mailand, als der Governator alle Künste spanischer Politik spielen ließ. Die Rhätier wurden auf das ehrenvollste aufgenommen, prächtig gespeist, reich beschenkt. Dem imponirenden Wesen des Grafen und zugleich seinem gewinnenden Benehmen vermochten die rauhen Söhne des Gebirges nicht zu widerstehen, und nach kurzer Verhandlung unterzeichneten sie eine Reihe von Artikeln, welche die früheren Verträge größtentheils aufhoben und den Spaniern überaus günstig waren, indem sie die Bünde der Politik des jedesmaligen Governators von Mailand vollkommen unterwarfen.[2]) Die Sache der Spanier schien halb gewonnen, Frankreich und Venedig auf dem Punkte, eine empfindliche Niederlage zu erleiden.

Fuentes wußte trotzdem, daß er mit diesem Vertrage von Mailand — den er übrigens erst am 25. August ratifizirte — seinen Zweck noch nicht erreicht, daß er vielmehr noch große Schwierigkeiten zu überwinden habe, ehe er denselben von der Volksversammlung der Bündner genehmigt sehen würde. Mit vollen Händen theilte er die spanischen Dublonen unter den einflußreichsten und

---

[1]) Morosini, 643.

[2]) P. Matthieu, II. 321 A ff. — Dieser mailänder Vertrag ist vollständig abgedruckt bei Abreu y Bertodano, Tratados, I. 229 ff.

geschicktesten Bündnern aus. Es kam ihm hierbei sehr zu Statten, daß vor kurzem im rhätischen Lande eine Art Revolution vor sich gegangen war, durch welche alle bisherigen obrigkeitlichen Personen nicht nur gestürzt worden waren, sondern auch nunmehr mit Staatsprozessen bedroht wurden. Diese schlossen sich, um Schutz zu finden, sämmtlich den Spaniern an.[1]) Auf der anderen Seite war auch der französische Gesandte nicht müßig — 100,000 Ecus vertheilte er unter die getreuen Bundesgenossen[2]) — und so ging der diplomatische Streit zwischen beiden Mächten um den Einfluß in jenen Gauen lange Zeit unentschieden fort. Es zeigte sich dabei, welchen Vortheil Spanien aus der Furcht zog, die es allen einflößte, wie hohe Zeit es für Frankreich sei, hier energisch einzugreifen und auch sein Ansehen wieder fest zu begründen. Die Venezianer zeigten sich, aus Besorgniß vor Spanien, völlig unthätig, die schweizer Kantone begnügten sich mit einigen allgemeinen Ermahnungen an die Graubündner, wacker und muthig auszuhalten, ohne daß sie ihnen die mindeste Unterstützung oder auch nur die Zusicherung einer solchen hätten zu Theil werden lassen. Die Bündner wußten nicht recht, nach welcher Seite sie sich neigen sollten. Von der einen fürchteten sie, bei ihrer Entfernung von Frankreich, bei erster Gelegenheit das Opfer eines spanischen Angriffs zu werden, und wünschten den freien Handel mit dem Mailändischen, der ihnen zuletzt doch unentbehrlich schien; von der anderen wollten sie sich, gerade wegen der bekannten Gelüste Spaniens nach dem Veltlin, von ihren alten Bundesgenossen, Frankreich und Venedig, nicht trennen. Sie suchten deshalb nach einem Mittelwege. Wie wäre es, wenn man Venedig und Frankreich durch nominelle Aufrechterhaltung der Verträge beruhigte, zugleich aber auch die Spanier durch das Versprechen gewänne, diese Verträge nicht gegen sie in Anwendung

[1]) Sully, Oec. roy., ch. 146.

[2]) Fresnes an Martinengo, 3. Juli 1604; Amb. de Fresnes-Canaye, t. II. l. III. part 2 pag. 272.

bringen zu wollen? So beschlossen die Rhätier auf der Versammlung zu Chur (Mitte Juni 1604).[1] Die Schwierigkeit war nur die, diese Lösung den beiden gegenüber stehenden Großmächten annehmbar zu machen: und hieran scheiterte auch der Versuch. Die Gesandten, die nach Mailand gingen, ließen sich jedesmal durch Fuentes zu Spanien allzu günstigen Bedingungen bestimmen; und kamen sie dann vor die Bundesversammlung, so fanden sie hier einige entschieden französisch gesinnte Männer und Herrn de Vic selbst, der keine Mühe in seinem Dienste sparte, und dann sahen sie ihr Werk wieder vernichtet. So mußte man dasselbe von neuem beginnen und bewegte sich schließlich unaufhörlich im Kreise. Von der einen Seite schürte Alfonso Casal, von der anderen de Vic und andere Agenten Frankreichs.

Die Krise nahm einen immer bedrohlicheren, einen immer allgemeineren Charakter an. Spanien und Frankreich, durch so viele Interessen von einander geschieden, in so vielen Theilen der Welt im Streite, kamen von neuem in ein entschieden feindseliges Verhältniß. Der so lange künstlich aufrecht erhaltene Schein eines guten Einvernehmens zwischen den beiden Mächten zerstob völlig vor der Macht der Thatsachen, welche die beiden Staaten immer wieder einander als Gegner gegenüberstellten.

Es äußerte sich dies auf die mannigfachste Weise. Der spanische König hatte auf die französischen Waaren einen Einfuhrzoll von 30 % des Werthes gelegt; unverzüglich (Febr. 1604) verbot Heinrich IV. überhaupt seinen Unterthanen den Verkehr mit Spanien, da jener Zoll dem dritten Artikel des Friedens von Vervins entgegen sei.[2] Der König ließ sogar den französischen Kaufleuten, die sich in Madrid aufhielten, anrathen, sie möchten sich zur baldigen Abreise bereit halten, denn ein solcher Friede könne unmög-

[1]) Sully, Oec. roy., ch. 147.

[2]) Vielfache MS. Depeschen und Conf. sowie Briefe der L. m., VI. — Gegen dieses Verbot wurde in Paris eine beißende Satyre veröffentlicht; Supplém. à l'Estoile, 363.

lich lange andauern.[1]) Ein Versuch, mit Hülfe Jakob's I. diese Streitigkeit durch Unterhandlungen zwischen dem Condestable und Herrn von Beaumont, dem französischen Gesandten in London, in dieser Stadt selbst beizulegen, mißglückte; erst dem Kardinal Buffalo, dem Nunzius des Papstes in Paris, gelang es (Oktober 1604), einen Vertrag zu Stande zu bringen, welcher den Streit schlichtete.[2]) Am 12. Oktober widerrief der französische König die Handelsbeschränkungen gegen Spanien und darauf am 22. November der spanische Monarch diejenigen gegen Frankreich.[3]) — Aber diese Schwierigkeit war nicht die einzige zwischen beiden Reichen. Der ewige Streit wegen der, den Holländern von Heinrich IV. gewährten Hülfe tauchte immer wieder auf, da der französische König stets neuen Grund zur Klage gab. Zuñiga wurde (Juni 1604) beauftragt, von neuem gegen diese Begünstigung der „Rebellen Sr. katholischen Majestät" zu protestiren; er konnte, wie gewöhnlich, nur allgemeine Phrasen zur Antwort erhalten.[4]) Aber bald mußte die spanische Regierung wahrnehmen, daß Heinrich jetzt die Holländer noch reichlicher bedachte, als jemals vorher. Außer den 100,000 Livres, welche derselbe den General-Staaten alle Vierteljahr zu senden pflegte, ließ er ihnen im Sommer 1604 noch weitere 200,000 Livres und eine große Menge Munition zukommen, die in Rouen ziemlich öffentlich zur Weiterbeförderung verladen wurde. Alle Klagen der Spanier hierüber fruchteten nichts.[5]) Die Holländer

---

[1]) MS. Consulta des spanisch. Staatsr. v. 1. April 1604; Arch. v. Sim., K. 1426.

[2]) Auszüge aus den Instrukt. an Beaumont, L. m., VI. 687—691, 693.

[3]) MS. Consf. des sp. Staatsr. v. 2. Nov. mit Apostille; Arch. v. Sim., K 1426. — Phil. III. an Zuñiga; ibid., K 1451. — Zuñiga an Phil. III.; ibid., K 1606. — Die betr. Aktenstücke finden sich bei Fr. Léonard, Collection des traités de la France, t. IV. und bei Abreu y Bertodano, t. I.

[4]) MS. Dep. Zuñ. v. 19. Juni c. l.

[5]) MS. Instruktion an Zuñ. v. 2. Aug.; Arch. v. Sim., K 1451. — Cons. des sp. Staatsr. v. 9. Sept.; ibid., K 1426.

suchten diese günstige Stimmung des französischen Monarchen auszubeuten. Sie erboten sich sogar, demselben das eroberte Sluys einzuräumen, wahrscheinlich unter der Bedingung, daß er ihnen in ausgedehnterem Maße beistehe und besonders eine Anstrengung mache, das von dem Erzherzog Albert hart bedrängte Ostende zu retten; als aber dieses nach heldenmüthiger dreijähriger Vertheidigung endlich fiel (22. September 1604), zerschlugen sich auch die Verhandlungen über die Abtretung von Sluys.[1]) Auf der anderen Seite war Spanien geschäftig, Lothringen von der französischen Allianz, in der es sich bis jetzt befunden, zu trennen und zu dem habsburgischen Interesse hinüber zu ziehen. Wie Frankreich mit Savoyen, so suchte es also Spanien mit Lothringen zu machen. Die Herzogin von Bar, die Gemahlin des ältesten Sohnes des Herzoges von Lothringen, die Schwester Heinrich's IV., war im Anfange dieses Jahres gestorben; und wie diese Heirath Lothringen an Frankreich gefesselt hatte, so sollte nun eine habsburgische Prinzessin das Herzogthum zu Spanien hinüber führen. War doch Lothringen schon immer wichtig genug gewesen, da es Deutschland und Frankreich trennte und ein starkes Bollwerk für jedes dieser Reiche gegen das andere werden konnte. Oft genug hatten sich ja deshalb die deutschen und die französischen Könige um den Besitz dieser Zwischenprovinz gestritten! Für die Spanier kam noch hinzu, daß es auch zwischen der Franche-Comté und den Niederlanden mitten inne lag. Aus diesem letzteren Grunde hatte schon Karl der Kühne, der sich hier genau in derselben Situation befand, wie die Spanier jetzt, das Herzogthum sich anzueignen gesucht. Als deshalb im Herbste des Jahres 1604 der Herzog von Lothringen sich nach Paris begab, ertheilte Philipp III. seinem dortigen Botschafter Zuñiga den Auftrag, denselben in Betreff einer Vermählung seines ältesten Sohnes mit einer Erzherzogin von Gratz, einer Schwester der spanischen Königin, zu sondiren; nur sollte Zuñiga nicht merken

[1]) MS. Dep. Zuñ.'s v. 7. Okt.; ibid., K 1606.

lassen, daß er zu diesem Versuche von seinem Hofe Auftrag erhalten habe. Außer der Ehre, mit dem kaiserlichen Hause von Deutschland und dem königlichen von Spanien so enge verbunden zu werden, werde das lothringische Fürstenhaus aus einer solchen Heirath noch den Vortheil ziehen, jeder Zeit auf die Unterstützung des Gesammthauses Oesterreich rechnen zu können. Und sollte dies alles nicht mehr werth sein, als der Anschluß an Frankreich?[1])

Die feindlichen Schachzüge gegen einander waren von beiden Seiten wieder lebhaft im Gange. Da tauchten auch alle die kriegerischen Gerüchte von neuem auf, die vor zwei und drei Jahren die Welt so sehr geängstet hatten. Das Mißtrauen zwischen Spanien und Frankreich wurde abermals sehr groß und tief. Die spanischen Vizekönige der nördlichen Provinzen hatten in alter Weise über geheime französische Kriegsvorbereitungen zu berichten. In Marseille werden Galeeren ausgerüstet und bemannt, um Barcelona zu überfallen; als Befehlshaber dieser Expedition wurde bereits der Herzog von Guise genannt. In Langued'oc und Dauphiné werden 8—9000 Mann versammelt. Wenn der Krieg in Flandern nicht bald eine günstigere Wendung nimmt, wird Heinrich sicher losschlagen. Der Staatsrath in Valladolid beschloß wirklich nach diesen Angaben, in Marseille und sonstigen französischen Orten neue Spione anzustellen. Ein abermaliger Bruch zwischen den beiden Mächten lag gleichsam wieder in der Luft.[2])

Und zugleich gelang es den Spaniern, im Gegensatz zu Frankreich, die sechs katholischen Kantone der Schweiz zur Erneuerung ihrer Allianz vom Jahre 1583 mit der spanischen Krone zu be-

[1]) Instr. an Zuñiga v. 30. Sept; MS. Arch. v. Sim., K 1451.

[2]) Besonders MS. Cons. des sp. Staatsr. v. 22. Mai 1604, auf eine Depesche des Herzogs von Monteleon hin; dann Cons. v. 26. Juni. — Vergl. den Brief Du Plessis' an Buzanval, v. 8. Sept. 1604: Ces traités d'Angleterre des Valezans et des petits Cantons nous monstrent que l'Espagnol nous en veut.

wegen.[1]) Wie wichtig dies in dem Augenblicke war, wo man täglich dem Ausbruche eines großen Kampfes in jenen Gegenden voraussehen, wo die Schweizer allem Anschein nach den Ausschlag geben mußten, braucht nur angedeutet zu werden. Es war ein empfindlicher Streich, den hier die Spanier Heinrich IV. versetzten, und zwar an dessen verwundbarster Stelle.

Nicht minder gerechten Grund zum Mißtrauen gegen die Spanier, als diese gegen den französischen König, erlangte der Letztere durch die jetzt erfolgende Entdeckung neuer Verschwörungen gegen seine Herrschaft und gegen seine Person: wir werden von diesen Umtrieben später im Zusammenhange berichten, aber schon jetzt müssen wir erwähnen, daß die Spanier hier sicher ihre Hand mit im Spiele hatten. Ueber ihre Intriguen, über ihre feindliche und verrätherische Haltung auf allen Punkten beschwerte Heinrich sich heftig bei Klemens VIII.;[2]) so erhielt dieser die Klagen von allen Seiten, ohne doch ihnen abhelfen zu können.

Wie weit die Machinationen der Spanier in Frankreich sich erstreckten, konnte man in diesem Jahre 1604 recht deutlich erkennen. Wir haben schon einen gewissen Rafis erwähnt,[3]) einen alten Ligisten, der sich nach Spanien geflüchtet hatte, aber von hier aus seine Verbindungen in Frankreich unterhielt, um die Spanier über die Vorgänge in diesem Lande zu unterrichten. Da er zuletzt keine zuverlässige Kunde mehr ertheilen konnte, verringerte die spanische Regierung allmählich die Summe, die sie ihm für seine sauberen Dienstleistungen bezahlt hatte, so daß er in das äußerste Elend gerieth. Hieraus wollte er sich nun durch einen neuen Verrath retten. Nachdem er von Herrn von Barrault die Zusicherung straffreier Rückkehr nach Frankreich und einer bedeutenden Belohnung

[1]) Dumont, Corps diplomatique, V., II. 38 ff.; der Vertrag ist vom 28. April 1604.

[2]) Brief Heinrich's v. 1. Mai 1604; L. m., VI. 685.

[3]) S. 173.

noch darüber empfangen hatte, eröffnete er, daß der Lieblingssekretär des französischen Ministers des Aeußern, des Herrn von Villeroy, der intimste Vertraute desselben, der Mitwisser aller Staatsgeheimnisse, Nikolas l'Hoste, den Spaniern verkauft war und ihnen alle die Depeschen, deren er habhaft werden konnte, in Kopien mittheilte (Anfang Mai). So waren alle die in den letzten Jahren französischerseits gegen Spanien geplanten Unternehmungen sofort in Valladolid bekannt geworden. Zumal die Instruktionen Villeroy's an Barrault waren stets eher in den Händen Lerma's als in denjenigen ihres Adressaten gewesen. Alle Vorbereitungen wurden getroffen, um in äußerster Heimlichkeit die Dinge zur Einkerkerung und Ueberführung l'Hoste's reif zu machen; aber als man ihn eben gefangen nehmen wollte, war er schon vorher von den Spaniern gewarnt worden, und entfloh. Man setzte ihm nach, und bei dem Versuche, sich zu retten, ertrank er in der Marne, in der Nähe von La Ferté. Sein Körper wurde herausgefischt, einbalsamirt, nach Paris gebracht und hier auf dem Greve-Platze von vier Pferden öffentlich zerrissen (19. Mai 1604).[1])

---

[1]) Wer die überaus interessante und romantische Geschichte l'Hoste's und der Entdeckung seines Verrathes nachlesen will, findet sie ganz ausführlich, bis in das kleinste Detail bei P. Cayet, Chr. sept., p. 293—300. Etwas minder ausführlich berichten über diese Thatsachen P. Matthieu, II. 310 B ff.; Suppl. à l'Est., 367 f.; de Thou, l. 132; Dupleix, 354 ff.; Khevenhiller, Ann. Ferd. VI. 2869 ff. etc. Aktenstücke MS. franç. der Bibl. Imp. zu Paris, vol. 4020 p. 240, 241; Mémoires de Villeroy bei Mich. et Pouj., I., XI., 256 ff. Auch Sully erzählt eingehend von dem Verrathe l'Hoste's (Oec. roy., ch. 132 p. 541 ff. éd. Michaud et Poujoulat). Er bemüht sich aber, Villeroy selbst als mit den Spaniern in Verbindung stehend, als den eigentlichen Anstifter l'Hoste's darzustellen. Ja, noch mehr, er theilt sogar einen Brief des Königs an ihn selbst mit, in welchem Heinrich seinen Staatssekretär förmlich des erwähnten Verbrechens anklagte. Und dieser selbe Heinrich behielt auch fürderhin Villeroy als seinen ersten und bedeutendsten Minister bei! Im ersten Augenblicke ist dies vollkommen unerklärlich, aber das Räthsel löst sich, wenn wir den Charakter Sully's und seiner Memoiren in Betracht ziehen. Ich werde später, in einem besonderen Exkurse, ausführlich die Motive und Gesichtspunkte von Sully's Memoiren darzustellen und hieraus die unumgänglichen Schlüsse wegen der Glaubwürdigkeit der Oeconomies royales zu ziehen suchen; indeß es ist

Noch andere Spione Spanien's wurden in diesem Jahre in Menge entdeckt. So ein Priester der Diözese von Oléron in Béarn,

---

wohl schon hier am Platze, die besondere Frage der Schuld oder Unschuld Villeroy's an dem Verbrechen l'Hoste's zu erörtern. Der Umstand, daß der Letztere der vertraute Freund Villeroy's war, machte den Minister natürlich verdächtig, und das Volk verfehlte nicht, diesen Verdacht auch durch Spottverse auszudrücken (Suppl. à l'Est., l. c.), so daß Villeroy sich sogar veranlaßt sah, eine Apologie für sich zu schreiben (Manifeste de Monsieur de Villeroy sur l'évasion de l'Hoste, son commis, datirt vom 3. Mai 1604 bei Mich. et Pouj., I, XI., 256 ff.; vgl. de Thou, l. c.; Sully l. c.). Aber ebenso sind alle unparteiischen sowie alle königlich gesinnten Schriftsteller einstimmig in der Zurückweisung dieses Argwohns (auch la Force, I. 169 beschuldigte Villeroy nicht). Es würde selbst das von geringerem Gewichte sein; entscheidend jedoch ist es, daß der König Villeroy sein überaus bedeutsames Amt auch fernerhin ohne Einschränkung anvertraute und ihm unvermindert gnädig blieb. Es ist also nur anzunehmen, daß die Anklage Sully's gegen Villeroy grundlos, der betr. Brief des Königs aber gänzlich von Sully erfunden oder doch von ihm gefälscht ist. — Alle, die sich nicht dem ehrgeizigen Sully unterordneten, werden in den Oeconomies royales mit dem grimmigsten Hasse verfolgt; so einerseits Bouillon, la Tremoille, Du Plessis-Mornay, andererseits Villeroy, Jeannin, Bellièvre, d'Offat. Die Ersteren, die entschiedenen Reformirten, haben schon zu Sully's Lebzeiten in Mornay's Sekretär Marbault einen kräftigen Vertheidiger gefunden, welcher die Oeconomies royales Kapitel für Kapitel mit schärfster, freilich oft übertriebener Kritik durchgeht (Mich. et Pouj., II., III. Append.); die Letzteren haben wir selbst mehrmals gegen Sully in Schutz nehmen müssen. Wir haben ferner gesehen (S. 207 Anmerk. 1), daß Sully wohl den Muth hat, Aktenstücke und lange Erzählungen rein zu erdichten. Aber wir wollen, um unsere Unparteilichkeit zu erweisen, den ausgezeichneten Herausgeber der Lettres missives de Henry IV. reden lassen, Herrn Berger de Xivrey. Dieser treffliche Gelehrte, der sonst sehr gemäßigt in seinen Ansichten, den Angaben Sully's überall Glauben schenkt und alle von ihm gebrachten königlichen Briefe als authentisch abdruckt, bemerkt zu diesem letzt erwähnten angeblichen königlichen Schreiben (L. m., VI. 238 Note 1):

„Alle, die mit Aufmerksamkeit die Oeconomies royales lesen, werden erkennen, daß das Uebelwollen Sully's gegen Villeroy keine Grenzen kannte; „und man findet die Ursache dieser Eifersucht in der unbestrittenen Ueberlegenheit Nikolas von Neufville's (— d. i. Villeroy's —) in der Leitung der großen „Angelegenheiten, einer Ueberlegenheit, welche alle Diejenigen, die von der Härte, „Unhöflichkeit und Rachsucht Rosny's (— d. i. Sully's —) zu leiden hatten, „gerne immer wieder hervorhoben.... Um eine Idee von der Art zu geben, wie „Sully seine Rache ausübte, wollen wir nur sein Verfahren gegen den Kardinal d'Offat anführen nach dem, was er selbst davon erzählt. Als ihm in „einem kühnen Briefe dieses Kardinals einige Ausdrücke, in denen er eine Anklage gegen sich sah, mißfallen hatten, hörte er auf, ihm seinen Gehalt aus-

den Herr de la Force gefangen nehmen und zur Aburtheilung nach Paris abführen ließ. Ebenso wurde ein Hauptmann Piédefort, der seit langen Jahren mit den Spaniern in Verbindung stand, und auf den man oft vergebens gefahndet hatte, endlich gegen Schluß des Jahres 1604 gefangen genommen und auch nach Paris gebracht, wo der König mehrere geheime Dinge von ihm zu erfahren hoffte. Ein Portugiese, der sich aus Furcht vor der spanischen Inquisition nach Béarn zurückgezogen und dann doch — ähnlich wie Rafis — den Spaniern als Spion gedient hatte, wurde zu den Galeeren verurtheilt.[1]) — Auf diese Weise war eine Menge von spanischen Söldlingen in Frankreich entdeckt, unschädlich gemacht und bestraft worden. Und doch so groß war die Verwilderung des Ein-

„zuzahlen. Alle Reklamationen d'Ossat's, alle Empfehlungen, die demselben zu „Theil wurden, blieben fruchtlos. Dieser Prälat bezog nichts mehr aus den „Kassen des Staates, dem er die wichtigsten Dienste geleistet hatte. Zum Pur„pur erhoben nur durch sein Verdienst, ohne Vermögen, ohne hohe Geburt „(was Sully ihm schändlicher Weise vorzuwerfen pflegte), als das Orakel der „Diplomatie betrachtet, zum Vizeprotektor der Angelegenheiten Frankreich's am „römischen Hofe erhoben, sah er sich inmitten des Reichthums des h. Kollegiums „auf die Einkünfte seines Bisthums Bayeux beschränkt, die für diesen hohen „Rang sehr unzureichend waren, und er verblieb in dieser Bedrängniß bis zu „seinem Tode.

„Genöthigt, diese unrechtmäßigen Handlungen Sully's hervorzuheben, um meh„rere Schwierigkeiten in dieser Korrespondenz aufzuhellen, tragen wir doch der Leiden„schaftlichkeit in der Kritik Marbault's Rechnung, wenn er beständig Rosny vorwirft, „falsche königliche Briefe fabrizirt zu haben. Jedoch es ist unmöglich, nicht we„nigstens Abänderungen (altérations) in einer gewissen Zahl von „Briefen dieser Memoiren anzuerkennen. Nun, die häßliche Unwahr„scheinlichkeit der Insinuationen Sully's gegen Villeroy würde uns bis zu einem „gewissen Punkte autorisiren, hier eine Abänderung zu argwöhnen. . . . Zugeben „— wie Sully es so deutlich, wie er nur kann, zu verstehen giebt — daß Vil„leroy für sich selbst der Verzeihung Heinrich's IV. benöthigt war, und daß „dieser Fürst die Thorheit (extravagance) beging, als ersten Minister einen „Menschen zu behalten, dem er ein solches Verbrechen zu verzeihen gehabt: so „etwas können kaum die Verblendung und die Leidenschaft der häßlichsten Ri„valität erklären."

Ich kann mich dieser Darlegung und diesem Urtheile Xivrey's nur anschließen.

[1]) La Force, I. 171 ff.

nes in der damaligen Zeit, daß sich immer wieder Elende zu diesem traurigen Gewerbe fanden. Dem neuen spanischen Botschafter Zuñiga boten sich so viele Spione an, daß die spanische Regierung ihm hierin Beschränkung und eine sorgfältige Auswahl empfehlen mußte![1])

Welch' Gegensatz wieder zwischen Spanien und Frankreich auf allen Gebieten, nach allen Seiten hin. Wie mochte man da noch hoffen, die graubündner Händel friedlich beizulegen! Das Interesse beider Mächte stand sich dort jetzt so unausgleichbar gegenüber, daß eine andere als eine gewaltsame Lösung außerhalb aller Möglichkeit zu liegen schien. Spanien wollte aus der einmal gewonnenen Stellung nicht weichen und durch die Unterjochung Graubünden's sowie durch die unmittelbare Verbindung mit den habsburgischen Ländern in Deutschland den fast schon gewonnenen Dominat über Italien befestigen. Frankreich mußte dies zu verhindern suchen und im Gegentheil bestrebt sein, durch eine Besiegung Spanien's in der bündner Sache sein eigenes Ansehen in Italien wieder herzustellen. Ein friedlicher Ausgang schien deshalb undenkbar. Ueberall spricht sich unter den gleichzeitigen Chronisten die Befürchtung aus, jener Streit werde noch zu einem schlimmen Kriege führen. Es mischten sich bereits Kräfte hinein, deren Tragweite, deren Wirkung ganz unberechenbar war. Einst hatte die Reformation großen Anklang in Italien gefunden, nur mit Mühe war sie durch Caraffa — Paul IV. — und seine Gesinnungsgenossen wieder unterdrückt worden, und noch immer gab es eine große Anzahl heimlicher Anhänger derselben auf der Halbinsel. Diese nun faßten den Streit der ihnen

---

[1]) MS. Apostillen zu den Cons. des sp. Staatsr. v. 1., 22. Juni 1604; Arch. v. Sim., K 1426. — Khevenhiller (Ann. Ferd., VI. 2872 f.) weiß weitläufig von einer Audienz zu berichten, welche nach der Hinrichtung L'Hoste's der spanische Gesandte bei Heinrich IV. gehabt. Da aber die Angelegenheit Bruneau's hier mit hinein verflochten ist, so ist diese Audienz in einen anderen Zusammenhang zu bringen (Ende 1605), wo wir sie auch besprechen werden.

glaubensverwandten Graubündner gegen das katholische Spanien als einen Kampf der neuen Lehre gegen die alte überhaupt auf. Mit der Schwärmerei, die allen unterdrückten Religionssekten eigen zu sein pflegt, erhofften sie einen großen Sieg der Bündner und mit demselben auch die Wiederauferstehung der reinen Lehre des Evangeliums in Italien. Sie schrieben daher an die Häupter der drei Bünde: dieselben möchten sich nicht in Schrecken setzen lassen durch die Drohungen des Grafen Fuentes, sondern fest aushalten und geduldig warten, bis der Herr von Edom her komme, um seine Feinde zu zerstreuen. Welcher Krieg könne gerechter und ruhmvoller sein als derjenige für Freiheit und Glauben; in ihm zu sterben, sei ein hohes Glück. — Heinrich benutzte diese Thatsache mit äußerster Geschicklichkeit zu seinem Vortheile. Er ließ sie an den Papst melden und demselben vorstellen, wie nothwendig es sei, daß Fuentes Frieden schließe mit den Bündnern, da sonst für die Kirche in Italien große Nachtheile zu fürchten seien.[1])

Die Unschlüssigkeit der Graubündner, ihre inneren Parteiungen dauerten noch bis zum Spätsommer 1604 fort. Endlich fand zur Entscheidung der so wichtigen Sache eine allgemeine Landesversammlung zu Ilanz, im vorderen Rheinthale, Statt. Auch hier hörte man noch heftige Debatten über den Weg, welchen die Bünde zu verfolgen, über die Allianz, die sie einzugehen hätten; es kam darüber zu Streitigkeiten, die beinahe in einen blutigen Kampf ausgeartet wären, wenn nicht Herr von Vic sich rechtzeitig in's Mittel gelegt hätte. Eine Menge von Stimmen neigte sich den Spaniern zu, theils aus Ueberzeugung, theils in Folge von Bestechung; aber die Mehrheit war doch für Venedig und Frankreich. Diese Rhätier befanden sich in einer eigenthümlichen Lage: auf der einen Seite hatte man die Verträge mit Frankreich und der Signorie, auf der anderen den mailänder Vertrag mit Fuentes. Eine Versöhnung derselben erschien mit Recht als unmöglich, und doch wollte man

---

[1]) P. Matthieu, II. 325 A. B.

auch keinen so geradezu brechen. Die Bündner beschlossen deshalb, von diesen widerspruchsvollen Verträgen einstweilen ganz abzusehen, und nur, wozu sie sicher berechtigt waren, von dem Grafen Fuentes die völlige Schleifung seines Forts bei Neu-Como zu fordern und ihn, wenn er diesem Wunsche nicht nachkommen wolle, mit der Gewalt der Waffen zu bedrohen. So schienen faktisch die Bündner sich ganz der französisch-venezianischen Allianz zu widmen; denn es war von Beginn an unzweifelhaft, daß der finstere hartnäckige Fuentes in die Zerstörung des Forts, daß er mit seinem eigenen Namen geehrt hatte, nicht aus freien Stücken willigen werde.[1])

Der Papst, der von den Venezianern um seine Vermittelung in dieser Angelegenheit angegangen wurde, lehnte es ab sich mit derselben zu befassen.[2]) Der Krieg schien unvermeidlich.

In der That begannen die Feindseligkeiten zwischen den Bündnern und Mailand sehr bald. Fuentes drohte, wenn die Rhätier nicht von ihren Forderungen abstünden und den Vertrag von Mailand hielten, so werde er sich des Veltlin's bemächtigen. Er machte wirklich von seinem Fort aus verschiedene Raubzüge in das Thal der oberen Adda, plünderte dort die Unterthanen der Bünde und nahm eine Anzahl derselben gefangen mit sich fort. Die Bündner, um sich zu vertheidigen, hoben sechs Compagnien, jede zu 300 Mann, aus (Spätherbst 1604); indeß bis zu einem offenen Kampfe wagten sie es nicht zu treiben und erschöpften sich einstweilen in Drohungen.

Was unternahmen nun die Alliirten der Bünde, Venedig und Frankreich, als jene von der erdrückenden Uebermacht Spanien's angegriffen wurden? Die Venezianer stellten sich auf's äußerste über des Grafen Fuentes' Friedensbruch erbittert. Sie beschieden den französischen Gesandten, de Fresnes, in den Senat, um mit ihm

---

[1]) Ibid., 325 B ff. — Thou, l. 134.

[2]) Dep. Bethune's (Gesandten in Rom), vom 30. Juni 1604; bei Siri, Mem. rec., I. 290 f.

gemeinschaftlich die Maßregeln zu berathen, die man gegen die spanischen Uebergriffe treffen könne.[1]) Aber diese Republik war schon jetzt von ihrer früheren Thatkraft und Macht tief herabgesunken; sie zeigte bereits deutlich die Symptome des schnell sich ausdehnenden Verfalles. Was half es der Signorie, daß ihre Finanzverhältnisse in trefflichem Zustande waren, daß sie zwanzig Millionen Zechinen im Schatze hatte[2]): da sie nicht den Muth besaß, diese Reichthümer zu verwerthen. Venedig blieb bei den bloßen kriegerischen Reden stehen: es that schließlich nicht das Mindeste für seine Alliirten. Das Beispiel der Feigheit, das es gab, wirkte ansteckend. Alle anderen italienischen Staaten, Savoyen, Toskana, hielten gleichfalls zurück.[3]) — Etwas thätiger zeigte sich der französische König, der ja die dringendsten Motive dazu hatte.

Er schickte den Präsidenten Caumartin mit einer Geldsumme, angeblich alten Schulden, an die Schweizer, um sie aufzufordern, sie möchten den Bündnern gegen den Governator von Mailand beistehen. War das gelungen, so mußte wohl Fuentes alle Pläne gegen das Veltlin aufgeben und sich zum Frieden bereit zeigen. Aber auch an die Bündner direkt sollte sich Caumartin wenden und dieselben in ihrem Widerstande gegen den spanischen Governator bestärken; er wird ihnen wohl auch französische Hülfe in Aussicht gestellt haben.[4]) Ebenso ermunterte Heinrich persönlich in einer Audienz, die er dem venezianischen Gesandten gab, dessen Regierung sich unverzüglich dem Ehrgeize Spanien's zu widersetzen; noch könne Frankreich ihnen helfen, sei aber er — der König — erst gestorben, dann werde Niemand mehr den Spaniern widerstehen können und

---

[1]) MS. Dep. Zuñiga's v. 15. Jan. 1605; Arch. v. Sim., K 1460.

[2]) Siri, Mem. rec., I. 407.

[3]) Brief Heinrich's IV. v. 30. Sept., L. m., VI. 692. — Die schließlich ganz unfruchtbaren Berathungen des venez. Senates über die Maßregeln, die gegen Fuentes zu treffen seien, findet man in den Amb. de Fresnes-Canaye, II. pass.

[4]) MS. Dep. Zuñiga's v. 15. Dez. 1604; Arch. v. Sim., K 1606. — Consi. des sp. Staatsr. v. 8. Febr. 1605; ibid., K 1426.

diese die ganze Welt unterjochen.[1]) — Trotz dieser Maßnahmen und dieser Aeußerungen des Königs glaubte doch Zuñiga sofort nicht daran, daß Frankreich ernstlich eine bewaffnete Intervention in diese Händel beabsichtigte. Gerade um dieselbe Zeit wurden neue Verräthereien des Grafen von Auvergne und der Familie Entragues entdeckt. Die Hugenotten zeigten sich schwierig, Bouillon und seine Anhänger drohten mit offener Empörung. In Langued'oc machten sich wieder spanische Umtriebe bemerkbar. Von allen diesen inneren Schwierigkeiten umgeben, mußte Heinrich (Anfang 1605), so schwer es ihm auch sicherlich ankam, einstweilen auf jede energische Einmischung in die äußeren Angelegenheiten verzichten. Es war den Spaniern gelungen, durch ihre Umtriebe die Kraft Frankreich's nach außen für den Moment zu brechen. Nur die Intrigue blieb dem Könige augenblicklich als Waffe übrig. Er wandte sie an durch sein Einverständniß mit den Morisken, mit den Türken; durch Anzettelung von Verschwörungen gegen die spanische Herrschaft in Dole in Burgund, in Cambray und Namur in den Niederlanden;[2]) in Italien durch geheime Verhandlungen mit mehreren den Spaniern abgeneigten Fürsten und durch Erkaufung von Kardinälen; endlich durch die stets erhöhte Unterstützung der Holländer. Aber alles dieses vermochte momentan den Bündnern nicht zu helfen. Diese fühlten sich den Drohungen und Angriffen Fuentes' gegenüber immer schwächer und sahen sich immer ängstlicher nach fremder Hilfe um. In der Mitte des April 1605 kam ein Gesandter derselben nach Fontainebleau zu Heinrich IV. Er beklagte sich bitterlich über die Gewaltmaßregeln und über die ungerechtfertigten Feindseligkeiten des Governators von Mailand und forderte dringend Hülfe. Der französische König sah auch recht wohl ein, daß die Dinge nicht so weiter gehen könnten, daß hier kräftig eingeschritten werden müsse,

---

[1]) Heinrich an Fresnes, 9. Jan. 1605; L. m., VI. 696. — Vgl. seine Instruktion v. 8. Dez. 1604 an dens. (ibid., 694), in welcher er die Unterstützung der Bündner seinerseits von der Beihülfe der Venezianer abhängig macht.

[2]) MS. Dep. Zuñiga's v. 6. Febr.; Arch. v. Sim., K 1460.

wenn er verhindern wollte, daß Fuentes seinen Zweck erreichte und die Bündner zur Unterwerfung unter seinen Willen zwänge, daß Frankreich verächtlich, Spanien allmächtig in Italien würde. Das drängende Interesse Frankreich's in jenen Gegenden und die Erwägung, daß von dem Ausgange dieser rhätischen Sache zum großen Theile das Ansehen Frankreich's in Europa abhänge, überwog im Augenblicke die Rücksichtnahme auf die inneren Schwierigkeiten. Alles, was Heinrich während der letzten Jahre in Italien gewonnen hatte, stand auf dem Spiele, wenn er jetzt zurückwich, wenn er seine Bundesgenossen, die auf ihn vertrauten, preisgab, wenn er zuließ, daß die Spanier sich in Graubünden fest setzten. Er griff also mit Feuer ein. Er verhieß den Bündnern, offen mit Waffengewalt wolle er sie unterstützen, und eben dasselbe forderte er auch von den Schweizern und den Venezianern, die ja ein gleiches Interesse hatten, die alles überschattenden Thürme Kastilien's von dem Splügen und von dem oberen Addathale fern zu halten. Es gewann jetzt den Anschein, als ob es in jenen Gegenden nun doch zu dem lange erwarteten Kampfe zwischen dem bourbonischen und dem habsburgischen Staatensysteme kommen werde.[1]) Der König ergriff sofort Maßregeln, um die Spanier zu kränken und zu schädigen. Er ordnete die Aushebung dreier neuen Regimenter an, die er den Holländern zu Hülfe schicken wollte. Ja, er ernannte schon die Obersten für diese Truppen, alle drei entschiedene Hugenotten, die mit Freuden den Degen gegen Spanien geführt hätten.[2])

Aber die spanische Regierung kannte die innere Lage Frankreich's allzu gut, sie hatte selbst zu viel zu deren ungünstiger Gestaltung beigetragen, als daß sie jetzt von übermäßiger Besorgniß hätte ergriffen werden sollen. Kalt ironisch bemerkte Zuñiga zu der Depesche, in der er die raschen Entschließungen Heinrich's mittheilte: dieser „Furor“ werde wohl nicht lange anhalten. Als die

---

[1]) MS. Dep. Zuñiga's v. 14. April; ibid., K 1460.

[2]) Vie de Du Plessis (Leyden 1647), 305.

schweizer Kantone sich gegenüber der Aufforderung des Königs, den Bündnern beizustehen, zum größten Theile sehr lau bezeigten; als die Venezianer auf die kriegerischen Drohungen Lerma's hin die immer wieder dringend geforderte Beihülfe nicht gewährten[1]): da schob auch Heinrich die Betreibung der ganzen Angelegenheit einstweilen auf unbestimmte Zeit hinaus; die Absendung der drei französischen Regimenter nach Holland wurde unterlassen.[2]) Die Venezianer ließen gar nichts Sicheres von sich hören; im Gegentheile baten sie, um Lerma zu besänftigen, Heinrich IV., er möge doch um Gotteswillen nicht die Graubündner zum Kriege anreizen, sondern dieselben versöhnlich stimmen![3]) Auch schickten sie durch ihren Gesandten in Spanien, Francesco Priuli, eine gar bewegliche Botschaft nach Valladolid, Philipp III. möge doch das alte gute Verhältniß zwischen den katholischen Königen und Venedig nicht stören; ihr Bündniß mit den Rhätiern sei ja nur zum Schutz, nicht zum Trutz bestimmt. Dasselbe stellten sie dem spanischen Gesandten in Venedig, Don Iñigo de Cardenas, vor, den sie zu diesem Behufe in den Senat beriefen. Ebenso befahlen sie Padavino, in der Nachgiebigkeit bis an die Grenze des Möglichen zu gehen.[4]) Ein solches Auftreten konnte freilich die Spanier nur ermuthigen, die Bünde nur einschüchtern.

Alle Hülfe also, welche die Graubündner von ihren Alliirten mit Recht hatten erwarten können, beschränkte sich in Wirklichkeit auf die Ermahnungen, die Heinrich unaufhörlich an die schweizerischen Kantone gelangen ließ, die Bündner nicht im Stiche zu lassen[5]): ein etwas zudringliches Verlangen, da ja der König zu allererst verpflichtet gewesen wäre, die Bündner zu unterstützen. Und auch

---

[1]) Dep. Fresnes' v. 11., 22. Jan.; Amb. de Fresnes, t. II. l. IV. p. 463 ff. 478 f.

[2]) MS. Dep. Zuñiga's v. 14. Mai; l. c. — Vie de Du Plessis, l. c.

[3]) Instr. an Fresnes v. 7. Juli; L. m., VI. 701.

[4]) Morosini, 649. — Vgl. S. Romanin, Storia documentata di Venezia. VII. 11, 14.

[5]) Vgl. seinen Brief an die Baseler v. 21. Mai; L. m., VI. 432 f.

die Schweizer thaten ihre Schuldigkeit nicht. Zwar die reformirten Kantone schlossen auf ihrer besonderen Versammlung zu Aarau eine Allianz mit den Bündnern ab, aber ihre Hoffnungen, auch die anderen Kantone in dieselbe hineinzuziehen, blieben vergeblich. Auf der allgemeinen Landesversammlung zu Baden wollten die Evangelischen versuchen, zuerst die zwei gemischten, dann aber auch die übrigen, ganz katholische Kantone zur Theilnahme an der Allianz mit Graubünden zu bewegen. Jedoch sie erreichten ihren Zweck nicht. Die Katholiken, — Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Freiburg, Zug und der katholische Theil von Appenzell — welche ja erst soeben ihre Allianz mit Spanien erneuert hatten,[1]) erklärten daher, sie wollten noch zwei Monate warten, um erst mit dem Könige von Spanien über die Demolition des Forts Fuentes zu verhandeln; zugleich aber wollten sie Philipp III. ersuchen, den mailänder Vertrag zu bestätigen. Die vier großen evangelischen Kantone, die, auch von Glarus im Stiche gelassen,[2]) allein nichts unternehmen konnten, mußten sich der Mehrzahl unterwerfen und einstweilen ihr aarauer Bündniß aufgeben. Die Versammlung zu Basel beschloß im Gegentheil, den Bündnern zur Annahme des mailänder Vertrages freundschaftlichst zu rathen! (Ende April 1605.[3]) So griff auch hier wieder der unselige religiöse Zwiespalt in die eidgenössischen Angelegenheiten verderblich ein. Waren erst die zwei Monate verstrichen — man stand dann schon im Juli (1605) — so war die Zeit zu entscheidendem Handeln in jenen Hochgebirgen abermals für dieses Jahr vergangen. Inzwischen mußten die Graubündner mürbe werden, da ihnen durch die Handelssperre das Nöthigste mangelte und sie einsahen, daß ihnen von keiner Seite Hülfe komme. Und was stellten die katholischen Schweizer schließlich — außer der Schlei-

[1]) S. 323.

[2]) Amb. de Fresnes, t. II. l. III. part 2 pag. 231, 233.

[3]) MS. Dep. Zuñiga's v. 5. Aug. l. c. — Depeschen Fresnes', t. II l. IV. p. 589. — Vgl. Sully, Oec. roy., ch. 147.

fung des Forts — als Ziel der Unterhandlungen auf? Die Bestätigung des mailänder Vertrages, welcher die Bündner in die Gewalt von Fuentes brachte! Es war offenbar, den katholischen Kantonen war es mit den vorgeschlagenen Unterhandlungen gar nicht ernst; sie wollten sich nur nicht direkt weigern, ihren alten Bundesverwandten, den Graubündnern, beizustehen.

So faßte auch die spanische Regierung die Sachlage auf. Als die Nachrichten von der Lauigkeit Frankreich's, von der freundlichen Gesinnung der katholischen Schweizerkantone in Valladolid eintrafen (Ende August), zeigte die spanische Regierung sich völlig beruhigt. Mit der Zerstörung des Forts, beschloß der Staatsrath am 23. August, solle man sich nicht übermäßig beeilen, erst müsse man die ausführlichen Berichte des Grafen von Fuentes über die ganze Angelegenheit der Bündner abwarten. Im Gegentheile solle man vielmehr die Truppen im Mailändischen vermehren, um die guten Gelegenheiten zu benutzen, welche die wankende Gesundheit des französischen Königs und die inneren Zerrüttungen in seinem Lande darbieten könnten.[1]) — Die Spanier spekulirten also auf die immer häufiger werdenden Gichtanfälle des französischen Monarchen und auf die Unruhen, die sie selbst in dessen Reiche anzustiften pflegten, um mit Gewalt die Graubündner wahrscheinlich nicht nur von Venedig und Frankreich zu trennen, sondern außerdem auch des Veltlin's zu berauben.

In dieser drohenden Gestaltung verharrte die graubündner Angelegenheit bis zum Ende des Jahres 1605. Augenscheinlich waren die Spanier im Vortheile. Fuentes begnügte sich nicht mit seinem ersten Fort an der Bündnergrenze, sondern baute noch drei bis vier neue, besonders zu Soncino, und besetzte sie mit zahlreichen Garnisonen.[2]) Immer enger legte sich sein Eisengürtel um die rhätischen

---

[1]) MS. Cons. des spanischen Staatsr. vom 23. August; Arch. von Sim., K 1426.

[2]) Hierüber sehe man den zweiten Theil der Ambass. de Fresnes, passim.

Thäler, immer mehr machte er einen Widerstand der Bündner unmöglich. Er schien es recht auf eine Verhöhnung Frankreich's und Venedig's abzusehen. Nur das hatte Heinrich IV. erreicht, daß die Spanier nicht so geradezu die Bündner zur Unterwerfung unter ihr Belieben zu zwingen wagten. Am Ausgange des Jahres 1605 wurde die Lage der Dinge in Graubünden entschieden als ein Sieg der Spanier aufgefaßt:[1]) indeß es zeigte sich bald, daß der französische König nur bessere Zeiten abgewartet hatte, um energischer für die Bündner einzutreten. Sowie er, im Beginne des nächsten Jahres, seine aufrüherischen Unterthanen überall zur Ruhe gebracht, nahm er sich mit ganz anderem Nachdruck der rhätischen Angelegenheit an. Glücklicherweise war dieselbe, trotz aller Vortheile, welche die Spanier erlangt hatten, doch noch nicht bis zu einem Punkte gelangt, wo nicht die Lage durch kräftigere Maßnahmen von Seiten Frankreich's gänzlich zu dessen Gunsten hätte umgestaltet werden können. —

Es war aber das Bündnerland nicht der einzige Punkt Italien's, wo die Spanier unter der Leitung des rücksichtslosen und fanatischen Fuentes sich wiederum Uebergriffe der kühnsten und unskrupulösesten Art gestatteten. Es ist bereits erzählt, wie er Finale und Medesimo mitten im Frieden besetzt, Parma, Modena und Mirandola zu Vasallenstaaten herunter gedrückt hatte. Er ging indeß noch weiter, ganz Mittelitalien umfaßte er mit seinen Plänen. Im Jahre 1602 selbst hatten die Spanier sich des Fürstenthums Piombino, dessen Herrscher sich in ihren Schutz begeben hatten, gänzlich bemächtigt und sofort spanische Garnison hinein gelegt.[2]) Als dann am 5. Januar 1603 der junge Fürst von Piombino starb und mit ihm die Familie Appiani, die mit dem Ländchen belehnt war, ihr Ende nahm, hätte das Fürstenthum als erledigtes Lehen dem Kaiser anheimfallen müssen. Anspruch auf dasselbe erhob der

[1]) Rel. di Ang. Badoer, p. 158.

[2]) L. et amb. de Fresnes-Canaye, t. I. l. II. p. 40 f.

Großherzog von Toskana als Herr von Pisa, zu dessen Gebiet es früher gehört hatte, und er wünschte wenigstens die Insel Elba zu erhalten. Zur Regelung dieser Angelegenheit sandte Rudolf II. Kommissäre nach Piombino. Aber die Spanier duldeten nicht, daß die kaiserlichen Kommissäre die geringste Verfügung trafen. Sie traten hier den Rechten des schwachen und von ihnen abhängigen Kaisers mit derselben brutalen Rücksichtslosigkeit gegenüber, die sie bei den deutschen Lehnsangelegenheiten in Italien immer gezeigt hatten. Noch mehr. Um dem Großherzog jeden Gedanken an den Besitz Elba's zu nehmen, sandte der Graf von Benavente, der spanische Vizekönig von Neapel, schnell Schiffe mit Handwerkern und Baumaterial nach der Insel, um dort bei Porto Longone ein Fort zu errichten.[1]) Ebenso gewaltthätig besetzte Fuentes die Herrschaft Lunigiana, wichtig wegen ihrer Lage auf den Höhen zwischen Toskana, Mantua, Parma und Genua, als der Besitzer dieses Ländchens mit dem Papst wegen einiger Hoheitsrechte in Streit gerathen war.[2]) So benutzten die Spanier jeden Vorwand, um sich in Italien auf völlig unrechtmäßige Weise auszudehnen. Indeß diese Vorgänge waren noch nicht das schlimmste. Fuentes gebührt die Ehre, der eigentliche Erfinder des Systemes der Reunionen zu sein, das dann achtzig Jahre später unter Ludwig XIV., freilich nicht zu Gunsten der Habsburger, seine völlige Ausbildung fand. Er ließ plötzlich durch den Präsidenten und die Quästoren der außerordentlichen Einnahmen in Mailand die meisten italienischen Staaten vor ihr Gericht zitiren und mit Strafe bedrohen, weil sie unrechtmäßiger Weise entweder Dependenzien des mailänder Herzogthums sich angeeignet oder die für solche gebührenden Abgaben und Gefälle nicht entrichtet hätten. Am 21. Mai erschien unter dem Namen Philipp's III., aber von Fuentes verfaßt, ein Proklama, welches besonders die in der Emilia und dem genuesischen Littoral weit ver-

---

[1]) Galluzzi, Istoria di Toscana, l. V. cap. 10 (III. 142 ff.).

[2]) Fresnes-Can., t. II. l. III. part 1. p. 60.

breitete Familie der Markgrafen von Malaspina, dann aber auch den Großherzog von Toskana und die Republik Genua vor das Gericht jener mailändischen Behörde berief.[1]) Als Vorspiel für die kommenden Ereignisse konnte es gelten, als — von jenen Vorbereitungen geschreckt — der Fürst von Monaco, um sich zu sichern, sich am 26. Februar 1605 unter den Schutz Spanien's begab und am 15. April sich sogar zu dessen Vasallen erklärte.[2])

Mit unbeschränkter Willkür schalteten und walteten die Spanier in Italien; seitdem Frankreich durch den Frieden von Lyon das letzte Stück italienischer Erde aufgegeben hatte, war Niemand mehr da, der ihnen dort hätte Einhalt thun können. Mittelbar, konnte man sagen, beherrschten sie die Halbinsel schon: es schien, als ob sie dieselbe allmählich ganz und gar in ihren unmittelbaren Besitz zu bringen beabsichtigten. Noch konnte Spanien sich wohl die erste Macht Europa's dünken. Man mag sich vorstellen, welch' Entsetzen unter den kleinen italienischen Fürsten und Staaten jene Aufforderungen hervorriefen, die auf längst verjährte Verhältnisse, zum Theil noch in die römische Zeit zurückgriffen. Zumal die am meisten bedrohten Malaspina veröffentlichten hiergegen eine Denkschrift, die an alle Souveräne Europa's gerichtet war. Alle müßten ihnen helfen, denn gegen sie alle könnten dieselben Grundsätze angewendet werden, wenn sie den Beginn von deren Ausführung zuließen. Gäbe es besonders in Italien einen Fürsten, welcher nicht irgend ein Gebiet in Besitz hätte, das früher einmal zu Mailand gehört habe? Mit großem Aufwand von Gelehrsamkeit wurde nachgewiesen, daß der Papst, Venedig, Genua, die Herzoge von Savoyen, Parma und Piacenza, der Großherzog von Toskana, das österreichische Erzhaus in Südtirol den größten Theil ihrer Besitzungen verlieren müßten, wenn man den Ansprüchen der Spanier willfahre. Ja, wenn Philipp III. diesem Prinzipe völlig treu

[1]) De Thou, l. 134.

[2]) Abreu y Bertodano, Tratados de Felipe III., p. I. 308 ff.

bleiben wolle, so werde er selbst viele Länder in Spanien, Italien, den Niederlanden und den beiden Indien aufzugeben oder durch Tribut zu erkaufen haben, welche Lehen der Kaiser, der Päpste oder der französischen Könige seien. — Diese Schrift der Malaspina erregte großes Aufsehen und fand begreiflicher Weise auch vielen Anklang, besonders in Italien. Die meisten Staaten der Halbinsel ließen durch ihre Gesandten am spanischen Hofe Philipp III. gleichfalls um Abstellung dieser Beschwerden, um die Zurückziehung jener Vorladung ersuchen. Der spanische König sah wohl ein, daß schließlich die Ansprüche des Governators doch nicht würden durchgeführt werden können. Er revozirte die Ladung nicht gerade, aber er vertagte sie auf unbestimmte Zeit, und später hat man dann nichts mehr von ihr gehört.[1]) Sie hatte nur gedient, der Welt abermals zu zeigen, wessen sie sich von Spanien zu versehen habe, besonders wenn dasselbe nicht mehr von Heinrich IV. im Zaum gehalten werden sollte. Daß dann der katholische König sich binnen kurzem zum Herrn der ganzen apenninischen Halbinsel machen werde, war unzweifelhaft.

Eine so durchaus habgierige und treulose Politik, wie Spanien sie damals trieb, die jeden ihrer Nachbaren unaufhörlich bedrohete, mußte nothwendig dahin führen, daß alle Fürsten Italien's sich von jenem Staate abwendeten und voll Besorgniß nach dem Beistande Frankreich's sich umschauten. Wie sehr bedauerten sie es, daß dieses kein Besitzthum mehr in Italien hatte, von welchem aus es Spanien auf dieser Halbinsel entgegen treten konnte! Die Herzöge von Savoyen und Mantua, die bekanntlich früher wegen des Besitzes des Montferrat zerfallen gewesen,[2]) näherten sich jetzt einander, aus gemeinsamer Besorgniß vor den Spaniern und kamen zugleich auch dem französischen Könige freundschaftlichst entgegen (Herbst 1604). Heinrich traute zwar dem Savoyer nicht recht, da er dessen

[1]) De Thou, l. c.

[2]) S. S. 72.

Unbeständigkeit kannte und dazu die vielfachen Interessen bedachte, die denselben noch immer an Spanien fesselten;[1]) aber andrerseits ließ er doch den beiden Herzögen eine Ermuthigung zukommen. Der Savoyer hatte noch einen besonderen Grund des Aergers über Spanien. Philipp II. hatte ihm Finale, auf das er Erbansprüche hatte, nach dem Aussterben der Marchesen dieses Gebietes versprochen. Jetzt aber wollten die spanischen Minister ihm trotz aller seiner Bitten auch nicht den kleinsten Theil des Ländchens herausgeben.[2]) Die Folgen eines solchen Verfahrens konnten nicht ausbleiben. Am 12. Dezember 1604 trafen die beiden Herzöge von Mantua und Savoyen an der Grenze Saluzzo's und des Montferrat's zusammen und hatten hier drei Tage hindurch Zusammenkünfte und vertraute Unterredungen; bei dem Abschiede beschenkten sie sich gegenseitig reichlich.[3]) Es handelte sich um die Abmachung einer mantuanisch-savoyischen Heirath, welche die Spanier nach dem Spruche: divide et impera, stets hatten verhindern wollen.[4]) Die Spanier, welche auf der Halbinsel keine Macht außer der ihrigen dulden wollten, traten deshalb dem mantuanisch-savoyischen Bündniß scharf und feindlich entgegen.[5]) Besonders der Herzog von Savoyen, dem man wegen seines bekannten Charakters die Hauptschuld an jener Einigung beimaß, fand in Spanien nur noch Abneigung, unfreundliche und geringschätzige Behandlung, die sein stolzes Herz um so mehr gegen diesen Staat einnahm.[6]) Naturgemäß hatte dies die Folge, daß beide Herzöge immer entschiedener zu Frankreich hinüber gedrängt wurden. Der Kardinal Du Perron, der, im Auf-

---

[1]) Instr. an Fresnes, L. m., VI. 311. — Vergl. Rel. di Ang. Badoer, p. 161.

[2]) Relazione di Savoia di Fr. Priuli (1604) bei Bar. e. Berch., III., I. 35.

[3]) P. Matthieu, II. 363. B. f.

[4]) Dep. Fresnes' v. 6. Oktober; Amb. de Fresnes, t. II. l. II. part 2. p. 359 f.

[5]) Heinrich IV. an Joyeuse, 7. März 1605; L. m., VI. 365.

[6]) Relazione di Spagna di Sim. Contarini; Bar. e. Berch., I., I. 323.

trage des Königs Heinrich, bei seiner Durchreise durch Savoyen mehrere Unterredungen mit dem Herzoge dieses Landes hatte, fand ihn Frankreich sehr günstig gestimmt. Der Herzog von Mantua wies inzwischen eine ihm von den Spaniern angebotene Pension von 24,000 Scudi zurück und weigerte sich — zum ersten Male! — das Ueberwintern einiger spanischen Truppentheile im Montferrat zu gestatten.[1]) Vorzüglich Karl Emanuel nahm sein neues Verhältniß zu Frankreich in seiner gewohnten feurigen Weise auf. Die Geburt eines spanischen Kronprinzen im Frujahre 1605 machte auch seinen Hoffnungen, einen seiner Söhne durch Heirath auf den spanischen Thron gelangen zu sehen, für alle Zeit ein Ende und zerriß damit das letzte Band, das ihn immer noch an die spanische Politik geknüpft hatte. Seine Schwankungen hören von nun an völlig auf; er lebte nur noch dem Gedanken eines kräftigen Offensivbündnisses mit Frankreich. Er schickte deshalb an Heinrich IV. und ließ ihn um eine Zusammenkunft bitten (August 1605.[2]) Wir wissen nicht, ob der Herzog dem Könige sogleich Eröffnungen über den Gegenstand ihrer Unterredungen bei dem etwaigen Zusammentreffen gemacht hat: obwohl es wahrscheinlich ist, daß der Herzog einen Grund zu einer solchen Zusammenkunft schon bei der ersten Anregung wohl hat anführen müssen. Jedenfalls aber wissen wir ganz zuverlässig, was Karl Emanuel mit jener Verhandlung wirklich bezweckte. Er wollte Heinrich IV. beistehen, das Mailändische für Frankreich zu erobern, und dieses sollte ihm dafür die Bresse wieder abtreten. Er erklärte sich bereit, dem Könige jede beliebige Sicherheit für die Reinheit seiner Absichten zu geben.[3]) So wollte er sein früheres Besitzthum zurück erlangen, Saluzzo behalten und doch Frankreich ein ansehnliches Gebiet in Italien verschaffen. Der Augenblick zu einem solchen Kampfe schien glücklich gewählt, die Miß-

---

[1]) Dep. Du Perron's v. 12. Jan. 1605; Siri, Mem. rec., I. 327 f.

[2]) MS. Cons. des sp. Staatsr. v. 23. Aug.

[3]) Siri, Mem. rec., I. 354.

stimmung gegen Spanien war allgemein. Sprach man doch damals selbst in Rom von einem abzuschließenden Vertheidigungsbündniß zwischen dem heil. Stuhle, den Venezianern, dem Großherzoge und den anderen Fürsten Italien's. Die Spitze dieses Vertheidigungsbündnisses, das mit dem Beistande einer Großmacht bald zur Offensive übergegangen wäre, konnte nur gegen das immer weiter um sich greifende Spanien, gegen den gerade damals mit seinen Reunionen drohenden Fuentes gerichtet sein. Aber der Plan zerfiel. Heinrich IV. war, nachdem seine Pläne mit den Morisken gescheitert waren, aus schon mehrfach angeführten Gründen einstweilen jedem kriegerischen Vorgehen gegen Spanien abhold, und er schlug deshalb weislich die beantragte Zusammenkunft mit Karl Emanuel ab.[1]) Trotzdem blieb das Verhältniß zwischen beiden Fürsten von nun an ein gutes. Der Gesandte des Herzogs in Rom erklärte sich dem Papste gegenüber mit größter Offenheit gegen Spanien; alles möge der heil. Vater diesem überlassen, nur nicht die Unabhängigkeit der Kirche und die Freiheit Italien's.[2]) Heinrich hatte fürder den Herzog nur zu loben, der ihm u. A. einen Menschen, welcher sich erbot, Lyon an Savoyen zu verrathen, auslieferte.[3]) — Zu derselben Zeit erbat der Großherzog von Toskana die Beihülfe Venedig's, um Frankreich und Savoyen zum Rücktausch der Bresse und Saluzzo's zu bewegen, damit die Franzosen, den Spaniern gegenüber, wieder festen Fuß in Italien faßten.[4]) Das Joch der Spanier wurde eben jedem Italiener unerträglich. — Freilich suchte die spanische Regierung, Toskana zu gewinnen, aber nur in ihrer beliebten Weise, ohne dabei das geringste Opfer bringen zu

[1]) MS. Dep. Zuñiga's v. 10. Sept. 1605; Arch. v. Sim., K 1460.

[2]) Du Perron an den König, 28. Juni 1605. (Lettres et Négociations du Card. du Perron, 465 B.)

[3]) Der König an Fresnes, 28. Sept.; L. m., VI. 701.

[4]) Dep. Du Perron's v. 9. März 1605; Siri, Mem. rec., I. 332. — Vgl. die Aeußerungen des Großherzogs an Du Perron; Bericht Du Perron's vom 12. Januar 1605. (Lettr. et Négoc. du Card. du Perron, 344 ff.)

wollen. An dem spanischen Hofe hatte bisher der von dem Großherzoge seiner Güter beraubte Don Pietro de'Medici gelebt, welcher das Mißtrauen der Spanier gegen Ferdinand immer von neuem geschürt hatte. Als er jetzt starb, kam ein spanischer Abgesandter nach Florenz, welcher den Großherzog der vollen Versöhnung seines Königs mit ihm versicherte, ihm die Kinder Don Pietro's übergab und ihm zugleich die lange vergeblich erbetene Investitur mit Siena, die dem spanischen Könige zukam, ertheilte. Ferdinand war nicht abgeneigt, mit Spanien in ein freundlicheres Verhältniß zu treten, da er diesen Staat in Italien immer mächtiger werden und zugleich die Vortheile, die er aus der Verbindung mit Frankreich zu ziehen gehofft hatte, sich vorenthalten sah. Aber wie hätte er dieser Neigung folgen können, da die Spanier die Befestigung von Porto Longone auf Elba eifrig fortsetzten, welche seinen aufblühenden Hafen Livorno vollständig zu beherrschen drohte! Auf alle Klagen des Großherzogs hierüber erhielt er von Lerma nur das nichtssagende Versprechen, die Festung solle nicht zum Schaden des Großherzogs und seiner Häfen benutzt werden. Mußte schon diese Thatsache den Großherzog gegen Spanien mißtrauisch und ärgerlich machen, so entrüsteten ihn noch mehr die dauernde Besetzung der Lunigiana und jene berüchtigten Reunionsdekrete.[1]) Alle diese Dinge trieben ihn, eigentlich gegen seinen Willen, wieder zu Frankreich hinüber, auf dessen Seite er ja schon Savoyen, Mantua, Venedig, alle noch unabhängigen Staaten der Halbinsel, fand. —

So erntete Spanien auf jedem Punkte, was es auszusäen pflegte, Abneigung und Feindschaft. Noch auf einem anderen viel bedeutsameren Gebiete trat das moralische Uebergewicht, welches Frankreich allmählich unter der Leitung seines klugen und gewandten Königs über seinen Nebenbuhler zu gewinnen begann, deutlich hervor.

---

[1]) Galluzzi, Istoria di Toscana, lib. V. cap. 11 (III. 152 ff.).

Schon seit dem Herbste 1604 war der gute Papst Klemens VIII. schwer erkrankt. Sein Zustand erweckte allgemeines Bedauern; selbst die Protestanten schätzten ihn. Er hatte sich nie als Prediger des Fanatismus, als Begünstiger von Ketzerverbrennungen und Glaubenskriegen gezeigt. Auch persönliche Habgier war ihm fern geblieben, sein Lebenswandel war ein streng sittlicher. Jetzt war er wenig mehr, als eine unförmliche Fleischmasse; die Extremitäten, Hände und Füße, gingen in Verwesung über; wollte er den Segen ertheilen, so mußten ihm die Arme von Anderen aufgehoben und gehalten werden.[1]) Das Ableben des Greises konnte also jeden Tag erwartet werden. Für Spanien sowohl wie für Frankreich mußte es da ein dringendes Interesse sein, bei Zeiten alles vorzubereiten, damit die Wahl des neuen Papstes möglichst im Sinne des betreffenden Landes erfolgte. Welche Wichtigkeit hatte die Papstwahl noch in politischer Beziehung! Abgesehen von der immerhin nicht unbedeutenden weltlichen Macht des Pontifex, eine wie ungeheure moralische Gewalt hatte dieser damals über alle katholischen Länder! Noch gab es in jedem derselben Unzählige, die andächtig auf jedes seiner Worte hörten, die alle Zeit bereit waren, für das Gebot des Oberhirten der Christenheit Gut und Blut zu opfern. Nicht ungestraft durfte man ihn zum Gegner haben; dem mächtigsten Monarchen mußte an seiner Freundschaft gelegen sein. So hatte Heinrich IV., gewiß nicht aus Frömmigkeit, sich seine ganze Regierung hindurch bemüht, mit dem Papste in gutem Einvernehmen zu bleiben. Bisher war es ihm im ganzen recht gut geglückt: drohte wirklich einmal ein Zwiespalt auszubrechen, so hatten ihn gegenseitige Konzessionen stets wieder geheilt. Um so mehr mußte Heinrich daran liegen, jetzt einen Papst erwählt zu sehen, der ihm gleichfalls freund-

[1]) Suppl. à l'Est., 338: Ceux de la Religion même ne le haïssoient pas, s'étant toujours comporté en leur endroit fort gracieusement, et plus que pas un de ses prédécesseurs, jusqu'à leur octroyer des passeports pour aller et venir librement à Rome: ce qu'on ne trouve point avoir jamais été fait par aucun pape.

lich gesinnt sei, auf den er vielleicht noch direkter zählen könne, als auf Klemens VIII.

Schon Ende Oktober 1604 ertheilte der französische König seinen Kardinälen: Joyeuse, Givry, Sourdis, Serafin und Du Perron — d'Ossat war in demselben Jahre gestorben — vorläufige Instruktionen für das zu erwartende Konklave. Sie sollten unter einander in Einigkeit zusammen halten und zugleich ihrer Pflichten als gute Kleriker und als gute Franzosen sich bewußt sein. Es sei nothwendig, daß kein Papst von leidenschaftlicher und parteiischer Gemüthsart — d. h. kein Freund der Spanier — gewählt werde. Heinrich unterschied deshalb die Kardinäle in drei Klassen. Die erste bestand aus solchen Kardinälen, die er, als Spanien allzu günstig, gänzlich verwarf; unter ihnen waren die bedeutendsten der fanatische Spanierfreund Gregorio Petrochi von Montelparo und der rechtsgelehrte Sammler der „Entscheidungen der Rota", Lorenzo Bianchetti aus Bologna. Die zweite Klasse umfaßte diejenigen, welche Heinrich begünstigte, und von denen er einen auf den päpstlichen Stuhl erhoben wünschte; und unter diesen sind Alessandro de'Medici, Kardinal von Florenz, sowie der berühmte Geschichtsschreiber der Päpste, Baronius, zu nennen. Endlich in der dritten Klasse befanden sich Kardinäle, wie der zurückhaltende Camillo Borghese, der schlaue Politiker Pinelli, der Rechtsgelehrte Tosco, welche Heinrich weder begünstigt noch befeindet haben wollte. Die fünf französischen Kardinäle sollten sich nun bemühen, eine möglichst günstige Wahl herbeizuführen; dem Säumigen werde er — der König — so viel Abbruch thun, wie er nur im Stande sein würde; Joyeuse, als der älteste unter ihnen und zugleich als der Protektor Frankreich's in Rom, solle ihm über Alles Bericht erstatten.[1]) — Eiligst begaben sich die sämmtlichen französischen Kardinäle nach Rom: mit Freudenthränen nahm sie Klemens auf, da er nun sicher war, daß der spanische Einfluß nicht ausschließlich das Konklave nach seinem

[1]) Instruktion v. 28. Okt. 1604; L. m., VI. 315 ff.

Tode beherrschen werde. Noch geneigter, als der Papst, der doch Rücksichten zu beobachten hatte, zeigte sich den Franzosen sein Beichtiger, der schon erwähnte berühmte Kardinal Baronius.[1])

Die Ermahnungen, welche Heinrich IV. an alle Kardinäle richtete, geschickte und eifrige Werkzeuge des heiligen Geistes zu sein, erhielten bald eine praktische Illustration an den reichen Geschenken, welche der König nach Rom gelangen ließ. Wenn man absieht von den verhältnißmäßig wenigen Kardinälen, die auf Ansuchen weltlicher Fürsten ernannt und daher diesen unbedingt ergeben waren, und von den allerdings zahlreichen Kardinälen, die den Nepoten der früheren Päpste zu folgen pflegten, so waren von den Uebrigen die meisten geneigt, ihr Votum durch Geldgeschenke beeinflussen zu lassen. Spanien hatte sich so schon längst eine ergebene Partei im heiligen Kollegium gebildet, und Heinrich begann nun dasselbe Mittel auch für sich anzuwenden. Für den Kardinal von Este wurden 12,000 Livres Pension auf das Erzbisthum Auch bestimmt, zu deren Ertheilung der Inhaber dieser Prälatur erst durch alle möglichen Gewaltmaßregeln gezwungen werden mußte. Dem Kardinal Buffalo wurde eine französische Pension fast gegen seinen Willen aufgedrängt. Auch die Kardinäle Bevilaqua und Delfini wurden durch Versprechungen und Geschenke gewonnen.[2]) Besonders aber bemühten sich Heinrich und Joyeuse, der alle diese Verhandlungen an Ort und Stelle leitete, um den Nepoten des Papstes, den uns schon bekannten Pietro Aldobrandini. Dieser war — im Gegensatz zu seinem Oheim — eigentlich den Spaniern günstiger, und wirklich verzweifelte Heinrich daran, ihn denselben ganz zu entziehen. Hatte sich doch der Kardinal durch einen Eid verpflichtet, bei der künftigen Papstwahl jeden Kardinal auszuschließen, welcher Spanien nicht genehm wäre, und demjenigen zur päpstlichen Würde

---

[1]) Depeschen Du Perron's (Lettr. et Nég. du C. du Perron, l. III. [Paris, 1633] p. 337, 359 f.).

[2]) Instruktionen an Joyeuse vom 28. Okt., 5., 30. Nov. 1604, 11. Jan., 7., 16. März 1605; L. m., VI. 315, 326, 335, 342, 363, 375 etc.

zu verhelfen, den ihm die spanische Regierung bezeichnen würde.[1]) Aber trotzdem verlor Heinrich den Muth nicht, ihn wenigstens etwas minder parteiisch zu machen. Es war hieran sehr viel gelegen, da ein großer Theil der Kardinäle, welcher dem Hause Aldobrandini sein Emporkommen zu verdanken hatte, im Konklave sicher den Wegen des Nepoten folgte; 28 Stimmen waren demselben gewiß, während der Kardinal Montalto, der Nepot Sixtus' V., nur noch über eine geringe Zahl von Freunden gebot. Da Aldobrandini mehr als ein Drittheil der Kardinäle hinter sich hatte, konnte er das Zustandekommen jeder gültigen Papstwahl verhindern. Eine Stelle in den Instruktionen Heinrich's an Joyeuse über Aldobrandini ist sehr charakteristisch für die Zeit und die Menschen. „Wenn wir ihn", schreibt der König, „durch irgend eine Wohlthat an Geld gewinnen können, so wird dies gut angewendet sein, und ich glaube nicht, daß er es mißachtet. Denn obwohl der erwähnte Kardinal größern Ueberfluß an Reichthümern hat, als irgend einer seines Standes vor ihm, glaube ich doch, daß er sie mit Freuden vergrößert und nicht die kleinsten Dinge ausschlägt, die ihm von Nutzen sein können. Er wird zwar deshalb es nicht unterlassen, die Angelegenheiten Spanien's zu begünstigen, aber er wird dies doch weniger offen thun und auch uns in einer oder der anderen Sache günstig sein. Ich ziehe weiter in Betracht, wie er einen so hohen Flug genommen, daß er, um ihn zu bewahren, so viel wie möglich vermeiden muß, zu einer offenen Parteinahme gezwungen zu werden. Wir wollen also dazu beitragen, uns selbst ein wenig (doucement) zu täuschen, so lange uns dies nur Geld kostet; zumal da, uns jetzt jenem Kardinale gegenüberstellen, nichts andres hieße, als ihn ganz in die Arme der Spanier treiben und unsere Angelegen-

[1]) Dies sowie die gesammten Bemühungen Spanien's bei der diesmaligen und der folgenden Papstwahl sind geschildert nach Gindely, Rudolf II. und seine Zeit, I. (Prag 1863) 104 ff. Ich verweise also darauf ein für alle Mal.

heiten ruiniren." [1]) Wir werden sehen, daß Heinrich's Berechnungen richtig, daß seine Ansicht von der besänftigenden Macht des französischen Geldes über den spanischen Eifer des Kardinals Aldobrandini sehr wohl begründet war. — Aber nicht allein durch Versprechungen, sondern auch durch Drohungen suchte man der himmlischen Erleuchtung der Kardinäle nachzuhelfen. Als der Kardinal Sourdis sich nach Heinrich's Meinung allzu säumig und widersetzlich bewies, kündigte ihm der König an, daß, wenn er nicht schleunigst Vernunft annehme, er nicht allein aller seiner Pensionen beraubt, sondern sogar in Rom selbst aufgehoben und nach Frankreich hinter Schloß und Riegel gebracht werden solle. [2]) Es hat diese Ankündigung ohne Zweifel auf den Prälaten einen großen Eindruck gemacht, denn wir finden keine weiteren Klagen über ihn, im Gegentheile lobt ihn der König besonders. [3])

Auch die spanische Regierung hat von ihrer Seite nicht unterlassen zu intriguiren, um rechtzeitig auf die Erwählung eines ihr genehmen Papstes hinzuwirken. Der Kardinal d'Avila war das Haupt der spanischen Partei im heiligen Kollegium. Philipp hatte nicht verfehlt, ihm diejenigen Mitglieder zu bezeichnen, von deren Wahl er durchaus nichts wissen wollte. Als solche hatte er ihm genannt die Kardinäle von Verona, Arigone, Medici, Baronius, Bellarmin, Borromeo: die letzten drei die nach verschiedenen Richtungen hin ausgezeichnetsten Prälaten der katholischen Kirche. Aber den Kardinal von Verona hielten die Spanier für einen Anhänger der verhaßten Venezianer, Arigone für zu wenig weltlich, allzu eifrig kirchlich gesinnt. Medici verwarfen sie aus demselben Grunde, wegen dessen Heinrich ihn wünschte: weil er als Freund der Franzosen bekannt war. Friedrich Borromeo war Erzbischof von Mailand und lag mit den Spaniern in beständigem Streite wegen der kirch-

[1]) Instruktion an Joyeuse v. 7. März 1605; L. m., VI. 363 f.

[2]) Instr. an Joyeuse v. 25. Jan 1605; L. m., VI. 697 f.

[3]) Instr. an Joyeuse v. 21. April; L. m., VI. 407.

lichen Jurisdiktion. Bellarmin war unbequem, weil er in seinen Schriften die kirchliche Gewalt über die weltliche erhob, ja den Päpsten selbst das Recht zusprach, Fürsten abzusetzen und ihre Unterthanen von dem Eide der Treue zu entbinden. Auf Baronius kommen wir sogleich zurück. Um den heiligen Vater und dessen unmittelbaren Anhänger im Kardinal-Kollegium zufrieden zu stellen, rief die spanische Regierung noch am Ende des Jahres 1604 ihren dem Papste mißliebigen Botschafter in Rom, den Marques von Villena — den Nachfolger des Herzogs von Sessa — ab und sandte an dessen Stelle den milden und allgemein beliebten Herzog von Feria, bisher Vizekönig von Sizilien: eine Aenderung, die dem Papste sehr zur Genugthuung gereichte.[1]) Daß aber auch die geheimen Umtriebe spanischerseits nicht gefehlt haben, kann man aus der Geschichte der nachherigen Konklaven hinreichend ersehen.

Endlich, am 3. März 1605, wurde Klemens VIII. durch den Tod von seinen Leiden erlöst. Kaum war die Nachricht von diesem Ereigniß nach Paris gekommen, als der König neue dringende Weisungen an Joyeuse betreffs der Gewinnung einzelner Kardinäle gelangen ließ (16. März.[2]) Nach Abhaltung der gebräuchlichen neuntägigen Trauer gingen die Kardinäle, einundsechszig an der Zahl, in das Konklave (14. März). Es standen sich vor allem die beiden Großmächte Spanien und Frankreich gegenüber; der erste Fürst der Christenheit, der Kaiser, hatte weniger Einfluß, als der kleinste Herr im vielgespaltenen Italien. Die Spanier fürchteten vor allem, Baronius auf den päpstlichen Thron erhoben zu sehen. Derselbe hatte in seinen Annales Ecclesiastici die Ansprüche des heiligen Stuhles auf Neapel und Sizilien warm verfochten und war darüber mit der Regierung von Valladolid in Streit gerathen, welche den Interessen der Kirche nur so lange ergeben war, als sie nicht mit

[1]) L. m., VI. 344.

[2]) Ibid., 375. — Davila, 112, giebt als den Todestag Klemens' VIII. fälschlich den 23. März an. — Mercure français (Genf, 1619; 12°), I. 2 A. nennt 3. Mai, verbessert sich aber selbst in der Préface s. f.

ihren eigenen in Widerstreit kamen. Hierdurch war er überhaupt ein Gegner der spanischen Nation geworden, und wir haben oben gesehen, wie ihn aus diesem Grunde Heinrich IV. unter den Kardinälen aufführte, von denen er ganz besonders einen auf den päpstlichen Thron erhoben zu sehen wünschte. Um so verhaßter war er den Spaniern, die jedes Mittel, auch untergeschobene Briefe, gegen ihn anwandten und ihn zuletzt förmlich perhorreszirten. Auf diese Weise wurde Baronius, der sonst wegen seiner Gelehrsamkeit und seines untadelhaft frommen Lebenswandels viele Aussicht auf die Tiara gehabt hatte, beseitigt. Die Spanier stellten darauf den Genuesen Antonio Sauli als Kandidaten auf, indeß dieser wurde aus Abneigung gegen sie von den anderen Kardinälen fallen gelassen, trotz seiner vielen sonstigen Verdienste. Lange konnte man nun zu keinem Entschlusse kommen, da die beiden Hauptparteien im heiligen Kollegium, die des Kardinals Aldobrandini und die des Kardinals Montalto, sich um den Sieg stritten. Endlich that der Franzose Joyeuse einen kühnen und geschickten Griff, der seiner Kenntniß der Personen und Dinge und seiner diplomatischen Gewandtheit große Ehre machte. Unter den Kardinälen, die Heinrich besonders für den heiligen Stuhl empfohlen, Philipp III. namentlich verworfen hatte, befand sich (wie erwähnt) auch Alessandro de'Medici oder — so pflegte man ihn zu nennen — der Kardinal von Florenz. Er hatte sich schon im Jahre 1596 in seiner Eigenschaft als päpstlicher Legat in Frankreich dem Könige Heinrich günstig gezeigt und seitdem war er demselben durch die Vermählung mit Maria noch näher getreten. Dabei war er beiden großen Parteien im heiligen Kollegium gleich genehm, schon wegen seines hohen Alters — er zählte bereits siebzig Jahre — das bald einen Nachfolger verhieß. Diesen also schlug Joyeuse den beiden Faktionen Aldobrandini und Montalto vor, und als keiner aus deren Mitte sich gegen denselben erklärte, rief er ihn als Papst aus, setzte ihn auf den Sessel und huldigte ihm als der erste. Zwar widersprachen die Spanier, ihr Protektor, der Kardinal d'Avila, rief:

„Verrath, Verrath, ich protestire!“ — aber sie bildeten nur eine verschwindende Minderheit. Aldobrandini vergaß in Hinblick auf das französische Geld, das er empfangen, und auf die persönliche Angemessenheit Medici's den Eid, den er Philipp III. geleistet, und führte seine achtundzwanzig Stimmen für Medici in's Feld. Selbst von der spanischen Partei gingen einige zu diesem über, als derselbe den Kardinälen Dietrichstein und Paravicini, dem Protektor Deutschland's, erklärt hatte, er werde den Kaiser Rudolf und den König Philipp stets wie ein Vater lieben und sie als zwei Säulen der Kirche achten und beschützen. Der Kardinal von Florenz wurde wirklich am 1. April 1605 definitiv erwählt, er nahm — in Erinnerung an den prächtigen Mediceer Leo X. — den Namen Leo XI. an.[1])

Groß war die Freude in Frankreich, als diese Nachricht eintraf. Noch an demselben Tage — 11. April — sandte der König Befehle in alle Theile seines Reiches, die neue Papstwahl nicht nur durch Anstimmung des Tedeum's in allen Kirchen, sondern auch, was ganz ungebräuchlich war, durch Illuminationen, Kanonensalven und Freudenfeuer zu feiern. Der König glaubte eben, einen Papst zu haben, den er ganz nach seinem Gutdünken zu gebrauchen hoffen durfte. Der wichtigste Schritt in den weit aussehenden Planen Heinrich's gegen Spanien schien gethan. Er äußerte, der Kardinal Joyeuse habe den Papst gemacht.[2]) Zu dem venezianischen Gesandten sagte er: „Es ist ein Wunder, wie die Kardinäle Farnese, Sforza, Borromeo und andere, die so ganz spanisch sind, sich zur Wahl eines Papstes vereinigt haben, den ich von ganzem Herzen

[1]) Depeschen Du Perron's vom 11. März, 8. April (Lettr. et Nég. de Du Perron, 382 ff.) und besonders der ausführliche Bericht Joyeuse's v. 1. April (ibid., 410 ff.), welcher die genaueste Geschichte dieser Wahl enthält. — De Thou, l. 134. — Mercure français, I. 3. b. — MS. Mémoire des Evénéments memorables de 1605 — 8. (Manuscr. fçs., Paris, vol. 2947. p. 76 a. ff.)

[2]) MS. Dep. Zuñiga's v. 14. April; Arch. v. Sim., K 1460. — Heinrich IV. an Epernon, 11. April; L. m., VI. 399. — Ders. an Joyeuse, 16. April; ibid., 401. — Sully, Oec. roy., ch. 151. p. 31. (éd. Mich. et Pouj. II, III.)

wünschte![1]) Um so mißvergnügter waren natürlich die Spanier. Zuñiga sprach seinen Aerger in den bitteren Worten aus: „Das ist ein Papst, welcher dem Könige theuer zu stehen kommt in Verhältniß zu dem Alter, in dem er sich befindet.“[2]) In der That versicherte Du Plessis-Mornay, dieser Papst habe dem Könige 300,000 Ecus gekostet.[3]) — Indeß es stellte sich bald heraus, daß Heinrich weniger Grund zur Freude, die Spanier weniger Anlaß zur Betrübniß hatten, als sie an den Tag legten. Die Idee von der hohen Aufgabe des Papstthums hatte seit Paul IV. wieder so viele Fortschritte gemacht, daß sie in jedem seiner Nachfolger das Ueberwiegende und Herrschende blieb. Als Kardinäle von Intriguen und Erpressungen keineswegs frei, veränderten diese Männer sich sofort, wenn sie sich auf den Stuhl des Apostelfürsten setzten. Dann hatten sie in der That nichts weiter im Auge, als der hohen Bestimmung, die sie sich gesetzt glaubten, gerecht zu werden. Leo XI. bemühte sich zu zeigen, daß er für seine Erhebung nur dem heil. Geist und nicht den Franzosen dankbar sein, daß er sein den beiden kaiserlichen Kardinälen gegebenes Versprechen wirklich erfüllen wollte. Als Joyeuse im Namen des Königs eine Gunst von ihm verlangte, schlug er das Begehren rund ab, indem er sagte, er müsse gerecht und billig regieren und Niemandem zu Gefallen leben.[4]) Ueberhaupt bewies er eine auffallend strenge Gemüthsart. Schon wenige Tage nach seiner Erwählung verfiel er in eine schlimme Krankheit, die er für tödtlich erkannte. Als ihn nun die Kardinäle und die Gesandten, die um ihn versammelt waren, ermahnten, noch vor seinem Tode

---

[1]) Dep. Ang. Badoer's, v. 26. April; Bar. e. Berch., II., I. 159, Note.

[2]) Suppl. à l'Est. 384. — Ueber den Kummer am spanischen Hofe selbst s. Relazione delle cose di Roma di Franc. Priuli; Bar. e Berch., I., I. 407.

[3]) Vie de Mornay du Plessis, 305. — Vgl. den Brief Du Plessis' an Buzanval, v. 20. Mai 1605: Ce pape qui nous avoit beaucoup cousté, venant à mourir etc. (Lettr. de Du Pl. dep. 1600, I. 106).

[4]) De Thou, l. c.

einen seiner Vettern, der sich um die Kirche verdient gemacht hatte, zum Kardinal zu erheben, wies er dies zurück: es sei für ihn keine Zeit mehr, an seine Person und an seine Verwandtschaft zu denken.[1]) — Und so starb wirklich Leo XI. schon am siebenundzwanzigsten Tage seines Pontifikates, in Folge einer Pleuresie, die er sich bei seiner ersten feierlichen Prozession zugezogen (27. April 1605).

Als Philipp III. und Heinrich IV. die Botschaft von diesem Ereigniß erhielten, waren die Kardinäle bereits zu dem neuen Konklave versammelt. Jene konnten also die Vorbereitungen für diese abermalige Wahl nicht treffen, wie bei der vorigen Gelegenheit, sondern mußten die Führung dieser Sache gänzlich ihren Kardinälen und ihren Gesandten in Rom selbst überlassen. Trotzdem machte das zweite Konklave nicht weniger Schwierigkeiten, als das frühere. Im Gegentheile, die Parteien waren noch schärfer gesondert: Aldobrandini und die Seinigen waren wieder mehr auf die Seite der Spanier hinübergetreten, die Freunde Montalto's auf diejenige der Franzosen; die letzteren hatten außerdem mehrere Kardinäle neuerdings durch hohe Pensionen gewonnen.[2]) Ueberhaupt waren die meisten Kardinäle, besonders auf Baronius' Veranlassung, entschlossen, das Familieninteresse der Aldobrandini nicht den Sieg davontragen zu lassen. Lange schwankte die Entscheidung. Niemand wußte, wohin sie fallen würde; Sauli, Bellarmin, Mariana, noch mehrere wurden genannt. Endlich schlug Aldobrandini den Kardinal von Reggio, Domenico Tosco, vor, und die Spanier fielen dem bei. Da er nun einer der Kardinäle war, welche der französische König als nicht zu begünstigen, aber auch als nicht zurückzuweisen bezeichnet hatte, so wäre beinahe Tosco wirklich gewählt worden. Schon saß er auf dem erhöhten Throne in der sixtinischen Kapelle, nur eine Stimme fehlte ihm noch an der nothwendigen Mehrheit von zwei

---

[1]) Davila, 112 f.

[2]) Depesche Du Perron's vom 8. April; Lettres et Négociations, p. 393 f.

Drittheilen[1]), als im Interesse Frankreich's, dem Tosco nicht günstig genug erschien, und wegen der persönlichen Unwürdigkeit des durchaus ungebildeten und rohen Kandidaten, Baronius lauten Widerspruch erhob. Montalto, dessen Freunde und die Franzosen stimmten nun diesem bei. Die Mehrzahl wollte darauf Baronius selbst haben, zog ihn aus seiner Zelle und führte ihn zur Kapelle des heil. Paulus, um ihn dort auf den Thron zu erhöhen. Doch wollte Baronius großherzig von seiner eigenen Wahl nichts wissen, weil er fürchtete, Spanien werde gegen dieselbe protestiren und so vielleicht ein Schisma in der Kirche hervorgerufen werden. Die Verwirrung nahm nun überhand, der Streit wurde immer lauter, die Lage wirklich bedenklich. Selbst zu Thätlichkeiten kamen die ehrwürdigen Väter. Es war, sagt ein Zeitgenosse, ein brandendes und stürmisches Meer, von wo die Hoffnung, sich in einen glücklichen Hafen zu retten, bereits verschwunden schien.[2]) Das sahen die Franzosen wohl ein: eine Ueberraschung, wie bei der vorigen Wahl, werde ihnen dieses Mal nicht gelingen, einen so günstigen Kandidaten würden sie nicht wieder erhalten. Als daher Aldobrandini unter mehreren anderen den Kardinal Camillo Borghese nannte, der sich bisher von dem politischen Parteitreiben ziemlich fern gehalten hatte, wenn er sich auch im ganzen mehr den Spaniern genähert, stimmten sie zu und bewogen auch die Partei Montalto's, Borghese anzunehmen, da dieser ja der beste unter ihren Gegnern sei. So wurde Borghese am Abend des 16. Mai 1605 zum Papste erhoben.[3]) Seine Familie stammte aus Siena, indeß er selbst war schon in

---

[1]) Dep. Agostin Nani's an den venez. Senat v. 16. Mai; Mutinelli, III. 16.

[2]) Davila: Mar alborotado y confuso, donde al parecer se perdia la esperanza de entrar en puerto dichoso.

[3]) Depeschen Du Perron's v. 27. April und 18. Mai (L. et Neg. de Du Perron, 407 f., 448 ff.) sowie besonders der sehr ausführliche Bericht Joyeuse's vom 19. Mai (ibid., 451 ff.). — De Thou, l. 134. — Davila, 113. — Sully, Oec. roy., ch. 151 p. 30. — Mercure franç., I. 4 A (fälschlich 26. Mai). — MS. Evénéments mémorables de 1605—8 (Paris), 80 b ff.

Rom geboren, wo sein Vater erster Advokat am heil. Konsistorium war. Camillo Borghese war jetzt erst 52 Jahre alt; zum Kardinal war er von Klemens VIII. im Jahre 1598 gemacht. Er war viel eifriger und heftiger als seine beiden Vorgänger, geldgierig und seinen Verwandten übermäßig zugethan. Aber man rühmte auch die Unbescholtenheit seiner Sitten, seine theologische Gelehrsamkeit, die Gründlichkeit seiner Ueberlegung. Der Sache der Kirche diente er mit Leib und Seele. Ursprünglich Advokat, hatte er sich vorzüglich mit dem Studium des kanonischen Rechtes beschäftigt und sich so mit einem überschwänglichen Begriffe von der Bedeutung der päpstlichen Gewalt erfüllt. Alle Welt, auch der mächtigste Fürst, müsse sich ihm beugen, der — allen unerwartet — durch die unmittelbare Eingebung des heiligen Geistes zur Statthalterschaft Christi gelangt sei.[1]) — Er führte fürder den Namen Paul V. Seinen Schwestersohn Scipione Cafarelli machte er zum Kardinal an seiner Stelle, seine beiden Brüder Francesco und Giambattista erhob er zu Präfekten des Vatikans und der Engelsburg und überließ ihnen für das erste die Leitung der politischen Angelegenheiten zum größten Theile.

Alle Welt war durch diese neue Papstwahl überrascht; Niemand hatte an Borghese gedacht, zumal er noch so jung und von kräftiger Gesundheit war, während doch die Kardinäle bei ihrer Wahl gewöhnlich auf ein baldiges neues Konklave Rücksicht zu nehmen pflegten. So lieb, wie Leo XI., war Paul V. dem französischen Könige bei weitem nicht. Die Freudenfeuer, Illuminationen und Artilleriesalven unterblieben dieses Mal, nur der übliche Dankgottesdienst fand Statt. Hatte doch Borghese früher eine spanische Pension von 2000 Scudi[2]) genommen. Aber die Wahl war Heinrich

---

[1]) Relaz. di Fr. Priuli; Bar. e Berch., I., I. 386 f. — Depesche Ag. Nani's v. 21. Mai 1605; Mutinelli, III. 19. — Ranke, Gesch. der Päpste (4. Aufl.), II. 318 ff. — Vgl. auch Khevenhiller, Ann. Ferd., VI. 2993 und MS. Evénéments de 1605—8, p. 81 b ff.

[2]) Relaz. di Fr. Priuli, 386.

auch nicht im mindesten unangenehm. Die Familie, aus der Paul stammte, war stets französisch gesinnt gewesen, und besonders sein Vater war aus Siena entflohen, als und weil die Spanier es erobert hatten.[1]) So war Heinrich's erster Eindruck von der Nachricht ein günstiger gewesen: „Gott sei gelobt, die französischen Kardinäle haben gezeigt, daß ich in Rom und im Konklave einige Macht besitze!“ In der That, wenn man bedenkt, wie seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts nur immer unbedingte Anhänger Spanien's auf den Stuhl Petri gelangt waren, so muß selbst das Ergebniß des zweiten Konklave als ein sehr günstiges bezeichnet werden. Paul V. hatte sich bei der Auflösung der Heirath Heinrich's mit Margarethe dem ersteren sehr freundlich gezeigt, und auch gegen die französischen Hugenotten hatte er sich nicht allzu schroff benommen. Vielleicht war er im Grunde Frankreich geneigter, als Leo XI., der anscheinend Willens gewesen war, alles aufzubieten, um den Ursprung seiner Wahl vergessen zu machen.[2]) — Heinrich nützte den für Frankreich günstigen Eindruck, den auch diese Wahl hervorbrachte, sofort aus, um einentheils die Welt in diesem Urtheil zu bestärken, anderntheils den Papst von vorn herein für sich einzunehmen. Herr von Alincourt, der Sohn des Ministers Villeroy, wurde als Gesandter nach Rom beordert, und zwar traf er so großartige und prächtige Zurüstungen, wie man es noch nie bei einer Botschaft gesehen. Vierzigtausend Ecus, verkündete er, wolle er dabei ausgeben, außer dem Gelde, welches der König ihm zu Gebote stelle.[3]) Dieser Glanz sollte die besondere Freude erweisen, die Frankreich über die neue Papstwahl empfinde, und verkünden, welche Ehrerbietung es Paul V. widmen werde.

---

[1]) Du Perron an den König, 18. Mai; L. et Neg., 448. — Auch war die Pension von Borghese mit Erlaubniß Klemens' VIII. bezogen worden; Du Perron an Fresnes-Canaye, 21. Mai (ibid., 457).

[2]) L. m., VI. 437—441, 458, 699 f. (26. Mai). — Du Plessis an Rivet, 4. Juni: (Er spricht von dem Papste.) Le canon n'en tire point. Si est il estimé neutre. (Lettr. de Du Plessis, I. 113.)

[3]) Du Plessis in dem vor. Anm. citirten Briefe.

In beiden Konklaven hatte ohne Zweifel Frankreich die Oberhand behalten. Die Spanier hatten keinen ihrer Kandidaten durchzubringen vermocht, keinen Augenblick lang hatte die Majorität sich ihnen zugeneigt. Das erste Mal war ein unbedingter Anhänger Frankreich's durchgedrungen, das zweite Mal ein Mann, der Heinrich IV. gleichfalls wohlwollte; und vielleicht, wenn hier Baronius sich nicht so entschieden geweigert hätte, wäre er auf den Stuhl Petri erhöht worden, um diesen zu einem Bollwerke aller Gegner Spanien's zu machen. Spanien, das sich so vorzugsweise als katholische Macht pries, welches der Vorkämpfer des Katholizismus zu sein beanspruchte, Spanien hatte seine Kandidaten zweimal fallen sehen, es hatte offenbar die Mehrheit der Kardinäle der heiligen römischen Kirche gegen sich! Und an wen hatte es dieselbe verloren? An einen rückfälligen, kaum äußerlich bekehrten Ketzer, an den Béarner Heinrich, von dem Niemand sagen konnte, an wen er glaube! Der Grimm der Spanier über ihre Niederlagen auf einem Gebiete, wo sie ganz sicher zu herrschen wähnten, war sehr groß;[1] aber was sollten sie dagegen thun?

Noch eine Bemerkung sei hier gestattet. Wie hatte man sich bei diesen Papstwahlen um Den, welcher ursprünglich die Päpste ernannte oder wenigstens bestätigte, um den deutschen Kaiser, doch so gar nicht gekümmert! Nicht mit einem Worte wurde sein bei allen diesen Vorgängen gedacht. Was hatten die Habsburger aus dem römischen Reiche deutscher Nation, was aus dem Beherrscher der Christenheit gemacht!

Ueberblicken wir noch einmal die politischen Resultate der letzten drei Jahre, soweit sie sich auf das gegenseitige Verhältniß Frankreich's und Spanien's beziehen.

Es läßt sich nichts Verschiedeneres denken, als die Politik beider

---

[1]) Relaz. di Fr. Priuli, 387 f.

Länder. Spanien trachtete stets nach Erringung kleiner Vortheile, nach Erwerbung irgend eines Länderfetzens, nach Ausdehnung seiner Gewaltherrschaft über die kleinen Staaten. Die Religion ist ihm kaum mehr als ein Vorwand. Denn wenn es auch am liebsten gegen Ketzer ficht, so nimmt es doch nicht minder Finale und Piombino, bedroht die katholischen Herzöge von Toskana und Savoyen und Marchesen von Malspina in ihrem Besitze. So ist ewiger Kriegszustand, Spanien's Kräfte verzehren sich in unzähligen kleinen und meistens unfruchtbaren Unternehmungen. Selbst wenn es, wie in Italien, Vortheile erlangt, so sind dieselben unsicher und stehen allezeit nur auf der Spitze des Schwertes, so daß das geringste Mißgeschick sie ihm rauben und vielmehr in Nachtheile verwandeln muß. Wie anders Frankreich! Der unruhig begehrlichen Politik Spanien's gegenüber hält es sich in seinen Grenzen zurück, aber es unterstützt seine von den Spaniern angegriffenen Bundesgenossen und bietet den vernachlässigten und gekränkten Freunden Spanien's seine Allianz und seine Hülfe an. Nicht die Erwerbung irgend eines kleinen Gebietes hat es im Auge, sondern langsam und allmählich Spanien zu isoliren, sich selbst mit einer Kette ergebener Freunde und Bundesgenossen zu umgeben, seine Kräfte sorgfältig aufzusparen, um im rechten Momente den entscheidenden Schlag auf den Gegner mit unwiderstehlicher Wucht führen zu können. Nur in zweifacher Hinsicht ähnelte die Staatskunst beider Länder einander: in der gewissenlosen Ausbeutung der inneren Schwierigkeiten des Nachbarreiches und in der einstweiligen Vermeidung eines direkten kriegerischen Zusammentreffens, für das sich beide nicht kräftig genug fühlten.

Nach der bisherigen Darstellung wird es kaum nöthig sein, noch einmal hervorzuheben, welche Politik die bessere war, die Spanien's oder diejenige Frankreich's. Nur auf einem Punkte hatte Heinrich seine Bemühungen scheitern gesehen: in Bezug auf die Morisken. Sonst aber verwirklichte er überall geräuschlos, doch um so sicherer seine Absichten. Die Genfer waren vor dem Angriffe

des spanisch-savoyischen Elementes für lange Zeit geborgen; die Herzöge von Savoyen, Parma und Mantua, langjährige Verbündete Spanien's, hatten dasselbe verlassen und sich Frankreich angeschlossen; in der bündnerischen Frage, wo Fuentes triumphiren zu sollen schien, schuf er sich selbst neue Schwierigkeiten, indem er durch seine Reunionsversuche allgemeinen Widerstand gegen seine Bestrebungen hervorrief. Sogar die Kirche, welche mit scheinbar unauflöslichen Banden an Spanien gekettet war, neigte sich Frankreich zu. Inzwischen hielt dieses den Kampf der Holländer gegen Spanien im Gange, einen Kampf, welcher das letztere Land jährlich Tausende seiner Krieger und viele Millionen seiner Dukaten kostete. Während Spanien noch immer die Welt mit seinen Ansprüchen und mit seinen Thaten erfüllte, begann doch schon damals die Ueberzeugung von der Ueberlegenheit Frankreich's sich vielseitig festzusetzen. Man erkannte an dem fast regelmäßigen Mißlingen von Spanien's Unternehmungen, daß dieses bereits Schiffbruch gelitten an materiellen, ganz besonders aber an geistigen Kräften. Mit immer wachsendem Vertrauen, mit immer größerer Sicherheit setzte deshalb der französische König seinen Weg fort: noch wenige Jahre, und er glaubte an dem Ziele zu stehen, nach dem er so lange geduldig gestrebt, er meinte, nun den Arm erheben zu dürfen, um mit einer kräftigen aber kurzen Anstrengung die Frucht langer Mühen und Sorgen zu pflücken und einzubringen.

Noch eines Punktes aber müssen wir Erwähnung thun, an welchem in den letzten Jahren den Spaniern immerhin ein Vortheil zugefallen war, der freilich von keiner entscheidenden Bedeutung war. Zu den gefährlichsten Feinden des katholischen Königs hatte zu den Zeiten Philipp's II., wie mehrfach dargelegt worden, England gehört. Indeß Elisabeth hatte schon seit vielen Jahren den Frieden mit Spanien gesucht; hatten ja bereits im Jahre 1600 zu Boulogne Verhandlungen zwischen englischen und spanischen Kommissaren über die Beendigung des Krieges stattgefunden.[1]) Aber

[1]) Winwood, Memorials, Book III., vol. I. p. 186 ff.

so lange Elisabeth herrschte, war an dem gegenseitigen, man möchte sagen persönlichen Hasse zwischen ihr und den Spaniern der Friede immer wieder gescheitert. Dies wurde erst anders, als am 4. April 1603 Elisabeth starb und ihr Jakob VI. von Schottland folgte.[1]) Wir können hier die wetteifernden Bemühungen Spanien's, Frankreich's und Holland's um die Gunst des neuen Königs nicht verfolgen. Es muß dies um so mehr der Geschichte England's aufbewahrt bleiben, als unter Jakob England bald aufhörte, den wichtigen Einfluß auf die Geschicke des Kontinents zu üben, den es zur Zeit Elisabeth's beständig gehabt hatte. Nur so viel wollen wir jetzt mittheilen, wie zur Charakterisirung des gegenseitigen Verhältnisses zwischen Spanien und Frankreich unbedingt erforderlich ist.

Jakob I. war von Natur ungemein friedliebend. Weniger aus Barmherzigkeit und Mitleid mit seinen Nebenmenschen — man weiß, wie er im Gegentheil seine Freude daran hatte, der Tortur zuzuschauen — als aus Aengstlichkeit und persönlicher Feigheit. Dieser gelehrte König von England glich in vielem seinem unwissenden Bruder von Spanien. Wie dieser trotz oder gerade wegen seiner übertriebenen Ansicht von königlicher Würde und Machtvollkommenheit sich selber mißtraute, so auch Jakob. Wie Philipp III., so übergab Jakob I. seine Regierung Günstlingen, denen der Friede aus egoistischen Gründen vortheilhaft dünkte, besonders indem er ihnen die Taschen füllte. Welch' Gegensatz zu der scharfen, schneidenden, weltklugen, selbstbewußten, königlichen Elisabeth, dieser schwache, jähzornige, ängstliche, pedantische, stotternde Jakob, allem ähnlicher als einem Könige![2]) Jakob hatte schon, ehe er den englischen Thron

---

[1]) Heinrich legte dem Tode Elisabeth's eine große Wichtigkeit bei. Eigentlich hatte er noch länger an der deutschen Grenze verbleiben wollen (Frühjahr 1603), um gegen das Haus Oesterreich zu arbeiten; aber bei dem Empfange der Nachricht von dem Tode der englischen Königin kehrte er eiligst nach Paris zurück. Mezeray, Hist. de Fr., III. 1253.

[2]) Bereits am 3. Juli 1603 schreibt Heinrich IV. an Rosny nach England: Il faut que je vous dise que l'on m'a depeint ce roy pour prince si irrésolu, timide et dissimulé etc.

bestiegen, mit den katholischen Mächten vielfache Verhandlungen geführt, selbst mit dem Papste, und hatte ihnen versprochen, katholisch zu werden, wenn er mit ihrer Hülfe die englische Krone erlangen würde.[1]) Viele glaubten deshalb, er werde sich nach Besitznahme von England zum Katholizismus bekennen, und der Papst gab seiner desfallsigen Hoffnung bei dem Tode Elisabeth's in einem Schreiben an die Könige von Spanien und Frankreich offenen Ausdruck.[2]) Dies war nun wohl nie im Ernste Jakob's Absicht gewesen, er hatte wahrscheinlich mit seinem angeblichen Katholizismus nur die Beihülfe der katholischen Mächte gegen etwaigen Widerstand in England sich sichern wollen: jedenfalls konnte er als König von England und Schottland den protestantischen Glauben nicht verlassen, selbst wenn er gewollt hätte. Aber das nahmen doch auch die besser Unterrichteten von Anfang an, und zwar mit Recht, daß Jakob, einmal aus Abneigung gegen die Puritaner und dann aus Friedensliebe, sich den katholischen Mächten und besonders Spanien mehr zuneigen werde, als seine Vorgängerin je gethan haben würde. Hierin bestärkte ihn seine herrschsüchtige und stolze Gemahlin, Anna von Dänemark, welche im geheimen katholisch war, und die außerdem Spanien als das Land der despotischen Königsmacht und der steifen Grandezza vor allem liebte.[3]) Noch bis in das Jahr 1604 dauerten die Unterhandlungen zwischen Jakob, Klemens VIII. und Aldobrandini.[4]) Mit großem Kummer hatte man aus allen diesen Gründen den Tod Elisabeth's in Holland vernommen; „alles ist

---

[1]) MS. Conf. einer sp. Spezialjunta v. 3. Jan. 1602; Arch. v. Sim., K 1426. — Phil. III. an Tassis, 5. Jan., 28. Apr. 1603; ibid., K 1451. — Winwood, Memorials, Book I. vol. I. p. 1 ff.; Book II. p. 37.

[2]) P. Matthieu, II. 242 A.

[3]) Instruktionen an Beaumont, 22. Juni 1604, 27. März 1605; L. m. VI. 258, 380. — Siri, Mem. rec., I. 238, erzählt, daß die Königin stets ein kleines Kreuz mit einem Splitter vom wahren Kreuze Christi als Zeichen ihres Glaubens im Busen trug.

[4]) MS. Dep. Zuñiga's v. 20. Jan., 14. Febr., 29. März 1604; Arch. v. Sim., K 1606.

hier in vollständiger Trauer und Rathlosigkeit", schreibt unmittelbar nach Empfang der Nachricht der französische Gesandte im Haag, Buzanval.[1]) Um noch zu retten, was zu retten wäre, schickte man den berühmten Rathspensionär Oldenbarnevelt, der in England persönlich sehr beliebt war, nach London. Gleichzeitig aber kam auch ein Gesandter des Erzherzogs Albert, der Graf von Aremberg, nach England, der dort sehr gut empfangen wurde. Wer von beiden würde nun den König auf seine Seite ziehen?

Da erhielten die Holländer Unterstützung. Heinrich IV. betrachtete es als unumgänglich nothwendig, auch seine Interessen bei dem neuen Könige durch einen geschickten Staatsmann vertreten zu sehen, der von seiner eigenen Politik genug wüßte, um sich mit Freiheit bewegen und nach den wechselnden Umständen richten zu können, ohne doch aus den Grenzen der königlichen Intentionen herauszutreten. Er schickte also Maximilian von Bethune, den Marquis von Rosny, den zu diesem Posten — außer seiner Eigenschaft als Kalvinist und deshalb Gegner der Spanier — noch besonders seine Schlauheit und unskrupulöse Ergebenheit für seinen Herrn empfahl (Anfang Juni 1603). Rosny hat in seinen Memoiren wieder einen Roman aus dieser seiner Gesandtschaft gemacht[2]): schade daß er Jakob VI. einen feierlichen Eid abgenommen, derselbe dürfe nichts von seinen Offenbarungen verrathen; noch mehr schade, daß dieser Roman von dem Könige selbst und Villeroy in allen ihren öffentlichen und privaten Aeußerungen widerlegt wird. Die einzigen Ergebnisse von Rosny's Gesandtschaft waren allgemeine herzliche Freundschaftsversicherungen seitens des englischen Königs. Die Franzosen behaupteten zwar, das Defensivbündniß, welches Frankreich und Schott-

---

[1]) MS. Buzanval an Villeroy, 10. Apr. 1603; Manuscr. français, vol. 15,953 der Kfrl. Bibl. zu Paris.

[2]) Oec. roy., ch. 114 ff. p. 430 ff. — Die nähere Begründung behalte ich dem Exkurse über Sully's Memoiren vor. Die eigentlichen Plane Heinrich's IV. findet man in einer Depesche Tassis' vom 28. Juli 1603, die ich in dem Exkurse mittheilen werde.

land geeinigt hatte, sei noch enger geknüpft und auch auf England ausgedehnt worden: indeß dies war eine Unwahrheit, ein bloßer diplomatischer Kunstgriff.[1]) Allerdings verabredete Rosny mit Jakob I. zu Hamptoncourt einen Vertrag, in welchem die gegenseitige Vertheidigung England's und Frankreich's gegen feindliche Angriffe ausgemacht und besonders von beiden Seiten versprochen wurde, die Vereinigten Provinzen mit Waffengewalt zu unterstützen, wenn Spanien nicht baldigst auf billige Bedingungen zur Befriedung der Niederlande eingehen würde. Aber dieser Vertrag ist nie in Geltung getreten. König Jakob bemerkte Rosny, er könne denselben nicht sogleich unterschreiben, sondern müsse erst reiflicher über denselben nachdenken. So nahm Rosny nur den Entwurf mit nach Frankreich, der jedoch nie perfekt geworden ist.[2]) — So gering aber auch die Resultate von Rosny's Sendung waren, Heinrich war einsichtsvoll genug, um noch hierin die Doppelzüngigkeit des schwachen englischen Monarchen zu erkennen und auch auf seine feierlichsten Versprechungen nichts zu geben.[3])

Die wahre Gesinnung Jakob's gab sich dann wirklich bald kund, oder vielmehr die Gesinnung Sir Robert Cecil's, Lord Burleigh's geistreichen aber moralisch verderbten Sohnes, welchem sein König die ganze Regierungsmacht übergeben hatte, und der sie nur im eigensten Interesse ausbeutete. 200,000 Ecus hatte Rosny zu Geschenken mit nach England genommen;[4]) aber die Spanier stachen ihn noch aus: erhielt doch Cecil allein eine jährliche Pension von 4—6000 Kronen von ihnen nebst einer Menge außerordentlicher

---

[1]) Briefe des Königs, L. m., 128, 130—133, 143. — Villeroy an d'Ornano, 16. Juli; der König an la Force, 18. Juli; beides bei La Force, I. Corresp., 362—364. — Vgl. Marbault, 364 ff. — Relazione d'Inghilterra di Nicolo Molin (1607); Bar. e Berch., IV. 65.

[2]) Léonard, Collection des traités, V. 1 ff. — Relazione di Nic. Molin, l. c.

[3]) L. m., VI. 143. — La Force, I. Corresp. 363.

[4]) MS. Dep. Tassis' v. 3. Mai 1603; Arch. v. Sim., K 1606.

Geschenke.[1]) So neigte die englische Politik sich immer entschiedener den Spaniern zu. Als die holländischen Deputirten den König um Fortsetzung des Krieges gegen Spanien baten, antwortete Jakob: „Ich werde sehen; das ist zu wichtig. Wenn Ihr mit dem Erzherzoge Frieden machen wollt, werde ich Euch dabei behülflich sein.“ Die Holländer entgegneten: „Das können wir nicht. Wenn Eure Majestät uns nicht beistehen will, werfen wir uns ganz dem König von Frankreich in die Arme.“ Jakob begnügte sich, darauf nur zwischen den Zähnen zu murmeln: „Ich muß erst die Gesandten der Erzherzöge und Spanien's hören.“[2]) Der Botschafter Spanien's war zu dieser Zeit noch nicht einmal unterweges! Weitere Konferenzen zwischen den holländischen Abgeordneten und Cecil hatten keinen bessern Erfolg.[3]) Nach der Abreise Oldenbarnevelt's schrieb der König am 21. August 1603 nach dem Haag: Auf die Bitten des Erzherzoges hin wolle er Frieden mit demselben und Spanien schließen; die Generalstaaten möchten auch hierzu Gesandte nach England schicken, jedenfalls aber schnell antworten, sonst werde er sich um sie nicht weiter kümmern. Natürlich lehnten die Holländer diese freundliche Einladung höflich ab.[4])

Jakob I. kümmerte sich wirklich um die Generalstaaten nicht mehr. Schon am 28. Juni 1603 hatte er eine Proklamation erlassen, die jede Feindseligkeit gegen Spanien bei Todesstrafe verbot. Aremberg, der, so lange Rosny in England gewesen, durch die Gicht an jeder Thätigkeit verhindert gewesen war, erhielt nach dessen Abreise plötzlich die Gesundheit wieder und wurde von Jakob sehr

---

[1]) Vgl. über diesen Punkt Letters of Cecil to Carew (London 1864, Camden Society), p. 68. Note 2. Der Herausgeber führt aus Gardiner, History of England 1603—1616, den Bericht des späteren Gesandten Jakob's in England, Sir John Digby an, welcher die Schuld Cecil's beweist.

[2]) MS. Dep. Tassis, v. 20. Juni 1603. — Die span. Agenten standen unter einander in lebhaftem Austausche von Nachrichten.

[3]) Siri, Mem. rec., I. 224 f.

[4]) MS. Buzanval an Villeroy, 28. Aug.; Bibl. Imp. Paris, MS. fr., vol. 15,953.

freundlich empfangen. Bestimmte Friedensbedingungen hatte er noch nicht vorzuschlagen, er sollte erst den König sondiren, ob dieser zu Unterhandlungen bereit wäre, damit nicht durch die voreilige Sendung eines spanischen Gesandten der Würde der spanischen Krone etwas vergeben werde. Als aber Aremberg von der vollkommenen Friedensliebe des englischen Königs zu berichten hatte, wurde der königliche Ober-Kurier, der Graf Juan von Villamediana,[1]) nach London gesandt, der daselbst im September 1603 eintraf. Die Verhandlungen zwischen demselben und Cecil gingen gut von Statten und noch im November desselben Jahres wurde spanischerseits der Condestable von Kastilien, der Herzog von Frias, nachgeschickt, um den Frieden endgültig abzuschließen.[2])

Selbstverständlich that Heinrich alles, um das Zustandekommen desselben zu verhindern. War es doch für ihn viel vortheilhafter, wenn Spanien und England sich gegenseitig aufrieben; dann konnte er hoffen, der alleinige Schiedsrichter Europa's zu werden. In diesen Zusammenhang gehört die ernstliche Anbahnung von Verhandlungen über die Vermählung des Prinzen Heinrich von Wales mit Heinrich's IV. ältester Tochter[3]): ein Plan, den Jakob schon lange mit Vorliebe hegte.[4]) Neue Geschenke für die unersättlichen englischen Großen gingen beständig an den französischen Botschafter in London, Herrn von Beaumont: Geld und Kostbarkeiten, alles nahmen die Magnaten gern an.[5]) Heinrich wird nicht müde, den

---

[1]) Don Juan de Taxis, Graf von Villamediana, hatte von Philipp III. sein Amt als Correo mayor zugleich für seinen Sohn bestätigt erhalten. Dasselbe brachte jährlich 25,000 Dukaten ein, und es waren dem Könige dafür 400,000 Dukaten geboten worden. Trotzdem überließ er es Taxis sogar erblich, weil dieser zu Lebzeiten Philipp's II. die heimlichen Briefe zwischen dem Prinzen und dem Marques von Denia vermittelt hatte, als der Letztere als Vizekönig nach Valencia geschickt worden war. Khevenhiller ad an. 1598 (ed. Leipzig, 1722, V. p. 2036.)

[2]) S. 312 f.

[3]) S. 314.

[4]) MS. Dep. Tassis' v. 9. Mai 1603.

[5]) Instr. an Beaumont v. 17. Jan., 12. März 1604; L. m., VI. 192. 212.

englischen König durch Beaumont vor den Spaniern zu warnen. Was habe ihm selbst sein Friede mit diesem Volke genützt? Ihre Nachstellungen und Feindseligkeiten gegen ihn würden nur immer ärger! König Jakob möge sich vorsehen; in der eigenen Umgebung des Condestable von Kastilien gebe es Leute, denen das Schlimmste zuzutrauen sei! (Dies war auf Jakob's Aengstlichkeit berechnet.) Nur aus bitterster Nothwendigkeit schlössen die Spanier Frieden, um die Vereinigten Provinzen wieder unterwerfen zu können. Nichts sollte Beaumont vernachlässigen, um den Frieden scheitern zu machen.[1])

Aber vergebens. Lange bemühte sich Jakob noch, die Vereinigten Provinzen in den Frieden mit hineinzuziehen;[2]) als ihm dies nicht gelang, schloß er auch ohne sie mit dem Condestable ab (28. August 1604[3]). Zwar die von den Spaniern vorgeschlagene Offensiv- und Defensivallianz wiesen die Engländer zurück, da sie schon durch frühere Allianzen gebunden seien, und auch einige Handelsbeschränkungen, welche die Spanier England auferlegen wollten, mußten dieselben zurückziehen: jedoch im Ganzen und Großen hatten die Spanier ihren Zweck erreicht. Zwischen Spanien und England sollte gute Freundschaft und freier Verkehr herrschen. Die Engländer in Spanien sollten um ihrer Religion willen nicht belästigt werden, dieselbe aber auch nicht öffentlich ausüben dürfen. Keiner der kontrahirenden Könige sollte die Rebellen des andern unterstützen — das ging auf die Niederlande und war für die Spanier gewiß der wichtigste Artikel. Im Gegentheil wollte der König von England sich bemühen, den Frieden zwischen den Niederländern und Spaniern herzustellen; und wenn diese Versuche durch die Schuld der ersteren scheiterten, so werde er über die Städte, die er als

---

[1]) Instr. an Beaumont vom 14. Mai — 9. Juni; L. m., VI. 247. 685. 686. — Vgl. Rel. di Nic. Molin, p. 66.

[2]) MS. Buz. an Viller., 19. Juni rc.; B. Imp. Paris, MS. fr., vol. 15,953.

[3]) Der Friedensvertrag ist vollständig mit allen dazu gehörigen Dokumenten abgedruckt bei Abreu y Bertodano, Tratados, I. 243 ff. — Die vorhergehenden Verhandlungen bei P. Matthieu, II. 334. A. ff.; Winwood, Mem. II. 6 ff., 16. ff.; Siri, Mem. rec., I. 275 ff.

Unterpfand für die, an die Generalstaaten geleisteten Geldzahlungen in der Hand hatte, nicht mehr nach den früheren Verträgen mit den Holländern, sondern nach freiem Gutdünken, in einer Spanien freundlichen Weise verfügen.

Was sollte diese letztere Bestimmung anders bedeuten, als ein Versprechen der Auslieferung jener Pfandstädte an die Spanier, wenn die Niederländer nicht baldigst auf deren Friedensanerbietungen eingingen, d. h. sich ohne Verzug ihrem rechtmäßigen Souverän Philipp III. unterwürfen? Eine Bestimmung, recht im Sinne der Gottesgnadentheorie des Königs Jakob! Sonst kann man ihm bei dem Friedensschlusse keinerlei moralische Vorwürfe machen. Sicher hatte Jakob nicht die mindeste Verpflichtung, die Generalstaaten zu vertheidigen oder seine Kräfte für das Uebergewicht Frankreich's zu opfern: Niemand darf ihn tadeln, wenn er dazu keine Lust verspürte. Ob es nicht politisch unklug von ihm war, seine Hand so ganz von den Niederlanden abzuziehen und sie entweder französischem oder spanischem Einflusse völlig zu überlassen, das mag dahingestellt bleiben; aber jedenfalls darf man ihm diesen Frieden nicht als ein moralisches Verbrechen anrechnen, wie manche Geschichtsschreiber, allzu parteiisch für die Holländer, es gethan haben.[1]) Nur jene letztere Bestimmung ist moralisch und politisch gleich verwerflich. Politisch, denn sie stärkte die Kräfte einer Macht, deren Interessen denjenigen England's fast überall diametral entgegengesetzt waren; moralisch, denn Jakob hatte kein Recht, das ihm anvertraute Pfand an den Feind auszuliefern. Doch ist in Wahrheit dieser Artikel nie zur Ausführung gekommen.

In London war die Freude über diesen Frieden nicht eben groß, denn das Volk war der Sache der Holländer günstig gesinnt.[2])

[1]) So vor allen Motley (IV. 179, 218 ff.). In Motley's glänzender Darstellung handeln freilich die Könige und ihre Minister stets schändlich und treulos, die Republikaner immer edel und großherzig. In diesem speziellen Falle kommt noch hinzu, daß auch Motley sich von Sully täuschen läßt.

[2]) Motley, IV. 223 f. — Calvert an Winwood, 28. März 1605; Winw. Mem., II. 54.

Anders in Spanien. In Madrid überließ das Volk sich einer außerordentlichen Freude und rief: „Es lebe der Friede! es lebe der König!“ Nur die klerikale Partei war unzufrieden und protestirte laut: aber sie vermochte dieses Mal nicht durchzudringen.[1]) In der That hatten die Spanier Grund zur Freude. Der Geldmangel des Staates und die Noth der Privatleute war in Spanien auf einen so hohen Grad gediehen, daß es für Philipp III. eine Nothwendigkeit geworden war, Frieden mit England zu schließen; er hätte sich auch viel härtere Bedingungen gefallen lassen müssen. Um so größer war das freudige Erstaunen der Spanier über den günstigen Verlauf der Verhandlungen; man äußerte laut in Madrid, nur die spanischen Dukaten könnten dies zu Wege gebracht haben.[2])

Heinrich IV. war mit dem Gang der Dinge sehr unzufrieden. Er beauftragte Beaumont, den König von England wegen des Friedens zu beglückwünschen, ihm aber zugleich die Gefahren desselben klar darzulegen.[3]) Indeß damit traf der französische Botschafter nur auf taube Ohren. Die Hinneigung zu Spanien wurde immer größer bei der englischen Regierung. Nicht nur schlug Jakob den Niederländern seinen Beistand ab, sondern er weigerte sich sogar, die Bemühungen derselben bei Heinrich IV. um einen solchen zu unterstützen: selbst dies, sagte er, erlaube ihm die Zärte seines Gewissens nicht, um weder direkt noch indirekt dem mit den Spaniern abgeschlossenen Frieden entgegen zu handeln.[4]) Als im Anfang des Jahres 1605 die Holländer, auf Grund des Vertrages von Hamptoncourt, von dem ja die Franzosen überall verkündet hatten, er sei endgültig abgeschlossen,[5])

---

[1]) Davila, lib. II. cap. 16. — MS. Relazione della vita del Re d'Esp. e delli Privati suoi (Ms. Italica fol., Königl. Bibl. Berlin, vol. 10), p. 379 A, von der klerikalen Partei: dicono che l'amicitia et communicatione di gente scommunicata inimica di Dio et della Chiesa sua può essere ragione di molti danni etc. — Interessant ist auch des gelehrten Erzbischofs von Valencia, Juan de Ribera, Philippika gegen diesen Frieden (bei Davila, l. c.).

[2]) Winwood, Mem., II. 75: Depesche Cornwallis v. 2. Juni 1605.

[3]) Instr. v. 6. Aug. 1604; L. m., VI. 689 f.

[4]) Buzanval an Villeroy, 3. Nov. 1604; Deventer, Gedenkstukken, III. 1.

[5]) Rel. di Nic. Molin, 65.

Deputirte an den englischen Hof schicken wollten, um eine Hülfe für das laufende Kriegsjahr in Anspruch zu nehmen: ließ Jakob die Generalstaaten wissen, er wünsche von ihnen keine Deputirten zu sehen, um keine Ungelegenheiten von den Spaniern zu haben![1]) Von einer Unterstützung der Holländer durch England war nicht mehr die Rede, um den mit Rosny abgesprochenen Vertrag kümmerte sich Jakob nicht im mindesten.[2]) Im Gegentheile erlaubte er, im Sommer 1605, dem Erzherzoge eine Aushebung von Truppen in seinem Gebiete zu veranstalten, die sehr günstige Resultate ergab, und versprach den spanischen Flotten, die gegen die Niederlande ausgeschickt würden, Schutz in seinen Häfen.[3])

Schon äußerte man vielseitig die Besorgniß, ein förmliches Bündniß zwischen Spanien und England erwachsen zu sehen; die ehrgeizige Königin Anna suchte ihren Gemahl in diese Richtung hinein zu drängen.[4]) Einen glänzenden Beweis von der Freundschaft zwischen England und Spanien sollte die Gesandtschaft geben, welche im Frühjahre 1605 der Großadmiral von England, Charles Howard Graf von Nottingham, nach Spanien führte, um dort von dem Könige Philipp III. den im vorigen Jahre abgeschlossenen Frieden beschwören zu lassen.[5])

Nottingham fand den spanischen Hof in bester Laune. Am 8. April war dem Königspaare endlich ein Sohn geboren, welcher die Namen Philipp Dominicus Victor empfing. Seine Pathen waren der Prinz von Piemont und die Infantin Eugenie Isabelle. Nottingham wohnte bereits der Tauffeierlichkeit bei, die am 29. Mai

---

[1]) MS. Buzanval an Vill., 31. Nov. 1604, 9. Jan. 1605; Bibl. Imp. Paris MS. fr., vol. 15,953.

[2]) Instr. an Beaumont vom 16. Jan. 1605; L. m., VI. 696.

[3]) Instr. an Beaum. v. 10. Juni 1605; L. m., VI. 700. — MS. Buzanv. an Vill., 28. April.

[4]) Instr. an Beaum. v. 27. März; L. m., VI. 380.

[5]) Instruktionen für Nottingham und den ordentlichen Gesandten Sir Charles Cornwallis v. Ende Febr. 1605; Winw. Mem., II. 62 ff.

stattfand.[1]) Er wurde überhaupt prächtig aufgenommen und von den Spaniern mit aller Zuvorkommenheit behandelt, die er nur wünschen konnte. Am 9. Juni wurde der Friede von Philipp III. unter den größten Feierlichkeiten beschworen[2]) und nach noch einigen weiteren Festlichkeiten reiste Nottingham nach England zurück. Es war den Spaniern vollständig gelungen, ihn zu gewinnen. Die Schmeicheleien des spanischen Königs und seiner Großen, die kostbaren Geschenke, die er von denselben erhalten — man schätzte ihren Werth auf 30,000 Dukaten[3]) — hatten ihn vollständig dem spanischen Interesse zugeführt, so daß er selbst in England deswegen dem Verdacht verfiel und die Spanier England gegenüber einen sehr zuversichtlichen Ton annahmen.[4])

Die gewöhnlichen Mittel der spanischen Politik: Heuchelei und Verstellung, wurden angewandt, um England näher an Spanien zu knüpfen und es wo möglich zur Beihülfe bei der Unterwerfung Holland's zu veranlassen. Mit richtiger Kenntniß von Jakob's I. Charakter boten die Spanier die Berufung eines allgemeinen Konziles an, auf welchem Jeder frei seine Meinung sagen und also besonders der König von England seine rühmlich bekannte theologische Gelehrsamkeit glänzen lassen könnte; und dann eine Vermählung zwischen der Infantin Ana und dem Prinzen von Wales, bei welcher Gelegenheit der König Philipp dem englischen Monarchen als Mitgift die Oberlehnsherrschaft über die niederländischen Provinzen übertragen wollte. Sowohl dem englischen Gesandten in Madrid,

---

[1]) MS. Relaz. del Re d'Esp., Königl. Bibl. Berlin. MS. Ital. fol. v. 10 p. 379 B. 389 A. — Balt. Porreño, Vida y hechos, 230. — Mercure français, I. 4 B. — Winwood, Mem., II. 67 ff. etc. — Die oben citirte Relazion giebt fälschlich das Datum des 24. Mai an.

[2]) Text des Schwures bei Abreu y Bertodano, I. 349 ff. — Die Ratifikation des Friedens durch Philipp ist vom 15. Juni; ibid., 351 ff. — Alle Feierlichkeiten findet man bei Porreño, 231 ff.

[3]) MS. Relaz. del Re d'Esp., p. 389 A.

[4]) Northampton an Cornwallis; Winw., Mem., II. 92. — Dep. Cornwallis' v. 18. Okt. 1605; ibid., 143.

Sir Charles Cornwallis, wurden diese Vorschläge gemacht, als auch dem zum Grafen von Salisbury erhobenen Robert Cecil selbst durch den spanischen Botschafter in London.[1]) Heinrich IV. beeilte sich selbstverständlich, die Engländer zu warnen. Auch ihm hätten die Spanier häufig von der Vermählung der Infantin mit seinem ältesten Sohne gesprochen, aber dies sei nur geschehen, um ihn zu sofortiger Unterstützung der Spanier gegen die Niederlande zu bewegen. Da sie nun gesehen, daß er ihre Umtriebe erkannt, wendeten sie sich an England, obwohl hier eine solche Heirath doch schon durch die Verschiedenheit der Religion unmöglich gemacht würde.[2]) — Es ist kein Zweifel, daß Heinrich mit seiner Meinung über die Absichten der Spanier in diesem Falle wirklich das Richtige getroffen hatte. In der That nahm selbst Salisbury die spanischen Anerbietungen mit großem Mißtrauen auf; aber er befahl doch Cornwallis an, sie nicht ganz von der Hand zu weisen, sondern weiter zu verfolgen.[3]) Hierauf gingen die Spanier noch weiter. In einer Zusammenkunft, zu welcher der Herzog von Lerma selbst und der Graf von Villalonga den Sir Charles Cornwallis geladen hatten (Dez. 1605), nahmen jene den Vorschlag eines Offensiv- und Defensivbündnisses zwischen Spanien und England wieder auf. Dabei wurde dem englischen Könige immer persönlich mit dem allgemeinen Konzile geschmeichelt.[4]) Von englischer Seite lief hierauf eine nicht unfreundliche Antwort ein, welche Spanien's Anträge nicht zurückwies, sondern nur noch um Bedenkzeit bat.[5]) Jedenfalls hatte sich so ein sehr freundschaftliches Verhältniß zwischen den beiden eben noch so feindseligen Ländern herausgestellt!

Aber entschiedener für Spanien einzutreten, dessen Interessen

---

[1]) Dep. Cornwallis' v. 28. Juli; Winw., Mem., II. 100 f. — Instruktion an Beaumont, 9. Okt. 1605; L. m., VI. 541.

[2]) Instr. an Beaumont v. 9. Okt. l. c.

[3]) Instr. an Cornwallis v. 24. Okt. 1605; Winw., II. 148.

[4]) Depeschen Winw., II. 164 ff. 184.

[5]) Instr. an Cornwallis, 17. März 1606; ibid., 199 ff.

wirksam zu fördern, dazu war Jakob I. wieder nicht der Mann. Mochte er sich augenblicklich zu Frankreich oder zu dessen Nebenbuhler hinneigen, keiner von beiden Staaten hatte eine große Unterstützung, eine wahrhafte thätige Begünstigung von ihm zu erwarten. Spanien hatte aus all' den Verhandlungen mit diesem Fürsten nur den einen Vortheil gezogen: daß der schon in den letzten Jahren ziemlich lässig geführte Krieg mit England ganz aufhörte und Spanien seine Kräfte auf andere Punkte verwenden konnte. Das Ausbleiben der englischen Hülfe für die Vereinigten Provinzen war um so weniger von großer Bedeutung, als Heinrich IV. die Summe seiner jährlichen Zahlungen an die Generalstaaten ja — wie erwähnt — bedeutend vergrößert hatte.

Vermochte sich Spanien hier immerhin eines kleinen Erfolges zu rühmen, so hatte es doch sonst überall eine politische Niederlage nach der anderen erlitten. Es hatte sich zu entschädigen gesucht, indem es noch einmal ein Bündniß mit den verschiedensten Fraktionen der Unzufriedenen in Frankreich eingegangen war: Fraktionen, müssen wir sagen, und nicht mehr Parteien, denn die großen Parteien der Opposition gegen das Königthum waren in Frankreich mit der Biron'schen Verschwörung zusammen endgültig vernichtet worden. War ihm dies besser geglückt?

Die Verschwörung Biron's ist sehr häufig Gegenstand der Bearbeitung und Schilderung gewesen. Das Interesse, welches die Persönlichkeit Biron's unwillkürlich einflößt, die Größe der Dinge, die dabei auf dem Spiele standen, die Wahrscheinlichkeit des Gelingens jener Plane und dann der plötzliche Umschlag, endlich der tragische Ausgang mußten die Theilnahme für diese Episode immer wieder hervorrufen. Ich hatte mich freilich der Darstellung des spannendsten und ergreifendsten Theiles dieser Geschichte zu enthalten. Es konnte mir ausschließlich auf die politische Bedeutung dieser Verschwörung ankommen, alles, was Biron persönlich betraf, konnte nur kurz angedeutet werden. So habe ich die Schilderung des Prozesses gegen den Marschall unterlassen müssen, so anziehend dieselbe auch wäre, und obwohl mir die sämmtlichen Akten dieses Prozesses vorlagen.

So weit also ich die Ereignisse darstellte, hoffe ich, einige Punkte neu hinzugebracht, andere mehr in's Licht gestellt und sicherer begründet zu haben, indem ich zum ersten Male eine ausgiebige Benutzung von handschriftlichen Quellen für die Geschichte dieser Verschwörung habe eintreten lassen. Die französischen Schriftsteller halten sich an das bekannte Material; Herr von Ranke — welcher gewiß nicht versäumt hätte, die Geschichte auch dieser Episode auf weite archivalische Studien zu begründen — hat sie nur kurz berührt. Ich möchte nun in dem Folgenden die verschiedenen Arten von Quellen aufführen, aus denen ich meine Darstellung gezogen. Ich werde dieselben in drei Kategorien theilen: die Manuskripte, die gedruckten Dokumente und die gedruckten Erzählungen.

I. Manuskripte.

Hier sind zu nennen:

1. Eine Handschrift der Königl. Bibliothek zu Berlin, **Manuscripta gallica fol. Nr. 40: Procès criminel faict contre le maréchal de Biron.** Dieses Manuskript ist in einer schönen Handschrift der dreißiger oder vierziger Jahre des siebzehnten Jahrhunderts abgefaßt: es ist nicht paginirt. Dasselbe enthält eine anscheinend vollständige Kopie der Prozeßakten Biron's und einiger anderen bezüglichen Dokumente, bis zu der Hinrichtung des Marschalls. Also: die Verhöre Biron's, La Fin's, Hebert's u. s. w., die Konfrontation La Fin's und Renazé's mit Biron ꝛc. — Ueber den bedeutenden Werth dieser authentischen Aktenstücke braucht weiter nichts bemerkt zu werden, er springt von selbst in die Augen. Dennoch sind die Akten immerhin für die Geschichte der Verschwörung selbst mit Vorsicht zu benutzen. Wo die schriftlichen Abmachungen und Briefe

Biron's vorlagen, da kann man selbstverständlich auf denselben fußen: aber alle Anschuldigungen gegen Biron, die aus den Aussagen La Fin's entnommen wurden, sind nicht so sicher begründet. Der zweideutige Charakter dieses Menschen überhaupt und dann der Grimm, den er gegen Biron hegte, machen seine Darstellung von vorn herein verdächtig, und auch dasjenige, was die Richter von derselben acceptirten, kann noch nicht auf Wahrscheinlichkeit Anspruch machen. Denn es leidet keinen Zweifel, daß die Richter gegen Biron eingenommen waren, zumal der König (S. 227) von Anfang an entschlossen gewesen, den Tod desselben herbeizuführen, durch ein furchtbares Exempel seiner Justiz die Lust zur Verschwörung gegen ihn für künftighin zu ersticken. Besonders ist als höchst unwahrscheinlich, dem Charakter und den überzeugenden Betheuerungen Biron's nach, alles zu streichen, was auf angebliche Plane des Marschalls gegen das Leben des Königs Bezug hat. — Erwähnen will ich noch, daß das Manuskript und die gedruckten aktenmäßigen Berichte (unten III., 1—3) sich bestens gegenseitig bestätigen.

2. Ein handschriftlicher Band der Kaiserl. Bibliothek zu Paris: Manuscrits français vol. 4020. Derselbe enthält u. A. mehrere Aktenstücke, welche die eben besprochene Handschrift auf das erfreulichste ergänzen, indem sie die Verhöre der Mitwisser der Verschwörung nach dem Tode Biron's uns mittheilen. Ich nenne diese Dokumente einzeln: a) p. 67 b bis 72 a: Interrogatoire faict contre Biron sur le baron de Lux par Bellièvre, Sillery et Jeannin, 4. Nov. 1602 in der Wohnung des Kanzlers. Lux, der zu Lebzeiten Biron's beharrlich geschwiegen hatte, eröffnete nun alles, was er von dessen Verschwörung wußte, von den Zeiten der Liga an; nur was ihn — Lux — selbst kompromittiren mußte, verschwieg er. b) p. 72 b bis 73 b: Interrogatoire de Ch. Hebert secrétaire de Biron, par les mêmes, 28. Sept. 1602. Dasselbe enthält hauptsächlich die Unterhandlungen Biron's mit Bouillon und Auvergne. c) p. 74 a: Interr. de Jean Comblat, 29. Sept. Comblat war der Agent Biron's, der zu den Unterhandlungen mit Bouillon und Auvergne benutzt wurde. Seine Aussagen enthalten ziemlich dasselbe, wie Hebert's; ein weniges mehr. — Was diese Aussagen höchst glaubhaft und zuverlässig machte, ist der Umstand, daß sie von Personen ausgingen, die, während Biron noch lebte, hartnäckig alles, dessen er angeschuldigt war, geleugnet hatten, obwohl man ihnen für ein offenes Geständniß ihre eigene Begnadigung in Aussicht gestellt hatte. Es wirft dies auf ihre Ehrenhaftigkeit, auf ihre Charakterstärke ein höchst vortheilhaftes Licht, und sind deshalb ihre umfassenden Enthüllungen nach der Hinrichtung des Marschalls um so zutrauenswürdiger. Sie sind überdies von großer Wichtigkeit, da sie viele bisher wenig bekannte Umstände weiter ausführen: so die Verhandlungen mit Casal und Roncas zu Dijon, 13. März 1601 und folgende Tage; die Verhandlungen mit dem Pater Alexander; die Unterhandlungen mit Bouillon und Auvergne ꝛc. Die Wahrheit der Aussagen wird bestätigt durch einige der sub 4 zu erwähnenden spanischen Depeschen, v. 3.—23. Jan. 1603, welche den Inhalt der erwähnten Aussagen als eine in den kompetenten Kreisen von Paris allgemein geglaubte Sache bezeichnen, sowie durch eine kurze Angabe bei P. Matthieu II. 172 b, daß Hebert nach dem Tode Biron's dem Könige die Wahrheit offenbart habe; ihre Wichtigkeit wird anerkannt in einem chiffrirten Briefe Hein-

rich's IV. an seinen Gesandten in Venedig, Herrn de Fresnes-Canaye, vom 11. Nov. 1602 (Lettr. miss., V. 693). Man könnte einwenden, daß den feierlichen und stets wiederholten Betheuerungen des spanischen Königs, er habe von der Verschwörung nichts gewußt, gegenüber die Richtigkeit der Aussagen Lux' und Hebert's bezweifelt werden müsse. Indeß dieser Einwand ist bei genauerer Erwägung nicht stichhaltig. Wir haben gesehen, daß Philipp III. mit derselben Festigkeit und überzeugenden Dreistigkeit die Betheiligung Fuentes' in Abrede stellen ließ, für die ganz unzweifelhafte Beweise vorliegen. Weshalb sollen wir nun den Spaniern in dem einen Punkt mehr Glauben schenken, als in dem anderen? sie können in jenem ebenso gut gelogen haben, wie in diesem! Ueberhaupt war die Theilnahme an Biron's Verschwörung eine Sache, die sich höchstens nach dem Gelingen eingestehen ließ; nachdem sie aber gescheitert war, was sollte der katholische König anderes thun, als leugnen? Unmöglich konnte er die Richtigkeit von Heinrich's Anschuldigungen gegen ihn zugestehen. Es kommt hinzu, daß die Spanier später den Sekretär Biron's, eben jenen Hebert, mit der höchst beträchtlichen Pension von 1200 Scudi bedachten (Rel. di Fr. Priuli, 376): er mußte also erstens gewissermaßen ein Märtyrer für Spanien sein, und zweitens mußten die Spanier ihm wegen seiner Aussagen nicht zürnen; es enthielten die letzteren demnach keine falschen Anschuldigungen gegen sie. Fassen wir diese Beweise mit den oben angeführten positiven Gründen für die Glaubwürdigkeit von Lux' und Hebert's Aussagen zusammen, so müssen wir bis auf weitere Gegenargumente die Richtigkeit derselben annehmen. — d) p. 74 b bis 75 b: Abolition pour le baron de Lux, donnée à Fontainebleau, nov. 1602. Die Begnadigung des Barons v. Lux; als Grund für dieselbe wird angegeben, daß derselbe mehrere Vesten in Burgund, die Biron gehört hatten, und welche Lux nach dessen Tode halten sollte, freiwillig dem Könige überliefert habe. e) und f) Zwei Verhöre über die Verschwörung des Prinzen v. Joinville, p. 121 b—135 a, für die Geschichte jener Konspiration bedeutsam, aber im allgemeinen des Interesses ebenso entbehrend, wie die ganze Verschwörung des jugendlichen Prinzen.

3. Aus dem Reichsarchiv zu Brüssel und zwar aus dem Bande, betitelt Négociations de France, Correspondance de 1602 à 1608, eine Reihe von Briefen des Agenten des Erzherzogs in Paris, Philippe d'Ayala, vom 17. Juni bis 7. Okt. 1602; nebst einigen Dokumenten des Prozesses, die aber schon bei Cayet gedruckt stehen. Einen Theil der ersteren Manuskripte publizire ich am Schlusse dieses Exkurses. Uebrigens sind die Stücke in Brüssel selbst nur am Ende des vorigen Jahrhunderts gefertigte Kopien. Der brüsseler Archivar, Wynants, emigrirte im Jahre 1794 nach Wien und nahm eine beträchtliche Anzahl von Papieren des Staatsarchives mit; er ließ sie dann wieder zum Theil für Brüssel kopiren. Seit einiger Zeit hat die wiener Regierung die Rückgabe der von Wynants mitgenommenen Papiere begonnen und wird höchst wahrscheinlich auch die Originalien der hier von mir benutzten Briefe zurückerstatten. Die Briefe Ayala's, übrigens nicht mehr sämmtlich vorhanden, enhalten: 1. Mittheilungen über den Verlauf des Prozesses, die begreiflicher Weise uns, die wir die Akten zur Hand haben, nicht viel Neues bieten; und 2. Nachrichten über die gleichzeitigen Stimmungen und Anschauungen in Betreff des Prozesses, die

von höchstem Interesse sind. Freilich muß d'Ayala, in Folge seiner Stellung, an die Unschuld Biron's glauben und ist überhaupt dem Könige nicht allzu günstig. Auf der anderen Seite jedoch sind der Erzherzog Albert und seine Agenten keineswegs so fanatische Feinde Frankreich's, wie die eigentlichen Spanier, und so kann man Ayala's Berichte, wenn auch mit einiger Vorsicht, so doch im Ganzen mit Zutrauen benutzen: die Richtigkeit einiger Anekdoten über den König selbst möchte ich freilich nicht verbürgen.

4. Aus den in Paris befindlichen Theilen des Archivs von Simancas mehrere Depeschen des damaligen spanischen Botschafters in Paris, Don Juan Bautista des Tassis (K 1426. 1605. 1606). Einzelne Notizen über den Prozeß, die Rüstungen Heinrich's IV., die Stimmung der Bevölkerung, zum Theil nicht ohne Wichtigkeit, aber wegen der entschiedenen Feindseligkeit gegen Heinrich IV. mit vieler Behutsamkeit auszubeuten. Besonders wichtig sind diese Depeschen jedoch sowie die Konsulten des spanischen Staatsrathes über dieselben und die Instruktionen an Tassis (K 1451) in Betreff der gegenseitigen Stellung Spanien's und Frankreich's während dieser Zeit. Hierüber sehe man die im Texte (S. 207 bis S. 252) angeführten Stellen und Noten.

5. Zwei handschriftliche Bände der Kaiserl. Bibliothek in Paris (Suppléments 911 und Manuscr. français 6023) enthalten u. A. anonyme Klage- und Spottgedichte auf den Tod Biron's. Die meisten derselben sind indeß schon gedruckt, und zwar in dem Supplement zu dem Registre-Journal des Pierre de l'Estoile (éd. Michaud et Poujoulat II, I, 2, 337) und bei Cayet (Mich. et Pouj. I, XII, 201 f.). Ich gehe deshalb nicht näher auf dieselben ein.

II. Gedruckte Aktenstücke.

1. Die wichtigste der Dokumentensammlungen, die hier zu nennen sind, ist ohne Zweifel diejenige des Lettres missives de Henri IV., die von Hrn. Berger de Xivrey auf die anerkennenswertheste Weise ausgeführt und veröffentlicht worden ist. Das System, das Herr Berger befolgte, nämlich das der Mittheilung aller bezüglichen Briefe im vollständigen Text, ist meiner Ansicht nach das für diese Gattung von Publikationen beste. Der Sammler kann fast nie von vornherein wissen, welche Briefe und selbst welche Stellen der Briefe den Historikern, die ja bei der Benutzung seiner Kollektion von den verschiedensten Gesichtspunkten ausgehen können, interessant und vortheilhaft sein werden. Deshalb scheint mir diese Weise der anderen, in derselben Collection de documents inédits befolgten — nach welcher die einschlagenden Dokumente nur theilweise vollständig, größtentheils aber auszugsweise oder gar nicht mitgetheilt werden — bei weitem vorzuziehen. Ganz vollständig ist freilich die Sammlung nicht (vgl. S. 173 Anm. 3, S. 176 Anm. 3), aber einige Auslassungen — die in dem betreffenden Falle nicht einmal von großer Wichtigkeit sind — möchten bei einer so umfassenden Sammlung kaum zu vermeiden sein. Für die Jahre 1601 und 1602 und speziell über die Biron'sche Verschwörung findet sich in dem 5. Band der Lettres missives ein reiches Material. Besonders von der Verhaftung des Marschalls an werden die Briefe des Königs sehr lehrreich über die Tragweite der Pläne Biron's, Savoyen's und Spanien's, die eigenen Absichten Heinrich's IV. in Folge der Entdeckungen, die er soeben gemacht, u. s. f. Allerdings übertreibt Heinrich augenscheinlich in

mancher Beziehung; in anderer spricht er absichtlich Unwahrheiten aus, die aber durch eigene sonstige Schreiben von ihm widerlegt werden.

2. Zu der Ausgabe der Memoiren des Marquis (späteren Herzogs) de la Force, welche der Marquis de la Grange, ein Nachkomme desselben, aus den Familienpapieren veranstaltet hat (Paris 1843), sind aus der Korrespondenz, die de la Force mit den hervorragendsten Männern des Staates gepflogen, die wichtigsten Briefe, von ihm und an ihn, hinzugefügt. Da Biron der Schwager des Marquis war, so ist auch eine Reihe von Briefen mitgetheilt, die sich auf jenen und zwar speziell auf seine Verschwörung beziehen. Die ersten Spuren der Unzufriedenheit, deren Entwickelung und endlicher Ausbruch Biron in das Verderben führen sollte, finden wir in zwei Schreiben desselben vom 3. und 29. August 1595 (S. 262. 264); Biron beklagt sich in diesen auf das bitterste über die Zerstückelung, welche der König mit seinem Gouvernement Burgund vornimmt Besonders charakterisch sind folgende Worte in dem zweiten Briefe, die schon drohend klingen: Quant au Gouvernement de Bourgogne, on m'y traite comme un homme, de qui les services sont sous les pieds. Je n'en dis ni n'écris ce que j'en pense, mais Dieu pourvoira à tout, s'il lui plait; il me reste de l'espérance, laquelle je me chercherai. Von diesem Augenblicke dachte in der That Biron hauptsächlich daran, sich „Hoffnung zu suchen" d. h. Rache an dem Könige. — Ein folgender Brief (p. 321) ist vom 11. Jan. 1601. Biron ist von seinem Schwager eingeladen, zum Könige nach Lyon zu gehen, um sich mit demselben auszusöhnen; aber er weigert sich dessen noch. Das ganze Schreiben zeugt von der äußersten Gereiztheit gegen den König. Auch hier finden wir eine Drohung, die sich auf Biron's damalige Unterhandlungen zu Somo bezieht: Je suis jeune et gaillard pour vivre longtemps et voir d'étranges choses. Freilich ging dann Biron doch nach Lyon, aber nur um den König zu täuschen. — Nun kommt eine Reihe von Briefen des Königs und de Loménie's an La Force (S. 325 ff.), vom 15. Mai bis 22. Juni 1602, in welchen der Marquis auf die Verhaftung seines Schwagers vorbereitet und schließlich von derselben unterrichtet wird. Interessanter sind die Berichte La Force's an seine Gemahlin von der Reise, die er an den Hof zur Rettung Biron's unternommen (S. 329 ff.), sowie die Erzählung Franchemont's, des Sekretärs des Marquis, an diesen (der inzwischen nach Hause zurückgereist war) von den letzten Augenblicken Biron's. — So erhalten wir durch diese Korrespondenz eine Fülle von Einzelheiten, die für die Kenntniß des Charakters sowohl Biron's als auch des Königs von großem Interesse sind. In Bezug auf materielle Fakta wird freilich hier unser Wissen nur wenig vermehrt.

3. Die Depeschen des venezianischen Gesandten in Paris, Marino Cavalli, sind — soweit sie in der Sammlung von Barozzi und Berchet (II, I) abgedruckt stehen — höchstens für die äußere Politik Frankreich's und Spanien's in dieser Zeit von Bedeutung und können deshalb füglich mit der bloßen Erwähnung abgefertigt werden.

4. Die Sammlung der Briefe des französischen Gesandten in Venedig, Philippe de Fresnes-Canaye's (Lettres et ambassades de Messire Philippe Canaye de Fresnes, Paris 1635), ist in der ersten Abtheilung ihres ersten Bandes hier von Nutzen zur Aufklärung über den Stand der spanischen und französischen

Politik in Italien. In Betreff der Verschwörung selbst ist nur selten eine Notiz von Wichtigkeit: so die Nachricht über La Fin's Aufenthalt und Unterredungen in Mailand vom 19. Jan. 1602 sowie über die ferneren Versuche Fresnes' zu entdecken, was La Fin in Mailand getrieben.

5. Wichtiger, als die beiden letzten Sammlungen, ist der 1. Band von Sir Ralph Winwood's Memorials of affairs of state (London 1725). Es interessiren uns hier besonders die Depeschen Winwood's an den englischen Staatssekretär, Sir Robert Cecil, v. 13. Febr., 25. Mai, 14. u. 24. Juni 1602. Dieselben geben einige sonst nicht bekannte Notizen über die Verschwörung, besonders in Betreff der Ausdehnung derselben im Süden Frankreichs und der ersten Enthüllungen Combelle's. Dabei sind diese Notizen glaubwürdig, da die Berichte Winwood's auf Wahrheitsliebe und im ganzen zugleich auf Kenntniß der Fakten beruhen und selbst die Inedita meistens sehr wohl zu den übrigen Umständen passen. (Die ausführliche Angabe Winwood's über den ersten Entdecker der Verschwörung, Combelle, wird durch einige Worte Matthieu's [II 107 b] völlig bestätigt.) Nur eine Erzählung Winwood's (p. 385) möchte ich bezweifeln. Er berichtet nämlich am 13. Febr. 1602: Der Herzog von Epernon wollte kürzlich La Rochelle mit Hülfe eines Einverständnisses in dieser Festung überraschen; indeß der König wurde hiervon unterrichtet und ließ mehrere Einwohner der Stadt gefangen nehmen, besonders den angesehenen Bürger Isaac Paris. Da es erstens sehr unwahrscheinlich ist, daß Epernon gerade die protestantische Hauptfestung La Rochelle anzugreifen beabsichtigt haben sollte, und da uns zweitens von glaubwürdiger Seite mehrfach bezeugt wird, daß Epernon sich schon in der Mitte des Jahres 1601 von der Verschwörung zurückgezogen hatte (S. 204. 221), ja nie sehr innig mit derselben verknüpft gewesen war: so möchte ich diese Angabe des englischen Gesandten in Paris einstweilen für irrthümlich halten.

6. Aus den Briefen von und an du Plessis-Mornay (Mémoires de Du Plessis depuis 1600, Amst. 1652) ist für uns nur besonders wichtig ein Schreiben des Königs an denselben vom 7. Juli 1602 (I 29), in welchem jener seine feste Absicht ausspricht, Biron exemplarisch zu bestrafen, zum Besten des Staates und der königlichen Familie. Bedeutender wird diese Sammlung für die Geschichte der Verschwörung Bouillon's.

III. Gedruckte Berichte.

Die Mannichfaltigkeit ist hier ungemein groß, doch glaube ich die irgendwie wichtigen Darstellungen benutzt zu haben. Ich führe ausschließlich die Schilderungen von Zeitgenossen an, nicht von späteren Schriftstellern, die nur auf jenen fußten und dabei nicht einmal eine so ausgebreitete Kenntniß des Materials besitzen konnten, wie wir sie jetzt haben.

1. Die vorzüglichste Quelle für die gesammte Geschichte Heinrich's IV. ist — nach den Dokumenten — immer Jakob August de Thou. Es wäre überflüssig, hier auf die Vorzüge von Thou's großem Geschichtswerk aufmerksam zu machen. Seine Unparteilichkeit, seine Wahrheitsliebe, sein Bestreben die Darstellung auf authentische Aktenstücke zu begründen, die Vorzüglichkeit der Materialien, die ihm zu Gebote stehen: alles dies ist schon von seinen Zeitgenossen freudig anerkannt worden und wird es noch jetzt allgemein. Besonders kam ihm

seine Stellung bei dem Parlamente zu Gute, da er durch dieselbe zur genauen Kenntniß der Verhandlungen des höchsten Gerichtshofes gelangte. Alle die Eigenschaften, die oben der Geschichtschreibung de Thou's beigelegt sind, finden wir auch für unsern Abschnitt bei ihm wieder. Abgesehen von einzelnen Notizen über die gleichzeitigen inneren und äußeren politischen Ereignissen im 126. 127. und 128. Buche, haben wir in diesem letzteren die aktenmäßige Darstellung des gesammten Prozesses gegen Biron. Thou sagt selbst, er habe diese Schilderung gezogen aus den actis Curiae Parisiensis, Bironi interrogationibus et actis probatoriis. Dies bestätigt sich vollkommen. Alle Akten des gegen Biron selbst geführten Prozesses nebst den Aussagen La Fin's und Renazé's sind benutzt. Dagegen fehlt jeder Auszug aus denjenigen Mittheilungen Lux', Hebert's und Comblat's, die nach dem Tode Biron's gemacht worden sind. Es scheint, daß diese Aussagen damals geheim gehalten worden sind, wahrscheinlich weil sie den König von Spanien direkt der Theilnahme an Biron's Unternehmen bezichtigten. Um so erfreulicher ist es, daß wir auf Grund jenes pariser Manuskriptes diese Lücke in Thou's Darstellung ausfüllen können.

2. Pierre Victor Palma-Cayet hat in seinen beiden Werken, Chronologie novénaire und Chronologie septénaire (éd. Michaud et Pouj. Serie I. Bd. XII.) eine genaue und dabei im Ganzen sehr zuverlässige Geschichte seiner Zeit, von 1589 bis 1604, hinterlassen. Ein kurzer Abriß seines Lebens wird uns den Mann kennen lehren. Er stammt aus der Touraine, wo er 1525 geboren wurde. Von dem berühmten Ramus zum Kalvinismus bekehrt, wurde er zum Pfarrer einer Ortschaft des heldenmüthigen Franz de la Noue ernannt. Auf dessen Empfehlung wurde er Unter-Präzeptor des jungen Heinrich von Navarra, und während er diesen erzog, studirte er selbst eifrig die griechischen und lateinischen Schriftsteller und eignete sich zugleich die orientalischen Sprachen an. Ueber diese Studien wurde ihm die Religion gleichgültig, und so trat er, als sein königlicher Zögling zum Katholizismus zurückkehrte, gleichfalls zu demselben über, ja er empfing sogar die Priesterweihe. Die Angriffe seiner bisherigen Glaubensgenossen ertrug er mit großer Gelassenheit. Er wurde zum Professor der orientalischen Sprachen am Collége royal ernannt, endlich auch zum Chronologen des Königs*).

Als solcher verfaßte er seine beiden genannten Werke, von welchen das die spätere Zeit behandelnde, also die Chronologie septénaire, zuerst herauskam. Cayet stand als Erzieher und offizieller Chronologe dem Könige nahe; nicht allein kannte er seinen Zögling genau, er erhielt auch von ihm die nöthigen Materialien zu seiner Geschichte. Cayet war also von vorn herein gut unterrichtet. Nun ist er freilich dem Könige sehr ergeben, stellt alles zu dessen Vortheil dar und tadelt ihn niemals; doch ist er auch im Lobe desselben sehr mäßig. Sonst ist er vollends ganz unparteiisch. Die „Apatheia", die er selbst in der Widmung zu den ersten Erfordernissen des Geschichtschreibers rechnet, verläßt ihn nie. Kühl, fast gleichgültig, aber gewandt und anziehend, schildert er uns in gleicher Weise die Vorgänge in Frankreich und Spanien, in Deutschland und

*) Er starb am 10. März 1610, zwei Monate vor Heinrich IV.

Politik in Italien. In Betreff der Verschwörung selbst ist nur selten eine Notiz von Wichtigkeit: so die Nachricht über La Fin's Aufenthalt und Unterredungen in Mailand vom 19. Jan. 1602 sowie über die ferneren Versuche Fresnes' zu entdecken, was La Fin in Mailand getrieben.

5. Wichtiger, als die beiden letzten Sammlungen, ist der 1. Band von **Sir Ralph Winwood's Memorials of affairs of state** (London 1725). Es interessiren uns hier besonders die Depeschen Winwood's an den englischen Staatssekretär, Sir Robert Cecil, v. 13. Febr., 25. Mai, 14. u. 24. Juni 1602. Dieselben geben einige sonst nicht bekannte Notizen über die Verschwörung, besonders in Betreff der Ausdehnung derselben im Süden Frankreichs und der ersten Enthüllungen Combelle's. Dabei sind diese Notizen glaubwürdig, da die Berichte Winwood's auf Wahrheitsliebe und im ganzen zugleich auf Kenntniß der Fakten beruhen und selbst die Inedita meistens sehr wohl zu den übrigen Umständen passen. (Die ausführliche Angabe Winwood's über den ersten Entdecker der Verschwörung, Combelle, wird durch einige Worte Matthieu's [II 107 b] völlig bestätigt.) Nur eine Erzählung Winwood's (p. 385) möchte ich bezweifeln. Er berichtet nämlich am 13. Febr. 1602: Der Herzog von Epernon wollte kürzlich La Rochelle mit Hülfe eines Einverständnisses in dieser Festung überraschen; indeß der König wurde hiervon unterrichtet und ließ mehrere Einwohner der Stadt gefangen nehmen, besonders den angesehenen Bürger Isaac Paris. Da es erstens sehr unwahrscheinlich ist, daß Epernon gerade die protestantische Hauptfestung La Rochelle anzugreifen beabsichtigt haben sollte, und da uns zweitens von glaubwürdiger Seite mehrfach bezeugt wird, daß Epernon sich schon in der Mitte des Jahres 1601 von der Verschwörung zurückgezogen hatte (S. 204. 221), ja nie sehr innig mit derselben verknüpft gewesen war: so möchte ich diese Angabe des englischen Gesandten in Paris einstweilen für irrthümlich halten.

6. Aus den Briefen von und an du Plessis-Mornay (**Mémoires de Du Plessis depuis 1600**, Amst. 1652) ist für uns nur besonders wichtig ein Schreiben des Königs an denselben vom 7. Juli 1602 (I 29), in welchem jener seine feste Absicht ausspricht, Biron exemplarisch zu bestrafen, zum Besten des Staates und der königlichen Familie. Bedeutender wird diese Sammlung für die Geschichte der Verschwörung Bouillon's.

III. Gedruckte Berichte.

Die Mannichfaltigkeit ist hier ungemein groß, doch glaube ich die irgendwie wichtigen Darstellungen benutzt zu haben. Ich führe ausschließlich die Schilderungen von Zeitgenossen an, nicht von späteren Schriftstellern, die nur auf jenen fußten und dabei nicht einmal eine so ausgebreitete Kenntniß des Materials besitzen konnten, wie wir sie jetzt haben.

1. Die vorzüglichste Quelle für die gesammte Geschichte Heinrich's IV. ist — nach den Dokumenten — immer Jakob August de Thou. Es wäre überflüssig, hier auf die Vorzüge von Thou's großem Geschichtswerk aufmerksam zu machen. Seine Unparteilichkeit, seine Wahrheitsliebe, sein Bestreben die Darstellung auf authentische Aktenstücke zu begründen, die Vorzüglichkeit der Materialien, die ihm zu Gebote stehen: alles dies ist schon von seinen Zeitgenossen freudig anerkannt worden und wird es noch jetzt allgemein. Besonders kam ihm

seine Stellung bei dem Parlamente zu Gute, da er durch dieselbe zur genauen Kenntniß der Verhandlungen des höchsten Gerichtshofes gelangte. Alle die Eigenschaften, die oben der Geschichtschreibung de Thou's beigelegt sind, finden wir auch für unsern Abschnitt bei ihm wieder. Abgesehen von einzelnen Notizen über die gleichzeitigen inneren und äußeren politischen Ereignissen im 126. 127. und 128. Buche, haben wir in diesem letzteren die aktenmäßige Darstellung des gesammten Prozesses gegen Biron. Thou sagt selbst, er habe diese Schilderung gezogen aus den actis Curiae Parisiensis, Bironi interrogationibus et actis probatoriis. Dies bestätigt sich vollkommen. Alle Akten des gegen Biron selbst geführten Prozesses nebst den Aussagen La Fin's und Renazé's sind benutzt. Dagegen fehlt jeder Auszug aus denjenigen Mittheilungen Lux', Hebert's und Comblat's, die nach dem Tode Biron's gemacht worden sind. Es scheint, daß diese Aussagen damals geheim gehalten worden sind, wahrscheinlich weil sie den König von Spanien direkt der Theilnahme an Biron's Unternehmen bezichtigten. Um so erfreulicher ist es, daß wir auf Grund jenes pariser Manuskriptes diese Lücke in Thou's Darstellung ausfüllen können.

2. Pierre Victor Palma-Cayet hat in seinen beiden Werken, Chronologie novénaire und Chronologie septénaire (éd. Michaud et Pouj. Serie I. Bd. XII.) eine genaue und dabei im Ganzen sehr zuverlässige Geschichte seiner Zeit, von 1589 bis 1604, hinterlassen. Ein kurzer Abriß seines Lebens wird uns den Mann kennen lehren. Er stammt aus der Touraine, wo er 1525 geboren wurde. Von dem berühmten Ramus zum Kalvinismus bekehrt, wurde er zum Pfarrer einer Ortschaft des heldenmüthigen Franz de la Noue ernannt. Auf dessen Empfehlung wurde er Unter-Präzeptor des jungen Heinrich von Navarra, und während er diesen erzog, studirte er selbst eifrig die griechischen und lateinischen Schriftsteller und eignete sich zugleich die orientalischen Sprachen an. Ueber diese Studien wurde ihm die Religion gleichgültig, und so trat er, als sein königlicher Zögling zum Katholizismus zurückkehrte, gleichfalls zu demselben über, ja er empfing sogar die Priesterweihe. Die Angriffe seiner bisherigen Glaubensgenossen ertrug er mit großer Gelassenheit. Er wurde zum Professor der orientalischen Sprachen am Collége royal ernannt, endlich auch zum Chronologen des Königs*).

Als solcher verfaßte er seine beiden genannten Werke, von welchen das die spätere Zeit behandelnde, also die Chronologie septénaire, zuerst herauskam. Cayet stand als Erzieher und offizieller Chronologe dem Könige nahe; nicht allein kannte er seinen Zögling genau, er erhielt auch von ihm die nöthigen Materialien zu seiner Geschichte. Cayet war also von vorn herein gut unterrichtet. Nun ist er freilich dem Könige sehr ergeben, stellt alles zu dessen Vortheil dar und tadelt ihn niemals; doch ist er auch im Lobe desselben sehr mäßig. Sonst ist er vollends ganz unparteiisch. Die „Apatheia", die er selbst in der Widmung zu den ersten Erfordernissen des Geschichtschreibers rechnet, verläßt ihn nie. Kühl, fast gleichgültig, aber gewandt und anziehend, schildert er uns in gleicher Weise die Vorgänge in Frankreich und Spanien, in Deutschland und

*) Er starb am 10. März 1610, zwei Monate vor Heinrich IV.

England, in Holland und Persien. Besonders, wo er auf seine bisherigen Glaubensgenossen zu sprechen kommt, hält er sich sorgfältig von jedem Urtheile fern; doch erzählt er mit Vergnügen von den Fortschritten, welche der Katholizismus nach der Veröffentlichung des Edikts von Nantes machte (p. 48). Zu loben ist an Cayet, daß er troß seines ausgedehnten Wissens von der gelehrt verbrämten Schreibweise der damaligen Zeit völlig frei ist.

Cayet's Bericht über Biron's Verschwörung und Prozeß ist ein doppelter. S. 182 ff. wird zuerst eine kurze Erzählung gegeben von dem Beginne der Untreue Biron's, seinen Unterhandlungen mit Savoyen und Spanien, seinem Bruche mit la Fin. Dann wird weitläufig die Denunziation des Letzteren, die Ankunft des Marschalls am Hofe und seine Verhaftung, die Fürbitte seiner Verwandten, der angebliche Brief Biron's*) an den König berichtet. Von S. 190 bis S. 201 folgt aber von neuem eine Darstellung des Prozesses, die augenscheinlich auf den Akten beruht. Von Dokumenten, die hierbei wörtlich oder auszugsweise mitgetheilt werden, nenne ich: 1) die Lettres pour faire et parfaire le procès, expédiées à la cour de Parlement; 2) die Aussagen La Fin's; 3) die Konfrontationen Biron's, zuerst mit La Fin, dann mit Renazé; 4) die Aussagen Hebert's vor dem Tode des Marschalls, welche genau mit dem Protokolle in dem berliner Mskr. M. gall. fol. 40 stimmen; 5) einige Briefe Biron's und seine Erklärungen über dieselben; 6) das Protokoll der Parlamentssitzung v. 23. Juli; 7) das Verhör des Marschalls im Parlamente, am 27. Juli, sehr ausführlich; 8) den Bericht und das Urtheil des Parlamentes am 29. Juli; 9) den genauen Bericht der letzten Tage und der Hinrichtung des Marschalls, nebst dem Texte (wörtlich) der Urtheilsausfertigung. Hiernach wird die Ansicht des Hrn. v. Ranke, als ob nur Thou uns eine aktenmäßige Darstellung dieses Prozesses hinterlassen habe, nicht aufrecht zu erhalten sein. Vielmehr ist hier Cayet ausführlicher und nützlicher, als Thou.

Auch einen sehr schätzbaren Anhang zu diesen beiden Berichten giebt Cayet (p. 201—205): nämlich mehrere Gedichte auf den Tod des Marschalls sowie eine ausführliche Charakteristik desselben, erläutert durch einige Züge aus seinem Leben.

Es fehlen übrigens auch bei Cayet die nach dem Tode Biron's vorgenommenen Verhöre Hebert's und Lux'.

3. Pierre Matthieu war gleichfalls Chronologe des Königs und sein diesem gewidmetes Werk, Histoire de Henri IV., ist ebenso wie dasjenige Cayet's, nach Materialien verfaßt, welche die Regierung ihm zuwies. Die Zeit, welche dieses Werk umspannt, ist auch dieselbe, welche in der Chronologie septénaire geschildert ist, nämlich die Jahre 1598 bis 1604. So kann man sich nicht wundern, in der Anlage, den einzelnen Abschnitten, ja oft in den Worten eine Uebereinstimmung zwischen beiden Autoren zu finden. Nur möchte ich Matthieu bei weitem nicht dem vorigen Geschichtschreiber gleichstellen. Freilich hat er im

*) Die Erzählung von dieser Fürbitte und diesem Briefe stimmt fast buchstäblich mit dem Berichte, den hierüber Phil. d'Avala an seinen Hof sandte (Brüsseler Archiv). Man sieht daraus, wie sehr Cayet offiziellen Dokumenten folgte. Der Bericht Thou's (l. 128) über diese Dinge ist dem Sinne nach ziemlich gleich, im Ausdrucke etwas abweichend.

ganzen mehr Material, als dieser. Aber seine Schreibweise ist übermäßig breit und oft konfus, verunstaltet durch beständige Citate aus den alten, mittleren und neueren Schriftstellern, und so sticht sie unvortheilhaft ab gegen die präzise, klare, stets geschmackvolle Darstellung Cayet's.

Ueber Biron's Verschwörung handelt Matthieu Buch V. Narration 2 bis 4, p. 99 b. ff. Zuerst redet er kurz von der Entdeckung der Verschwörung, von Biron's Eigensinn und ehrgeizigen Planen und seinem Uebermuthe. Dann (p. 102 b ff.) werden Unterhandlungen Biron's mit dem Erzherzoge und Savoyen in den Jahren 1598 und 1599 geschildert, seine Verbindung mit La Fin, der Vertrag zu Somo, die Scene zu Lyon, der Bruch mit La Fin, die Reise desselben an den Hof, seine Enthüllungen. Nun giebt Matthieu (p. 109 b ff.) ausführlich die Vorsichtsmaßregeln und Rüstungen des Königs. Nach einigen Episoden kommt die Geschichte (p. 120 a ff.) von der Verlockung Biron's nach Fontainebleau. Das Folgende stimmt ziemlich genau mit der Schilderung Cayet's (p. 185 ff.). Die Erzählung von der Gefangennehmung Biron's ist dann wieder selbstständig. Es schließt sich hieran die Geschichte der Unterwerfung Burgund's (p. 131 a ff.) und der Streitigkeiten wegen der Neapolitaner. Das Ende der dritten „Narration" handelt von Biron's Benehmen im Gefängnisse. Die folgende „Narration", p. 136 a — 167 b enthält die weitläufige Geschichte seines Prozesses und seiner Hinrichtung. Ganz offenbar ist sie auch auf Grund der Akten entworfen. Aber sie schließt sich (mit wenigen Ausnahmen) nicht an den Wortlaut derselben an und ist zudem durch Betrachtungen und Citate dermaßen entstellt, daß man sie, da wir besseres Material besitzen, getrost bei Seite lassen kann. Neue Aufschlüsse enthält sie, gegenüber Thou und Palma-Cayet, nicht.

Ueber die Vor- und Nachgeschichte der Verschwörung dagegen theilt uns Matthieu so vieles mit, was uns sonst nicht überliefert ist, daß sein Werk uns immerhin auch für diesen Abschnitt des Lebens Heinrich IV. von großem Werthe ist. Man wird im Texte meines Buches oft genug Bezugnahme auf Matthieu antreffen.

4. Eine der wichtigsten Quellen für die Geschichte Heinrich's IV. sind die Memoiren Sully's, die er, unter dem Titel der **Oeconomies royales**, scheinbar von seinen Sekretären fertigen ließ, in Wahrheit wohl selbst geschrieben hat. Lange Zeit hindurch hatte man sich daran gewöhnt, die Geschichte Heinrich's IV. nur durch die Gläser zu betrachten, welche Sully lieh, und selbst noch das sonst so vorzügliche Werk Poirson's nimmt alle Aussagen Sully's auf Treue und Glauben an*). Leop. v. Ranke hat zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß jene Gläser gefärbt seien. Da ich theils schon öfters (S. 94 Anm. 2, S. 195 Anm. 2, S. 207 Anm. 1, S. 325 Anm. 1, S. 363 f.) Gelegenheit gehabt habe, hierfür Beispiele anzuführen, theils beabsichtige, dies im Zusammenhange an einem anderen Orte nachzuweisen, so kann ich mich hier kurz fassen.

Das uns von Sully in Betreff der Biron'schen Verschwörung überlieferte Material ist reichhaltig genug und zum Theil ihm eigenthümlich. Wir finden hier zuerst (**ch. 102 éd. Michaud**) einen Brief Biron's an Rosny v. 3. Jan. 1601, in welchem er denselben bittet, zur Widerlegung der üblen Gerüchte, die

*) Auch Henri Martin, X 491 ff.: **le grand projet!!**

man über ihn vor den König bringe, beizutragen. Nichts ermächtigt uns, diesen Brief für gefälscht zu halten, der im Gegentheile sehr wohl, dem Sinne und dem Wortlaute nach, zu dem sonstigen Benehmen Biron's zu jener Zeit paßt. Auch empfiehlt Biron bei seinem Tode seine Brüder gerade Rosny (Cayet, p. 200). Dann wird uns erzählt (chap. 103), wie der König schon vor Calais von Biron's Umtrieben unterrichtet wurde; wie er Biron durch Wohlthaten zu gewinnen suchte. Hierauf folgt eine weitläufige Erzählung von Unterredungen Biron's mit Rosny; Biron beklagt sich über den König, Rosny sucht ihn zu widerlegen und ermahnt ihn zu Ruhe und Mäßigung. In diesen Gesprächen ist, so zu sagen, die poetische Wahrheit vorhanden, ob aber auch die historische, möchte ich nach den vielen sonstigen Beispielen von Sully's Neigung, seine Persönlichkeit in den Vordergrund zu schieben, und nach der völligen Resultatlosigkeit dieser Gespräche bezweifeln: in der Darstellung habe ich sie deshalb unberücksichtigt gelassen. Die Sendung Biron's nach England, die Rede Elisabeth's bei dem Anblick von Essex' Kopf, die weitere Sendung des Marschalls nach der Schweiz sind kurz erzählt. Bei seinem Berichte über das Jahr 1602 spricht Sully von den neuen Umtrieben Biron's zusammen mit Bouillon und Auvergne, von deren Enthüllung durch La Fin und von des Königs Reise nach dem Südwesten. Diese wird noch einmal (ch. 109) ausführlicher berichtet in ihren Veranlassungen, ihrem Verlaufe und ihren Folgen. Bouillon und Epernon werden unschädlich gemacht, natürlich durch die Geschicklichkeit Rosny's. Die Ankunft Biron's am Hofe, des Königs Versuche ihn zu retten, Rosny's und Soissons' Bemühungen in demselben Sinne, Biron's und Auvergne's Verhaftung und des Ersteren Hinrichtung, die Gnade des Königs gegen die übrigen Verschworenen (ch. 110) werden weitläufig und im ganzen richtig geschildert. Es sind nur einzelne Passagen, Rosny's Person betreffend, die wir aus den mehrfach erwähnten subjektiven Gründen für mindestens zweifelhaft erachten müssen, und die ich deshalb in die Erzählung nicht mit aufgenommen habe. Freilich haben wir keine konkludenten Gegenbeweise, aber da sie weder wesentlich für die Entwickelung der Ereignisse noch durch Dokumente belegt sind, lassen wir dieselben lieber unberücksichtigt. Es bleibt noch genug übrig, um — nach den Akten selbst und den aktenmäßigen Darstellungen Thou's, Cayet's und Matthieu's — den Bericht der Oeconomies royales als den dann wichtigsten erscheinen zu lassen. Von einer besonderen Feindseligkeit gegen Biron, die man damals Rosny zuschrieb, ist in der Darstellung keine Spur, wenn auch Sully gebührender Maßen die Verrätherei des Marschalls und seiner Helfershelfer tadelt: im Gegentheile aber haben wir gesehen, daß Biron bis zu seinem Tode gerade ihn für seinen besonderen Freund hielt.

5. **Récit particulier et véritable du Procès criminel de Mr. de Biron; composé par Messire Jacques de la Guesle, Procureur général du Roy** (abgedruckt in dem Bd. I der Lettr. et amb. de Fresnes-Canaye). Dieser Bericht ist keineswegs, wie sein Verfasser und sein Titel vermuthen lassen sollten, eine unparteiische und aktenmäßige Darstellung des Prozesses. Vielmehr ist er, wie der Autor (p. 14 s.) selbst sagt, nur gegen die Verläumdungen der Feinde des Königs gerichtet, die in der Hinrichtung Biron's nur einen Akt persönlicher Rache und Eifersucht des Monarchen oder doch seiner Minister sahen. Diesem Zwecke entsprechend ist die Erzählung überall eine lebhaft gefärbte, eine Apologie

des Königs, seiner Minister und des Parlamentes. Wird hierdurch schon das Buch wenig anwendbar, so kommt noch hinzu, daß es ein Muster des gespreizten Styles und der überladenen Darstellungsweise jener Zeit ist. Daß beständig Präzedenzfälle aus der französischen Rechtsgeschichte angeführt werden, möchte man in Hinblick auf die Absicht des Verfassers mit seiner Arbeit noch verzeihen: aber völlig unleidlich sind die unzähligen Anekdoten aus dem Alterthume und die endlosen Verschnörkelungen in gewählten Phrasen und tiefsinnigen allgemeinen Betrachtungen. So ist dieses Buch, da wir Besseres und Genaueres besitzen, fast ohne Werth. Es ist eben das Plaidoyer eines schönrednerischen Advokaten.

6. Bassompierre, der uns in seinen Memoiren mehr die anekdotenhafte als die ernste Geschichte dieser Zeiten überliefert hat, ist in Betreff der hier zu besprechenden Episode überaus kurz. Auch er bringt nichts, was nicht von anderer Seite besser und ausführlicher geschildert wäre. —

Die bis jetzt angeführten Schriftsteller gehören alle einer und derselben Parteifärbung an. Es sind Royalisten, die sprechen; denn selbst der würdige Thou ist bei aller seiner Zuverlässigkeit doch im Grunde entschiedener Anhänger des Königthums und besonders Heinrich's IV. Es ist Zeit, auch andere Parteien sprechen zu lassen. Doch ist vorher noch eine Bemerkung einzuschalten. Mit Ausnahme La Guesle's sind die Berichte von königlicher Seite sehr ruhig und gemäßigt gehalten. Die wichtigsten derselben sind auf Grund der Akten gefertigt und werden in der That von diesen bestätigt. Wenn wir selbst Uebertreibungen in den Aussagen La Fin's zugeben, so beweisen unwiderlegliche Dokumente noch immer unzweifelhaft die Schuld Biron's, die Gerechtigkeit seiner Verurtheilung und damit auch der Darstellung, welche uns die royalistischen Autoren von der Verschwörung und dem Prozesse gegeben haben.

7. Ich habe bereits (II. 2) von der Korrespondenz des Marquis de la Force gesprochen, wir müssen jetzt auch seine Memoiren selbst in Betracht ziehen, soweit sie die Verschwörung Biron's betreffen. Zwei verschiedene Bestandtheile sind hier zu unterscheiden (de la Grange, Mém. du duc de la Force, I. Introd. p. XVI.): 1) ein von dem Marquis selbst verfaßtes Stück; 2) einen Bericht seines zweiten Sohnes, des Marquis von Castelnaut, über die Verhaftung Biron's, der er persönlich beiwohnte. Dieser zweite Bestandtheil interessirt uns weniger; es soll nur bemerkt sein, daß er der Darstellung Cayet's ziemlich entspricht, doch ist er viel kürzer gehalten und läßt Wichtiges aus, und zwar aus folgendem Grunde. Der Marquis de la Force hatte die Schwester Biron's geheirathet. Es ist also natürlich, daß sowohl er — als Schwager — wie auch sein Sohn — als Neffe — sich bemühen, den Marschall als verhältnißmäßig unschuldig darzustellen, als einen Mann, der für seine wirklichen Vergehungen Verzeihung erhalten und dann später nur durch die Ränke seiner Feinde gestürzt sei. Ich werde auf diesen letzteren Punkt sogleich zurückkommen. Der junge Castelnaut verschweigt also in seinem Berichte die zahlreichen Versuche des Königs, Rosny's und Soissons', den Marschall zum Geständniß zu bringen: um jeden ungünstigen Schein von seinem Oheim fern zu halten.

Ich gehe zu dem wichtigeren Bestandtheile über, der von dem Marquis (spätern Herzoge) de la Force selbst herrührt. Wir finden hier vor allem (p. 136 f.) eine Erzählung der Scene zu Lyon mit einigen sonst nicht über-

lieferten Einzelheiten: spielte ja La Force selbst eine Rolle bei ihr. Der Neid vieler Großen machte dann den Marschall von neuem dem Könige verdächtig, der ihn endlich verhaften ließ. Alle Vorstellungen des Marquis und der übrigen Verwandten Biron's bei Heinrich verfingen nichts, da derselbe durch seine Umgebung und besonders durch Rosny immer von neuem aufgereizt wurde. Auch der Präsident des Parlamentes erklärte Biron für unschuldig, trotzdem wurde dieser in Folge der Einwirkung des Kanzlers verurtheilt. — So schätzbar manche Einzelheiten in dieser Darstellung sind, möchte ich doch im ganzen nicht viel auf dieselbe geben. La Force ist allzu parteiisch in der Biron'schen Angelegenheit, um großes Vertrauen zu verdienen. Er läßt sich offenbare Unrichtigkeiten zu Schulden kommen. Es ist wahr, man hielt Rosny damals allgemein für den Hauptschuldigen an dem Tode Biron's: aber dieser Glaube gründete sich ausschließlich auf den scharfen, neidischen Charakter Rosny's überhaupt und ferner den Umstand, daß beide einst einen heftigen Streit mit einander gehabt. Bewiesen ist die Einwirkung Rosny's zu Ungunsten des Marschalls nirgends. Im Gegentheile, wir haben gesehen (S. 227), daß Heinrich IV. von vorn herein entschlossen war, an Biron ein furchtbares Exempel zu statuiren. Auch den Brief, den Biron am 3. Jan. 1601 gerade an Rosny richtete, und in welchem er ihn um seine Verwendung bei dem Könige bat, sowie die Thatsache, daß Biron vor seinem Tode wiederum gerade Rosny anging, sich seiner Brüder anzunehmen können wir als Beweis gegen eine solche prononcirte Parteilichkeit Rosny's gegen den Marschall anführen. Es darf demnach der Bericht, den La Force von der Verschwörung und ihrer Entdeckung und Bestrafung giebt, nur mit starken Einschränkungen benutzt werden. Er bringt ohnedies wenig Neues.

La Force ist der einzige Freund Biron's, der uns eine Erzählung über dessen letzte Jahre hinterlassen hat; wie am Hofe, so ist auch in der Geschichte der Marschall von seinen Anhängern verlassen worden. Offenbar hat La Force versucht, Jenen als verhältnißmäßig unschuldig darzustellen: aber es ist ihm dies nicht gelungen. Die einzigen Mittel, deren er und sein Sohn sich dabei bedienten, sind Auslassungen und Verdächtigungen. Nirgends ein Schatten von Gegenbeweis, nirgends eine zuverlässige Thatsache, die uns den Marschall und seinen großen Verrath in einem milderen Lichte erscheinen ließe. Wir kommen also auch nach dem Anhören der altera pars lediglich zu demselben Urtheil, das sich uns bereits aus den Berichten der royalistischen Schriftsteller ergab. —

Sully war Protestant, aber nur ein sehr lauer, und in ihm überwiegt bedeutend der Royalist. La Force war Royalist und Protestant, aber beide Eigenschaften wurden hier zurückgedrängt durch die Verwandtschaft mit Biron und das sich daraus ergebende Bestreben, denselben zu rechtfertigen. Wir müssen uns nun zu den Autoren wenden, welche die Biron'sche Angelegenheit hauptsächlich aus protestantischem Gesichtspunkte betrachtet und geschildert haben.

8. Der bedeutendere von den beiden Schriftstellern, die hier zu nennen sind, ist d'Aubigné. Der Mann verdient wohl eine kurze Betrachtung: er ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen seiner Zeit. Theodor Agrippa von Aubigné wurde geboren 1552 in einem Schlosse der Saintonge. Sein Vater war Kanzler von Navarra, einer der ersten Männer unter den Kalvinisten. Er gab seinem Sohne eine sorgfältige Erziehung und weihete ihn feierlich der

Vertheidigung der reformirten Religion. Aber der junge Mann, kaum der Bartholomäusnacht entgangen, vergaß über Kauflust, Liebeständeleien und Begier zu glänzen völlig Schuldigkeit und Glauben und diente zu Felde und am Hofe den katholischen Führern, die zu hassen sein Vater ihn verpflichtet hatte. Endlich that er im Jahre 1576 die für sein ganzes Leben entscheidende Wendung und schloß sich entschieden den Reformirten an, indem er mit Gefahr seines Lebens Heinrich von Navarra befreite, den man in Paris in ehrenvoller aber strenger Haft hielt. Von nun an diente er der Sache des Kalvinismus mit einer Treue, einer Selbstaufopferung und einem Muthe, die bewunderenswerth sind. Bis zum Ende der Bürgerkriege kam er kaum aus dem Sattel, „außer zur Zeit der Krankheiten und Wunden". Wo es einen verzweifelten Streich auszuführen, wo es den König zu schützen, wo es eine schwierige Sendung zu vollbringen galt, war stets d'Aubigné bereit, der Verwegenste unter diesen verwegenen Kriegern. Freilich war er nicht von mildem Gemüthe; scharf und heftig gegen seine Freunde, war er unerbittlich gegen seine Feinde. Der Dienst, den er dem Könige von Navarra geleistet, ließ zwischen beiden Männern eine beständige Freundschaft entstehen, die aber d'Aubigné nicht verhinderte, dem Könige bei Gelegenheit die bittersten Vorwürfe zu machen: wiederholt kündigte er ihm die Freundschaft auf, bis ein zutrauliches Wort Heinrich's ihn wieder an denselben fesselte. Besonders entrüstet war d'Aubigné über des Königs Glaubenswechsel. Als ihm einige Jahre nach demselben Heinrich seine von einem Meuchelmörder durchbohrte Lippe zeigte, rief d'Aubigné unerschrocken: „Sire, Ihr habt Gott nur erst mit den Lippen verleugnet, und so hat er sich begnügt, diese zu durchbohren; aber wenn Ihr ihn mit dem Herzen verleugnen werdet, dann wird er Euch das Herz durchbohren" (Mém. d'Aub., éd. Lalanne, 94). Ebenso war er im Jahre 1597, als der König den Protestanten die von ihnen verlangten Sicherheiten verweigerte, bereit, sie denselben mit Gewalt abzutrotzen. Einen solchen Freund konnte Heinrich nicht mehr brauchen, und er ließ ihn gänzlich unbeachtet, bis zu seinen großen Entwürfen im Jahre 1610: da rief er ihn an den Hof. Der jähe Tod des Monarchen schmerzte Aubigné tief. Mit Jenem war auch sein Stern untergegangen. Nachdem er an allen Intriguen und Kämpfen des ersten Jahrzehnts von Ludwig XIII. theilgenommen, wurde er von dem Egoismus und der Feigheit, die sich damals der meisten seiner Glaubensgenossen bemächtigten, so angewidert, daß er sich 1620 in das Privatleben nach Genf zurückzog; hier starb er am 9. Mai 1630.

Dieser unruhige, tollkühne, felsenharte, treuherzige Krieger war auch Schriftsteller, und zwar gleich ausgezeichnet als Dichter wie als Prosaiker! In seinen „Tragiques" griff er die hervorragenden Persönlichkeiten Frankreichs schonungslos mit wahrhaft juvenalischer Schärfe, freilich auch mit juvenalischer Zügellosigkeit, an, besonders die eifrigen Katholiken. Auch theologische Streitschriften hat er verfaßt. Aber seine hervorragendsten Bücher sind seine beiden Geschichtswerke. Das wichtigere unter diesen ist die Histoire Universelle (Maillé 1616—20; Amsterdam [Genf] 1526. 3 Bde. Fol.; die erste Ausgabe ist im allgemeinen vorzuziehen, da in der zweiten manches ausgelassen und abgeschwächt ist, doch bringt sie auch manche neuen Zusätze): die Geschichte seiner Zeit von der Geburt Heinrich's IV. bis zum Jahre 1601. Wie in seinen Thaten, so ist auch

in seinen Schriften Aubigné sich stets gleich geblieben. Er verschmäht die zierlichen und höfischen Phrasen, das übertriebene Lob wie die boshafte Klätscherei: einfach und schmucklos will er die Dinge je nach ihrer Wichtigkeit beschreiben. Freilich ist seine Sprache nachlässig, rauh und keck: aber sie ist dafür von hoher Kraft, voll glücklich gefundener Ausdrücke und häufig von so treffender Schilderung der Charaktere und Sitten, daß sie in dieser Beziehung nur mit Saint-Simon verglichen werden kann. Die Begeisterung des religiösen Parteimannes, die Einbildungskraft des Dichters, das Selbstbewußtsein des ehrlichen Mannes, die Bestimmtheit des erprobten Kapitains vereinigen sich, um dem Werke d'Aubigné's anziehend charakteristisches Gepräge und oft hinreißende Beredtsamkeit zu verleihen. Der Standpunkt, den er einnimmt, ist unschwer zu bezeichnen. Er ist gleich unerbittlich gegen seine religiösen und persönlichen Feinde, beide greift er auf das schärfste an. Wie könnte man auch von einem solchen Manne Unparteilichkeit erwarten! Aber auch seine Freunde schont er nicht. Den König, obschon er ihm alle seine Schwächen getreulich und mit einer Art bitterer Freude vorhält, ehrt er doch und erkennt willig an, wie dessen große Eigenschaften seine Schwächen weit übertroffen haben. Die alte Liebe und Treue für seinen Herrn ließen sich bei d'Aubigné nie ausrotten, und seine Klage über den Tod Heinrich's (im Anhange) gehört er zu dem Schönsten, was er geschrieben. Seine Zuverlässigkeit ist im ganzen eine hohe. Er beschreibt meist, was er selbst wahrgenommen, und besonders, was er selbst gethan. Der Umfang dessen, was er uns überliefert, wird dadurch freilich beschränkt, aber seine Glaubwürdigkeit in noch höherem Maße vergrößert. Da nun auch die Geschichte nur bis zum Jahre 1601 geht, also die Zeit umfaßt, wo d'Aubigné bei den wichtigsten Unternehmungen betheiligt war, so ist aus dem allen der Werth seiner Geschichte nicht nur für die Historiker sondern für Jeden, der sich eingehender mit jener Zeit beschäftigen will, leicht ersichtlich. Sie ist unentbehrlich für die Kenntniß der Menschen jener Epoche, besonders des Königs selber. Wenn man Aubigné's und Sully's Werke zusammenhält — das letztere, wie öfters erwähnt, unter vorsichtiger Benutzung — erhält man ein ziemlich vollständiges Bild von der Persönlichkeit des größten der Bourbonen: freilich hatte derselbe noch manche Seiten, die weder Sully noch Aubigné erfaßt haben oder nur erfassen konnten, und die sich erst in den Dokumenten der Nachwelt enthüllen.

Buch V. Kap. 10 (t. III. p. 488 ff. éd. 1620) handelt Aubigné von den Vorschlägen, welche den Führern der Reformirten von un des chefs refformez et des plus grands gemacht werden. La Tremoille ist nicht gemeint, denn dieser ließ sich nie so tief in die Verschwörung ein (S. 204), um über dergleichen Dinge mit den Reformirten zu verhandeln. Dies konnte nur der Mann thun, der mit Biron und Auvergne zu den Hauptverschwörern gehörte: Bouillon. Also Bouillon spricht den Reformirten offen von den Planen Biron's — hierbei hat d'Aubigné manche Prahlereien Bouillon's ohne Bemerkung wiedergegeben, z. B. daß der Papst und der Kaiser den Planen der Verschworenen ihre Zustimmung geliehen hätten — und von den Verheißungen, welche die eifrigen Katholiken den Kalvinisten machen. Bouillon fordert d'Aubigné zuerst zur Antwort auf, dieser will nicht beginnen, aber da ihn alle darum bitten, fertigt er dann Bouillon auf die im Texte (S. 203) erwähnte Weise ab. Im 11. Kap. erzählt Aubigné

von den gleichzeitigen Unruhen im Süden, besonders unter den Reformirten, und wie Heinrich die letzteren beruhigte. — Dies ist alles, was die Hist. Univ. Eigenthümliches von der Biron'schen Verschwörung berichtet, aber es ist ungemein wichtig, da es auf Charakter und Absichten der Verschwörer ein grelles Licht wirft, und sonst nirgends überliefert wird. Alles was sonst Buch V. Kap. 4 und 11 über die Verschwörung gesagt wird, ist aus den früheren Schriftstellern entnommen.

Die Memoiren d'Aubigné's, (beste Ausgabe die von Ludovic Lalanne, Paris 1854) brauche ich hier nur kurz anzuführen, da sie unsern Gegenstand mit wenigen Worten berühren. Die Memoiren, geschrieben 1628 oder 1629, dienen einmal zur Schilderung des Privatlebens des Autors und dann zur Aufhellung mehrerer dunkler Stellen der Hist. Univ. In der letzteren hatte d'Aubigné vermieden, seinen Namen anzuführen, und so hatte er sich an der oben citirten Stelle auch nur bezeichnet als **un gouverneur de place, estimé pour violent partisan entre les refformez.** Wir finden nun in den Memoiren die Erklärung (p. 101): **Vous avez à la fin du chapitre X . . . un discours nottable, sous tiltre d'un gouverneur de place, estimé violent partysant. C'est Aubigné qui monstra par là comment sa violence aux affaires des réformez ne le faisoit point consentir aux iniques moyens.** Dies ist alles, was die Memoiren über unsern Gegenstand enthalten.

9. Das **Supplément** zu dem **Journal de Pierre l'Estoile (Michaud et Poujoulat II, I, 2)** ist bekanntlich eine Notizensammlung, die in annalistischer Weise gemacht worden ist. Der Sammler schrieb sich an den betreffenden Tagen auf, was er Merkwürdiges in Erfahrung gebracht hatte; besonders eifrig fahndet er auf die damals so entwickelte Flugschriftenliteratur. Dieser letztere Umstand macht denn auch das größte Interesse des Supplements aus. Zur Veröffentlichung war offenbar die Sammlung ursprünglich nicht bestimmt, was jedenfalls ihre Zuverlässigkeit erhöht. L'Estoile hatte zwar nicht öffentlich dem Katholizismus abgeschworen — dazu war er allzu ängstlich — aber schon in seiner Jugend vielfach mit Beza verkehrend, war er im Herzen ganz Protestant (Petitot, Bd. 45 S. 5). Für die Biron'sche Verschwörung bringt er — außer einer sehr interessanten Charakteristik Biron's p 336 — nichts Wichtiges, als eine Zusammenstellung von Spott- und Klageliedern auf den Tod des Marschalls p. 337 und etwa eine kurze Notiz über La Fin p. 334; alles Sonstige findet man besser an anderen Orten. Aber bedeutsam ist es bei l'Estoile's Eigenschaft als geheimer Protestant, daß er ganz entschieden an die Schuld Biron's glaubt.

Zuletzt möchte ich noch von einigen Schriftstellern sprechen, die allerdings ihre Werke eine ziemliche Zeit nach dem Tode Heinrich's IV. verfaßten, aber doch theils die von ihnen geschilderten Ereignisse noch selbst mit erlebt hatten, theils ihnen wenigstens ganz nahe standen.

10. Das Buch von Scipion Dupleix ist, soweit es die Geschichte Heinrich's IV. und Ludwig's XIII. betrifft, bekanntlich Gegenstand der lebhaftesten Angriffe schon bei seinem Erscheinen gewesen. Es war dies natürlich, da Dupleix sich eng an die siegende Partei anschließt und vorzüglich die Verherrlichung des Kardinals Richelieu, von dem er sich bei seiner Arbeit Rath erholt hatte, im Auge hat. Wir haben indeß hier den Theil seines Werkes, wo jenes Bestreben

besonders hervortritt, nicht zu behandeln, sondern haben uns nur mit der Geschichte Heinrich's IV. zu beschäftigen, die — nach dem königlichen Privilegium zu urtheilen — im Jahre 1632 vollendet war. Da Dupleix seit dem Jahre 1605 in der Umgebung Margarethens von Valois als deren besonderer Günstling dann als der Requetenmeister ihres Hotels lebte, so konnte er über die Zeiten Heinrich's IV. gut unterrichtet sein. Diese Kenntniß konnte er noch erweitern und fester begründen, als er 1619 zum Chronologen des Königs ernannt wurde. Freilich ist nun Dupleix von der größten Parteilichkeit. Heinrich IV. ist ihm von Gott zum Wiederhersteller der französischen Monarchie berufen (p. 2 éd. 1639), er hat alle erdenklichen Vorzüge, und selbst seine Fehler — Unkeuschheit, Hazardspiel und Begünstigung der Duelle — sind theils aus seiner hugenottischen Erziehung (!) zu erklären, theils sind sie unbedeutend, theils entstehen sie gerade aus seinen Vorzügen (p. 409 f.). Besonders aber gilt ihm Heinrich IV. als der Vorläufer des „großen und wunderbaren" Königs Ludwig XIII., welchem er die Wege gebahnt.

Bei einer solchen Auffassung dürfen wir auf Unparteilichkeit nicht rechnen. Zum Glücke steht unser Urtheil auf Grund der Akten und der Berichte der Schriftsteller der verschiedensten Parteien bereits so fest, daß Dupleix für dasselbe ohne Einfluß ist. Die Darstellung Dupleix' beruht meistens auf früheren Schriftstellern, Matthieu, Sully, Thou, vorzüglich Cayet, den er häufig fast wörtlich auszieht. Besonders zu bemerken ist es, daß er — aus Haß gegen die Hugenotten, denen seine ganze Familie äußerst feindselig gesinnt war — die Thätigkeit Rosny's so viel wie möglich in den Schatten stellt (so z. B. bei der Beruhigung des Südens 1602). Ebenso erhebt Dupleix auch die schon zurückgewiesene (III. 7) Anklage gegen Rosny, ganz besonders den König gegen Biron verhetzt zu haben (p. 308). Eigenthümlich ist Dupleix die genaue Erzählung des Betruges, durch welchen La Fin sich die Originalien der Briefe Biron's an den Herzog von Savoyen verschafft hatte (p. 309 f.); hier wird Dupleix bestätigt durch eine Depesche Tassis', enthalten in der Consulta des spanischen Staatsrathes v. 6. Juli 1602 (MS. Arch. v. Simancas [Paris] K 1426). Falsch dagegen ist die Darstellung, als ob La Fin's Reise an den Hof der Verhaftung seines Sekretärs Renazé in Turin vorhergegangen sei. Dann ist wieder nur bei Dupleix zu finden die versteckte Warnung, die Epernon dem Marschall bei seiner Abreise (p. 311) und vor seiner Verhaftung zukommen ließ (p. 313). Diese beiden Notizen sind nicht ohne Wichtigkeit. Die Verhandlungen der Verwandten Biron's mit dem Könige sind, dem Sinne nach, den andern Berichten gleich geschildert, dem Wortlaute sowohl von den Berichten Ayala's und Cayet's als auch Thou's etwas verschieden angegeben. Bei der genauen Uebereinstimmung der Erzählungen Ayala's und Cayet's muß ich dieselben als die zuverlässigeren betrachten. Aehnlich verhält es sich mit dem Aufenthalt Biron's in London, über den Dupleix gleichfalls eine eigene Version hat (Text S. 196 Anm. 1).

Dies ist das Hauptsächlichste, was über Scipion Dupleix' Geschichte Heinrich's IV. bei dieser Gelegenheit zu sagen wäre. Abgesehen von den drei erwähnten Notizen hat sie wesentlich Neues nicht geboten.

11. Mézeray ist zwar erst in dem Todesjahre Heinrich's IV. geboren, indeß er steht den geschilderten Ereignissen so nahe und war von Richelieu so gut mit

Material versehen, daß ich ihn wohl ausnahmsweise noch nennen darf. Mezeray hält Biron eher für verrückt als für verbrecherisch und führt die Meinung derer an, die glaubten, er sei im Jahre 1602 von seinen verrätherischen Absichten ganz zurückgekommen. Er citirt eine Stelle aus einem Briefe Biron's an La Fin: Puisque Dieu a donné un Dauphin au Roy, ie ne veux plus songer à toutes ces folies et ie vous prie de vous en revenir (III. 1245 éd. 1685). Indeß wir wissen, daß Biron auch nach der Geburt des Dauphin, bei seiner Gesandtschaft in die Schweiz, seine Unterhandlungen mit Fuentes fortsetzte. Es kam wohl Mezeray, dem dies genau bekannt war, in seiner gewöhnlichen Weise nur darauf an, etwas Neues vorzubringen, auch die Kehrseite der Medaille zu zeigen. Ueber die Beweggründe der Großen, sich anfänglich Biron anzuschließen, ist eine bedeutsame Notiz (p. 1225). Interessant ist dann das Portrait von Biron (p. 1248), welches die sonstigen Nachrichten über seine Person bestätigt.

12. Schließlich sei noch der Discours des favoris von Beauvais-Nangis erwähnt. Er bringt uns interessante Abrisse der Charaktere der damaligen einflußreichen Persönlichkeiten, ist aber sonst ohne faktische Bedeutung.

Ueber das Resultat, das aus dieser kurzen Untersuchung zu ziehen ist, braucht nicht weiter gesprochen zu werden. Es liegt in der im Texte gegebenen Darstellung vor.

Auszüge aus den Depeschen Philippe d'Ayala's.

(Vgl. Exkurs I. 3.)

1. Depesche vom 17. Juni 1602.

Le maréchal de Biron ne s'estant rendu à Orléans, le 9 de ce moys, comme l'on s'attendoit, le roy très chrestien partit le 10e avecq la royne vers Fontainebleau, et me fist l'honneur que de me faire dire, que dans trois jours il se trouveroit à Paris, affin que je fisse ce que bon me sembloit. Je prins résolution de m'y acheminer le lendemain. Du depuis le dit maréchal s'estant rendu le 12e à Fontainebleau accompaigné de quarante chevaulx, le roy très chrestien le receut fort courtoysement et de bon oeil, et pourmena plus d'une heure avecq luy. Au soir jouèrent aulx cartes ensemble, le lendemain continua de même et le dit Biron joua aulx cartes avecq la royne jusques à dix heures du soir. Mais sortant du cabinet après avoir salué le roy, fust rencontré du seigneurde Vitry, accompaigné de douze à treize de la garde, qui mectant sa main doulcement sur son espée lui dict: mon maitre, donnez moy votre espée, car le roy m'a commandé de la vous oster. Il luy respondist en riant: Vous jouez-vous? le roy ne m'a pas dict cela. L'aultre lui fist que c'estoit à bon escient. Sur quoy après une grande exclamation il y obeist, se voyant environné de ceulx de la garde. Incontinent après fust saisy le comte d'Auvergne, et le 15e sont estez transportez par la rivière dans ceste ville et logez enla Bastille. Le roy et la royne arrivèrent le même jour bien tost aprèz eulx, et ce matin sont partis vers Saint-Germain à veoir monseigneur le Daulphin. J'entens que le roy très chrestien advertist incontinent le premier président du dit saisissement, lui disant qu'il s'y estoit résolu pour des attentats faicts contre l'estat et contre sa personne, et d'aultres desseings detestables et indignes du nom françois, dont il désiroit estre faict chastoy et justice. Il en advertit de même le duc d'Espernon par le seigneur de la Rochepot, l'asseurant de sa bonne volunté, et usa de ces termes: Aymez moi toujours, et je vous chériray comme j'ai faict du passé.

Ce saisissement donne du subiect à une infinité de discours, car ung chacun y apporte tel visage que sa passion lui donne. Les ungs disent que non seulement ilz ont attenté contre la personne du roy, mais aussi contre celles de la royne et monseigneur le Daulphin; les aultres, que c'est par la menée de monseigneur le duc de Savoye et du comte de Fuentes qui lui ont faict toucher l'argent du roy d'Espaigne, et l'asseuré du mariage de la seconde fille de monseigneur le duc de Savoye, et de la donation du duché de la Bourgogne, de cinquante mille écus de traistement par moys, avecq charge de général de l'armée de Sa Majesté; des aultres y embarquent bien avant la marquise de Verneuil.*) Le roy très chrestien dict à son souper le même jour qu'il arriva icy, que le dit Biron estoit l'homme qu'il avoit aymé et de qui il s'estoit fié le plus, et celui qui luy avoit faict le plus de service; que ce lui estoit ung extrême regret de n'avoir le moyen de lui sauver la vie; que soubz la faveur de ces menées on avoit pensé de surprendre Aigues-Mortes et troubler tout son estat.

La pluspart tient que dans peu de jours on le faira mourir honteusement. Du comte d'Auvergne on ne juge pas ainsy. L'on affirme que le roy très chrestien le pressa à la première entrevue, afin qu'il lui confessat la vérité de ce faict, avec dessein et intention de n'en faire aultre démonstration ou semblant et oublier tout le passé, mais qu'il ne le sceut jamais mener à cela, protestant toujours de son innocence, dont aigry s'estoit laissé porté à ceste résolution de s'asseurer de sa personne. Plusieurs disent que le roy a entre ses mains des lettres et mémoires originelles du dit Biron et de monseigneur le duc de Savoye et du comte de Fuentes, que luy sont estez délivrées par ung de ses sécrétaires**) et par le seigneur de la Fin. Mais il est très difficile de pénétrer et descouvrir la vérité parmi tant d'incertitude. Le baron de Lux n'a estez d'advis que le dit Biron se rendist auprez du roy, et, en effect, luy mesme n'y a voulu venir quoy qu'on lui aye sceu dire. A la vérité c'est ung grand remuement, principalement s'il est vrai, que plusieurs seigneurs et gentilshommes de qualité ont trempé en ceste practique, comme on dict et affirme. De Paris, le 17 juin 1602.

2. Depesche vom 2. Juli 1602.

La commune opinion est que ceulz qu'ont examiné et interrogé le maréchal de Biron, n'ont trouvé les charges si claires, ni la matière si disposée à en donner jugement, comme on a publié et faict accroyre. Mesmes on dict qu'aiants de prime abordée, selon leur style, demandé son nom, qu'il leur a répondu avecq grande asseurance, que c'estoyt luy qu'au prix de son sang avoit aydé à mectre la couronne sur la teste du roy, et du depuis la luy avoit asseurée par le siége et reprinse d'Amiens. Et comme aprez on lui monstra aulcunes lettres, qu'on dict estre escriptes et

*) Es war dies jedenfalls eine merkwürdige Ahnung!
**) Lombelles.

signées de sa main et mises en la main du roy très chrestien par le seigneur de la Fin, principal instrument de son accusation, qu'il les a recognu et advoué pour siennes, disant qu'il avoit adverti le roy du contenu en icelles et du subject qui l'avoit porté à telle résolution, et qu'il luy avoit pardonné, dont il se réclamoit à sa conscience et à celle des seigneurs de Sillery et de Villeroy, que si on trouvoit, ou pouvoit vérifier, que du depuis il ayt rien traicté ou attenté contre la personne du roy ou son estat, que non seulement on luy fist perdre la vie, mais qu'on le tirat de quatre chevaulx.

J'ay cecy de bon lieu, ce neantmoins je n'en ose rien asseurer pour l'incertitude que je rencontre en advis et discours d'heure à aultre; vray est, qu'il semble assez apparent, attendu la longueur et froideur dont on use, qu'ilz y ont trouvé plus de difficulté de ce qu'on ne s'est attendu, quoy qu'aulcuns affirment qu'il a confessé assez pour lui faire perdre la teste. Le dit de la Fin a esté mandé et confronté avecq luy, persistant l'ung en son accusation et l'aultre en sa négative. Pour le comte d'Auvergne on tient qu'il n'est en aulcun dangier et que le roy très chrestien en a donné asseurance à la marquise de Verneuil, qu'est sa soeur. De Paris, le 2e juillet 1602.

3. Depesche vom 29. Juli 1602.

Le roy très chrestien se rendist icy le jour devant fort secrètement, et on tient qu'il s'est trouvé présent (sans estre veu) et qu'il a ouyt les interrogats et responces du dit Biron, ce qui me semble assez apparent et croyable. On trouva le mesme jour et le précédent quelques placcarts et billets affigez à la porte du Palais, admonestants les juges d'aller mûrement en besoigne et pondier le tout prudemment sans y apporter de la passion ou désir de vengeance, aultrement qu'ilz auroient à s'en répentir. Les commissaires de quartier ont faict recherche ès maisons, s'enquestans, si quelqu'ung de dehors estoyt logé chez eulx ou s'ilz avoient des armes ou harquebuzes . . . .

Le roy de France a dict, il n'y a que huict jours, en présence de plusieurs, que ceulx qui désirent la prinse d'Oostende, ne sont pas bons François. Il m'est advis qu'à meilleure raison on pouvoit soustenir qu'ilz ne sont bons chrestiens ny catholicques qui ne la désirent pas. C'est chose estrange qu'on ne peult parler de ceste place qu'il ne s'esmeuve, esclatte et descouvre sa passion sans desguissement.

On murmure qu'aussitost que Biron sera mort, que le roy de France publiera la guerre. Quand à moy j'y voyz encoires peu d'apparence. Le camérier du pape le presse fort à ce qu'il envoye au plustost ung ambassadeur en Espaigne, et espère d'en venir à boult. J'espère que devant son partement scaurons quelque chose de plus. Je l'ay instruyt bien particulièrement de ce que passe icy, et du secours que de jour à aultre l'on envoye aux rebelles d'Hollande. Il m'a visité, et le treuve bien affectionné au service de Votre Altesse.

On m'asseure que le roy de France presse les juges à donner jugement. Le gentilhomme*) n'a encore envoié à recognoistre la place, car celui qui debvoit aller, n'a voulu moings que cent écus. Je luy en ay offert cinquante. Si le puis contenter avec quinze d'avantaige, je les luy donneray pour l'importance du faict; si pas, j'en attendray l'ordre de Vostre Altesse. De Paris, ce 29 juillet 1602.

4. Depesche vom 8. August 1602.

Il est véritable et consté par les temoignages de ceulx qui sont estez présents, que quand le greffier luy [d. h. à Biron] prononça l'arrest de mort, dans la Bastille, en présence du chancellier et du premier président, qu'il dict hault et clair, qu'on lui imposoit faulsement qu'il ayt jamais attenté à la personne du roy, de la royne ou de monseigneur le Daulphin; qu'ilz en avoient menti; qu'il ne se vérifieroit jamais; qu'on luy faisoit injustice et qu'il mouroit innocent. Mesmes asseurent plusieurs, qu'il appella les dicts chancellier et premier président et les aultres juges à comparaistre devant le juste tribunal de Dieu, pour y rendre compte et luy faire raison du tort qu'ilz luy teniont. Le mesme propoz tint-il sur l'eschaffault, quand le greffier fist nouvelle lecture du dict arrest devant ceulx qui y estiont comparuz. En effect, l'opinion universelle est que cet article n'a esté suffisamment verifié, quoy qu'on a publié et qu'on tâche à faire accroire le contraire.

Le mesme jour le roy très chrestien courust fortune à la chasse par ung cerf, qui l'abatist de son cheval et le blessa légièrement.

La mort de ce personnaige est en général fort regrettée et s'estiont persuadez plusieurs que le roy très chrestien y eust apporté plus de doulceur. On le blasme fort, et si tient on, que si les coeurs des juges n'eussent estez préoccupez de la volunté du roy de France, qu'il y eust difficulté à le condemner, estant la plus saine partie plus incliné à l'absolution. Mesmes asseure-t-on, que si le roy de France n'eust restrainct l'interprétation du pardon que, passez vingt-deux mois,**) il lui donna, durant la guerre de Savoye, disant ne l'avoir entendu en ceste façon, qu'il n'y eust eu subject pour le faire mourir. Le lundy devant, le roy de France fist écrire et commander au premier président, qu'il ne laissât départir la compagnie qu'ilz n'eussent achevé, le reprenant de ce que le samedy devant, après que Biron avoit esté ouy au conseil, ilz n'en avoient fait une fin. En somme ceste acte semble oster beaucoup de lustre à la clémence qui reluist ès traictez, faitz avec ses ennemys, jugeant qu'elle a plustost esté affectée et constraincte par raison d'estat, que naturelle en lui, et qu'à l'advenir il sera plustost redoubté qu'aymé. De Paris, le 8 aoust 1602.

---

*) Augenscheinlich ein Spion des Erzherzogs in Frankreich.

**) Vor 19 Monaten.

5. Depesche vom 12. August 1602.

La mort de Biron est fort regrettée; le roy de France vit en grande inquiétude. Il n'y a que deux jours qu'il dict à la marquise,*) que de nuyct il avoit des visions très afreuses, qui le troubloyent fort et ne le laissoyent dormir; qu'il lui estoit advis qu'ung cerf l'avoit abattu et luy perçoit les entrailles de ses cornes. Il apprehende fort des menées contre sa personne. La croyance que l'on a faict mourir le maréchal pour des choses passées devant et durant la guerre de Savoye, et pas du depuis, continue de plus en plus. An demeurant, les affaires semblent aulcunement s'adoulcir. Je tiens qu'on ne remuera rien pour cest an. . . .

6. Depesche vom 7. Oktober 1602.

Le roy très chrestien aiant disné, le 3 de ce mois, chez Sébastien Zamethi, le comte d'Auvergne y fust conduict de la Bastille, et s'estant jetté à deux genoulx aux pieds du roy, luy demanda pardon et grâce, que luy fust accordé. Et se tournant le roy vers le connestable, luy dict: „Je vous rends votre beaufils et lui donne la vie, mais qu'il soit sage à l'advenir.“ Et comme il sortit de chez Zamethi, le fist entrer en sa carosse. De Paris, le 7 octobre 1602. Signé: Philippe d'Ayala.

*) von Verneuil.

Franz Duncker's Buchdruckerei in Berlin.

Druckfehler.

Seite 232 Zeile 4 von unten: statt „Heinrich VI." lies: „Heinrich IV."
Seite 240 Zeile 10 von unten: statt „Kreisen" lies: „Kreise".
Seite 247 Zeile 12 von oben: statt „seine" lies: „seinen".
Seite 251 Zeile 18 von oben: statt „denselben" lies: „demselben".
Seite 303 Zeile 11 von oben: statt „nach Frankreich" lies: „nach Spanien".

Heinrich IV. und Philipp III.

Die

Begründung des französischen Uebergewichtes in Europa.

1598 — 1610.

Von

Dr. Martin Philippson,

Dozenten der Geschichte an der Universität Bonn.

Zweiter Theil.

Berlin.
Verlag von Franz Duncker.
1873.

Franz Duncker's Buchdr. in Berlin.

Inhalt.

Seite

Erstes Kapitel.

Spaniens innere Zustände.

1598 — 1610.

Friedensliebe der spanischen Regierung. — Philipp IV. als König. — Lerma's Alleinherrschaft. — Seine Habgier. — Versorgung seiner Verwandten; er bemächtigt sich aller einflußreichen Aemter. — Seine Rachgier und Grausamkeit. — Allgemeiner Haß gegen Lerma; Sturz Villalonga's. — Die Cortes. — Regungen popularer Unzufriedenheit. — Justizverwaltung. — Inquisition. — Adel. — Staatseinnahmen: indirekte, direkte; italienische; amerikanische. — Staatsausgaben. — Verpfändung fast der gesammten Einnahmen an die Gläubiger. — Beständiges Defizit. — Trauriger Zustand der spanischen Finanzen unter Lerma's Regierung. — Oekonomischer Zustand Spaniens. — Der Handel; Beeinträchtigung desselben durch Seeräuber. — Handel mit Amerika; Zustand der amerikanischen Kolonien. — Import- und Exportzölle. — Mißhandlung der Fremden. — Ungünstige Handelsbilanz Spaniens. — Verfall der Industrie. — Mißachtung des Ackerbaues; sein Sinken und die Gründe hierfür. — Mangel an Land- und Wasserstraßen. — Unsicherheit in Stadt und Land. — Thörichter Luxus. — Verarmung und Entvölkerung. — Die Hauptstadt. — Das Heer und die Seemacht. — Charakter der Spanier im Beginn des 17. Jahrhunderts. — Litteratur und Kunst. — Religiöser Fanatismus.

In den vorigen Kapiteln haben wir zu zeigen versucht, wie Heinrich IV. die politischen Bestrebungen vorbereitete, die Frankreich zum Triumphe über die furchtbare Macht des habs=

burgischen Hauses führen sollten, und wie Spanien durch eine nicht minder verkehrte als habgierige Politik ihm in die Hände arbeitete. Aber fast noch wichtiger für die Machtstellung beider Staaten waren die ganz verschiedenen Systeme, die sie im Innern, bei der Verwaltung ihrer Reiche verfolgten.

Während des von uns bereits durchmessenen Zeitraumes hatte Spanien keine Veranlassung gehabt, auch nur für ein Jahr den Janustempel zu schließen. Ununterbrochen hatten seine Kämpfe mit den verschiedensten Völkern fortgedauert. Die ganze Verkehrtheit des gewöhnlichen politischen Systems der Spanier wird uns nun klar, wenn wir hören, daß eine Regierung, die so beständig auswärtige Kriege führte, dennoch im In- und Auslande als friedfertig galt und sich wohl auch selbst so bezeichnete. Es wurde bereits als ein Aufgeben der Bahnen Philipp's II. betrachtet, daß Spanien nicht wegen Saluzzo's mit Frankreich brach, und daß es den verlustvollen Krieg mit England beendete. „Man sieht deutlich", bemerkt ein zeitgenössischer scharfer Beobachter, „daß die Neigung der gegenwärtigen Regierung nicht auf bewaffnete Bewegungen gerichtet ist".[1])

Aber es war eine Friedensliebe, nicht aus wohlüberdachten Erwägungen, Plänen und Beschlüssen, sondern vielmehr aus reinem Gefühl der Schwäche. Das konnte man schon an dem Könige bemerken, der vorzüglich für dem Frieden zugethan gehalten wurde, weniger aus bestimmten Grundsätzen heraus, als aus Bequemlichkeit. „Seine Majestät", äußert sich sehr respektswidrig ein venezianischer Berichterstatter,[2]) „liebt es, ohne viel Gedanken zu leben". Je älter Philipp III. wurde, um so mehr kehrte er sein ganzes Trachten soliden sinnlichen Freuden zu. Viermal des Tages nahm er größere Mahlzeiten ein, bei deren jeder er mehrere Fleischspeisen verzehrte, so daß er bald durch das beständige Ueberladen

---

[1]) Relazione di Franc. Priuli (1608); Barozzi e Berchet, I., I. 349.
[2]) Relaz. di Girol. Soranzo (1611); ibid. p. 459.

seines Magens denselben verdarb und häufig an Indigestionen und Fieber litt.[1]) Diesem großen Konsum fester Nahrungsmittel gegenüber fühlte er das Bedürfniß nach Bewegung und hatte eine wahrhaft kindliche Lust am beständigen Reisen und Wechsel der örtlichen Umgebung. Der ganze Hof mußte ihn dabei begleiten, so daß ein Tag einer solchen Reise an 3000 Dukaten außerordentlicher Ausgaben kostete. Diese Reisen und die Jagd, der er leidenschaftlich ergeben war, hielten ihn fast stets außerhalb der Städte. Blieb er einmal mehrere Tage an einem Orte, so mußte man ihm das stets drohende Gespenst der Langeweile durch Festlichkeiten, Bälle, Komödien und Ketzerverbrennungen vertreiben. Außerdem liebte er das Spiel sehr, bei dem er gewöhnlich große Summen verlor und oft ganze Nächte zubrachte, so daß er meist erst gegen Mittag sich vom Lager erhob. Seiner Gemahlin Margarethe von Steier blieb er ganz ergeben und trennte sich weder tags noch nachts von ihr. Uebrigens war er nicht ungebildet. Er redete außer seiner Muttersprache noch das Lateinische, dessen damals kein Politiker entbehren konnte, und französisch und italienisch, die Sprachen eines großen Theiles seiner Unterthanen.[2])

Gutmüthig, wie er war, bewilligte er leicht Audienzen, hörte freundlich an, was man ihm zu sagen hatte, und antwortete leise und verlegen einige wohlwollende Worte. Aber man durfte nicht glauben, damit etwas erreicht zu haben. Philipp III. in seiner krankhaften Neigung zu geistiger Unthätigkeit entwöhnte sich immer mehr, sich den geringsten Einfluß auf die Staatsangelegenheiten zu gestatten; höchstens milderte er dann und wann ein Strafurtheil. Sonst überließ er alle Geschäfte dem Herzoge von Lerma; der

---

[1]) MS. Dep. Khevenhiller's an den Kaiser, v. 7. Febr. 1600 (Haus-, Hof- und Staatsarchiv in **Wien**, C9b.): „Der König hat hernach ein fieber gehabt, das aber baldt nachdem nachgelassen. Der herr ist jung, vnmäßig vnd ain starckher össer. Daher seind dergleichen Zuestendt nit zu verwundern".

[2]) Gil Gonzalez Davila, Teatro de las grandezas de Madrid (Madrid 1623) p. 42.

nahm ihm die Last und Mühe des Denkens ab; schließlich getraute sich der König in den Audienzen nichts anderes zu sagen, als: „Ich will sorgen, daß die Sache geprüft wird.“ [1]) Obwohl er ganz gut wußte, daß Lerma nicht alles zum Wohle des Staates ausrichte, so meinte er doch, Lerma sei im Grunde noch besser und zuverlässiger, als jeder andere seiner Diener, dem die Regierung zufallen müsse, wenn er sie Lerma nähme. So lieb Philipp auch seine Gemahlin hatte, sie durfte nicht versuchen, Lerma's Macht durch eigenen Einfluß im geringsten zu schmälern; ja, es war ausdrücklich verboten, sich mit der Bitte um die mindeste Gnadenbezeugung an sie zu wenden! Examinirte doch Lerma den König darüber, was seine Gemahlin im Ehebette mit ihm gesprochen; er ließ sie fragen, was sie nach Deutschland schreibe; er fing selbst die Briefe auf, die sie mit der einzigen ihr gebliebenen deutschen Dame wechselte. Das kränkte die Königin tief, so daß sie oft ausrief: sie wolle lieber eine Klosterdame in Graz sein, als Königin in Spanien. [2]).

Unumschränkter Herr des spanischen Staates war dieser Lerma. Von ihm konnte man sagen, er mache die Kardinäle, er vergebe die Würden, er vertheile weltliche und geistliche Einkünfte. In ihm war gleichsam die Summe der Herrschaft verkörpert; meistens verfügte er über die wichtigsten Geschäfte des Staates selbst und gab nur von den geringeren dem Staatsrathe Kenntniß, dem er seine eigentliche Bedeutung dadurch nahm. Hatte doch der König die Unterschrift des Herzogs an Geltung seiner eigenen gleichgesetzt: [3]) wohl ein einziger Fall in der Geschichte! Es half nichts, ein Gesuch an Philipp III. zu richten; nur durch Lerma's Verwendung konnte man hoffen, seinen Zweck zu erreichen.

---

[1]) Man vergl. z. B. die Depeschen Sir Charles Cornwallis' v. 9. April 1607 u. 10. Dez. 1608; Winwood Memorials, II. 299 ff.; 457.

[2]) Graf Johann Khevenhiller's Relation an den Kaiser, v. 10. Jan. 1606; Lünig, Europäische Staatskonsilien (Leipzig 1715) I. 609 f.

[3]) Lafuente, Historia general de España, XV. 450.

Wir wissen bereits genug von der spanischen Politik seit dem Tode Philipp's II., um die Fähigkeiten Lerma's in dieser Beziehung beurtheilen zu können. Aber das ganze Unheil, das dieser Mann über Spanien gebracht hat, wird nur dann völlig erkannt werden, wenn über die Art seines Regimentes und die Wirkungen, die dasselbe auf die inneren Zustände Spaniens ausübte, das Erforderliche gesagt sein wird. Kein Vorurtheil darf und wird uns bei der Darstellung dieser Dinge leiten; nur nach den Aussagen der unparteiischsten, ja sympathischen Beobachter und offizieller Dokumente darf hierbei verfahren werden. Wenn das Bild trotzdem ein überaus trübes sein wird, so ist es die Schuld der geschilderten Zustände, nicht der Schilderung an sich. Nirgends wohl lassen sich so genau wie in dem damaligen Spanien die Finger in die klaffenden Wunden legen, so deutlich die Ursachen des Verfalles nachweisen. Auf diese Art möchte ein Studium der letztern doppelt unterrichtend sein, da ihre Darstellung gleichsam eine vollkommene Sammlung von Beispielen verkehrter Staatskunst und falscher nationaler Richtungen giebt.

Es gab bei dem Tode Philipp's II. noch eine Möglichkeit für Spanien, sich aus seinem Verfalle emporzuheben, die tiefen Wunden zu heilen, an welchen das unglückliche Land litt. Man mußte die noch währenden Kriege so bald wie möglich beendigen, eine konservative Politik nach außen befolgen, die Ausgaben beschränken, die Steuern herabsetzen, der Industrie und dem Ackerbau aufzuhelfen suchen, den Geist der Nation von der kriegerischen wieder auf die bürgerlichen Beschäftigungen lenken. Aber Lerma war nicht der Mann, die Rolle eines Regenerators für Spanien zu spielen. Auf der einen Seite fehlte ihm die Einsicht dazu, auf der andern leider — die Ehrlichkeit.

Denn das war auch dem blödesten Auge klar, das mußte der Herzog, der an der Spitze des Staates stand und von dessen ganzem Getriebe Kenntniß hatte, und dem es an natürlicher Schlauheit keineswegs fehlte, gewißlich sehen: vor allem mußten die

Ausgaben bedeutend verringert werden. War dies ja einer der Hauptgründe, die von Philipp II. und von Lerma selbst für die Friedensschlüsse von 1598, 1604 und 1609 angeführt wurden. Aber was half es, den großen Kriegen ein Ende zu machen, wenn man beständig kleine Streitigkeiten sich auf den Hals lud? besonders aber, wenn Lerma — und hierin zeigt sich der verderbliche und gewissenlose Eigennutz desselben — die durch den Frieden ersparten Summen zu seinem und seiner Verwandten und Geschöpfe Gunsten verwendete? Die spanische Regierung zeigte eine Verschwendung gegen ihre Günstlinge, die unverantwortlich gewesen wäre, selbst wenn das Reich sich in der blühendsten Lage befunden hätte; aber in dem Zustande, in welchen es verfallen, war sie geradezu ein Verbrechen.[1]) Die sonst so gefügigen Cortes von Kastilien klagten laut, daß — während Philipp II. nur 400,000 Dukaten (2½ Millionen Thaler nach heutigem Geldwerthe) jährlich für seine Civilliste verwendet habe — der jetzige König 1,300,000 Dukaten (8,600,000 Thaler) jährlich für dieselbe gebrauche! Freilich versprach, um die Erneuerung der außerordentlichen Steuern durchzusetzen, der König alle möglichen Ersparnisse — aber nur, um sofort nach Bewilligung des Gewünschten seine Verheißung in den Wind zu schlagen.[2])

Arm war Lerma im Jahre 1598 in die Staatsverwaltung eingetreten, und schon am Beginne des Jahres 1602 besaß er ein Vermögen von zwei Millionen Dukaten — nach jetzigem Geldwerthe über 13 Millionen Thaler — und an Einkünften die ungeheuere Summe von 200,000 Scudi — oder nach heutigem Maaßstabe mehr als einer und einer halben Million Thaler. Dabei vergrößerte er sein Vermögen immer mehr auf doppelte Weise: erstens durch die fortwährenden Gaben des Königs, zweitens durch

[1]) MS. Dep. Khevenhiller's v. 31. Jan. 1599; Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien, C. 9 b. — Watson, Philipp III, I. 9.

[2]) Cabrera, Relaciones, 1. Sept. 1607 (p. 312).

die Geschenke, ohne welche niemand das mindeste bei ihm durchzusetzen vermochte.[1]) Folgen wir ihm nur in den nächsten Jahren, und zwar ausschließlich auf dem erstern Wege. Ende Mai 1602 machte der König ihn zum Polizeipräsidenten von Madrid, dann zum Intendanten des dortigen Schlosses und aller königlichen Lustschlösser und Parke. Im März 1603 wurde er zum General sämmtlicher spanischer Kavallerie mit einem Gehalte von 12,000 Dukaten — ca. 80,000 Thaler — ernannt; dieses Amt wurde für Lerma damals ganz neu eingerichtet, denn bisher hatten die Könige es stets sich selbst vorbehalten. Wenige Monate später urtheilte der König ihm eine streitige Erbschaft zu, die ihm eine gleiche Rente brachte. Im Februar 1604 wurde ihm das sehr werthvolle Monopol der Thunfischerei an den Küsten von Valencia zugestanden, während ihm die Cortes dieses Königreiches zugleich ein Geschenk von 15,000 Dukaten — beinahe 100,000 Thalern — machen mußten. Anfang September 1604 folgte eine neue königliche Schenkung von 80,000 Dukaten — über eine halbe Million Thaler.[2]) Um nicht zu ermüden, wollen wir die Aufzählung auf diese wenigen Jahre beschränken. Es wird nun aber nicht Wunder nehmen, wenn berichtet wird, daß am Ende unseres Zeitraumes, im Jahre 1611, der Herzog — allerdings mit seinen beiden Söhnen gemeinschaftlich — ein jährliches Einkommen von 700,000 Scudi hatte, was nach heutigem Werthe beinahe sechs Millionen Thalern entspricht, und daß seine Kostbarkeiten, Geräthschaften und Garderobe allein auf sechs Millionen Dukaten oder etwa vierzig Millionen

---

[1]) Relaz. di Franc. Soranzo p. 138 und Ottav. Bon. p. 252. — Graf Johann Khevenhiller sagt in der Relation, die er i. J. 1606 über die Angelegenheiten des span. Hofes an den Kaiser sandte: Lerma habe „vor wenigen Jahren das liebe Brod nicht gehabt"; Lünig, Europäische Staatskonsilien, I. 611.

[2]) Cabrera, (Hofhistoriograph Philipp's III.) Relaciones de las cosas succedidas en la corte de España desde 1599 hasta 1614 (Madrid 1857) passim. — Fr. Chr. Khevenhiller, Annales Ferdinandei, V., VI. passim.

Thaler geschätzt wurden.[1]) Alle diese ungeheueren Summen waren dem verarmten und täglich mehr verarmenden Volke ausgepreßt worden! Und wenn in Folge dieser unverschämten Plünderung des Staatsschatzes kein Geld mehr in demselben war, schossen Lerma und seine Geschöpfe — selbstverständlich unter fremdem Namen — dem Könige Geld zu Wucherzinsen vor.[2])

Die seltsame Anziehungskraft, welche großer Grundbesitz auf Emporkömmlinge zu üben pflegt, machte sich auch bei Lerma geltend. Ueberall kaufte der Herzog sich Besitzungen; ganz Spanien war mit seinen Schlössern und Gütern übersäet. In Valladolid erwarb er im Jahre 1600 den schönsten Palast der ganzen Stadt für 80,000 Dukaten. Im Jahre 1602 kaufte er eine Villa bei Madrid für 120,000 Dukaten und bald darauf eine ganze Reihe von Palästen; und so vergingen selten einige Monate ohne Erwerbungen größerer oder kleinerer Grundstücke durch den Herzog. Was wollte solchen Verhältnissen gegenüber seine Freigebigkeit gegen die Geistlichen sagen! Und war die nicht auch Berechnung? Wollte er sich doch so auf Erden die Unterstützung durch diesen mächtigen Stand und nach dem Tode Verzeihung für seine Habgier erkaufen!

Die schamlose Selbstsucht Lerma's erstreckte sich nicht nur auf seine Person, auch auf seine Angehörigen und Anhänger, welche letztere er aus niedrigstem Stande zu nehmen pflegte, nicht etwa, um das wahre Verdienst zu begünstigen, wo es sich auch finde, sondern um sich mit gewissenlosen Emporkömmlingen zu umgeben, die, jeder selbständigen Bedeutung ermangelnd, allezeit gefügige Werkzeuge in seiner Hand seien.

Zunächst suchte er seine eigene Familie mit Ehrenstellen zu überhäufen. Am 4. Dezember 1599 wurde plötzlich der Ober=

[1]) Relaz. di Girol. Soranzo p. 459. — Der damalige Geldwerth ist dreimal so hoch, wie der heutige, berechnet.

[2]) So versichert Graf Joh. Khevenhiller in der angeführten Relation p. 608.

Hofmeisterin der Königin, der würdigen Herzogin von Gandia, die sowohl bei der Königin selbst als auch bei dem ganzen Hofe höchst beliebt war, eröffnet, sie möge ihr Amt niederlegen, denn die Herzogin von Lerma wünsche dasselbe schon seit lange.[1]) Vergebens weigerte sich die tiefgekränkte Dame, vergebens zeigte sich selbst die Königin höchst aufgebracht über diesen ihr auferlegten Tausch, vergebens murrte der sonst so gefügige Hof. Das Interesse der Familie Lerma, der Wunsch des Herzogs, allezeit eine Spionin um die Königin zu haben, triumphirten. Die Herzogin von Gandia mußte wenige Tage später ohne Begleitung von Herren und Rittern, wie dies sonst bei dergleichen Gelegenheiten und bei Personen ihres Ranges zu geschehen pflegte, den Hof verlassen. Als einige Zeit darauf es der Herzogin von Lerma durch ihre Kränklichkeit unmöglich gemacht wurde, ihr Amt zu verwalten, wurde an ihre Stelle die verwittwete Gräfin von Lemos gesetzt, die Schwester des allmächtigen Günstlings.

Mit noch größerm Eifer sorgte Lerma für seine Söhne. Er schien die Herrschaft über Spanien nach dem Rechte der Erstgeburt vererben zu wollen. Seinen ältesten Sohn, den Marques v. Cea, erzog er von vorn herein zu seinem Nachfolger in dem Majordomat; so ließ er denselben schon frühzeitig an seiner Stelle Audienzen ertheilen. Bei der Vermählung der fünfjährigen Tochter des Marques mit dem gleichaltrigen Don Diego Henriquez de Cabrera, Herzog v. Medina de Rioseco, einem der vornehmsten Adligen Spaniens und Erbadmiral von Kastilien, mußte der König die Mitgift liefern in Gestalt einer Kornabgabe in Sizilien, die nicht weniger als 30,000 Kronen jährlich einbrachte![2]) Wenige Wochen

---

[1]) Es ist dies zu charakteristisch, als daß ich die Stelle bei Cabrera p. 54 nicht wörtlich mittheilen sollte. A los 4. del mes pasado, schreibt er unter dem 1. Jan. 1600, el Confesor dijo de parte de S. M. á la Duquesa de Gandia que se serviria de retirarse á su casa, porque habia muchos dias que desearia fuese camarera de la Reina la Duquesa de Lerma etc.

[2]) Dep. Cornwallis an das Privy Council, Okt. 1605; Winwood Memorials, II. 158.

später ertheilte der König dem Marques den Ertrag der direkten Steuern eines Indianerdistrikts in Peru, die jährlich über 10,000 Dukaten einbrachten, für ihn und seine beiden nächsten Nachkommen. Im Februar 1603 ernannte ihn der König zum Herzoge von Cea und dann von Uceda, bis er einst den Herzogstitel seines Vaters erben würde. Im nächsten Jahre erhielt er nach dem Tode des Marques von Mondejar die Alhambra von Granada mit der dazu gehörigen Compagnie Soldaten zum Lehen, während doch dieses Amt seit dem Jahre 1492 in der Familie der Mondejar erblich gewesen war. Deshalb empfand sie diese Schenkung jetzt natürlich als eine tiefe Beleidigung. Dabei war Uceda ein so roher und alberner Mensch, daß niemand begriff, welches Gefallen der König eigentlich an ihm fand. Er schlief den Tag elf oder zwölf Stunden und wurde schon in seiner Jugend unförmlich stark; die Arbeit scheute er auf das höchste. Sein Vater hatte selbst keine große Meinung von ihm.[1]) Dieser plumpe Mensch ist es bekanntlich gewesen, der, von seinem Vater bei dem Könige nach Kräften gefördert, die gerechte Vergeltung über jenen herbeigeführt hat, indem er selbst der Urheber und zugleich das Werkzeug seines Sturzes geworden ist.

Mit nicht minderer Sorgfalt war Lerma auf die Beförderung seines zweiten Sohnes bedacht. Schon vor dem gesetzmäßigen Alter — er zählte erst zehn Jahre — wurde Don Diego Gomez Sandoval y Rojas zum Großkomthur des Ordens von Calatrava ernannt. Mit Geschenken und Aemtern überhäuft, erhielt er am 29. August 1603 den Titel eines Grafen von Saldaña und wurde vermählt mit Doña Luise, der Tochter des Don Hurtado Lopez de Mendoza, Herzogs von Infantado, des Hauptes eines der glänzendsten kastilischen Adelsgeschlechter. Freilich hatte dabei der Herzog mit seinen Söhnen kein großes Glück. Während

---

[1]) Joh. Khevenhiller's Relation v. 10. Jan. 1610; Lünig, Europäische Staatskons. I. 611.

der ältere später den Undank so weit trieb, ihn zu verdrängen, nöthigte ihn der jüngere durch thörichte Jugendstreiche, ihn auf die Festung Ampudia setzen zu lassen.

Der Bruder Lerma's, der Marques von Villamizar, wurde zunächst zum ersten Kavalier des Königs, dann — im Jahre 1604 — mit Reservirung dieser Würde zum Vizekönige von Valencia gemacht.

Ueber alle seine Angehörigen, auch die entferntern und angeheiratheten, erstreckte sich der Beförderungseifer des Herzogs, welcher den Staat als eine Privatdomäne der Familie Sandoval zu betrachten schien, als ein nach Belieben für dieselbe auszubeutendes Besitzthum.

Der Graf v. Niebla, Sohn des Herzogs von Infantado und Gemahl seiner ältesten Tochter, Doña Juana, wurde zum Großjägermeister ernannt und erhielt zwei Herzogstitel für Italien zur Verfügung, aus deren Verkauf er 24,000 Dukaten zog. Im Jahre 1603 wurde er zum General der gegen Algier bestimmten Galeeren ernannt, erhielt später einen Besoldungszuschuß von 4000 Dukaten und hierauf auch das Amt eines Generalkapitäns der Küsten von Andalusien.

Der Gemahl von Lerma's zweiter Tochter — Doña Catalina — zugleich sein Neffe, der Sohn der schon erwähnten Gräfin von Lemos, Don Pedro Fernandez de Castro Graf v. Lemos, wurde Präsident des Finanzrathes und später Vizekönig von Neapel; während dessen Bruder, Don Francisco de Castro, schon früher dieses Amt verwaltet hatte und später zum Herzoge von Taurisano erhoben wurde.[1])

Seinen Oheim, Bernardo de Sandoval, machte Lerma zum

[1]) Die dritte Tochter, Doña Francisca, heirathete den Don Diego Lopez de Zuñiga, Herzog von Peñaranda; Malvezzi, Addiciones á la Historia, bei Yañez p. 145.

Kardinal und Erzbischof von Toledo, aus welcher letzten Würde derselbe allein 300,000 Scudi — etwa zwei und eine halbe Million Thaler jährlicher Einkünfte bezog. Im Oktober 1608 wurde er trotz seines Sträubens zum Generalinquisitor von Spanien gemacht, um in dieser Würde seinen nunmehr mächtigen Arm dem Neffen zur Unterstützung zu leihen. — Ein anderer Oheim Lerma's, Don Juan de Borja, wurde zum Vorsitzenden des Rathes von Portugal ernannt.

Der Schwager des Herzogs, der Graf von Altamira, erhielt die direkten Steuern eines peruanischen Indianerdistriktes, die 8000 Dukaten jährlich einbrachten; außerdem wurde er zum Grande von Spanien und dann zum Majordomus der Königin erhoben. So wurde jede Regung der Selbständigkeit, die etwa Margarethen hätte kommen können, systematisch niedergehalten. Die eine Schwester Lerma's war ihre Oberhofmeisterin, der andern Gemahl ihr Majordomus. Es begreift sich, daß unter solchen Verhältnissen die Königin auf jeden Versuch, sich in die Staatsangelegenheiten zu mischen, bald verzichtete.

Der Erzieher der Söhne des Herzogs, demselben ganz ergeben, wurde zuerst Kanonikus von Toledo, dann Bischof von Valladolid mit einem jährlichen Einkommen von 200,000 Dukaten, endlich — im Jahre 1603 — Generalinquisitor von Spanien. „Viele wunderten sich hierüber“, schreibt der offizielle Geschichtsschreiber des Königs in sein Tagebuch,[1]) „weil diese Würde stets Personen von großen Eigenschaften und von bedeutender Erfahrung in Sachen der Inquisition und in andern Aemtern gegeben worden ist; indessen da er eine Kreatur des Herzogs von Lerma ist, so wird alles leicht von Statten gehen“.

Aber der vertrauteste und gewandteste aller Diener des Herzogs war Pedro Franqueza. Derselbe war aus niederm Stande, der Sohn eines befreiten Sklaven, und daher schrieb sich auch sein

[1]) Cabrera p. 168.

Familienname. Alle Berichterstatter stimmen in der Schilderung dieses Mannes überein. Er war überaus schlau, seinem Herrn sklavisch ergeben, unglaublich habgierig.[1]) Durch die beiden ersten Eigenschaften hatte er sich dem Herzoge empfohlen, auch durch die letztere stieß er nicht bei demselben an. Er war auf das schnellste die Stufenleiter der Würden emporgestiegen. Sogleich nach dem Regierungsantritte des Herzogs wurde er durch denselben zum Sekretär im Rathe von Italien bestimmt. Dann kam er als Sekretär in den Staatsrath zu besonderer Beschäftigung mit den italienischen Angelegenheiten. Hören wir hier einen Venezianer seine Stellung beschreiben. „Franqueza hat im Rathe weder konsultatives noch entscheidendes Votum, aber er hat so vielen Theil an dem Willen des Herzogs, daß er überaus einflußreich in den wichtigsten Geschäften ist. So ist er aus einem niedrigen und armen Menschen so angesehen und gefürchtet bei allen und so reich geworden, daß es wahrlich ein Wunder ist. Von Natur ist er hart und rauh, aber wenn man ihn auf die rechte Weise faßt, wird er ganz höflich und liebenswürdig. Seine Geldgier nämlich ist öffentlich bekannt, und da auch der König von ihr weiß, wird sie ihm von niemandem zum Laster angerechnet. Man hält es nicht mehr für eine Keckheit, ihm Bestechung anzubieten, sondern für eine Pflicht, und dabei helfen ihm Frau und Söhne, die auch gern die Hand ausstrecken, und dann kommen seine Beamten, Diener und Thürsteher, und jeder will etwas haben.“ So stand es mit der Regierung von Spanien, in der Hand solcher Menschen lag die Leitung seiner Geschicke. Dabei war Franqueza in Geschichte und Staatswissenschaften ebenso unwissend, wie sein Herr; in der Erledigung der Geschäfte ebenso, wie dieser, von unerträglicher Langsamkeit. Diesen Unwürdigen überhäufte der König auf Antrieb des Günstlings mit Wohlthaten. Im Beginne des Jahres 1602 ertheilte er ihm eine Pfründe des Ordens von Montesa im

---

[1]) Relaz. di Ott. Bon p. 254 ff.; di Franc. Priuli p. 365.

Werthe von 2500 Dukaten Rente. Sein kleiner Sohn erhielt eine Rente von 3000 Dukaten, um sich für den Dienst der Kirche vorzubereiten. Als er seinen ältesten Sohn mit der Tochter des Grafen von Coruña vermählte, konnte er ihm eine Jahresrente von 20,000 Dukaten — 132,000 Thalern relativen Werthes — aussetzen, nachdem er kaum fünf Jahre im Amte gewesen! Zugleich wurde er zum Grafen von Villalonga erhoben und vom Könige mit einer neuen Rente von 3000 Dukaten beschenkt.

War Franqueza die rechte, so war Don Rodrigo Calderon die linke Hand des Herzogs. Er wurde, obwohl der Sohn eines unbemittelten Hauptmannes von geringer Abstammung, zum Kammerherrn des Königs gemacht und von Lerma stets mit ausgezeichneter Gunst behandelt. Indeß von hervorragender Bedeutung wurde er erst im zweiten Dezennium des Jahrhunderts.

So hatte Lerma alle wichtigen Stellen der Staatsverwaltung mit seinen Angehörigen und Dienern angefüllt. Die vornehmsten Familien Spaniens waren ihm verschwägert. Er selbst regierte den König, seine Schwester und sein Schwager dessen Gemahlin. Präsident von Kastilien, also der Würde nach der höchste Beamte des Staates, war der übrigens würdige und allgemein verehrte Graf von Miranda, der Vater seines dritten Eidams. Die portugiesischen Dinge leitete sein Oheim, die italienischen seine Kreatur Franqueza. Das wichtige Vizekönigthum von Neapel war fast ununterbrochen der ihm eng verschwägerten Familie der Castro übergeben, das von Valencia hatte sein eigener Bruder inne. Die Inquisition, jenes furchtbare, über allen Gesetzen stehende, bereits ebenso politische wie religiöse Tribunal wurde zuerst von einem ihm ganz ergebenen Geistlichen, dann von seinem eigenen Oheim nach Gutdünken gelenkt. Und damit es sich niemand in den Sinn kommen lasse, dieses weitverzweigte Gebäude irgend erschüttern zu wollen, verbürgte er dessen lange Dauer, indem er seinen ältesten Sohn in die geheimsten Geschäfte einführte und ihn in der Gunst des Königs festsetzte. In der Mitte des ausgedehnten Gewebes

saß nun der Herzog selbst, alle Fäden in seiner Hand vereinigend, niemanden, der nicht zu diesem Kreise gehörte, an das Centrum der Macht heranlassend. Vom Könige wich er nicht; wohin derselbe kam, empfing er nur Eindrücke, die Lerma ihm zugeführt wissen wollte. Dieses System war mit Schlauheit und Geschick entworfen; bei der großen Beschränktheit und Geistesträgheit Philipp's III. war es von außen her gar nicht zu stürzen; nur ein innerer Feind, und zwar einer, der recht im Mittelpunkt des Ganzen sich befand, konnte es zerstören: man möchte sagen, außer dem Lieblingssohne des Herzogs, seinem alter ego, dem er vertraute wie sich selbst, hätte es niemand vermocht.

In den Staatsrath kam Lerma nur bei den bedeutsamsten Gelegenheiten, aber es mußten ihm alle Konsulten desselben vorgelegt werden. Freilich war auch unter Philipp II. der Staatsrath in die geheimsten Triebfedern der Kabinetspolitik nicht eingeweiht worden; aber während damals der König das Wichtigste mit mehreren vertrauten und erprobten Ministern selbst zu verhandeln pflegte, machte das jetzt Lerma mit seinem Günstling Franqueza allein ab, entschied in letzter Instanz über alle Dinge und brachte vor den König nur, was er diesem zu zeigen Lust hatte. Immer seltener wurden die großen kindischen Schriftzüge Philipp's III. am Rande der Aktenstücke, immer mehr beschränkten sie sich auf eine Hinweisung auf die von dem Herzog zu treffende Entscheidung. Oft trennte sich dann Lerma wieder wie tief melancholisch oder in anstrengende Studien versenkt von allem Verkehr mit den Menschen — sprach er doch schon seit dem Jahre 1606 davon, sich von der Welt zurückzuziehen![1]) — der Herzog von Uceda schien dann die Geschäfte zu führen, nur Franqueza hatte zu seinem Meister Zugang. Und wenn noch der Anmaßung und Schlauheit in der Ausbeutung der Herrschaft, ich will nicht sagen die Fähigkeit, aber

[1]) Dep. Cornwallis' an Salisbury, 28. Oktbr. 1606; Winwood Memorials, II. 262.

doch mindestens der ehrliche Wille entsprochen hätte! Indeß wie Lerma sich nicht scheute, trotz seiner genauen Kenntniß der traurigen Lage der Staatsfinanzen und der zunehmenden Verarmung des Volkes sich und seine Vertrauten auf Kosten beider zu bereichern: so ließ er sich in den wichtigsten Angelegenheiten von Ausländern durch Geschenke gewinnen.[1]) Dabei wurde alles langsam verhandelt, in das Endlose verschleppt. „Nachdem hier", schreibt im Oktober 1605 der englische Gesandte, Sir Charles Cornwallis, „die von den Räthen besprochenen und entschiedenen Sachen an den Herzog von Lerma gesandt worden sind (durch dessen Hand alle Arten von Papieren über was immer für Sachen passiren müssen): so liegen — wenn ein Vogel im Walde oder ein Hase im Felde oder ein Kaninchen im Dorfe zu schießen ist — die Papiere todt, mögen sie auch das Leben oder die Seele des Armen oder das größte Heil für das Staatswesen betreffen". Der Geist des Eigennutzes und der Trägheit durchdrang vom Meister aus alle seine Diener und Werkzeuge.[2]) Nur Gunst, nicht Verdienst galt. Um Belohnungen zu empfangen, mußte man sich in der Nähe Lerma's aufhalten, ihm gefällig sein und schmeicheln; treue Pflichterfüllung kam nicht in Betracht, vielmehr sahen sich solche, die zur Empfehlung nur Tugenden und dem Staate geleistete Dienste besaßen, fast regelmäßig vergessen.[3])

Alle diejenigen, welche diesem Systeme im Wege standen oder auch nur sich nicht mit ihm befreunden wollten, wurden auf das härteste

---

[1]) Relaz. di Sim. Contarini, p. 300: Non è difficile di regalare il duca di Lerma.

[2]) MS. Dep. Joh. Khevenhiller's v. 25. Febr. 1599 (H. H. u. St.-Archiv in Wien C 9 b): „Man ist hie in publicis feintlich langsamb, ob gleichwol der gehäm ratth pewusster massen ersetzt, so dients doch mehr zur Confusion, alls schleunigen nottürfftigen Resolutiones. Jederman sieht auff sein schön vergult Camerschlüssel, und Damas fällen nit." — Vgl. Dep. Cornwallis' an vielen Orten (Winw. Mem. II).

[3]) Ausspruch des Kardinals de la Cueva; Fontenay-Mareuil, ed. Petitot I, L, 70.

beseitigt. Freilich den Grafen v. Fuentes, der bei Volk und König hoch angesehen war, mußte Lerma schonen und auf ehrenvolle Art entfernen. Sonst aber trat er mit grausamster Rücksichtslosigkeit auf. Ein Beispiel hierfür ist schon die Behandlung der würdigen Herzogin von Gandia. Ebenso wurden, nur weil sie Lerma mißfielen, sogleich nach seiner Machtergreifung vom Hofe entfernt der damalige Erzbischof von Toledo, der höchste Staatsbeamte Rodrigo Vasquez — Präsident des Rathes von Kastilien — und der Großinquisitor Pedro Porto-Carrero, die beiden letztern auch ihrer Aemter entkleidet. Zumal die plötzliche Absetzung des Präsidenten Vasquez machte das peinlichste Aufsehen, da er als ehrlicher und tüchtiger Mann bekannt war. Als er den König in einem Schreiben bat, ihn doch nicht zu verstoßen, ehe er einer Schuld überführt sei: war die Antwort seine Verbannung von Madrid und Valladolid und zwanzigmeiligem Umkreise. Diese unverdiente Mißhandlung brach dem alten Manne das Herz, und er starb schon wenige Wochen nachher. Als Grund für seine und des Erzbischofs Ungnade führte man an, daß sie dem verstorbenen Könige gerathen hätten, seinem Nachfolger einen aus bewährten Personen gebildeten Regentschaftsrath an die Seite zu setzen, um ihn wenigstens während der ersten Jahre seiner Regierung zu leiten.[1])

Mit derselben erbarmungslosen und kalten Grausamkeit verfolgte Lerma jeden, der seiner Despotie entgegenzutreten wagte. Am 20. Mai 1609 wurde plötzlich einer der vornehmsten Männer Spaniens aufgehoben und auf eine Festung gebracht: Don Francisco de Mendoza, Marques von Guadaleste, Admiral von Aragon, obwohl er der Bruder des Herzogs von Infantado, also mit Lerma verschwägert war. Zwei seiner Diener wurden gleichfalls gefangen genommen, einer von ihnen — sein Sekretär — gefoltert, seine und seiner Freunde Papiere mit Beschlag belegt. Sein Verbrechen bestand darin, dem Könige eine Denkschrift über die Mängel der

[1]) **Cabrera** p. 26.

zeitigen Staatsverwaltung vorgelegt zu haben; und nun beschuldigte man ihn, daß einige Lerma feindliche Maueranschläge, die in San Lorenzo zum Vorschein kamen, von ihm herrührten. Einige Monate später wurden auch der Geschichtschreiber Antonio de Herrera und Don Luis de Castilla verhaftet, weil sie mit dem Admiral in Korrespondenz gestanden und ihn in seinem Unternehmen unterstützt hätten. Als noch nach sieben Monaten der Admiral sich ohne jedes Urtheil in engem Kerker sah, verfiel er vor Kummer in ein schweres Fieber. Er wurde dann in ein Kloster gebracht und hier bis zum September 1612 ohne Urtheil und Spruch gefangen gehalten. Ebenso plötzlich wurde der Befehl ertheilt, ihn aus dem Kloster zu entfernen und ihm seine Güter zurückzugeben. Da er gerade gefährlich krank lag und die Aerzte eine Reise als für sein Leben bedrohlich ansahen, bat sein Bruder, der Herzog von Infantado, den König, ihn bis zu seiner Herstellung im Kloster zu belassen. Vergebens — er mußte dasselbe sogleich räumen. Unerwarteter Weise kam er doch mit dem Leben davon und wurde schließlich auf seine Güter bei Guadalaxarra verbannt, nachdem er vier Jahre im Gewahrsam zugebracht hatte, ohne eines Vergehens überführt werden zu können. Die Diener waren inzwischen schon im Jahre 1611 — nach zweijähriger Gefangenschaft — unter der Bedingung frei gelassen worden, nie die Ursache ihrer Verhaftung zu verrathen und fünfzehn Meilen vom Hofe entfernt zu bleiben. Antonio de Herrera wurde unter Androhung der Einziehung seines Vermögens und der Verweisung aus der Halbinsel gleichfalls auf fünfzehn Meilen vom Hofe verbannt. Don Luis de Castilla war freilich bald völlig befreit worden, da für ihn auch nicht der Schatten eines Verdachtes vorlag. — Es steht dieser Fall des Mißbrauches der Polizeigewalt zur Privatrache seitens Lerma's keineswegs vereinzelt da. Hatte er sich doch schon früher (1603) gegen seine Wohlthäterin, die Marquesa del Valle, deren Begünstigung er sein Emporkommen überhaupt zu danken hatte, mit gleich grausamer Willkür benommen, um sich ie

des Dankes auf leichte Weise zu entledigen! Hierbei stieß Lerma sehr hart mit dem königlichen Beichtvater Gaspar de Cordova zusammen, einem gutmüthigen Manne, der ihn an dieser Ungerechtigkeit verhindern wollte, und aus Kummer über die Niederlage, die ihm bei dieser Gelegenheit von Lerma bei dem Könige bereitet wurde, bald darauf starb. Lerma sorgte nun dafür, daß auch von dieser Seite her kein feindlicher Einfluß mehr den König berühren könne, indem er dem Monarchen seinen eigenen Beichtvater zum Gewissensrathe gab.[1])

Bei einem solchen Verfahren mochte sich Lerma nicht wundern, wenn er trotz der äußern Leutseligkeit, die er affektirte, bei Hoch und Gering sehr verhaßt war. Viele, und zwar die angesehensten Männer, suchten durch Denkschriften, die sie dem Könige einreichten, denselben von der krassen Selbstsucht und Verderblichkeit des Lerma'schen Regimentes zu überzeugen; aber diese Abhandlungen hatten keinen besseren Erfolg, als das Memoire des unglücklichen Admirals v. Aragon; sie wurden von dem Könige, der fest von Lerma's Ergebenheit für ihn und die Krone Spanien überzeugt war, demselben ungelesen übergeben. So fand sich denn alles, was nicht zu der Lerma'schen Verbindung gehörte, unbehaglich bei Hofe, und wer dort nicht durch sein Amt zurückgehalten wurde, entfernte sich lieber in die Provinz.[2]) Nicht minder war Lerma bei dem Volke verhaßt. „Die Größten", schreibt der englische Gesandte, „hassen sein Thun, die Niedrigsten murren darüber". Zumal nachdem Miranda, der Präsident von Kastilien, den man noch für den guten Geist des ganzen Systems hielt, und der durch Geschicklichkeit, redlichen Willen und Geschäftskenntniß

---

[1]) Ueber den ersten Fall s. Cabrera passim, über den letzten Fr. Chr. v. Khevenhiller, VI. 2770 f. Bekanntlich war damals Graf Johann v. Khevenhiller kaiserlicher Gesandter in Madrid (st. 8. Mai 1606) und dort sehr angesehen; seinen Aufzeichnungen sind die Nachrichten über Spanien in den **Annales Ferdinandei** entlehnt.

[2]) **Relaz. di Franc. Priuli p. 366 ff.**

die Irrthümer anderer häufig ausglich, von den Geschäften entfernt worden, bezeichnete man im Volk die Wirthschaft der Regierung laut als eine „höllische".[1]) Als sich im Mai 1607 das falsche Gerücht verbreitete, daß man Lerma's Vertrauten, Don Rodrigo Calderon gefangen gesetzt habe, zeigte das Volk überall lärmende Freude.

Aber an dem Haupthelfer Lerma's, dem unersättlichen, schlauen und boshaften Villalonga, konnten seine und des Herzogs Gegner völlige Genugthuung erleben. Ende 1606 wurde der Lizenziat Alonso Ramirez de Prado vom königlichen Finanzrathe, und wenige Tage darauf, im Beginne des Jahres 1607, der Graf v. Villalonga mit seiner ganzen Familie verhaftet — wie es zugleich hieß, wegen unrechtmäßiger Bereicherung im königlichen Dienste. Ihnen folgten bald mehrere portugiesische Beamte des Königs, des gleichen Verbrechens angeschuldigt. Der Graf nahm sich dieses verdiente Schicksal so zu Herzen, daß er darüber in ein Fieber verfiel, in dessen Phantasien er die größten Lästerungen gegen Gott, den König und den Herzog ausstieß. Als er nach zweimonatlicher Krankheit wieder zu sich gekommen war, wurden ihm die Anklageartikel gegen ihn mitgetheilt; aber er konnte an seiner Verantwortung nicht arbeiten, da man ihm jeden Verkehr mit der Außenwelt abschnitt. Es zeigte sich recht deutlich, daß der Sturz des eben noch so mächtigen Mannes nur der Veranlassung Lerma's zuzuschreiben war, weil Franqueza sich in der letzten Zeit feindlich zu dessen Schwiegersohn, dem Grafen v. Lemos, gestellt hatte; denn die Hauptanklage lautete auf Annahme von Bestechungen, eine Schuld, von der damals fast kein Beamter rein war, am wenigsten Lerma selbst. Nach dreijähriger Gefangenschaft, am 23. Dezember 1609, wurde erst das Urtheil über Villalonga verkündigt in nicht weniger als 473 Anklagepunkten. Er wurde verurtheilt zu einer Geldstrafe von 1,400,00 Dukaten — 9¼ Millio

[1]) Dep. Cornwallis' v. 27. Juni 1607, 12. Mai 1608; Winwood Memorials II. 324. 395 f.

nen Thalern nach relativem Werthe — ferner zum Verluste seiner Vorrechte, Würden und Aemter und zu ewiger Einschließung nach dem Belieben Seiner Majestät. Freilich milderte der König bald darauf das Urtheil, indem er dem Grafen und seiner Familie ein ziemlich beträchtliches Auskommen ließ und sie in verschiedene Städte internirte. Das Vermögen Villalonga's wurde damals auf 60,000 Dukaten — etwa eine halbe Million Thaler — jährlicher Einkünfte und eine halbe Million Dukaten — über drei Millionen Thaler — nur an Geräthen, Kleidungsstücken und Kostbarkeiten geschätzt. Alles das hatte sich Villalonga in einer Dienstzeit von sieben Jahren und in einem dem Range nach untergeordnetem Amte erworben!

Doch wozu noch weiter die Schilderung einer Regierung fortsetzen, welche die absolute Macht, die sie sich zu verschaffen gewußt hatte, nur zur Aussaugung des Volkes, zur Vernichtung von dessen letzter Kraft benutzte.

Eine Gewalt, welche die Mißgriffe der Regierung hätte abwenden oder doch mindern können, gab es in dem bei weitem größten Theile Spanien's nicht. In den Ländern der kastilischen Krone war seit dem Tage von Villalar, wo die Communeros dem königlichen Heere Karl's V. erlegen waren, die Macht der Cortes zu einem Schatten erblaßt. Einen neuen Stoß hatte das Ansehen derselben im Jahre 1538 erlitten, wo Karl, als zu Toledo der Adel die geforderte neue Steuer nicht bewilligte, sowohl diesen als auch die Geistlichkeit von den Cortes ausschloß, so daß fürder nur noch die Vertreter der Städte einberufen wurden, die bisher gerade den wenigsten Einfluß besessen hatten.[1]) Seitdem erschienen nur je zwei Vertreter der folgenden 18 Städte zu den Cortes: Burgos, Leon, Granada, Sevilla, Cordova, Murcia, Jaen, Madrid, Cuenca, Zamora, Guadalaxarra, Valladolid, Salamanca, Avila,

[1]) Sempere, Histoire des Cortès (Bordeaux 1815) 236 ff. — Die Städtedeputirten erschienen zum ersten Male auf den Cortes zu Leon, i. J. 1188; Sempere, Considérations sur la Monarchie Esp., II 258 f.

Soria, Segovia, Toro, Toledo.[1]) Den Vorsitz führte Burgos als die alte Hauptstadt Kastilien's. Wohl wurde der Zusammentritt der Cortes noch mit großem Pompe gefeiert, wohl wurde noch der Schein des Einflusses und der Macht um dieselben gebreitet, aber ohne daß das Wesen diesen äußern Veranstaltungen entsprochen hätte. Die Befugnisse der Cortes waren nie recht klar definirt gewesen, ein unumgängliches Zustimmungsrecht für Gesetze und Steuern hatten sie nie besessen; jetzt wurde es ihnen auch thatsächlich entzogen, und nur bei Erhebung außerordentlicher, ausdrücklich nur immer auf bestimmte Zeit bewilligter Steuern holte man ihre Zustimmung ein. Dazu kam, daß die Cortes in dem thörichten Kastengeiste, der alle Spanier damals ergriffen hatte, ihren Einfluß selbst schwächten. Die 74. Forderung der Cortes von Cordova, im Jahre 1570, lautete dahin, daß in die Gemeinderäthe der die Cortes beschickenden Städte nicht mehr Kaufleute, Handwerker und Advokaten, sondern nur noch Adlige kommen sollten! Repräsentirten die damaligen Cortes überhaupt nur eine Klasse der kastilischen Nation, und selbst aus dieser nur die Bewohner weniger Städte: so verlor schließlich die angebliche Volksvertretung jede Grundlage, wenn sie nur aus der einen noch dazu verarmten und moralisch zerrütteten Kaste der Hidalgos in jenen Städten hervorging. So arbeiteten die kläglichen Standesvorurtheile der verschiedenen Klassen des spanischen Volkes nur dem Despotismus in die Hand, der sie dann alle niedertrat und ihre Kraft vernichtete.[2])

---

[1]) Relaz. di Sim Contarini p. 311. — Vgl. Relacion de la manera que se hizo el juramento del Principe N. S. etc. á los 13. de Enero 1608; Cabrera p. 328.

[2]) Nach dem an andern Stellen und hier über den Charakter und die Einsicht des spanischen Volkes Dargethanen wird hoffentlich die Ansicht, die Buckle im 1. Kap. d. 2. Band. seiner History of civilisation durchführt — als ob alles Unglück des Landes das Werk nur der Priester u. Könige gewesen sei — als völlig einseitig erscheinen. Daß der Verfall ganz plötzlich unter Philipp III. eingetreten sei (S. 38 d. deutschen Uebersetzung) ist gewiß nicht richtig; in der zweiten Hälfte von Philipp's II. Regierung tritt er bereits deutlich genug hervor.

Man würde sich überhaupt irren, wenn man meinte, bei den Cortes mehr Einsicht in die wahren Ursachen des Niederganges der Nation und eine bessere Erkenntniß ihrer Bedürfnisse anzutreffen, als bei der Regierung. Wenn wir von den allgemeinen Ermahnungen zur Sparsamkeit absehen, werden wir vielmehr finden, daß alle verkehrte und verderbliche Gesetzgebung von den Cortes gefördert, zum Theil sogar veranlaßt worden ist. Doch hörte die Selbständigkeit dieser Körperschaft immer mehr auf. Drohungen und Verheißungen leiteten die Beschlüsse nach dem Sinne der königlichen Forderungen. Die Abgeordneten gewöhnten sich mehr und mehr, ihr Amt nur als Gelegenheit zu persönlicher Beförderung zu betrachten, und es etablirte sich hier ein System der Bestechung der Volksvertreter, so schamlos und öffentlich, daß die englischen Zustände unter Walpole ganz unschuldig dagegen erscheinen. Geldgeschenke und Ehrenstellen wurden den Abgeordneten übertragen, die sich um die Annahme der königlichen Forderungen besonders verdient gemacht hatten.[1])

Die Vollmachten, welche die Abgeordneten von ihren Städten erhielten, machten übrigens die Ratifikation ihrer Beschlüsse durch die städtische Obrigkeit selbst nothwendig. Damit eine königliche Proposition endgültig angenommen war, mußten von den 36 Procuradoren mindestens 19 ihr zustimmen und hierauf von den 18 zu den Cortes entsendenden Städten wenigstens 10 dem beitreten. Zur Aufstellung der Forderungen und Beschwerden der Cortes dagegen war eine nochmalige Umfrage bei den Mandanten unnöthig, weil jene nur auf Grund der von den Städten ihren Vertretern gegebenen Instruktionen erhoben wurden, und zwar in der letzten Zeit von den Procuradoren jedes Ortes für sich, ohne Gemeinschaft mit den andern.[2])

---

[1]) Relaz. di Sim. Contarini p. 310 f. — Näheres bei Ranke, Fürsten und Völker &c.

[2]) Cabrera, Relaciones: Cortes v. 1600, 1607.

Indessen so nachgiebig und unterthänig auch im ganzen die kastilischen Cortes waren, so vermochten sie sich doch dem Gefühle der schweren und wahrhaft erdrückenden Steuerlast, unter der das Land erlag, nicht zu verschließen. Ihre Abneigung gegen die fernere Bewilligung der außerordentlichen Abgabe der Milliones war deshalb so groß, daß es im Jahre 1607 wirklich schien, als ob zum ersten Male seit langer Zeit eine königliche Forderung verworfen werden sollte. Schon im Jahre 1600 hatte der König seinen ursprünglichen Anspruch in Höhe von drei Millionen jährlich auf 2½ Millionen ermäßigen müssen; jetzt verlangte er, und zwar möglichst schnell, 20 Millionen, auf acht Jahre vertheilt, und die vier von der frühern Steuer noch rückständigen Millionen. Aber die Proposition wurde sehr übel aufgenommen: es habe diese Abgabe das Königreich in zu große Noth versetzt. Die Procuradoren von Burgos meinten, so schnell sei die Sache keineswegs abzumachen, sie müsse erst reiflich überlegt werden; und dem schlossen sich die andern an. In dieser Noth gebrauchte der Hof ein echt spanisches Mittel: privatim und öffentlich mußten Geistliche, zumal Jesuiten, die sich vorzüglich hierzu hergaben, den Abgeordneten in's Gewissen reden, den königlichen Willen zu respektiren. Hierdurch brachte man es dahin, daß 23 Procuradoren, nachdem ihnen zuvor die Abstellung mehrerer Mißbräuche verheißen worden war, die Millones auf weitere sieben Jahre bewilligten, und zwar mit Erlaß der noch schuldigen vier Millionen. Neun Procuradoren stimmten auch gegen diese ermäßigte Forderung, darunter beide von Burgos und einer von Sevilla. Aber nun zögerten die Städte, den Beschluß ihrer Procuradoren zu ratifiziren. Der König mußte bis zum November 1608 warten, bis endlich eilf Städte jener Forderung von 17½ Millionen zugestimmt hatten. Diese Millones standen übrigens nicht unter der Verwaltung des königlichen Finanzrathes, sondern der Cortes selbst, die zu diesem Behufe zwei ständige Vertreter am Hofe hatten.

War Philipp III. bei den allezeit gefügigen Kastilianern

schließlich durchgedrungen, so fand er an anderen Orten mehr Schwierigkeiten. Schon die Katalonier bewiesen gegen die Bewilligung der von ihnen verlangten Million Dukaten so viele Hartnäckigkeit, daß man sie von ihnen nur durch große anderweitige Zugeständnisse erkaufen konnte.[1]) In Aragon erlitt der König gleich im Anfange seiner Regierung eine herbe Niederlage. Trotz des wuchtigen Streiches, den Philipp II. im Jahre 1591 gegen die Freiheiten dieses kleinen Königreiches geführt, hatten sich doch die meisten seiner Fueros erhalten. Noch immer wiesen die Cortes ihre drei Brazos oder Arme auf: Edelleute, Geistliche und dritten Stand; noch immer war zur Bewilligung neuer Auflagen Einstimmigkeit aller anwesenden Deputirten nothwendig. So war auch die Gesinnung der Aragonesen eine freiere geblieben. Im Sommer 1601 erhoben sie so große Schwierigkeiten gegen die königlichen Ansprüche, daß Philipp III. einsah, er werde doch nicht durchdringen, und deshalb lieber selbst der Sache ein Ende machen wollte. Er mußte den Brazos von Aragon befehlen, über seine Forderung, sie möchten 10,000 Kriegsleute in ihrem Lande mustern und ihm für jeden Fall zur Verfügung stellen, nicht weiter zu verhandeln und nach Hause zu gehen.[2])

Eine noch viel härtere Zurückweisung erfuhr der König von Seiten der baskischen Provinzen. Diese erfreuten sich einer fast völligen Unabhängigkeit und waren eigentlich nur dem Namen nach mit dem übrigen Spanien verbunden. Sie wählten ihre Beamten selbst und hatten das Vorrecht, „den königlichen Dekreten zu gehorchen, ohne sie auszuführen", wenn sie dieselben für nicht übereinstimmend mit ihren Fueros hielten. In Guipuzcoa hatte man sogar gesetzlich das Recht, jeden, der einen königlichen Befehl ausführen wollte, ohne daß derselbe von der gewählten „Deputation" der Provinz bestätigt worden, sofort zu tödten. Schon Philipp II.

[1]) Cabrera, Relac. 31.

[2]) Ibid. 116.

hatte versucht, den Partikularismus dieser Lande zu bekämpfen, indem er Heirathsverbindungen zwischen ihren leitenden Familien und den Vornehmen der anderen Provinzen veranlaßte und zahlreichen Biscayern Aemter in den südlichern Gegenden Spanien's gab. Aber gegen die Freiheiten der Basken einzuschreiten, hatte er nicht gewagt; außer dem Muthe der Gebirgsbewohner war es wohl besonders die Nachbarschaft Frankreich's, die ihn abschreckte, zumal dieses ohnehin mit denselben in engem Verkehre und mannigfacher Verbindung stand. Philipp III. meinte kühner sein zu dürfen. Im Jahre 1601 dehnte er auf die Biscayer mehrere neue Steuern aus, die er im übrigen Spanien erhob. Aber die Biscayer waren nicht gewillt, sich eine Verfügung gefallen zu lassen, die nicht nur ihnen neue Lasten auferlegte, sondern auch ein gewichtiges Präzedenz zur Beseitigung ihrer altherkömmlichen Rechte war. Ihre Deputirten versammelten sich nach der Sitte unter dem alten Baume von Guernica und verfaßten einen Protest, den Don Pedro de Gamboa dem Könige zu überreichen hatte. Es ist merkwürdig, wie dieses kleine Bergvölkchen es wagte, an den mächtigsten absoluten Herrscher der Welt Worte zu richten, wie kaum früher die Aragonesen an ihren schwachen König. Ihre Vorstellung lautete:

„Nachdem wir erfahren, daß zum Lohne der zahlreichen „und treuen Dienste, welche diese Herrschaft der Krone geleistet „hat, Eure Majestät unsere Gerechtsame verletzen will, indem „Sie uns befiehlt, gewisse Steuern zu entrichten, welchen die „Kastilianer unterworfen sind: haben wir eine allgemeine Versammlung zu Guernica berufen und beschlossen, in Ueberein„stimmung mit unseren Fueros, welche die Könige, Eure Vor„fahren, uns zugestanden haben, und die man jetzt mit so vieler „Härte beseitigen will, uns demüthig an Euch zu wenden und „Euch zu bitten, die Verfügung, die uns betrifft, zu vernichten. „Was wir verlangen, ist gerecht, und wenn man unserer Bitte „nicht Genüge thut, werden wir die Waffen ergreifen, um unser

„theures Vaterland zu vertheidigen, sollten wir auch unsere „Häuser und Felder verbrennen, unsere Frauen und Kinder sterben sehen, sollten wir schließlich einen andern Herrn suchen „müssen, um uns zu beschützen und uns zu vertheidigen.“

Schon zwölf Tage nach Abgang dieser Vorstellung lief die Antwort des Königs ein. Philipp III. wagte es, zum Theile wohl wegen der schon berührten Nähe Frankreichs, nicht, der Entschlossenheit dieser Handvoll muthiger Männer zu trotzen. Seine Erwiderung ist entschuldigend, fast demüthig; er habe gesehen, daß sie vollständig in ihrem Rechte seien, sie sollten alle ihre Freiheiten und Privilegien auch ferner genießen.[1])

Es mehrten sich die Anzeichen wachsender Unzufriedenheit mit der schwachen, verkehrten und doch so drückenden Regierung Philipp's III. auf allen Punkten der Halbinsel. An sich noch wenig gefährlich, waren sie drohende Hinweisungen auf eine nahe Zukunft. Im Februar 1604 hatten die Cortes von Valencia dem Könige 400,000 Dukaten und — wie schon erwähnt — dem Herzoge von Lerma das Monopol der Thunfischerei an ihren Küsten bewilligt. Wegen dieser letzteren Aufmerksamkeit vertheilte Lerma an seine Anhänger und Verwandten in Valencia mit einem Male so viele Gnadenerweisungen, wie Philipp II. nicht während seiner ganzen Regierung gethan hatte. Diese Verschwendung auf Kosten des Volkes erregte aber in Valencia so großen Unwillen, daß man schon den Ausbruch einer Empörung, wie der aragonesischen unter der vorigen Regierung, fürchtete. Diejenigen Vornehmen, die nichts oder nach ihrer Ansicht zu wenig erhalten hatten, fühlten sich tief beleidigt, und der erste Mann der Provinz, der Herzog v. Gandia, wies eine Pension von 4000 Dukaten zurück. Das Volk aber war über die neuen Auflagen auf das äußerste

---

[1]) Nach Aktenstücken im Archive des französ. Ministeriums des Aeußern, bei **Weiss**, L'Espagne, II. 322 ff. — Ebenso bei **Lavallée**, L'Espagne depuis 1492 (Paris 1847) 42 f.

entrüstet. Eines Nachts, im Mai 1604, hängten die Valenzianer auf dem Markte ihrer Stadt die Figur eines Waffenherolds auf, mit dem königlichen Wappen auf dem Kleide und dem königlichen Szepter in der Hand und einer unanständigen Inschrift; und um hierbei nicht überrascht zu werden, hatten sie an den Ausgängen des Marktes mit Büchsen bewaffnete Leute aufgestellt. Trotz der sorgfältigsten Untersuchung konnte der Vizekönig die Schuldigen nicht herausfinden, so groß auch ihre Zahl gewesen war. Auch hier mußte der König schließlich weichen und wenigstens auf einen Theil der neuen Auflagen verzichten.[1])

Die immer lauter werdenden Klagen der kastilischen Cortes, die Ausbrüche der Unzufriedenheit in Katalonien, Aragon, Biscaya und Valencia waren gleichsam die Vorläufer der gefährlichen Empörungen, die ein Menschenalter später den Zerfall des spanischen Reiches herbeizuführen drohten. Sie hätten der Regierung eine ernste Mahnung sein sollen, auf ihrem unheilvollen Wege innezuhalten, zu Ehrlichkeit, Sparsamkeit und Ernst in der Staatsverwaltung zurückzukehren; aber an dem stupiden Könige und dem selbstsüchtigen Minister waren diese Lehren verloren: sie führten Spanien weiter zum Abgrunde des ökonomischen und politischen Bankerotts.

„Zu solcher Tiefe von Elend und Bedürftigkeit", meint Sir Charles Cornwallis, der englische Gesandte,[2]) „ist dieses Königreich gekommen, und zu einer so großen Spaltung in den Gesinnungen (und Vereinigung nur in Furcht und Mißtrauen), daß, wenn man es jetzt bei dieser Waffenruhe nicht bessert und ordnet, der nächste große Sturm sicher die ganze Maschine in Gefahr bringt, zu Grunde zu gehen".

Die einzige Lichtseite der spanischen Administration war die regelmäßige Verwaltung der Justiz; freilich konnte man sich auf

[1]) Cabr. 207 f. 213. 217 f. 225 f.

[2]) An Salisbury, 27. Juni 1607; Winwood Mem. II. 324.

dieselbe nur verlassen, soweit keine politischen Fragen zur Sprache kamen. Der König mischte sich sonst in die Gerechtigkeitspflege nur, um Privilegien aufzuheben oder eine Strafe zu mildern. Die Zivil- und Kriminalgerichtsbarkeit war in unterster Instanz den Gerichtspersonen der Feudalherren, den vom Könige ernannten Corregidoren in den Städten, den von den Bauern erwählten Alcalden auf dem Lande, in Madrid den sechs Hofalcalden anvertraut. Von diesen ging in den Ländern der Krone Kastilien die Appellation direkt an den „Königlichen Rath von Kastilien", der am Orte des Hofes residirte, als vornehmste aller Rathsversammlungen galt und sich fast ausschließlich mit Rechtsangelegenheiten beschäftigte; nur in sehr wichtigen politischen Fragen, bei denen auch staatsrechtliche Gesichtspunkte zur Sprache kamen, wurde er vom Könige um Auskunft angegangen. In den Provinzen Alt- und Neukastilien nebst Dependenzen konnte man an Stelle des königlichen Rathes an die Kanzlei von Alt- oder Neukastilien appelliren — die erstere befand sich in Valladolid, die letztere in Granada — oder auch an eine der vier besonderen Audiencias. Indessen es bildeten dieselben nur eine für die betreffenden Provinzen eingeschobene Instanz, denn man konnte wieder von ihnen an den königlichen Rath appelliren, freilich nur in gewissen Fällen und nach Erlegung von 1500 Dublonen — etwa 10,500 Thalern nach heutigem Geldwerthe — die eingezogen wurden, wenn das Urtheil der Kanzlei Bestätigung fand.

Der Königliche Rath von Kastilien bestand aus dem Präsidenten und sechszehn Auditoren, die direkt vom Könige auf beliebige Zeit ernannt wurden — von der Unabsetzbarkeit der Richter wußte man in dem despotisch regierten Spanien nichts; ferner einem Fiskal, sechs Relatoren und sechs Kammerschreibern. Die Auditoren beschlossen nach der Mehrheit der Stimmen alle über sämmtliche Angelegenheiten. Dadurch wurden freilich die Geschäfte sehr verzögert. Manche Prozesse dauerten dreißig, ja hundert Jahre. Es wurde deshalb mehrmals die sehr vernünftige Neuerung ver-

sucht, innerhalb des Rathes Kommissionen einzurichten, deren jede mit besondern Angelegenheiten sich zu beschäftigen hätte; aber ohne Erfolg. Die Macht des Ueberkommenen war überall zu stark in Spanien. Drei von den Auditoren bildeten mit dem Präsidenten zusammen den Kammerrath, der das Recht hatte, bei Vorhandensein mildernder Umstände eine Abschwächung der Strafe eintreten zu lassen.

Die polizeiliche Gewalt war insofern der richterlichen untergeordnet, als der Königliche Rath über sie die Aufsicht führte. Die untern Polizeibehörden waren die Alkalden — einer für jedes Dorf und jede kleinere Stadt, mehrere in kollegialischer Thätigkeit unter einem Corregidor für die größeren Orte. Ihnen waren die Alguazils, die Polizeidiener, untergeben. Daneben sorgte für die Sicherheit der Landstraßen die längst nicht mehr freie „Verbrüderung" der Santa Hermandad. Die gröbern Verbrecher, deren Sachen vor den Königlichen Rath selbst kamen, wurden in Kerkern in der Hauptstadt vereinigt und diese Gefängnisse von zwei durch das Loos bestimmten Auditoren des Königlichen Rathes jeden Sonnabend inspizirt. Kurz vor Ostern und vor Weihnachten fand dann eine Generalinspektion der Gefängnisse durch den gesammten Königlichen Rath Statt.[1])

In den Ländern der Krone Aragon war die Organisation eine ähnliche, nur daß hier an die Stelle des Königlichen Rathes von Kastilien der „Heilige und Königliche Rath von Aragon" trat, der aus einem Präsidenten und sechs Räthen bestand, nebst einem Protonotar, einem Fiskal und vier Sekretären.

Von einer Unabhängigkeit der Richter der Regierung gegenüber konnte bei deren augenblicklicher Absetzbarkeit natürlich nicht die Rede sein, und haben wir von der Einwirkung der Politik oder vielmehr der Günstlingslaunen auf die Rechtspflege schon

[1]) Relaz. di Fr. Priuli p. 359 f. — Cabrera p. 31. — Dep. Cornwallis' v. 28. März 1608; Winw. Mem. II. 380. — Davila, Grandezas de Madrid, p. 337 ff. — Cos — Gayon, Administracion de España 214 f.

schlagende Beispiele angeführt. Indeß, es läßt sich nicht leugnen, daß, hiervon abgesehen — und wo wäre es damals in Europa anders gewesen? — die Justiz mit großer Unparteilichkeit gehandhabt wurde. Auch die höchsten Beamten des Staates, die vornehmsten Granden waren ihr unterworfen. Jede Beleidigung, ja jeder Ungehorsam gegen einen Polizeibeamten wurde an dem Großen ebenso streng bestraft, wie an dem Geringen. Die Hoftagebücher des Cabrera sind voll von solchen Geschichten. Es bildete diese Seite der spanischen Verwaltung einen erfreulichen Gegensatz zur Gerechtigkeitspflege und Polizeieinrichtung in Frankreich, wo der Vornehme mit ganz anderm Maße gemessen wurde, als der Bürger und Bauer.

Aber außerhalb dieses ganzen Systemes stand das furchtbare Gericht der Inquisition, auf der ganzen Bevölkerung mit dem bleiernen Gewichte dumpfen Entsetzens, unbestimmter Furcht lastend. Es war, zumal seit der Konstitution von 1561, dem Könige gänzlich unterworfen. An seiner Spitze stand der „Rath der heil. Inquisition", dessen Präsident — der Generalinquisitor — und fünf Beisitzer (Apostolische Inquisitoren) vom Könige ernannt, vom Papste nur bestätigt wurden. Zur Belohnung des fanatischen Eifers der Dominikaner und ihres Verdienstes um die Einrichtung der Inquisition in Spanien bestimmte Philipp III. am 16. Dez. 1618, daß eines der Mitglieder des höchsten Rathes der Inquisition stets diesem Orden angehören müsse.[1])

Wir haben schon gesehen, daß Lerma seine Verwandten und Kreaturen in die Stelle des Generalinquisitors zu bringen wußte. Doch kommen unter Philipp III. eigentlich politische Prozesse bei der Inquisition nicht vor; sonst war sie unter ihm so mächtig, wie nur jemals zuvor. Jedes Inquisitionsgericht veranstaltete jährlich wenigstens ein Auto de Fe, bei dem eine mehr oder minder große Anzahl von Unglücklichen figurirte. Eines der bedeutendsten und

---

[1]) **Davila, Grandezas de Madrid, p. 440 ff.**

feierlichsten war das vom 7. und 8. November 1610, wo die Inquisitoren von Logroño in Altkastilien elf Personen verbrannten, zwanzig zur Wiederaussöhnung und einundzwanzig zu verschiedenen Bußen verurtheilt hatten. Sechs davon waren Gotteslästerer, acht verdächtiger Aeußerungen schuldig, sechs heimliche Juden, einer heimlicher Mohamedaner, einer Lutheraner, zwei Diebe, die sich für Diener des heil. Offiziums ausgegeben hatten, und neunundzwanzig Zauberer, unter die auch die eilf Verbrannten gehörten. Die Aussagen, welche diese Unglücklichen über Hexerei und Zauberei thaten, — theils durch Marter genöthigt, theils aber in wirklicher Ueberzeugung und Aufrichtigkeit — machen ein trauriges Kapitel in der Geschichte menschlichen Aberwitzes aus. Nichts absurder, als das ausführliche System des teuflischen Reiches, welches die Inquisitoren aus den Aussagen zusammenstellten, und das den Beweis einer gänzlich krankhaften und unreinen Phantasie giebt.[1]) — Als das königliche Paar im Februar 1609 zum ersten Male seine gute Stadt Toledo besuchte, wurde zur Feier ein Auto veranstaltet, bei dem dreißig Delinquenten erschienen. Natürlich wohnten die Majestäten diesem Schauspiele bei.[2])

Alles zitterte vor dem heil. Tribunale; aber während die Masse des Volkes sich andächtig und von schauerlichem Entzücken erfüllt zu den Autos drängte, gab es doch, zumal in den aufgeklärtern und freier denkenden Provinzen der Krone Aragon bereits viele, die vom tiefsten Hasse gegen das heil. Offizium erfüllt waren. Einer äußerte sich, er würde dem Thronfolger nur schwören, wenn derselbe vorher verspreche, das Böse abzustellen, was die Inquisitoren alle Tage thäten; ein anderer nannte dieselben „die gräßlichsten

[1]) Llorente, Gesch. der Inquisition, übers. v. Höck (Gmünd 1821) III. 518 ff. — Wie v. Schack (Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien), II. 15 Anmerk. 1 nach einigen Stellen in Dramatikern behaupten kann, in Spanien habe man an Hexen und Zauberer nicht geglaubt, ist mir, wenn er, wie er behauptet, den Llorente durchgelesen, völlig unbegreiflich. Vgl. Don Quixote, Th. I. Kap. 49.

[2]) Cabrera 61.

Heuchler, die es in der Welt gäbe;" viele andere Leute wurden um diese Zeit wegen ähnlicher Ansichten bestraft. Selbst ein Diener der Inquisition meinte: seinetwegen möge man nur das Haus, die Gefängnisse, die Papiere derselben, ja die Inquisitoren selbst verbrennen, er habe nichts dagegen einzuwenden.[1]) Aber solche Stimmungen vermochten sich nicht Geltung zu verschaffen. Zu fest war das Gefüge, das königlichen und geistlichen Despotismus mit einander verband. —

Ebenso wie die Parlamente hatte der Adel längst alle politische Bedeutung verloren. Er suchte Ersatz in der Einnahme der hohen Staatsämter in Verwaltung, Rechtspflege und Heer und vor allem in unsinniger Verschwendung und dem Glanze der Erscheinung am Hofe. Prälaten und Herren verließen ihre Besitzthümer und erschienen in der Umgebung des Königs, um dort mehr, als ihr Einkommen zu gewähren vermochte, in unnützer Pracht zu vergeuden. Inzwischen verfielen ihre Schlösser, verödeten ihre Aecker, verarmten ihre Unterthanen.[2]) Nur noch wenige Glieder des Adels blieben der strengen Ehrenhaftigkeit und Unabhängigkeit und der prunklosen Gastfreundschaft getreu, durch welche früher die Edlen Kastilien's sich ausgezeichnet hatten.[3]) Als allgemeine Regel galt es für den Adel, daß jede einträgliche Beschäftigung unadlig, entehrend sei, nicht nur für den Grande und Titulado, auch für den einfachen Hidalgo, der häufig genug seinen Adel nur durch den Titel Don zu erweisen vermochte, den er selbst erst vor seinen Namen gesetzt hatte; „der sich", wie Cervantes sagt, „zum Ritter „machte mit vier Fuß Weinberg, zwei Morgen Ackerland, einem „Lumpen hinten und einem Lumpen vorn". Die Anmaßung des

[1]) **Llorente**, III. 471 ff. — Die Inquisition zählte 20.000 Diener; **Salazar**; Inventaire général (Paris 1612), p. 159.

[2]) **Moncada**, Restauracion politica de España, 114.

[3]) Vergl. **Calderon de la Barca**, El Pintor de su deshonra, jorn. prim.; treffliches Bild der kastil. Gastfreundschaft.

Adelstitels war damals etwas ganz Gewöhnliches. „Es giebt kaum“, sagt ein zeitgenössischer Schriftsteller, „den Sohn eines Handwerkers, der nicht mit Hülfe dieser so wenig soliden Grundlage danach „strebt, die dem wahren Adel zukommende Schätzung zu beanspruchen. Hieraus ergiebt sich, daß sie, gefesselt und befangen in „dem falschen Scheine des Kavalierthums, ungeeignet bleiben, „Aemter und Beschäftigungen zu übernehmen, die mit dem eitlen „Ansehen eines Don unverträglich sind. Ja, diese Art von Leuten, „die kein Vermögen besitzt, um ihr Leben zu fristen, und doch verhindert ist, sich solches zu erwerben und zu verdienen, ist gerade die, „welche außerordentliche und schändliche Verbrechen begeht, wovon wir „an diesem Hofe hinreichende Erfahrung haben. — Denn, da sie sich „nicht damit beschäftigen, etwas zu thun, lernen sie Böses thun; und „das Schlimmste ist: während früher für Infamie galt die Spitzbüberei, Betrug zu üben, Prozesse mit Gläubigern zu haben, ist „es schon so weit gekommen, daß alles das für wahrhaft ritterliches „Wesen erachtet wird, indem man sagt, daß Wahrheit reden, nicht „Betrug, Täuschung u. dergl. üben, Sache der Plebejer sei; und „hiermit gehen Hand in Hand die ausschweifendsten Sitten, „da man mit dem prahlt, was ehemals Schande zu bereiten „pflegte“.[1])

Wo die höheren und mittleren Stände der Nation mit so üblem Beispiele vorangingen und die Sucht nach trägem und gewissenlosem Genuß gerade die Schichten des Volkes durchdrungen hatte, welche sonst die gesündesten zu sein und auf denen die Kräfte des Staates hauptsächlich zu beruhen pflegen: da mußte freilich Staat und Nation in ein unheilbares Siechthum verfallen. Es ist bequem, alle Schuld des staatlichen Niederganges der Regierung, einzelnen Personen aufzubürden, da doch die hauptsächlichste Ursache in dem Charakter des Volkes selbst liegt. Geht ja im Grunde die Regierung auch auf diesen zurück.

---

[1]) Navarrete, Conservacion de Monarquias, disc. 10.

Nirgends sprach sich die Zerrüttung des spanischen Staatswesens krasser aus, als in den Finanzen.

So schwierig es nun auch ist, sich einen Ueberblick über das äußerst verwickelte Steuersystem der spanischen Halbinsel zu verschaffen, ist dies doch nöthig, um ein klares Bild von der Finanz-Verwaltung unter Lerma's Leitung zu erhalten. Die Planlosigkeit und Verkennung aller ökonomischen Verhältnisse, die im Steuerwesen herrschten, dienen dann auch mit zur Erklärung des trostlosen Zustandes von Ackerbau, Gewerbe und Handel.

Beginnen wir mit den indirekten Steuern, damals den um vieles wichtigsten. Das größte und zuverlässigste Einkommen des Königs bildete die Alcavala, jene verderbliche Steuer, von der Niemand und unter den verschiedenen Territorien der Halbinsel nur Valencia und Katalonien ausgenommen waren, und die von jeder vertauschten oder verkauften Waare ein volles Zehntel des Werthes für den Staat forderte. Diese unsinnigste und unökonomischste aller Abgaben — auf ihre Wirkungen kommen wir später noch einmal zurück — brachte jährlich 1,133,236,000 Maravedis oder 3,030,373 Dukaten ein, an Geldwerth etwas mehr als jetzt zwanzig Millionen Thaler. — Die nächst bedeutendste indirekte Steuer bestand in den Erträgen der Duanen. Dieselben befanden sich aber keineswegs ausschließlich an den Grenzen des Reiches. Vielmehr blieb man, in so vielen Beziehungen zu Gunsten der königlichen Allmacht reformirend, hier an den Einrichtungen hangen, die getroffen waren, als Spanien noch aus vielen einzelnen christlichen und maurischen Reichen zusammengesetzt gewesen war. Damals bildete jedes dieser Reiche eine Einheit für sich, hatte seine eigenen finanziellen und industriellen Interessen und suchte dieselben durch Zollschranken zu schützen. Jetzt hatten sich diese Bedingungen vollständig geändert. Ein Monarch herrschte von Cap Creuz bis Cap San Vincent, vom Cap Finisterre bis zum Cap von Palos: aber trotzdem hatte man die Zollschranken zwischen den Provinzen der nunmehr geeinten Halbinsel bestehen lassen. Es waltete selbst-

verständlich hier nicht etwa Schonung als berechtigt gedachter historischer Eigenthümlichkeiten vor, sondern man ließ diese verderbliche Menge innerer Zollbarrieren bestehen aus dem mißverstandenen Interesse des königlichen Schatzes. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß innerhalb der Provinzen jede Stadt wieder ihr eigenes Octroi besaß. Die Einfuhr vom Norden, also vom Ausland, in die Baskischen Provinzen, Navarra, Asturien und Galizien war frei, sei es zu Wasser, sei es zu Lande. Dagegen mußten die Waaren, wenn sie von Norden in die mittlern und südlichen Provinzen des Reiches verführt wurden, in den für jede Straße eingerichteten Hauptzollämtern den sog. „Zehnten der Meereshäfen" bezahlen. Wurden über die Ost- und Westgrenze von Kastilien, aus Aragon, Valencia oder Portugal Waaren eingeführt, so mußten sie den sog. „Zehnten der trockenen Häfen", diezmo de los puertos secos, entrichten. Nach Süden ging freilich das Gebiet der Krone Kastilien bis an das Meer, aber Andalusien zerfiel, in Gemäßheit seiner frühern Eintheilung in fünf kleine maurische Reiche, immer noch in fünf Zollgebiete, zu denen außerdem zwei besondere Duanen in Xerez und Lebrija kamen. In Sevilla war endlich eine besondere Zollbehörde, wo man die nach beiden Indien auszuführenden Waaren versteuern mußte. Die gesammten Almorarifazgos — so nannte man diese Duanen von Andalusien — brachten 310 Cuentos Maravedis oder 828,940 Dukaten ein, heute etwa gleich fünf und einer halben Million Thaler. Dazu kommen die Diezmos de los puertos secos, die jährlich 60 Cuentos oder 160,440 Dukaten, zum Werthe von ungefähr 1,059,000 Thaler ausmachten; und die Zehnten der Meereshäfen in Höhe von 40 Cuentos oder 106,960 Dukaten, gleich circa 706,000 Thalern. Hier sind noch nicht einbegriffen die Häfen von Portugal, die für sich 33⅕ Cuentos oder 88,777 Dukaten — 586,000 Thaler nach unsern Preisen — aufbrachten. Hiermit sind aber die Ex- und Importzölle der spanischen Halbinsel nicht erschöpft. Der Hauptausfuhrartikel Spaniens, die Wolle, wurde besonders besteuert.

Zuerst wurde bei ihrer Ausfuhr ein Zehnt, dann noch eine außerordentliche Steuer von 1²/₇ Zehnten erhoben; beide brachten zusammen jährlich 80 Cuentos ein d. h. 213,920 Dukaten oder nach jetzigem Geldwerthe etwa 1,410,000 Thaler. Zählen wir also die Ein- und Ausfuhr-Abgaben zusammen, so erhalten wir für dieselben jährlich 523¹/₅ Cuentos Maravedis oder 1,399,030 Dukaten, jetzt etwa 9,234,000 Thalern entsprechend.

Eine besondere Steuer mußten noch die Merinoheerden bezahlen, die den Sommer auf den Gebirgen von Asturien zubrachten und im Winter das Recht hatten, die Ebenen von Estremadura abzuweiden. Dafür entrichteten sie den sog. servicio y montazgo, der sich jährlich auf 60 Cuentos Maravedis belief, also auf 42,784 Dukaten oder 282,374 Thaler. Sevilla mußte für die vielen Handelsvorrechte, die es besaß, ein halbes Prozent des Werthes für alle dort verkauften Waaren steuern; hieraus zog man jährlich 12 Cuentos, 32,088 Dukaten oder 211,800 Thaler. Zu diesen vermischten Steuern gehören auch die Summen, die für die Befreiung der Sklaven und ihre Erhebung in den Bürgerstand entrichtet werden mußten und jährlich nicht weniger als 50 Cuentos einbrachten, das sind 133,700 Dukaten oder 880,000 Thaler.

Es kommt nun eine Reihe von Steuern auf die Fabriken, soweit deren der Ruin der spanischen Industrie noch übrig gelassen hatte. Von den Seidenspinnereien Granada's erhob man eine jährliche Abgabe von 44 Cuentos oder 117,656 Dukaten, gleich 776,530 Thalern. Die Sublimat- und Quecksilberfabrikation bezahlte 14 Cuentos jährlich, d. s. 37,436 Dukaten oder — nach jetzigem Maßstabe — 247,078 Thaler. Die unsinnige Spielwuth, die alle Klassen der spanischen Gesellschaft ergriffen hatte, findet ihren besten Beleg in dem ungeheuren Ertrage der Spielkartensteuer. Dieselbe ergab genau so viel wie das Münzrecht: 40 Cuentos, 106,960 Dukaten, also beinahe 706,000 Thaler. Die Zuckerfabriken Granada's endlich mußten jährlich 5 Cuentos bezählen, 13,370 Dukaten oder 282,000 Thaler. Summa der

Fabrikationssteuern: 103 Cuentos oder 265,422 Dukaten, etwa heute gleich 1,752,000 Thalern. Die Geringfügigkeit dieser Summe spricht laut genug!

An indirekten Erträgnissen sind ferner die Monopolien zu nennen. Das Einkommen des Salzmonopols war jährlich 108 Cuentos, 288,792 Dukaten, reinen Gewinnes, also etwa 1,906,000 Thaler. Das Münzrecht ergab, wie erwähnt, 40 Cuentos, 106,960 Dukaten, nicht ganz 706,000 Thaler. Das Monopol des Pfeffers brachte 20 Cuentos ein, 53,480 Dukaten oder 353,000 Thaler. Ebenso war die Cochenille, die aus Westindien kam, ein königliches Monopol, das jährlich 14 Cuentos oder 37,436 Dukaten, ungefähr eine viertel Million Thaler, abwarf. Alle Monopole zusammen brachten jährlich 182 Cuentos oder 486,668 Dukaten, nach jetzigem Maßstabe etwa 3,214,000 Thaler.

Von den Inseln der afrikanischen Küste erhielt der König jährlich an indirekten Abgaben 16 Cuentos, d. h. 42,784 Dukaten oder 282,000 Thaler.

Die meisten indirekten Steuern Portugals sind in obigem Verzeichniß nicht mit einbegriffen. Es brachten dieselben, mit den Erträgnissen der portugiesischen Kolonien, jährlich 594 Cuentos oder 1,588,366 Dukaten ein, was jetzt einem Betrage von 10,483,000 Thalern gleichkommen würde, und die Landduanen Portugals ergaben 545,469 Dukaten oder 3,600,000 Thaler.

Der gesammte Ertrag der indirekten Steuern in Spanien erreichte demgemäß eine Höhe von 2848½ Cuentos Maravedis oder 7,616,852 Dukaten. Berechnet man diese Ziffern nach dem heutigen Geldwerthe, so erhält man die Summe von 50,272,000 Thalern: eine erstaunlich große, wenn man bedenkt, daß Spanien in den Jahren 1605—1609 höchstens acht Millionen bereits verarmter Einwohner zählte. Der gesammte Besitzstand der beinahe fünf Millionen Baiern[1]) ist gewiß nicht viel geringer, als der-

---

[1]) Vor der letzten Volkszählung.

jenige der damaligen acht Millionen Spanier, und doch betrug in den Jahren 1861—1867 die jährliche Einnahme aus den indirekten Steuern, den Regalien und dem Staatseigenthume dort nur 26,445,134 Gulden, das ist noch nicht der dritte Theil der indirekten Einnahmen Spaniens. Das jetzige Belgien ist ohne Zweifel dem damaligen Spanien an Reichthum überlegen. Im Jahre 1865 betrugen die gesammten belgischen Staatseinnahmen — auch von den Eisenbahnen — 159,112,790 Francs oder noch nicht ganz die Summe, die Spanien damals auf indirektem Wege aufbringen mußte. Man braucht diese Zahlen nur unter einander zu vergleichen, um die furchtbare Anspannung der Steuerkraft des spanischen Volkes sich zu veranschaulichen.

Nach den indirekten Einnahmen kamen die Erbschaftssteuern und die Gebühren, welche der König aus den Lehnsverhältnissen und als Großmeister der Ritterorden von San Jago, Calatrava und Alcantara bezog. Sie betrugen insgesammt 985,312 Dukaten oder nach jetzigen Verhältnissen 6,503,000 Thaler.

Dies waren die ordentlichen und feststehenden Steuern, die jedes Jahr ziemlich in gleicher Weise eingingen.[1]) Schon hiermit hätte Spanien dem Budget jedes andern damaligen Reiches es gleich gethan, obwohl z. B. Frankreich an Einwohnerzahl und Reichthum die iberische Halbinsel bereits weit überflügelte. Es kommen jedoch hierzu noch die direkten Abgaben, die keine feststehenden waren, sondern immer auf eine gewisse Reihe von Jahren hin von den Cortes der verschiedenen Theile des Reiches bewilligt wurden. Betrachten wir zuerst die Abgaben, zu denen sich die Cortes der Krone Kastilien, also des spanischen Hauptlandes verstanden.

Im Jahre 1599 bewilligten die Cortes dem Könige die Summe von 650 Cuentos oder 1,738,100 Dukaten, etwa gleich

---

[1]) Relaz. di Sim. Contarini p. 329 ff. — Dessen Tabelle liegt der obigen Berechnung und Darstellung größtentheils zu Grunde.

11½ Millionen Thaler nach dem heutigen Werthe des Geldes.[1]) Im nächsten Jahre wurden gar dem Könige von der Krone Kastilien außer der für sechs Jahre bewilligten jährlichen 225 Cuentos oder 601,650 Dukaten die sog. Milliones — 18 Millionen auf gleichfalls sechs Jahre — zugestanden, so daß dieser Theil der spanischen Monarchie an außerordentlichen Abgaben jährlich 3,601,650 Dukaten oder beinahe vierundzwanzig Millionen Thaler direkt an die königlichen Kassen abzuführen hatte.[2]) Diese Länder enthielten damals aber ungefähr 5 Millionen Einwohner, die an Besitz sicher den heutigen Baiern nachstanden. Die direkten Steuern Baierns betrugen 1869 ungefähr 11 Millionen Gulden, also kaum mehr als den vierten Theil der kastilischen! Es war kein Wunder, daß im Jahre 1602 bereits Steuerrückstände in der Höhe von 1,200,000 Dukaten vorhanden waren; zumal die Cortes auch hier vor dem Mittel einer allgemeinen Einkommensteuer zurückschreckten und die Millones lieber zum größten Theil durch eine Verbrauchssteuer von Wein und Oel aufzubringen suchten. Im Jahre 1607 erhielt der König wieder an direkten Abgaben 300 Cuentos oder 800,000 Dukaten auf weitere drei Jahre bewilligt und dazu die Verlängerung der Steuer der Millones auf weitere sieben Jahre, dieses Mal in der Höhe von 2½ Millionen. So hatten in den nächsten Jahren die Länder der Krone Kastilien jährlich 3,300,000 Dukaten zu bezahlen, oder fast 22 Millionen Thaler nach heutigem Maßstabe! Die Steuerrückstände der letzten sechs Jahre betrugen zu dieser Zeit bereits vier Millionen Dukaten oder 26½ Millionen Thaler![3])

Katalonien, das damals kaum 300,000 Einwohner zählte, bewilligte dem Könige im Jahre 1599 die Summe von 1,100,000 Dukaten oder 7¼ Mill. Thaler, von denen 360,000 Dukaten je-

[1]) MS. Dep. Khevenhiller's v. 31. Jan. 1599 (Wien).
[2]) MS. Dep. Khevenhiller's v. 15. Mai 1600.
[3]) Cabrera 66. 132. 154. 503. 310 ff.

fort, der Rest innerhalb fünf Jahre bezahlt werden sollten. Die jährlichen Abgaben betrugen also ungefähr 1,200,000 Thaler nach jetzigen Preisen: eine Summe, die nicht allzu groß ist, wenn wir bedenken, daß Katalonien sonst von allen Steuern und Gefällen frei war; das Budget Braunschweigs mit etwa gleicher Einwohnerzahl betrug vor dem letzten Kriege fast 2½ Mill. Thaler.

Dagegen war Aragon der Alcavala unterworfen. Außerdem brachte dieses arme, nur ca. 200,000 Einwohner zählende Land jährlich 100,000 Dukaten oder ungefähr 660,000 Thaler auf: so waren seine Lasten etwa gleich denen des Großherzogthums Sachsen-Weimar, das doch an Bevölkerungszahl und besonders Wohlstand das damalige Aragon weit übertrifft.

Valencia mit seinen 475,000 Einwohnern war im Verhältniß günstig gestellt. Es war von Gefällen und Abgaben ganz frei, und gestand erst im Jahre 1604 dem Könige 400,000 Dukaten in barem Gelde und etwa 30,000 Dukaten jährlicher Renten zu. Das Königreich konnte dies um so eher ertragen, als es fruchtbar und reich war.[1])

Durchschnittlich schätzte man das jährliche direkte Einkommen der Krone Aragon — also der Länder Aragon, Katalonien, Valencia, Majorca und Sardinien — nebst Navarra, nach Abzug der Erhebungskosten, die wir wenigstens auf ein Viertheil des Betrages veranschlagen müssen, auf 300,000 Dukaten oder zwei Mill. Thaler nach heutigem Geldwerthe.

Portugal bezahlte direkt jährlich 1,700,000 Dukaten oder 11¼ Mill. Thaler. Es ist dies eine ungeheure Summe, wenn man bedenkt, daß das Land höchstens 1⅔ Millionen Einwohner zählte, und daß die indirekten Abgaben des Königreiches gleichfalls außerordentlich hoch waren (S. 36. 38.) Betrug doch 1864—1866 die jährliche Gesammteinnahme des sächsischen Staates mit einer Bevölkerung von damals 2,344,000 Seelen nur 13½ Million

[1]) Cabr. 31. 35. 43. 207. ff.

Thaler, wobei die Einnahmen der Staatseisenbahnen miteingerechnet sind; die Gesammtsteuern Portugals dagegen 3,922,612 Dukaten oder — nach relativem Werthe — 25,889,000 Thaler! So sehen wir die beiden Hauptprovinzen der Halbinsel, Kastilien und Portugal, mit Steuern erdrückt, während die andern kleinen Provinzen, die zusammen etwa 1⅓ Millionen Einwohner zählten, nicht überbürdet waren.[1])

Wir können das jährliche direkte Einkommen der Krone von der Gesammtbevölkerung der spanischen Halbinsel demgemäß auf durchschnittlich fünf und eine halbe Million Dukaten oder 36,300,000 Thaler nach jetzigem Geldwerthe veranschlagen. Das preußische Budget für das Jahr 1867 weist aus den direkten Steuern ein Erträgniß von 32¾ Mill. Thalern nach. Dieser Vergleich wird genügen, um hier ebenso wie bei den indirekten Steuern die finanzielle Raubwirthschaft des damaligen Spanien zur Anschauung zu bringen.

Aber auch damit waren die finanziellen Ansprüche an die unglückliche Halbinsel noch nicht erschöpft. Es kamen hierzu noch die Abgaben der Geistlichkeit, welche dem Könige durch päpstliche Breven vom 12. Sept. und 11. Dez. 1600, 23. Jan. und 12. April 1601, 11. Aug. 1603 und 17. Dez. 1604 verlängert und von neuem zugestanden waren.[2]) Dieser Abgaben waren drei: die Cruzada, eine Steuer für gewisse geistliche Abläſſe; das Subsidium, welches der spanischen Geistlichkeit auferlegt worden war, damit der König daraus hundert Galeeren gegen die Ungläubigen unterhalten könne; und endlich das Excusado oder die Abschlagssumme, welche der Klerus dem Könige dafür bezahlte, daß dieser auf das ihm durch Privileg des heiligen Stuhles ertheilte Recht verzichtete, beliebige Theile der geistlichen Besitzungen zu eigener Nutznießung zeitweise einzuziehen.[3]) Alle drei Abgaben brachten zusammen über

[1]) Vgl. Relaz. di Sim. Contarini p. 331 f.

[2]) Abreu y Bertodano, Tratados de Felipe III, I passim.

[3]) Relaz. di Girol. Soranzo p. 444 f.

2 Millionen Dukaten oder wenigstens 13 Millionen Thaler jährlich ein.

Philipp III. zog also aus der spanischen Halbinsel jährlich insgesammt mindestens 16,102,000 Dukaten oder, nach heutigem Geldwerthe, etwa 106¼ Mill. Thaler. Das an Gesammtwohlstand ungefähr entsprechende Baiern hatte 1869 eine Einnahme von 49½ Mill. Thalern — also noch nicht die Hälfte. Das ungleich reichere Belgien hatte 1866 eine Einnahme von 161 Mill. Frcs. oder zwei Fünfteln der spanischen Einnahmen; und hierbei sind die Erträgnisse der Eisenbahnen mitgerechnet. Endlich Preußens Einnahmen betrugen 1867, mit Ausschluß der Eisenbahnen, 115¾ Mill. Thaler, also wenig mehr als diejenigen des armen spanischen Volkes von acht Mill. Seelen!

Nächst den spanischen Einkünften kommen die italienischen. Mailand brachte an direkten und indirekten Einkünften jährlich 1,200,000 Dukaten oder beinahe acht Mill. Thaler ein; Neapel 3,150,000 Dukaten oder 20,790,000 Thaler; Sizilien 840,000 Dukaten oder 5,544,000 Thaler. So erhielt der König aus seinen italienischen Besitzungen jährlich 5,190,000 Dukaten oder 34,254,000 Thaler. Sollte diese Summe, zumal im Verhältniß zu der Höhe der spanischen Steuern, nicht allzu bedeutend erscheinen, so muß man doch erwägen, daß in dem spanischen Italien die Bedrückungen und Betrügereien der spanischen Steuerbeamten unendlich groß waren und das Volk oft zur Verzweiflung brachten.

Flandern und die Franche-Comte kommen bei dieser Aufstellung des spanischen Budgets nicht in Betracht, da sie unter der ganz abgesonderten Verwaltung des Erzherzogs Albert standen.

Die europäischen Besitzungen brachten demgemäß dem Könige jährlich 21,292,000 Dukaten oder — nach dem heutigen Preise des Geldes — 140,527,000 Thaler ein.

Wir kommen zu den Einkünften, welche Philipp aus Amerika bezog. Hier läßt sich begreiflicherweise ein festes Budget nicht

aufstellen, und wir werden uns Durchschnittszahlen suchen müssen. Die Kaufleute, welche das Monopol hatten, nach Indien zu handeln, mußten zunächst eine Abgabe von einer halben Million Dukaten oder 3,300,000 Thalern jährlich bezahlen. Von allen nach Spanien gebrachten kostbaren Metallen mußte der fünfte Theil, der sog. Quinto, an den König bezahlt werden, und außerdem hatte der König eigene Bergwerke in Zentral- und Südamerika. Glücklicherweise haben wir zuverlässige Nachrichten über die Zufuhren an Metall der Silberflotten in den Jahren 1599 bis 1610.[1]) Uebrigens wie alles in Spanien unter der Regierung Philipp's III., so ging auch der Ertrag der Gold- und Silber-

[1]) Die Flotte des Jahres 1599 brachte acht Millionen Dukaten oder 52,800,000 Thaler mit, von denen dem Könige drei Millionen Dukaten oder 19,800,000 Thaler zukamen (MS. Dep. Khevenhiller's v. 20. März 1599). 1600 brachte sie 9,926,192 Dukaten ($65\frac{1}{2}$ Mill. Thlr.), wovon dem Könige 2,746,679 Dukaten oder 18 Mill. Thaler gehörten. Am Ende desselben Jahres langte eine zweite Flotte an mit 10 Mill. Dukaten (66 Mill. Thaler), wovon dem Könige zwei Mill. Dukaten oder $13\frac{1}{5}$ Mill. Thaler gehörten. Dafür brachte die Flotte des Jahres 1601 an Metall nur eine Mill. Dukaten (6,600,000 Thaler) für den König. Die Flotte des Jahres 1602 brachte mehr als zehn Mill. Dukaten an Metall, dazu viele Perlen (zus. an 70 Mill. Thaler). Im Jahre 1603 kamen nur etwa sieben Mill. Dukaten ($46\frac{1}{5}$ Mill. Thaler) aus den beiden Indien in Spanien an. Im Jahre 1604 brachten die beiden Flotten aus Neuspanien und Peru $14\frac{1}{2}$ Mill. Dukaten ($95\frac{1}{2}$ Mill. Thaler), von denen fünf Mill. Dukaten oder 33 Mill. Thaler dem Könige zufielen. Die Flotte des Jahres 1605 durch Stürme und Feinde aufgehalten, kam erst Mitte Oktb. 1606 an; sie brachte an Metall neun Mill. Dukaten ($59\frac{1}{2}$ Mill. Thaler). Zwei Monate später kam die Flotte des Jahres 1606 an; sie brachte an kostbaren Metallen nur $4\frac{1}{2}$ Mill. Dukaten ($29\frac{3}{4}$ Mill. Thaler). Im Jahre 1607 brachte die Flotte $12\frac{1}{5}$ Mill. Pesos oder $50\frac{1}{2}$ Mill. Thaler nach heutigem Geldwerthe. Im Jahre 1608 kamen neun Mill. Dukaten ($59\frac{1}{2}$ Mill. Thaler) von Indien an, wobei dem Könige nur der Quinto, 1,800,000 Dukaten oder nicht ganz 12 Mill. Thaler, gehörte. Dagegen führte die Flotte des Jahres 1609 wieder 10,600,000 Dukaten (fast 70 Mill. Thaler) mit sich; der Antheil des Königs dabei waren 3 Mill. Dukaten oder 19,800,000 Thaler. Endlich die Flotte des Jahres 1610 war — mit den sonstigen Waaren — 10 Mill. Dukaten (66 Mill. Thaler) werth; des Königs waren dabei $2\frac{1}{2}$ Mill. Dukaten oder $16\frac{1}{2}$ Mill. Thaler. (Cabrera 61. 115. 162. 202. 226. 233. 283. 292. 295. 317 f. 342. 352. 354. 386. 420.)

minen von Potosi bedeutend zurück. Im Jahre 1598 betrug der königliche Antheil — das Fünftel, Quinto — 1,310,911 Pesos 7 Realen (nach heutigem Geldwerthe etwa 5,444,000 Thaler), im Jahre 1605, dem Höhenpunkte, 1,532,646 Pesos 6 Realen (relativ gleich 6,362,000 Thalern); im Jahre 1610 nur 1,139,725 Pesos 4 Realen, entsprechend ungefähr 4,728,000 Thalern: während doch der Durchschnitt dieser dreizehn Jahre 1,353,784 Pesos 16 Realen, etwa 5,551,000 Thaler, betrug.[1])

Ziehen wir einen Durchschnitt aus allen den Zählen des königlichen Antheils der Silberflotten in den Jahren 1599—1610, so erhalten wir das Ergebniß, daß dem königlichen Schatze aus Amerika jährlich fast drei Millionen Dukaten oder 19,800,000 Thaler zuflossen.[2]) Rechnen wir dazu die halbe Million Dukaten von den privilegirten Kaufleuten für Amerika, so erhalten wir die Summe von 3½ Mill. Dukaten oder 23,100,000 Thalern.

---

[1]) Reales Quintos del cerro di Potosí; Documentos inéditos para la hist. de Esp. V p. 170 ff;

1598:	1,310,911	ps	7	rs
1599:	1,332,581	—	2	—
1600:	1,299,028	—	5	—
1601:	1,477,489	—	7	—
1602:	1,519,152	—	7	—
1603:	1,478,697	—	6	—
1604:	1,326,231	—	6	—
1605:	1,532,646	—	6	—
1606:	1,434,981	—	5	—
1607:	1,414,660	—	6	—
1608:	1,200,418	—	5	—
1609:	1,132,680	—	4	—
1610:	1,139,725	—	4	—
Summa:	17,599,202	Pes.	10	Reales.

— Beschreibung des Bergwerkes von Potosi „reyna de todas minas", bei Benito de Peñalosa y Mondragon, Las cinco excelencias del Español (Pamplona 1629) p. 114 ff.; und zahlreiche Denkschriften über dasselbe in den Docum. ined. LV., 445 ff.

[2]) Es stimmt dies Resultat ganz genau mit der Schätzung in der Relaz. di Sim. Contarini, Posten II., p. 331.

An der Hand aller dieser Resultate lassen sich nun die gesammten jährlichen Einnahmen der spanischen Krone bestimmen: sie betrugen fast 25 Millionen Dukaten oder — nach heutigem Geldwerthe — 164 Mill. Thaler: etwas mehr als die Einkünfte Preußens im Jahre 1865, bei denen freilich fast ein Drittel die Eisenbahnen ausmachen.

Aber dies giebt uns noch immer keinen Maßstab für die entsetzliche Last, welche auf der Steuerkraft des spanischen Volkes ruhte. Hielt sich doch damals der Staat von vielen Dingen fern, für die er jetzt einzutreten hat! Für Land- und Wasserstraßen sorgte er fast gar nicht. Das ganze Unterrichts- und beinahe das gesammte Gerichts- und Verwaltungswesen hatte er damals nicht zu bestreiten und bürdete es anderweitigen Körperschaften auf. Dazu kamen dann noch die kirchlichen Zehnten, die mit großer Strenge beigetrieben wurden. Ist es ein Wunder, daß unter so unerträglicher Bürde die Produktion jeder Art in Spanien immer mehr erlahmte? —

Wenn wir bei den Einnahmen zu einer annähernd genauen Durchschnittsschätzung gelangen konnten, so ist dies bei den Ausgaben durchaus nicht möglich, da hier eine feste Ordnung ganz und gar nicht eingeführt war. In der That sehen wir hier die Laune des Königs ganz ungescheut über beträchtliche Summen verfügen. Wenn er inmitten seiner finanziellen Bedrängniß dem Herzoge von Lerma für die Ankündigung, daß die Silberflotte angelangt sei, einmal 50,000, das andere Mal gar 100,000 Dukaten schenkte: so ließ sich freilich keine Ordnung in das spanische Ausgabebudget bringen. Ueber 800,000 Dukaten — 5,820,000 Thaler — brauchte Philipp III. jährlich für seine Zivilliste mehr, als sein Vater![1]) Hiermit ist schon der wundeste Fleck der spanischen Finanzen unter Philipp III. berührt. „Der König", sagt der ehrliche Graf Johann Khevenhiller in einem Berichte an Kaiser

[1]) Moncada, Restauracion politica de España. — Vgl. S. 6.

Rudolf,[1] „hat grosse und extraordinari Mercedes gethan, vnd „ayudas de costa gegewen, das ehr erßt mit der weill empfinden". Doch dieser Gegenstand ist oben schon zu eingehend besprochen worden, um hier mehr als angedeutet zu werden.

Der Hauptabzugskanal für den Schatz des spanischen Königs war Flandern. Es schien, als ob Spanien diesem Lande tributpflichtig sei; so sehr überlieferte es demselben sein eigenstes Lebensblut, den besten Theil seiner Krieger und seiner Reichthümer. Im Jahre 1608, kurz vor dem Abschlusse des zwölfjährigen Waffenstillstandes, berechnete man die Gesammtkosten des niederländischen Krieges auf 200 Millionen Dukaten oder — nach heutigem Geldwerthe — 1320 Mill. Thaler.[2] Wir besitzen auch noch eine genaue Uebersicht über die Summen, die vom Tage des Regierungsantrittes Philipp's III. — dem 13. September 1598 — bis zum 20. Juni 1609, nach Abschluß des Friedens, von Spanien nach Flandern gezahlt wurden. Sie betrugen insgesammt 37,488,565 Dukaten oder nach verhältnißmäßigem Werthe 247,424,579 Thaler.[3] Jedes Jahr kostete also beinahe $3^1/_2$ Millionen Dukaten — 23 Mill. Thaler.

Aber die spanischen Kriegsleute kämpften nicht in Flandern allein für das Haus Habsburg und die katholische Kirche; bekanntlich unterhielt der König auch in Ungarn und Dalmatien stets mehrere Regimenter zum Kampfe gegen die Türken. Im Jahre 1606 dienten nur zwei spanische Regimenter zum Schutze der ungarischen Plätze;[4] aber gewöhnlich waren es mehr, wie denn

---

[1]) MS. Dep. v. 31. Jan. 1599.

[2]) Relaz. di Franc. Priuli p. 348.

[3]) Relacion del dinero remitido á Flandes por Juan Muñoz de Escobar, contador del Rey; aus dem Archiv von Simancas abgedruckt in der Coleccion de doc. ined. para la hist. de Esp. t. XXXVI. p. 509–544.

[4]) MS. Dep. Guillen de San Clemente's (span. Gesandten in Wien) v. 8. April 1606; Arch. v. Sim. (Paris), K. 1607.

der Kaiser auch jährlich 2—300,000 Dukaten vom Könige Geldunterstützung erhielt. Gegen Ende unseres Zeitraumes unterstützte der König auch die katholische Liga in Deutschland mit 3000 Mann Infanterie und 1000 Reitern, was einen jährlichen Kostenaufwand von 360,000 Dukaten — 2,380,000 Thalern — verursachte.[1]) Man ersieht daraus zugleich, wie ungleich theurer damals die Unterhaltung von Truppen war; jetzt würde dieselbe Anzahl von Soldaten — nach preußischem Systeme — nur etwa 900,000 Thaler erfordern.

In Italien überstiegen die Kosten der Armeen und Flotten, die zur Vertheidigung der dortigen spanischen Besitzungen unterhalten wurden, vereint mit den Schulden und Verwaltungskosten, die Einnahmen. Auch aus Portugal kam kein Ueberschuß: vielmehr beanspruchten die Besatzungen in Tanger, Ceuta und Mazagran, auf den kanarischen Inseln und in den asiatischen sowie brasilianischen Besitzungen, die Kriegsflotte sowie die portugiesische Verwaltung selbst so viel, daß von der kastilischen Abgabe der Millones jährlich noch 100,000 Dukaten für Portugal verwendet wurden: ein Gegenstand lebhafter Beschwerde für die kastilischen Cortes.[2])

Neben den außerordentlichen Geschenken, den Kosten der Kriege in Flandern, Deutschland und Ungarn, dem Unterhalte der über die ganze Welt zerstreuten spanischen Besatzungen und Flotten, den Verwaltungsausgaben — sind noch die zahlreichen Pensionen zu erwähnen, welcher die spanische Regierung zur Aufrechterhaltung ihres Einflusses in ganz Europa zu bedürfen glaubte. Das spanische Spionenwesen ist bereits zu häufig erwähnt, um hier noch besprochen werden zu müssen. Es gab keinen irgendwie bedeutenden

---

[1]) MS. Dep. Balt. de Zuñiga's (spätern span. Gef. in Wien) vom 29. Okt. 1609; ibid. K. 1426.

[2]) Cabr. p. 311 (1. Sept. 1607). Danach ist die zu niedrige Schätzung der portugies. Ausgaben in der Relaz. di Sim. Contarini p. 333 zu verbessern

Ort in Europa, wo der katholische König nicht mindestens einen Pensionär unterhalten hätte. Selbst diejenigen, welche grundsätzlich Feinde Spaniens waren, hatten deshalb doch — wie Montesquieu richtig bemerkt — keine Lust, auf sein Gold zu verzichten. In Deutschland bezahlte der König u. A. den Erzbischof von Köln und seinen Koadjutor; gegen die Wahl des baierischen Herzogs zum römischen Könige entschloß er sich im Jahre 1610, eine Summe von 250,000 Dukaten — 1,650,000 Thalern — zu verwenden. Dem Bruder seiner Gemahlin, dem Erzherzoge Maximilian Ernst, zahlte Philipp eine jährliche Pension von nicht weniger als 20,000 Dukaten — 132,000 Thalern![1])

Und außer allen diesen Ausgaben, die auf dem spanischen Budget lasteten, hatte dasselbe noch die schwere Wucht der von Philipp II. hinterlassenen Schulden zu tragen! Diese Schuld betrug bei der Thronbesteigung Philipp's III. hundert Millionen Dukaten — 660 Millionen Thaler — zu unerschwinglichen Zinsen.[2])

Es war kein Wunder, daß die spanischen Finanzen, unordentlich, ohne Plan und System verwaltet, unter allem dem gänzlich zusammenbrachen und den Anblick einer kläglichen, heillos verfallenen Ruine darboten.

Als Philipp III. auf den Thron kam, waren sämmtliche Einnahmen des Reiches an die Gläubiger — meist Genueser — zur Deckung der Zinsen und planmäßigen Amortisation verpfändet; nur die geistlichen Abgaben blieben ihm, die indischen Einkünfte, die Bezüge als Großmeister der Ritterorden und einige kleinere Zuflüsse, im Ganzen etwa sechs Millionen Dukaten. Indessen bald verpfändete er die indischen Zufuhren an die Genuesen bis

[1]) MS. Konsulten des spanischen Staatsrathes vom 29. Oktbr. 1609, 3. Febr. 1610; K. 1426. 1427. — Khevenhiller, An. Ferdin. VI. 2768. 2881.

[2]) Davila, Vida y hechos, s. a. — Lavalleé (L'Espagne depuis 1492 p. 41 f.) schätzt diese Schuld sogar auf 140 Mill. Dukaten.

zum Jahre 1611 für ein Anlehen von 12 Millionen Dukaten. Die Genuesen nahmen dabei 16 Prozent Zinsen, so daß, die jährliche Tilgungssumme hinzugerechnet, die indischen Einkünfte des Königs jährlich auf 3 Mill. Dukaten berechnet werden mußten. Die Genuesen erhielten also binnen zwölf Jahren das Dreifache von dem zurück, was sie ausgeliehen hatten. Da nun aber in vielen Jahren der Antheil des Königs an den Silberflotten weniger als drei Millionen betrug — während der Ueberschuß anderer Jahre anderweitig verwendet wurde — so kam man immer tiefer in die Schulden hinein. Auch sämmtliche geistliche Abgaben wurden, und zwar diese auf neun Jahre, verpfändet, so daß schließlich dem Könige, nachdem die Summen der Anlehen aufgezehrt waren, so gut wie nichts — höchstens eine bis 1½ Millionen Dukaten — zur freien Verwendung übrig blieb: „Meines Bedünckhen“, sagt schon im Jahre 1600 Khevenhiller, „so ist man jezo alhie zu neuen Kriegen nit beschaffen“.[1]) Aber bei so trostloser Verfassung war natürlich nicht nur zu außerordentlichen, sondern selbst zu den gewöhnlichsten und nothwendigsten Ausgaben kein Geld am spanischen Hofe vorhanden. Im Frühling 1608 hatten die königlichen Beamten seit einem und einem halben Jahre kein Gehalt bekommen, ohne daß zunächst irgend eine Hoffnung auf ihre Bezahlung war — ein Elend, das mit den großen an die Günstlinge verschleuderten Summen in grellstem Kontraste stand.[2])

In dieser Noth, die schließlich entweder zum Bankerott oder zum vollständigen Stillstande der Staatsmaschine führen mußte, versuchte die spanische Regierung die eigenthümlichsten Auskunftsmittel. Im April 1601 erhielten plötzlich alle Korregidoren und Gerichtspräsidenten eine versiegelte königliche Ordre, mit dem Be-

---

[1]) MS. Dep. Khevenhiller's v. 24. Juni 1600. — Relaz. di Franc. Soranzo (1902) p. 73 f.; di Sim, Contarini (1604) p. 332 f.; di Girol. Soranzo (1611) p. 463. — Vgl. Cabrera, passim. — F. C. Khevenhiller. An Ferdin. V. 2023 f.

[2]) Dep. Cornwallis v. 12. Mai 1608; Winwood Mem. II. 396.

fehle, sie erst am 26. April zu öffnen. Als der ängstlich erwartete Tag kam, fand sich, daß der König anordnete, durch besondere von den Korregidoren ernannte Schreiber ein Verzeichniß sämmtlicher silberner und goldener Geräthe in ganz Spanien aufnehmen zu lassen; alle Bürger und Adlige, geistliche und weltliche Körperschaften, sollten binnen zehn Tagen unter Eidesleistung ihre kostbaren Geräthe angeben. Denn — sagte das Edikt — es sei die Menge der zu den Geräthen benutzten Edelmetalle so groß, daß, wenn sie in Münze verwandelt würden, sie hinreichten, Gewerbfleiß und Handel wieder zu beleben. Indeß jedermann sah ein, daß es nicht auf Hebung des Landes, sondern auf Füllung des königlichen Säckels abgesehen sei. Die Adligen unterzogen sich der Registrirung, wenn auch unter vielem Murren; aber die Geistlichen, voran die Bischöfe von Toledo, Sevilla und Jaen, weigerten sich hartnäckig, sich einer Maßregel zu unterwerfen, die sie als den Beginn einer Kirchenplünderung ansahen. Sie scheuten sich nicht, öffentlich von den Kanzeln herab gegen die beabsichtigte Tempelberaubung zu predigen. Auch der Beichtvater des Königs, Fray Gaspar de Cordova, stand an der Spitze der Opposition. Der König wandte sich an den Papst, konnte aber auch von diesem, der sonst mit dem Vermögen des spanischen Klerus sehr freigebig gegen ihn war, nur ungenügende und halbe Bescheide erhalten. Da nun überhaupt die Unzufriedenheit wegen dieser beabsichtigten Beraubung der Unterthanen eine allgemeine und große war, so daß in Madrid der sonst so loyale Pöbel sich unter aufrührerischem Geschrei und Drohungen zusammenzurotten begann: ließ Philipp die ganze Sache fallen.[1])

Dagegen fühlten sich einige Große gedrungen, dem Könige

---

[1]) MS. Dep. Khevenhiller's v. April und 29. Mai 1601; H. H. und St. A. in Wien, C. 9. b. — Cabr. 100. 105. — Relaz. di Fr. Soranzo 68 f. — F. C. Khevenhiller, An. Ferdin. V. 2464. — Davila, Vida y hechos de Felipe III., l II. cap. IX. p. 77 ff.

in seiner Noth zu helfen. Der Erzbischof von Sevilla — der freilich ein Einkommen von beinahe 200,000 Dukaten hatte — schenkte dem Könige 30,000 Dukaten baar und an verarbeiteten Metallen 6000 Dukaten. Dann kamen der Herzog von Lerma, der Marques von Velada und alle anderen Mayordomos, Kammerherren, Präsidenten, Räthe, Staatssekretäre, Minister und Edelleute und gaben theils Geld, theils Silber- und Goldgeschirr, das sie später auch mit Geld einlösten. Dieser gute Anfang in den freiwilligen Schenkungen machte dem Könige Muth, und er ernannte einige Mayordomos, Kammerherren und Kriegsräthe, um — nach Pfarreien vertheilt — mit dem Pfarrer und einem Mönche in jedes Haus betteln zu gehen, indem sie den Leuten vorstellten, mit welcher Liberalität der König ihnen die Silber- und Goldgeräthe gelassen, die er nach der Aussage der Rechtsgelehrten zur Abhülfe seiner Noth sich hätte aneignen können. Unter fünfzig Realen — zehn Thalern nach jetzigem Geldwerthe — wurde kein Almosen angenommen: und so bekam man in der That einiges Geld zusammen.

Die Regierung fiel auf immer wunderlichere Mittel, ihre Noth zu lindern. Im Jahre 1604 erwirkte sie ein Breve vom Papste zur Absolution aller Portugiesen, die sich des Verbrechens des Judaisirens bis dahin schuldig gemacht; dafür mußten die betreffenden Portugiesen dem Könige 1,860,000 Dukaten oder — nach heutigem Maßstabe — 12,276,000 Thaler entrichten. Es war dies ein schrecklicher Schlag für den spanischen Fanatismus. Die Unzufriedenheit mit dieser Maßregel war in Portugal eine ungemeine — war doch sogar ein Auto de Fe dadurch gestört worden! — Die drei Erzbischöfe und viele andere Personen protestirten zwei Jahre hindurch: vergebens. Das Bedürfniß nach Geld war bei der spanischen Regierung doch noch stärker als Bigotterie und Fanatismus.[1])

---

[1]) Cabr. passim, besonders 29. Aug. 1601 (p. 112), 26. Sept. 1601

Alle diese Maßnahmen konnten nur für den Augenblick über die dringendste Noth forthelfen und vermochten begreiflicher Weise eine gründliche Besserung der finanziellen Zustände Spanien's nicht hervorzubringen. Man griff also zu dem damals so beliebten und doch so ungemein verderblichen Mittel — der willkürlichen Veränderung des Münzwerthes. Im Oktober 1603 wurde also plötzlich durch königliches Edikt angeordnet, daß alle Kupfermünzen — Doppel- und Viermaravedis-Stücke — von nun an das Doppelte gelten sollten. Durch Einziehung des alten Kupfergeldes zu dem bisherigen Preise sowie Wiederemission desselben und Emission neuer Münzen zu doppeltem Werthe realisirte der König einen reinen Gewinn von 6,320,440 Dukaten — 41,714,904 Thalern nach jetzigem Geldwerthe! Man muß den damaligen Spaniern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie das Verderbliche der Maßregel von vorn herein erkannten und ihre Befürchtungen sofort laut aussprachen.[1]) Die Folgen konnten nicht ausbleiben; die Preise der gewöhnlichen Lebensmittel und billigen Waaren stiegen im Verhältniß der Münzfälschung, oder die Verkäufer weigerten sich überhaupt, sie in geringern Quantitäten für Kupfer abzugeben. Die Maßregel hätte sich vielleicht dennoch in Folge allmählicher Gewöhnung durchführen lassen, zumal die Regierung wenigstens so umsichtig war, keine neue Kupfermünze mehr zu schlagen: wenn Spanien ein nach allen Seiten hermetisch verschlossenes Land gewesen wäre. So aber machten die Fremden sich die Sache begreiflicher Weise zu Nutzen, indem sie möglichst große Mengen Kupfermünzen einführten und sie gegen Silber umwechselten: wobei sie einen Gewinn von hundert Prozent machten. Bald gab

---

(p. 117), 2. Okt. 1604 (p. 227). — Der spanische Aberglaube schrieb den gleichzeitigen Untergang von vier Galeonen der Silberflotte dem Zorne des Himmels über diese That zu, wie man auch bemerken wollte, daß alle, die an derselben Antheil genommen, binnen einem und einem halben Jahre elend umgekommen seien; Davila, Vida y hechos, l. II. c. XVI. p. 93.

[1]) Cabrera, 1. Nov. 1603 (p. 196).

es in den Ländern der Krone Kastilien allein 128 Millionen dieser Münze, die einen Zwangskurs hatten und damit die verderbliche Herrschaft der Agiotage im höchsten Grade über Spanien brachten. Silber und Gold verschwanden natürlicher Weise aus dem Verkehre, theils von den einheimischen Besitzern zurückgehalten, zum großen Theile aber auch in das Ausland abgeführt. Man suchte dem abzuhelfen, indem man den Plan faßte, das alte Kupfergeld wieder auf seinen natürlichen Werth zurückzubringen und ein wohlfeileres Metall, das Spanien eigenthümlich wäre und den Fremden keine Gelegenheit zum Mißbrauche gäbe, zu Münzen zu verwenden: aber man vermochte dergleichen nicht zu finden.[1])

Gegen Schluß des Jahres 1607, als der König sich am Ende aller seiner Hilfsmittel sah, faßte der königliche Finanzrath in seiner Bedrängniß einen energischen Entschluß. Man befragte die Theologen, ob ein Zinsfuß von sechszehn Prozent zu billigen sei? und als sie dies nach Erwarten verneinten, beschlossen die Räthe, das sechszehnprozentige Anlehen der Genuesen, für welches — wie oben erwähnt — die drei Millionen der amerikanischen Einkünfte auf zwölf Jahre verpfändet waren, auf ein fünfprozentiges zu reduziren. Zur Zinszahlung und zur Tilgung bestimmte man von nun an nur eine Million jährlich, wobei freilich auch die Tilgungsfrist willkürlich auf neunzehn Jahre verlängert wurde. Zwar machte man sich dadurch der einseitigen Abänderung eines Vertrages d. h. des Vertragsbruches schuldig: aber man glaubte durch die übermäßige Habsucht der Genuesen, sowie durch die unerträgliche Noth des Staates hierbei entschuldigt zu werden. Indeß man ging noch weiter. Die übrigen Einnahmen des Königs waren für siebenprozentige Anlehen verpfändet. Auch diese reduzirte man auf einen Zinsfuß von fünf Prozent, und aus den übrig bleibenden zwei Prozent bezahlte man die Million Zinsen

---

[1]) Cabrera, 2. Okt. 1601 (p. 227). — Davila, Vida y hechos, II. XIV. p. 88 f. — Ch. Weiss, L'Espagne, II., 175 f.

und Tilgungsbetrag des ehemals sechszehnprozentigen Anlehens. So machte der König nicht allein die drei Millionen jährlicher Einkünfte aus Amerika für sich frei, sondern er erhielt auch aus seinen übrigen Einkünften noch eine kleine Summe, indem die ersparten zwei Prozent mehr als eine Million jährlich betrugen. Es war dies ohne Zweifel ein theilweiser Staatsbankerott: aber derselbe hatte — wie man dies ja oft zu großer Ueberraschung auch in neuester Zeit bemerkt hat — für den spanischen Kredit keine üblen Folgen; kurze Zeit darauf vertrauten die Genuesen dem Könige in drei Anlehen wieder drei und eine halbe Million Dukaten an. [1])

Im Jahre 1610, als der Krieg mit Frankreich drohte, war man von neuem genöthigt, die Einkünfte aus der Großmeisterwürde der drei Ritterorden mit einer Hypothek von 120,000 Dukaten jährlich zu belegen; man erhielt dafür ein Anlehen von 2,400,000 Dukaten. Und wenige Monate nachher nahm man zur Aufstellung des Heeres in der Lombardei eine neue Anleihe von 1,600,000 Dukaten auf. [2])

Um das ganze finanzielle Elend, in dem sich trotz der äußersten Aussaugung der Unterthanen Spanien damals befand, mit wenigen Zügen zu charakterisiren, wollen wir den Voranschlag des Budgets des Finanzjahres vom 1. November 1608 bis 31. Oktober 1609, wie er von Lerma's eigener Hand bestätigt ist, in seinen Hauptposten hier mittheilen. Zuerst die Einnahmen. Von den erhofften amerikanischen Geldern waren noch 1,700,000 Dukaten frei. Von der Abgabe der Millones erwartete man nur zwei Millionen Nettoeinnahmen zu erhalten. Aus den ordentlichen und außerordentlichen direkten Steuern — im Betrage von 600,000 Dukaten — blieben 450,000 Dukaten zur Verfügung. Von den

[1]) Relaz. di Girol. Soranzo, 463 f. — Cabrera, 24 Nov. 1607, p. 319 f.

[2]) Cabrera, 8. Mai, 31. Juli 1610 (p. 405. 412).

geistlichen Abgaben hatte der König noch den sechsten Theil, 337,350 Dukaten frei. Von frühern Anlehen waren ihm noch 200,000 Dukaten zu zahlen. An außerordentlichen Einnahmen hoffte man 200,000 Dukaten zu erhalten. So betrugen die gesammten voraussichtlichen Aktiven des spanischen Staatshaushaltes für dieses Finanzjahr 4,687,350 Dukaten — 30,936,510 Thaler nach heutigem Geldwerthe. Da aber das spanische Reich in Wahrheit 25 Millionen Dukaten für den König aufbrachte, so ergiebt sich, daß mehr als vier Fünftheile der Einnahmen für die Schulden verpfändet waren!

Unter den Ausgaben dieses Finanzjahres stehen obenan die flandrischen Gelder in der Höhe von 1,800,000 Dukaten. Für die Besatzungen in den verschiedenen Ländern sind erforderlich 653,963 Dukaten. Der königliche Haushalt nahm 884,030 Dukaten in Anspruch. Für die königlichen Räthe und Gerichtshöfe sind nur 188,000 Dukaten, für die Gesandtschaften 100,000 Dukaten bestimmt. Die Flotte ist mit 530,000 Dukaten in den Ausgaben vorgesehen; die Garden und Hommes d'armes in Spanien mit 200,000, die Befestigungen mit 50,000, die Waffenfabriken mit 100,000, die Besoldung des Artilleriekorps mit 22,500 Dukaten. Hierzu kommen noch einige kleine Ausgaben in der Höhe von zusammen 28,674 Dukaten. Das waren alle Ausgaben, welche das große spanische Reich in diesem Jahre zu leisten sich vornehmen konnte: zusammen 4,557,167 Dukaten oder 30,077,302 Thaler nach jetzigem Maßstabe. Aber außerdem waren an außerordentlichen Zahlungen an Finanzleute noch 1,169,000 Dukaten zu leisten. So stieg die voraussichtliche Ausgabe für das Finanzjahr 1608/9 auf die Summe von 5,726,267 Dukaten oder 37,793,362 Thaler. Danach entstand ein Defizit von 1,038,917 Dukaten oder 6,856,852 Thalern, d. h. das Defizit betrug beinahe den vierten Theil der gesammten disponiblen Einnahme![1]) Und

[1]) Presupuesto de ingresos y gastos de 1609. Aus dem Staatsarch. zu Simancas abgedruckt in der Coleccion de docum. ined. t. XXXVIII p. 545—561.

das in einem Friedensjahre, wo überall Ruhe herrschte. Wie sollte man außerordentlichen Ereignissen, außerordentlichen Ansprüchen an die Reichsfinanzen begegnen?

Nach den ersten elf Jahren des Lerma'schen Regimentes war also die finanzielle Lage Spaniens folgende. Die Steuerkraft der Hauptländer Spaniens war nicht nur im höchst möglichen Grade sondern selbst so übermäßig angespannt, daß sich eine von Jahr zu Jahr zunehmende Erschlaffung und Verminderung der Steuerfähigkeit bemerkbar machte. Die Einkünfte des Reiches waren auf lange Jahre hinaus zu mehr als vier Fünftheilen an seine Gläubiger verpfändet. Dabei mitten im Frieden ein Defizit, das man nur durch Verpfändung der letzten noch disponiblen Einnahmequellen zu decken hoffen durfte. Und selbst diese beruhten auf zum Theil so zweifelhaften Voraussetzungen — wie z. B. der glücklichen Ankunft der Silberflotten — daß der geringste Zufall ganz unheilbare Verlegenheiten herbeiführen mußte. Gewiß ist Lerma nicht der einzige Schuldige an diesem Zustande der spanischen Finanzen; hat er ihn ja zum großen Theile überkommen! Aber er hat demselben nicht allein nicht abgeholfen, sondern ihn noch verschlimmert und ganz unheilbar gemacht. Was — ganz abgesehen von fehlerhafter äußerer Politik und entsetzlicher Unordnung in der Leitung der Finanzen — seine Schuld erweist, ist, daß er und seine Freunde bei immer wachsendem Elende des Staatsschatzes selbst ungeheure Reichthümer ansammelten.[1]) —

Welchen unseligen Einfluß diese üble Finanzlage und zumal die Höhe und sinnlose Vertheilung der Steuern auf den Wohlstand der Bevölkerung ausübte, ist leicht abzusehen. Die Klagen über das Elend des Volkes erfüllen die Blätter selbst der loyalsten Schriftsteller des damaligen Spaniens. Zumal die Alcavala wurde als eine unerträgliche Last empfunden. „Da diese“, sagt ein spa-

[1]) Sim. Contarini (p. 334) con ordine e costanza si potrebbero pagare molti debiti, ma molti sono i disordini e tutti quelli che amministrono le sostanze del re le vendono, e fanno se stessi molto ricchi.

nischer Nationalökonom, „die vorzüglichste Ursache der Abnahme „der Künste und Gewerbe in Spanien gewesen ist, so werden „dieselben, so lange die Alcavala dauert, in kümmerlichem und un„vollkommenem Zustande verbleiben".[1]) Zum Glück war es unthunlich, die Steuer in vollem Umfange einzutreiben; sonst wären aller Verkehr, alle Fabrikation unmöglich geworden. Mußten doch zehn Prozent des Werthes bezahlt werden bei dem Verkaufe des Rohstoffes an den Fabrikanten, bei dem Verkaufe der verarbeiteten Waaren an den Großhändler, bei deren Vertrieb an den Detailhändler und dann wieder bei dem Einzelverkaufe. Es konnte leichtlich kommen, daß ein Gegenstand, wenn er durch mehrere Hände ging, mehr Steuer zu bezahlen hatte, als er selbst werth war. Die Abgabe der Millones, die auf den unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen — Brod, Wein, Oel, Milch u. s. w. — lastete, wurde nicht minder schwer empfunden. Ein Hofchronist Philipp's III. — gewiß ein unverdächtiger Beurtheiler! — bemerkt über sie: „Diese Abgabe war die Ursache, daß in Kastilien Noth und Ent„völkerung wuchsen zusammen mit der Verarmung und Ver„kümmerung seiner Bewohner".[2]) Man darf sich also nicht wundern, wenn sich die zunehmende Verarmung des Volkes in den stets wachsenden Steuerrückständen mit erschreckender Deutlichkeit aussprach. — Den Fremden diente diese Armuth der Spanier zum Gegenstande unauslöschlichen Spottes. Die Franzosen meinten, das Land müsse statt Espagne, Espargne heißen — statt Spanien, Sparien. Die Gäste würden dort mit Worten bewirthet, mit unübertrefflichen Phrasenbanketten und herrlichen Reverenzen zum Dessert.[3])

---

[1]) Apendice á la Educacion popular, IV. Introd. p. XXXII.

[2]) Davila, Vida y hechos de Fel. III. l. II. cap. LXXIV. p. 212. — Vgl. was Moncada, Restauracion politica de España, p. 103 über die Millones sagt: La experiencia y la comun voz dice los Lugares, que ha perdido y despoblado este Servicio, y lastimosos daños que causa.

[3]) Vgl. Béroalde de Verville, Le Moyen de parvenir (1610), ed. Paris 1852, p. 265. 383.

Und während der spanische Staat an seine Angehörigen unerschwingliche Forderungen stellte, vermochte er nicht, seine erste und einfachste Aufgabe zu lösen, nämlich seine Bürger gegen innere und äußere Feinde sicher zu stellen. Die Engländer und Holländer, später die letztern allein, plünderten fast alljährlich einen Theil der Küsten der pyrenäischen Halbinsel. Es sei hier nur die Expedition des Jahres 1607 als Beispiel erwähnt. Am 25. April dieses Jahres erschienen 30 Kriegs- und 4 Transportschiffe der Holländer in der Meerenge von Gibraltar. Der König hatte die Ausrüstung von drei Geschwadern anbefohlen gehabt, aber nur eines war bereit, und da es nur aus acht Galeeren und zwei Patachen bestand, wurde es von den Holländern mit leichter Mühe besiegt; fünf der spanischen Schiffe wurden in den Grund gebohrt, zwei mußten auf das Ufer auflaufen. Der Admiral war getödtet, sein Sohn und 500 andere Spanier wurden gefangen und nach der grausamen Gewohnheit der damaligen Holländer ertränkt. Cadiz, Gibraltar und andere Seeplätze waren so von Mannschaften und Vorräthen entblößt, daß man für sie das Schlimmste fürchtete. Indeß die Holländer begnügten sich, auf den Küsten von Andalusien und Valencia Truppen ans Land zu setzen und die Ufergegenden zu verheeren. Ebenso verhinderten sie das Auslaufen der Flotte von Sevilla nach Neuspanien zum großen Schaden der Kaufleute und Schiffseigenthümer. Nur der bald darauf eintretende Waffenstillstand zwischen Holländern und Spaniern rettete die letztern vor noch größern Verlusten durch jene Flotte.[1])

Wie hatten die Verhältnisse sich doch seit den Tagen der Armada so schnell und gänzlich verändert!

Diese Schwäche der spanischen Flotte veranlaßte die häufigen Verluste, welche der spanische Handel durch Korsaren erlitt. Von der einen Seite war er maurischen Seeräubern ausgesetzt, deren Thaten eine so große Rolle in den damaligen spanischen Romanen

---

[1]) Cabrera, 12. Mai, 7. Juli 1607 (p. 304. 307).

spielen. Sie landeten häufig genug an den Küsten, dieselben zu verheeren und die Einwohner als Sklaven mit fortzuführen, wobei sie die Besitzungen und Personen der Morisken, ihrer Stammes- und heimlichen Glaubensgenossen, zu verschonen pflegten. Ende August 1602 landete Murad-ar-Raiz mit neun gut bewaffneten Gallioten in der Nähe von Cartagena, stürmte einen Thurm, in den sich die Leute des Fischerortes Lorca geflüchtet hatten, nahm sie gefangen und schleppte sie nebst ihren Netzen und vielen Fässern mit Thunfischen fort. Von da wollte er nach Malaga segeln, um den Bischof Don Tomas de Borja in seinem Parke an der Küste zu fangen; doch wurde dies noch rechtzeitig verrathen. Am 5. April 1606 wagte es ein arabischer Korsar, in die Mündung des Tejo einzulaufen und aus dem kleinen Hafen Cascaes eine dort vor Anker liegende portugiesische Karavalle herauszuholen. Von dem Handel mit der Levante wurden durch diese Korsaren, die das westliche Mittelmeer erfüllten, die Spanier gänzlich ausgeschlossen. Besonders Katalonien, das früher seine Konsuln nach Tunis, Kairo, Konstantinopel, Alexandrien entsandt hatte, wurde hierdurch schwer benachtheiligt. Ja, anstatt selbst auf der See aufzutreten, mußten die Katalonier die Mündungen ihrer Flüsse durch Wachtthürme gegen die gefürchteten Angriffe der berberischen und türkischen Korsaren sichern.[1])

Noch gefährlicher waren die europäischen Seeräuber. Mit den Engländern hatte man bis 1604, mit den Holländern bis 1607 Krieg, und selbstverständlich benutzten diese Nationen die Schwäche der spanischen Kriegsmarine, um den Handelsschiffen dieses Volkes überall aufzulauern. Fast niemals kamen die Silberflotten zurück, ohne einen Kampf mit den Holländern bestanden und mehr oder minder großen Verlust erlitten zu haben. Aber

[1]) Capmany, Memorias historicas sobre la marina comercio y artes de Barcelona, passim. — Cabrera, 9. Sept. 1602 (p. 153). — Weiss. L'Espagne, II. 287.

selbst der Friede vermochte den spanischen Handel nicht zu schützen. Denn zahlreiche, hauptsächlich französische Seeräuber kümmerten sich um denselben nicht und suchten nichts desto weniger die spanischen Küsten mit ihren Angriffen heim. Bittere Klagen wurden hierüber immer und immer wieder von der spanischen Regierung an die französische und englische gerichtet. In der That sah sich Heinrich IV. genöthigt, die Gerechtigkeit der spanischen Beschwerden anzuerkennen, und verbot, die Seeräuberschiffe irgend einer Nation in den französischen Häfen aufzunehmen.[1]) Aber damit war dem Uebelstande keineswegs abgeholfen. Zumal die Hugenotten sahen den gegen die Spanier geübten Seeraub als eine durchaus gottgefällige Sache an, und vor allen die Bewohner von La Rochelle übten ihn im größten Maßstabe gegen die „Anhänger des Antichrist“ aus. Philipp III. verbot deshalb den Bürgern von La Rochelle den Handel mit Spanien; indeß einige Jahre später gestattete er ihnen denselben wieder, da Heinrich IV. versprach, sie von jedem völkerrechtswidrigen Thun zurückzuhalten.[2]) Jedoch die Rocheller achteten auf die Befehle ihres Souveräns nicht und setzten ihre PirATEREIEN nach wie vor ungescheut fort. Noch in den Jahren 1613 bis 1615 beklagten die Spanier sich wiederholt, sogar durch einen eigenhändigen Brief Philipp's III., über sie bei der Regentin. Diese suchte dem Unfuge zu steuern, doch wiederum vergebens.[3]) Erst die Unterwerfung La Rochelle's durch Richelieu machte später diesem Unwesen ein Ende.

Aber die für den spanischen Handel wichtigsten und zugleich verwundbarsten Punkte — die Meere Asiens und Amerikas — waren durch keinen Friedenstraktat geschützt. Im Vertrage zu

[1]) MS. Cons. des span. Staatsr. v. 21. Mai 1606; Arch. v. Sim. (Paris) K. 1426. — Ordonnanz Heinrich's IV.; ibid.; K. 1460.

[2]) MS. Cons. des span. Staatsr. v. 25. Jan. 1607.

[3]) Aus dem Jahre 1613: Arch. v. Sim. K. 1453. — MS. Phil. III. an Ludwig XIII., 12. April 1605; ibid. K. 1454. — MS. Cons. des span. Staatsr. v. 21. März 1615; ibid. K. 1429.

Vervins war ausdrücklich bestimmt, daß der Friede für die See und die Länder südlich vom Wendekreise des Krebses und westlich von dem Meridiane der Azoren nicht gelten sollte. Hier konnten die Unterthanen der verschiedenen Reiche gegen einander verfahren, wie sie Lust hatten: die heimischen Regierungen hatten sich darum nicht zu kümmern. Es sollte da nur das Recht des Stärkern herrschen, ein beständiger Krieg aller gegen alle stattfinden. Franzosen und Engländer machten sich dies wohl zu Nutzen. Französische und englische Schiffe schlossen sich den Holländern an, um die Silberflotte abzufangen oder sonst spanische Kauffahrer zu nehmen.[1]) Die Rheder von Brest, Havre, St. Malo und Lorient sahen die Aufbringung und Plünderung der spanischen Schiffe für weit gewinnreicher an, als den friedlichen Handelsverkehr. Klagen hierüber halfen nichts. Villeroy antwortete wohl: nach den Verträgen handelten alle Franzosen, welche die Aequinoctiallinie passirten, auf eigene Gefahr hin; die Spanier möchten mit denselben nach Belieben verfahren, der französischen Regierung sei das ganz gleichgültig.[2]) Es waren aber diese Seeräubereien um so schädlicher für Spaniens Industrie und Handel, als **Amerika noch das hauptsächlichste Absatzgebiet für die spanischen Fabriken** war. Jedes Jahr gingen aus den spanischen Häfen zweihundert Schiffe von hundert bis vierhundert Tonnen und hundert von größerer Tragfähigkeit ab, um spanische, flandrische, französische, englische und deutsche Tuche, Seiden- und andere Zeuge nach Amerika zu bringen. Man theilte sie in zwei Flotten. Die kleinere, die „Galeonen" genannt, versorgte Peru und Chili; die größere, die „Flotte" geheißen, war für den Handel mit Neuspanien — Mexiko und den benachbarten Provinzen — bestimmt. Beide wurden durch Kriegsschiffe geleitet und fuhren von Cadiz

[1]) MS. Dep. Irraraga's an Phil. III., v. 29. Aug. 1606; Arch. v. Sim. (Paris) K. 1460.

[2]) MS. Cons. des span. Staatsr. v. 2. Nov. 1603; ibid. K. 1426.

aus.[1]) Wenn die Ankunft der Galeonen erwartet wurde, brachten die Kaufleute Peru's und Chili's die Erzeugnisse ihrer Minen und ihrer Waaren: Cacao, China u. dgl., nach dem Hafen von Portobelo, der sich für die vierzig Tage, während welcher der Markt dauerte, mit einer unzählbaren Menschenmenge füllte. Inzwischen landete auch die „Flotte" in Vera-Cruz, wo man schon im Voraus Perlen, Gold- und Silber, Indigo, Cochenille, Farbehölzer, gegerbtes Leder, Vanille und Rohrzucker in ungeheuren Massen aufgestapelt hatte. Aber wie der ganze Handel nach den beiden Indien ein Monopol sevillischer Kaufleute war, so herrschte auch an den beiden amerikanischen Märkten keineswegs freier Verkehr, sondern der förmliche polizeiliche Geist der spanischen Verwaltung hatte auch hier alles durchdrungen. Obrigkeitliche Tarife, im Voraus abgefaßt, setzten die Preise für alle Gegenstände fest, den spanischen Kaufleuten einen Gewinn von hundert, hundertundfünfzig, ja dreihundert Prozent gewährend. Statt der zehn bis zwölf Millionen Pesos an Waaren, welche die Spanier herbeibrachten, führten sie bis vierzig Millionen wieder heim. Nachdem der Austausch vollzogen war, kamen die beiden Flotten bei der Habanna zusammen und kehrten dann vereinigt nach Europa zurück. Die amerikanischen Kaufleute aber verhandelten die eingetauschten Waaren nicht selbst an die Indianer, sondern überließen sie an die Korregidoren der verschiedenen Distrikte und Ortschaften; diese zwangen dann den Indianern beliebige Waaren, selbstverständlich zu ungeheuren Preisen, auf, und die Aermsten mußten von ihren Tyrannen entnehmen, was diese ihnen boten, und denselben dafür bezahlen, was sie von ihnen verlangten. Zwei solche „Vertheilungen" — repartimientos — pflegten die Korregidoren jährlich unter ihren Untergebenen vorzunehmen.[2])

---

[1]) Abhandlung Alonso de Cianca's für Philipp III., angeführt bei Bar. e Berch. I., I., 437 Note 1; und bei Weiss, L'Esp. II. 205 f.

[2]) S. die treffliche Schilderung bei Weiss, L'Ep. II. 209 ff.; und Ulloa, Restablicimiento de las fabricas y comercio, I. 103 ff.

So fand die spanische Staatskunst überall die Mittel, alles recht drückend, gezwungen und widernatürlich einzurichten, und der harte unbewegliche und fühllose Sinn der Spanier diente dem als ein nur allzu gefügiges Werkzeug. Wohin wir in Spanien schauen, sehen wir Zwang und Unterdrückung, leiden die Vielen zu Gunsten der Wenigen. Nur die wahrhaft kunstvolle und konsequente Organisation dieser Tyrannei vermochte ihr einigen Bestand zu gewähren; aber wo sie mit freierer, ungezügelter Volkskraft zusammentraf, war ihre Niederlage von vorn herein unzweifelhaft.

Groß war die Freude in Spanien, wenn die Flotte glücklich in Cadiz einlief. „Es ist eine Sache von größter Bedeutung und „unendlicher Merkwürdigkeit" — sagt ein gleichzeitiger Beobachter — „jährlich die ostindischen Flotten in Lissabon und die west„indischen in Sevilla ankommen zu sehen, beladen mit Gold und „Silber, reich an Perlen, Diamanten und andern kostbaren Steinen, „außer den Erzen, den Heilkräutern, den verschiedenen Arten von „Thieren und unzähligen Merkwürdigkeiten, die sie immer in neuer „Weise anbringen, so daß es wirklich eine wunderbare und un„endlich vergnügliche Sache ist, sie zu sehen". [1])

In Lissabon landeten alljährlich ungefähr fünfzehn Schiffe, welche die Waaren aus dem mit Portugal zugleich spanisch gewordenen Brasilien herbeibrachten. Da diese in so kleiner Zahl für sich segelten, waren sie den Angriffen der Feinde und Korsaren noch mehr ausgesetzt, als die andern Flotten. [2])

Der Besitz Spaniens in Amerika wurde zur Zeit Philipp's III. durch die Kolonisirung von Florida erweitert, zu dessen Besitznahme im Jahre 1610 eine Expedition von sechs Schiffen mit 1000 Fußgängern und 300,000 Dukaten abging. [3]) Indeß was nützte die stets wachsende Ausdehnung der spanischen Provinzen in der neuen

[1]) Relaz. di Girol. Soranzo p. 437.

[2]) Cabrera 162.

[3]) Relaz. di Girol. Soranzo p. 449.

Welt, wenn man nicht verstand, diese Kolonien in nutzbarem und blühendem Zustande zu erhalten?

Der Keim allen Unheils lag bereits in der Weise, wie die spanische Kolonisation in Mittel- und Südamerika vor sich gegangen war. Während Portugiesen, Engländer, Franzosen in Ländern sich ansiedelten, wo man dem Boden jeden Ertrag mühsam abgewinnen mußte, wo dafür aber auch die neuen Ankömmlinge sich selbst überlassen wurden und sich durch harte Mühsal zu kräftigen halbfreien Gemeinwesen durcharbeiten konnten; lag es in den spanischen Besitzungen ganz anders. Hier war fruchtbarstes Klima, üppigste Vegetation, hier lagen Gold und Silber fast auf dem bloßen Boden. Die Krone, überhaupt in Spanien zu alles ausschließlich beherrschender Stellung gelangt, fühlte sich hiervon sehr schnell angelockt, inkorporirte alle diese Länder für sich, nicht für den Staat, und beschloß, die Regierung über jene weit entfernten Gegenden ganz ebenso unumschränkt zu führen, wie über Kastilien und Estremadura. So entstand in dem spanischen Amerika jene alles maßregelnde Hierarchie fremder, unumschränkter, unwissender, tyrannischer und habgieriger Beamten, die am meisten zu dem Elende dieser von der Natur so überreich begabten Gegenden beigetragen hat.[1])

Der indische Rath in Madrid hatte die Oberaufsicht und die Gesetzgebung über Gebiete, welche die große Mehrzahl seiner Mitglieder nie gesehen hatte. Unter ihm stand die Casa de la Contratacion „das Kaufhaus“ in Sevilla, zugleich eine Handelskammer und ein Gerichtshof. In jener Eigenschaft hatte sie die Aufsicht über den ganzen Verkehr zwischen Spanien und Amerika, hatte die Abreise, die Ladung, Ausrüstung und Bestimmung der dorthin entsandten Flotten festzusetzen und zu überwachen. In dieser Be-

[1]) Robertson, History of America, II. (London 1777 p. 352 ff.) — Auf dieses treffliche, noch immer vielseitig zu gebrauchende Werk will ich für den Abschnitt über das spanische Amerika ein für alle Mal verwiesen haben.

ziehung hatte sie alle bürgerlichen, Handels- und Kriminalprozesse zu entscheiden, die aus dem spanisch-amerikanischen Geschäfte hervorgingen. Kein Schiff durfte nach Amerika unter Segel gehen, ohne von den Beamten der Contratacion inspizirt und mit einem Erlaubnißschein versehen zu sein: kehrte es zurück, so mußte es jener einen ausführlichen Rapport einreichen. So konzentrirte sich der ganze Verkehr Spaniens mit der neuen Welt in der einzigen Stadt Sevilla, in der Hand weniger reicher Kaufherrn, welche natürlich dieses Monopol zu ihrem Nutzen und zum Schaden Spanien's und ganz Europa's ausbeuteten.

Alle spanischen Besitzungen in Amerika waren in die beiden Vizekönigthümer Neu-Spanien und Peru getheilt; zu jenem gehörte Mittel-, zu diesem Südamerika. Der Fehler, welcher das ganze System durchzieht, die übermäßige und unvernünftige Konzentration, findet sich auch hier. Die Vizekönige hatten in absoluter Weise unmittelbar über Gegenden zu gebieten, die zum Theil 600 Meilen von ihrer Residenz entfernt lagen, deren Zustände und Bedürfnisse sie also unmöglich zu kennen vermochten. Sie waren die Spitzen der Civil-, Militär- und Gerichtsverwaltung und ernannten zu den meisten Aemtern. Unter ihnen amtirten die Gouverneure der einzelnen Provinzen, deren eine große Anzahl war. Brasilien stand unter einem besonderen Governator und acht Kapitänen. Die Gerechtigkeitspflege lag dann speziell elf Audiencia's oder Gerichtshöfen ob, von denen zwei — zu St. Domingo und Mexiko — in Neuspanien, neun — zu Lima, Panama, Santiago, Guadalaxara, Santa Fe, La Plata, Quito, St. Jago de Chili und Buenos Ayres — im Königreiche Peru lagen. Die Verhandlungsweise war, wie überall in den spanischen Gerichten, eine kollegialische; doch erlaubten sich die Vizekönige häufig Eingriffe in die Justiz. Außerdem ließen die Richter sich vielfach Parteilichkeit, Bestechlichkeit und Gewaltthätigkeit zu Schulden kommen. Jährlich bereisten die Richter den ihnen zugewiesenen Distrikt, um Ungerechtigkeiten abzuhelfen und das Gebahren der untern Behörden

zu beaufsichtigen: aber theils ließen sie sich hierbei von durchaus persönlichen, selbstsüchtigen Beweggründen bestimmen, theils wußten die niedern Beamten ihre Missethaten während der schnell vorübergehenden Zeit der Revision geschickt zu verbergen.[1])

Noch schlimmer, als mit der Justiz- und Polizeiverwaltung sah es mit der Administration der königlichen Finanzen aus. Hier herrschte, nach dem Zeugnisse eines Vizekönigs aus dem Jahre 1607, eine förmliche Coterienwirthschaft zum Zwecke der gemeinsamen Ausbeutung des königlichen Vermögens. Es war eine stehende Redensart, „daß man sich mit demselben zu ernähren und Blut und Fleisch daraus zu machen habe", mit derselben Ungenirtheit, als ob man es von den Vätern ererbt, und mit derselben Gleichgültigkeit, als ob es gegen einen Fremden geschehe.[2]) Je weiter die Provinzen von dem Sitze des Vizekönigthums entfernt waren, um so größer waren natürlich die Mißstände. So zumal in Chili, wo die eingeborene Bevölkerung deshalb im Dezember 1598 den Gouverneur Martin Garcia de Loyola nebst vielen andern Spaniern ermordete und einen Aufstand begann, welcher die Niedermetzelung vieler spanischer Garnisonen zur Folge hatte und erst nach hartem Kampfe unterdrückt werden konnte.[3]) Während dessen kam es im Jahre 1603 vor, daß durch ein Einverständniß mit mehreren der schlecht behandelten und fast gar nicht bezahlten spanischen Soldaten sich die Indianer von Chili der beiden wichtigsten Städte, Santiago und Concepcion bemächtigten.[4]) So machten die Folgen der sorg- und gewissenlosen spanischen Mißverwaltung sich überall geltend.

---

[1]) Advertimientos sobre algunos puntos del gobierno de la Nueva España, que el Marqués de Montes Claros envió á S. M. cuando dejó el ser virey de aquel reino; (2 ag. 1607) Doc. inéd. XXVI. 164 ff.

[2]) Das. S. 166.

[3]) Ausführliche Beschreibung dieses Aufstandes in der Relacion quinta (p. 121 ff.) der Guerra del Reino de Chile por el Maestre de Campo Alonso Gonzalez de Najera; Doc. ined. XLVIII.

[4]) Cabrera, 29. Dez. 1603; p. 202.

Noch weniger als dem Heimathlande wußte dieselbe den Kolonien Sicherheit gegen See- und Landräuber zu verleihen. Im Februar 1602 drangen französische und englische Piraten in den Hafen von Cavallos der Provinz Honduras ein, zerstörten dort einige Fahrzeuge und tödteten eine Anzahl Spanier.[1]) Im Jahre 1606 mußten die Spanier erleben, daß trotz ihrer heftigen Proteste die Engländer eine Expedition zur Besitznahme von Virginien in Nordamerika aussandten und so den ersten Grund zu der so folgenreichen angelsächsischen Kolonisation in Amerika legten.[2]) Die spanische Regierung begann nach diesen Vorgängen jedes fremde Schiff, das sich in den amerikanischen Gewässern sehen ließ, als ein feindliches zu behandeln. Die Fahrzeuge wurden fortgenommen, ihre Bemannung auf Lebenszeit in den Kerker geworfen. Es wurde dies mit solcher Strenge ausgeführt, daß selbst die direkten Bitten der auswärtigen Souveräne die Befreiung ihrer aus diesem Grunde gefangen gehaltenen Unterthanen nicht herbeiführen konnten.[3]) Aber der in jenen Gegenden zu erzielende Gewinn, sei es durch Schmuggel, sei es durch Piraterei, war zu groß, als daß die Aussicht darauf nicht alle strengen Maßregeln der spanischen Regierung unnütz gemacht hätte. Holländer, Engländer, Franzosen fuhren fort, sich an den spanischen Kolonien fast in größerm Umfange zu bereichern, als Spanien selbst.

Für niemanden war die spanische Kolonialverwaltung verderblicher, als für ihre indianischen Unterthanen. Die Zahl derselben nahm reißend ab, zumal auf den westindischen Inseln und in dem eigentlichen Central-Amerika, wo die bisher freien und

[1]) MS. Bericht des Gouverneurs v. Honduras, d. d. Truxillo, 2. Mai 1603; Arch. v. Sim. (Paris) K. 1426.

[2]) Interessante, meines Wissens noch nicht benutzte 7 Dokumente über die Geschichte der Expedition, die mit der Gründung von Jamestown in Virginien endete, finden sich in den Papieren aus Simancas (Paris) a. a. 1606 (K. 1426.)

[3]) MS. Consulta des span. Staatsrathes v. 28. Febr. 1612; das. K. 1453.

sorglosen Jägerstämme sich plötzlich zur Annahme einer ganz neuen Lebensweise, zur Ansiedlung in festen Wohnsitzen, zu harter, ihre ungeübten Kräfte übersteigender Arbeit verurtheilt sahen. Erschöpfung, schmerzliche Sehnsucht nach der frühern Ungebundenheit, Selbstmord räumten schrecklich unter dieser unglücklichen Bevölkerung auf. In Mexiko und Peru sahen sich die Eingeborenen aus ihrem bequemen Leben in ihren tropischen Thälern heerdenweis in die kalten und rauhen Gebirgsgegenden gebracht, um dort mit übermäßiger Anstrengung und schlechter ungewöhnter Kost, unter harter Zucht die verabscheute Arbeit in den Minen zu betreiben. Obwohl die Gesetze vorschrieben, kein Indianer solle zur Bergwerksarbeit weiter als dreißig Leguas von seinem Wohnsitze entfernt werden, so wurden sie in Wahrheit doch oft fünfzig, hundert, ja zweihundert Leguas weit fortgeschleppt. Außerdem wütheten die von den Europäern eingeschleppten Pocken unter den Indianern: nach amtlichen Berichten starben im Jahre 1545 nicht weniger als 800,000, 1576 sogar zwei Millionen Eingeborene an dieser Krankheit!

Dazu waren die Unglücklichen noch mit Steuern belastet. Ein jeder mußte etwa fünf kleine Pesos — etwa 4 Thaler, nach heutigem Geldwerthe das Dreifache — direkte Abgaben entrichten. Nur in den wenigsten Fällen flossen dieselben direkt in den königlichen Schatz; meistens wurde die Steuer eines Distriktes unter dem Namen Encomienda von der Krone auf zwei Generationen an einen Privatmann verliehen. Ferner mußten sie der Krone oder dem Herrn der Encomienda Frohndienste leisten: theils bei dem Getreidebau, der Viehzucht, der Anlage öffentlicher Gebäude, Brücken und Straßen; theils in den Bergwerken. Hierzu wurden die Indianer eines Distriktes in Abtheilungen geschieden, von denen eine jede zu der erwähnten Arbeit in regelmäßigem Turnus herangezogen wurde.[1] Noch mehr aber als durch die weltliche Gewalt,

[1] In den Minen von Potosi arbeiteten beständig 30,000 Indianer;

wurden die Indianer durch die Geistlichen unterdrückt, die überhaupt in den Kolonien völlig verweltlicht und entartet waren. Nach einem gar nicht anzufechtenden gleichzeitigen Zeugnisse war im Beginne des 17. Jahrhunderts „die schwerste Unterdrückung der „Indianer die, welche sie von den Mönchen erlitten, sowohl in „persönlicher Arbeit als auch in Steuern und Abgaben“.[1]) Die Frohnarbeiten, welche jedes Indianerdorf dem benachbarten Kloster leisten mußte, waren bedeutender, als alle öffentlichen und privaten Zwangsdienste zusammengenommen; zwanzig Indianer brachten der Krone nicht so viel Nutzen, wie einer dem Klerus. Die Beschwerde bei den Kirchenobern nützte nichts; höchstens versetzten sie den Geistlichen, der sich allzu schwerer Erpressungen schuldig gemacht, in eine andere Stelle: war doch ihr Interesse mit der Ausbeutung der Indianer zu eng verknüpft!

Ueberhaupt behandelten die Spanier die Indianer als eine Art wilder Thiere, die man, da sie einmal existirten, sich so nützlich wie möglich machen müsse, deren Ausrottung aber das beste sei. Es war gemeine Redensart in der neuen Welt, daß die beiden Bevölkerungen, die indianische und die spanische, einander entgegengesetzt seien, und daß das Anwachsen der einen das Verderben der andern sei.[2]) Da nun die Spanier die Herren waren, so betrieben sie mit ihrer bekannten Herzenshärte und Habgier die Auspressung und Vernichtung der eingeborenen Bevölkerung. Im ganzen Königreiche Peru, also dem größten Theile von Südamerika zählte man im Jahre 1592 nur noch 312,000 tribut-

---

Peñalosa y Mondragon, Las cinco excelencias del Español, 116 b. — Vgl. über den traurigen Zustand der Indianer in diesen Bergwerken Discurso breve enviado para el conde de Lémos etc., Docum. ined. LV. 456 ff.

[1]) Worte des Vizekönigs Marques v. Montes-Claros in seinem Berichte an den König, d. d. 2. Aug. 1607; Docum. ined. XXVI. 163.

[2]) Das. S. 174: communmente se ha entendido que la conservacion de estas dos repúblicas de indios y españoles está encontrada, y que por los medios que una crece viene á menos la otra. — Vgl. Peñalosa y Mondragon, Las cinco excelencias, 119 a ff.

pflichtige Indianer. Da die Menge der indianischen Sklaven eine verhältnißmäßig nur geringe war, können wir — diese, die Frauen und kleinen Kinder mitrechnend — die Gesammtziffer der unterworfenen Indianer jenes Königreiches auf das Fünffache, also etwa 1,560,000 annehmen.[1])

Der Wiederaufbau war weit davon entfernt, der Zerstörung gleich zu kommen; der Fortschritt der europäischen Kolonisation, die Zunahme der Zahl europäischer Einwohner in Amerika war außerordentlich langsam. Die Gründe hierzu sind mannigfach. Zunächst die Erschöpfung der Volkskraft Spaniens überhaupt, wie sie aus der geringen Fruchtbarkeit der Nation zu damaliger Zeit genügend hervorgeht. Dazu kommen aber noch zahlreiche Uebelstände, welche das Aufblühen der Kolonie ganz ebenso wie das des Mutterlandes verhindern mußten.

Obenan steht die gewaltige Entwickelung der Kirche im spanischen Amerika, welche reiche und ausgedehnte Ländereien in Anspruch nahm, und deren Erhaltung durch Zehnten und andere Abgaben auch sonst eine schwere Belastung für den Anbauer war. In Neuspanien allein gab es am Ende des 16. Jahrhunderts 400 Klöster. Philipp III. bemerkt 1620 in einem an den Vizekönig von Peru geschriebenen Briefe, die Zahl der Klöster in Lima sei so groß, daß sie mehr Grund und Boden bedeckten, als die übrige Stadt. Vierzig Jahre nach unserer Zeit zählte die amerikanische Kirche in allen spanischen Besitzungen einen Patriarchen, 6 Erzbischöfe, 32 Bischöfe, 346 Präbenden, 2 Aebte, 5 königliche Kaplane, 840 Klöster!

Jede vernünftige Einrichtung von Kolonien erheischt, daß man das Land in kleine Parzellen theile, die zur reichlichen Ernährung je einer Bauernfamilie hinreichen und so wenig wie möglich belastet sind, damit der Fleiß des neuen Anbauers sich genügend belohnt sehe. Die spanische Regierung aber hatte nicht allein die

---

[1]) Davila, Grandezas de Madrid, p. 474.

Kolonien mit weltlichen und kirchlichen Abgaben überhäuft, sie begünstigte auch hier, wie daheim, die Entstehung großer Majorate, die natürlich in Amerika doppelt verderblich wirken mußten: um Tagelöhner oder Halbpächter eines großen Grundherrn zu werden, mochte doch niemand in jene weitentlegenen, unbekannten und fremdartigen Länder auswandern! Das Heil einer Kolonie beruht auf dem wetteifernden Unternehmungsgeiste und dem Fleiße aller Einzelnen: hier wurden nun weite Ländereien dem Verkehre entzogen und spanischen Adligen zu fast nutzlosem Besitze überliefert! So schwand die indianische Bevölkerung dahin, ohne daß europäische an ihre Stelle trat. Mangel an Arbeitskräften trat überall ein, die Industrie wurde hierdurch gänzlich, die Ausbeutung der Minen zum großen Theile brach gelegt: hatten die letztern doch ein Netto-Erträgniß von höchstens vier Prozent!

Das Heil einer Kolonie beruht, wie schon erwähnt, darauf, daß der Energie Aller ohne Unterschied ein freier Spielraum eröffnet wird. Die Spanier dagegen übertrugen ihre schroffe Ständegliederung auch auf ihre amerikanischen Kolonien. Die in Europa Geborenen, Chapetones genannt, waren fast ausschließlich im Besitze aller Würden und Aemter: also Leute, die ohne Kenntniß und ohne Anhänglichkeit für die Kolonien waren. Jede Person, welche durch ihre Geburt oder auch langes Wohnen in Amerika der vorzugsweisen Zuneigung oder des großen Interesses für dieses Land verdächtig war, sah sich von der Regierung mißtrauisch behandelt und von jedem amtlichen Einflusse ausgeschlossen. Unter den 369 Erzbischöfen und Bischöfen, die von der Entdeckung Amerika's bis zum Jahre 1637 in den spanischen Besitzungen dieses Erdtheiles ernannt wurden, waren nur zwölf Kreolen, also in Amerika geborene Abkömmlinge von Europäern! Die schnelle Entartung der Kreolen unter dem Einflusse des Klima's und der Lebensweise kam freilich diesem Streben der spanischen Regierung zur Hülfe! Die letztere begünstigte sogar, um jede Unabhängigkeitsregung in den Kolonien zu verhüten, den glühenden Haß, den Chapetones

und Kreolen gegen einander hegten. Den dritten Stand machten die Mischlinge, Mulatten und Mestizen, aus, die, von jeder höhern Beschäftigung ausgeschlossen, meist durch kräftigen und dem Klima angemessenen Körperbau begünstigt, die mechanischen Thätigkeiten in den Kolonien betrieben. Die Neger, Sklaven und Freigelassene, der vierte Stand, sahen noch immer mit Verachtung auf die Indianer herunter, welche den tiefsten Rang innehatten auf einem Boden, der ihren Vorvätern unbestritten gehört hatte.

Zu der falschen Kolonialpolitik der spanischen Regierung und zu der geringen Befähigung der Spanier für die Kolonisation kam dann noch die Untüchtigkeit und Unredlichkeit des spanischen Beamtenthumes. Als Beispiel hierfür sei nur angeführt, daß von allen, den Minen der neuen Welt entzogenen Edelmetallen nach dem übereinstimmenden Zeugnisse der spanischen nationalökonomischen Schriftsteller noch nicht die Hälfte der regelmäßigen Stempelung unterworfen wurde und das gesetzliche Fünftel an den Staat entrichtete.

Bei solchen Einrichtungen und Zuständen konnte man sich nicht über die weiten Wüsteneien mitten im besten Lande wundern. Wenn man von Mexiko nach dem Hafen Acapulco reiste, so kam man auf einer Ausdehnung von 80 spanischen Meilen durch die schönsten Felder und das schwerste und fruchtbarste Land, das man sich denken konnte, ohne daß man auch nur eine Spur von Anbau, ein Stück Vieh bemerkt hätte.[1])

So vermochten die Besitzungen Spaniens in Amerika sich nicht zu selbstständiger Blüthe zu entwickeln und bildeten und bilden noch heute einen krassen Gegensatz zu den fruchtbaren Schöpfungen der angelsächsischen Kolonisation. Aber ebenso wenig haben sie sich, trotz der kleinlich egoistischen Gesetze des Mutterlandes, als eine Quelle des Reichthums für das letztere erwiesen, wie dies doch bei andern Nationen der Fall

---

[1]) Advertimientos etc. del marqués de Montes Claros p. 176.

war. In Ländern mit entwickeltem und thätigem Gewerbfleiße ist ein jeder Kolonist Verursacher neuen Reichthumes für das Mutterland. Dem führt er die neu gewonnenen Schätze zu und bezieht dafür von dort alles, was er zu seinem Unterhalte und zur Annehmlichkeit des Lebens braucht. Aber Spanien war nicht mehr im Stande, den Anforderungen seiner Kolonien zu entsprechen. Von Fremden mußten die Bedürfnisse derselben bezogen werden. Deshalb gingen das Silber und Gold Mexiko's und Peru's nur durch Spanien hindurch in das Ausland, wenn nicht die Fremden es vorzogen, durch ungesetzlichen direkten Verkehr mit den Kolonisten auch den Vortheil des Durchganges den Spaniern zu rauben. —

Wie der Handel nach Amerika in enge Grenzen gebannt war, so wurde auch der Verkehr mit den andern Nationen nicht allein durch hohe Ein- und Ausfuhrzölle sondern sogar durch üble Behandlung der Fremden beschränkt, das heißt, da er den Spaniern doch unentbehrlich war, diesen selbst vertheuert. Der Stolz und die Abneigung der Spanier gegen alle Ausländer führte zu häufiger Bedrückung und Mißhandlung derselben durch die Beamten in den spanischen Häfen und Handelsplätzen. Die Klagen der fremden Mächte hierüber, obwohl auf das energischste ausgedrückt und häufig durch spezielle Gesandtschaften übermittelt, führten nur zu augenblicklicher Abhülfe; die Habsucht und Ueberhebung der spanischen Beamten brachte immer bald neue Unzuträglichkeiten hervor.[1]) Es war aber auch offiziell eine strenge Fremdenkontrolle eingeführt. Um sie mit Erfolg durchsetzen zu können, galt die Verordnung, daß kein Ausländer bei einem andern Ausländer wohnen dürfe: ein Gesetz, das zwar häufig übertreten, aber aus

[1]) Vgl. u. A. MS. Heinrich IV. an Philipp III. v. 10. April und jenstige Aktenstücke aus dem Jahre 1601, Archiv v. Sim. K. 1604; MS. Instruktion an Irraraga (Bedrückung englischer Kaufleute) v. 2. Nov. 1606 ibid. K. 1451; etc.

politischen Rücksichten stets zeitweilig erneuert und dann für einige Zeit streng durchgeführt wurde.[1])

Die Grundlage für das Zollwesen in Bezug auf den auswärtigen Handel ist, soweit dies die Regierung Philipp's III. betrifft, das königliche Dekret vom 27. Februar 1603. Durch dasselbe wurde — selbstverständlich unter Zahlung der gesetzlichen Zölle — nicht nur die Einfuhr der meisten holländischen Waaren sondern auch der Verkehr mit belgischen oder spanischen Pässen versehener holländischer Staatsangehörigen in Spanien gestattet; nur wurden solche Waaren, die an das Staatswesen der „Rebellen" irgend eine Abgabe bezahlt hätten, mit Konfiskation bedroht. Dagegen sollte von nun an von allen aus Spanien zu exportirenden Waaren ein Ausfuhrzoll von dreißig Prozent gezahlt werden noch über die bereits bestehenden Exportzölle hinaus. Nur die nach dem Mittelmeer und den gehorsamen Niederlanden nachweislich bestimmten Waaren und das aus den baskischen Provinzen und Navarra ausgeführte Eisen sollte von der neuen Abgabe frei sein.[2]) Wenn man aber berücksichtigt, daß aus den schon angeführten Ursachen der spanische Mittelmeerhandel beinahe ganz aufgehört hatte, erkennt man, daß fast der gesammte spanische Exporthandel durch diese neue, einem Verbote fast gleichkommende Steuer betroffen wurde. Der Vortheil, der Spanien aus der Gestattung des holländischen Verkehres erwuchs, mußte durch die Nachtheile der übermäßigen Ausgangszölle jedenfalls weit mehr als aufgewogen werden. Es wäre die konsequente Ausführung dieses Ediktes der letzte Schritt zu der hermetischen Abschließung der spanischen Industrie auf den Bedarf des eigenen Landes und damit der härteste Streich für dieselbe gewesen.

Glücklicher Weise kam von außen lebhafter Widerstand gegen

---

[1]) MS. Cons. des span. Staatsr. v. 27. Nov. 1607, 17. März 1609; ibid. K. 1426.

[2]) Abreu y Bertodano, Tratados I. 156 ff.

diese unheilvolle Anordnung. Der französische Gesandte in Valladolid erhielt den Auftrag, dem Könige Philipp eine Denkschrift gegen die neue Auflage einzureichen, deren Ausdehnung auf die Franzosen allerdings dem fünften Artikel des Friedens von Vervins zuwider lief. Der König wies die Vorstellung des Marquis von Rochepot zurück. Da nun alle weitern französischen Beschwerden nicht halfen, legte Heinrich IV. zunächst auf alle Waaren, die sowohl aus Frankreich nach Spanien ausgeführt als von diesem Lande nach Frankreich eingeführt wurden, eine Abgabe von dreißig Prozent (Nov. 1603). In Folge dessen mußte ein Gegenstand, der von Spanien nach Frankreich gebracht werden sollte, außer dem alten Zolle noch einen solchen von sechszig Prozent entrichten! Der französische Monarch erkannte, daß ein solcher Verkehr nicht fruchtbar sein könne, daß solche Bedingungen direkt auf Hervorrufung und Begünstigung des Schmuggels hinarbeiten müßten. Er verbot deshalb im Februar 1604 jeden Handelsverkehr seiner Unterthanen mit den Ländern des Königs von Spanien und des Erzherzogs Albert, unter Androhung der Konfiskation der Waaren und der Schiffe; wie denn auch Maßregeln getroffen wurden, um jeden etwaigen Zwischenverkehr Fremder zwischen Spanien und Frankreich zu verhindern: bis Philipp III. die ungerechte Auflage zurückgenommen habe.

Mußte diese unerwartete Energie von Seiten des französischen Königs die spanische Regierung bereits über die Folgen des Ediktes bedenklich stimmen, so kam bald noch etwas Weiteres hinzu. In dem Friedensvertrag mit England vom 18/28. August 1604 mußte Spanien sich — in den Artikeln 12 und 13 — dazu verstehen, die Engländer von der Abgabe der dreißig Prozent auszunehmen. Nun ließ sie sich auch den Franzosen gegenüber nicht gut mehr aufrecht erhalten. So wurde, auf Veranlassung des englischen Königs und unter Vermittelung des päpstlichen Nuntius in Paris, am 12. Oktober 1604 zwischen Frankreich und Spanien eine Uebereinkunft geschlossen, durch welche alle diese neuerlichen

Handelsbeschränkungen auf beiden Seiten aufgehoben wurden. Jedoch nun wollte auch der König nicht die anderweitigen Bestimmungen des Ediktes vom 27. Februar 1603, nämlich die Gestattung des Handels mit den Holländern, aufrecht erhalten. Schon in dem oben erwähnten Vertrage mit Frankreich war festgesetzt, daß kein Franzose, bei strenger Strafe, holländische Waaren oder Personen dieses Landes nach Spanien bringen dürfe. In einem neuen Dekrete vom 11. Dezember 1604 wurde dann bei Strafe der Verwirkung des Lebens und der Güter jeder direkte und indirekte Verkehr zwischen Spanien und Holland untersagt.[1])

Indeß die Franzosen und auch die Kaufleute anderer Nationalität übertraten dieses Verbot sehr häufig und brachten holländische Waaren nach Spanien, indem sie dieselben nur über einen neutralen Hafen führten und sich von dort Exportscheine geben ließen. Zwar versprach Heinrich IV. dem spanischen Könige in einem eigenhändigen Schreiben, solches Treiben in den französischen Häfen durch die strengsten Maßnahmen zu verhindern: aber Interesse und kaufmännische List waren stärker, als alle offiziellen Maßregeln. Der verbotene Handel hörte nicht auf; ja, selbst antwerpener Kaufleute betheiligten sich an ihm:[2]) bis der Waffenstillstand mit den Holländern dem ganzen Verbote ein Ende machte.

Während die Engländer und Franzosen ihre Befreiung von der Ausfuhrsteuer der dreißig Prozent durchsetzten, glaubte die spanische Regierung Hülflose damit bedrücken zu können. Im Wider-

---

[1]) MS. Consulta des span. Staatsr. v. 12. Juli 1603, mit Apostille; Arch. v. Sim. K. 1426. — Abreu y Bertodano, Tratados, I. 215 ff. 257 f. 286 ff. 298 ff. — Eine Reihe von Depeschen Toledo's, des belgischen Gesandten in Rom, schildern die Bemühungen des Papstes um die Beilegung dieser Angelegenheit; Brüssel, Archives générales du Royaume, Négoc. de Rome, 3.

[2]) MS. Heinrich IV. an Philipp III., 16. Juni 1605; Arch. v. Sim. K. 1460. — MS. Instruktionen an Irraraga v. 26. Aug. 1606, 25. Jan. 1607; ibid. K. 1451. 1452.

spruch mit den feierlich ertheilten Privilegien befahl sie im Oktober 1605, die Steuer von den Schutzbefohlenen der deutschen Hansa, die in großer Zahl nach Spanien handelten, zu erheben; der Vorwand war, die Hansen hielten Freundschaft mit den Rebellen und führten ihre Waaren in Spanien ein. Um diese Ungerechtigkeit abzustellen, kamen bereits im März 1607 hansische Gesandte nach Spanien: der Syndikus Dr. Johann Romanus, der lübische Senator Heinrich Brokes, der hamburgsche Senator Hieronymus Vogler und Arnold Wanholten, Senator von Danzig. Aber erst im September dieses Jahres, nach sechsmonatlichen Verhandlungen, konnten sie ihr Ziel erreichen. Ihre Privilegien wurden bestätigt und über ganz Spanien ausgedehnt. An Eingangssteuern hatten sie nur 13 Prozent zu bezahlen — Geld, Silber und Getreide konnten sie ganz frei einführen — an Exportsteuern nur fünf Prozent. Abgesehen von vielen andern Vorrechten, wurde ihnen ein besonderer Richter gegeben, von dem nur in wichtigen Sachen die Appellation an das Zivilgericht in Sevilla oder den Königlichen Rath ging. Ebenso wurde ihnen erlaubt, sich Konsuln zur Vertretung ihrer Gerechtsame in den spanischen Handelsstädten zu setzen. Ausnahmsweise wurde ihnen die Ausfuhr von Edelmetall aus Spanien gestattet. Und endlich wurde ihnen zugestanden, daß auch die oberdeutschen Städte an ihren Privilegien Theil haben sollten. [1])

So war auch diese Angelegenheit zur Zufriedenheit der Betheiligten beigelegt; weniger aus gutem Willen der Regierung, als weil Spanien der Fremden nicht mehr entbehren konnte. Sein Handel war bereits ein völlig passiver geworden. Wenn wir die Flotten, die für Amerika bestimmt waren, ausnehmen, ic

[1]) Cabrera, 29. Okt. 1605 (p. 264). — MS. Instr. an Irraraga vom 8. März 1607; Arch. v. Sim. K. 1452. — Verträge vom 28. Sept. und 7. Nov. 1607; Abreu y Bertodano, I. 375 ff. — Vgl. Depeschen Cornwallis vom 3. Mai, 29. Aug., 7. Okt. 1607; Winwood Mem. II. 308 f. 337. 345 f. — In Barthold's Geschichte der Hansa (Leipzig 1854) III. 503 f. finden sich über diese Gesandtschaft mehrfach falsche Angaben.

waren es fast ausschließlich fremde Schiffe, welche den Verkehr Spaniens mit dem Auslande vermittelten. Ebenso hatten in Folge der Ursachen, die schon in der Einleitung berührt wurden — der Arbeitsscheu der Spanier, des geringen Geldwerthes, des verkehrten Steuer- und Finanzsystemes — die spanischen Fabriken ihre Thätigkeit fast gänzlich einstellen müssen, während das Land alle Möglichkeiten für eine vielseitige, blühende Industrie darbot. Aber jetzt wurden nur die reichen Rohstoffe ausgeführt, um nachher zum großen Theile verarbeitet wieder in das Land zurückgebracht zu werden — selbstverständlich zum großen Schaden desselben. An feinen Wollen wurden jährlich ausgeführt 500,000 Arroben — 12 Millionen Pfund — im Werthe von 1½ Millionen Dukaten. Außerdem wurde für ¾ Millionen grobe Wollen exportirt. Der Werth der Ausfuhr an Seide wurde auf 1½ Millionen Dukaten geschätzt. Auch Hanf und Eisen waren Exportartikel; endlich die Produkte der tropischen Gegenden, die man aus den beiden Indien nach Spanien gebracht hatte. Dafür aber wurden importirt: verarbeitete Wollenstoffe für 7½ Millionen Dukaten jährlich; Teppiche im Werthe von 1½ Millionen Dukaten jährlich; Seidenstoffe, für drei Millionen; grobes Leinen für zwei, und feines Leinen für 1½ Mill.; Eisen- und Stahlwaaren, für zwei Mill.; Papier für 2 Mill.; Krämer- und Hausirerwaaren, für drei Mill.; Baumwollenwaaren, für vier Millionen; Passementerien und Bänder, für zehn Millionen; Gold- und Silberstickereien sowie kostbare Gefäße, für zwei Millionen; Gemälde, für eine halbe Million; endlich Bücher, gleichfalls für eine halbe Million. So schätzte man den jährlichen Import nach Spanien auf 39½ Mill. Dukaten oder — nach jetzigem Geldwerthe — 260 Mill. Thaler. Die Ausfuhr wurde dagegen nur als 19½ Mill. Dukaten betragend angenommen, so daß der Ueberschuß des Imports über den Export rund zwanzig Mill. Dukaten oder 132 Mill. Thaler ausmachte.[1])

[1]) Diese Schätzungen gelten freilich zunächst für das Jahr 1619 (Mon-

Ein solches Verhältniß mußte auf die Länge die spanische Nation gänzlich ruiniren. Was halfen die neun bis zehn Millionen Dukaten, die jährlich aus Amerika nach Spanien strömten, wenn die Handelsbilanz so über die Maßen ungünstig für dasselbe ausfiel? Zumal das Land noch ferner jährlich viele Millionen an seine Gläubiger bezahlen mußte, Summen, die, natürlich wieder außer Landes verzehrt, seinem Umsatze auf immer entzogen und doch von ihm aufgebracht werden mußten! Kein Wunder, daß bei solchen Verhältnissen die Fluth des amerikanischen Geldes Spanien nur überschwemmte, um sofort wieder in die benachbarten Länder abzufließen. Im Jahre 1606 kamen mit den ost- und westindischen Flotten mehr als zehn Millionen Dukaten an Geld und Silber in die Stadt Sevilla; und wenige Wochen nachher war dort ein ebenso großer Mangel an Geld, als vor der Ankunft der Schiffe![1]) Im Jahre 1608 schätzte man den ganzen Besitz Spaniens an Edelmetallen auf 60 Millionen Dukaten — oder nach heutigem Geldwerthe nicht ganz 400 Millionen Thaler.[2]) Es ist dies wohl etwas zu gering; im Jahre 1619 glaubte man 200 Mill. Pesos oder — nach relativem Werthe — etwa 800 Mill. Thaler theils in Münzen, theils in ungeprägtem Edelmetall zu besitzen.[3]) Personen, welche Geld ausliehen, konnten sofort den dritten Theil der gegebenen Summe als Prämie und als Zins vorweg zurücknehmen: so schwer war das Geld in Spanien zu bekommen.[4])

Die Einbuße Spaniens in den internationalen Handel wurde noch durch den Umstand erhöht, daß meistentheils nicht spanische

---

cada, Restauracion política de España, p. 25 ff.); indeß konnte seit 1609 eine große Veränderung in diesen Dingen nicht vor sich gegangen sein, und stützt sich auch Moncada ausdrücklich auf die Erfahrungen mehrerer Jahre.

[1]) Cabrera, 23. Dez. 1606, p. 295.

[2]) Relaz. di Franc. Prinli p. 351.

[3]) Moncada, disc. III. cap. 1.

[4]) Camponanes, Educacion popular (Madrid 1775) I. p. 417.

Kaufleute ihn vermittelten, sondern fremde. Indem das Kaufmannsgewerbe als ein solches betrachtet wurde, das einen Hidalgo, ja einen angesehenen Bürger entehrte,[1]) wurde dasselbe von den Spaniern immer mehr verlassen und fiel deshalb in stets ausgedehnterm Maße den Fremden in die Hand. Ein Jahrzehnt nach unserm Zeitraume wurde — wahrscheinlich übertrieben — behauptet, daß die Fremden von allen Geschäften in Spanien fünf Sechstel, von allen in Indien neun Zehntel besorgten.[2]) Freilich war den Ausländern der Handel mit Indien ganz verboten, aber es fanden sich leicht Spanier, die ihren Namen hergaben, um die fremden Waaren zu decken. So dienten die ungeheuren Mengen von Metall, die Spanien jährlich aus Amerika zog, nur dazu, des Landes Verarmung herbeizuführen, indem der Werth des Geldes in Spanien dadurch in hohem Maße sank. In Folge dessen vermochten die Fremden ihre Waaren viel billiger anzubieten, als der spanische Fabrikant es im Stande war, und der Ruin der spanischen Industrie war nun die unvermeidliche Konsequenz. Die einst so berühmten Tuchfabriken von Segovia gingen zwar nicht ganz unter, vermochten sich jedoch nur auf einem sehr niedrigen Stande zu halten und kämpften mit Nachtheil gegen die fremden Stoffe, die — zum großen Theile aus spanischer Wolle gefertigt — doch billiger und durchgehends von glänzenderm Aussehen waren. Und so ging es mit allen den ehemals so ausgedehnten Webereien und Spinnereien in Spanien.[3]) Früher gab es in Sevilla allein 16,000 Webstühle, welche direkt und indirekt an 130,000 Menschen ernährten: während jetzt fast sämmtliche Seide und beinahe alles Tuch von dem Auslande eingeführt wurde. Das Eisen wurde aus den Bergwerken von Biscaya in das Ausland gebracht, um dann verarbeitet wieder zurückzukommen, zumal

---

[1]) Vgl. S. 22. 33 f.

[2]) Moncada, p. 21.

[3]) Ulloa, Restablicimiento de las fabricas y comercio, I. 14. 19.

die Holländer betrieben hierin einen gewinnreichen Handel. Die Waffenfabriken von Toledo konnten schon deshalb mit den Fremden nicht konkurriren, weil das Eisen von Biscaya frei in das Ausland ging, bei seinem Eintritte in Kastilien aber Zoll bezahlen mußte. Nicht besser erging es den früher in fast allen spanischen Städten blühenden Handschuhmanufakturen, die bis zum Ende des ersten Drittheiles des 17. Jahrhunderts gänzlich ruinirt waren.[1])

Die Industrie ging aus allgemeinen und natürlichen Ursachen zu Grunde, der Handel Spaniens sank zum Theil deshalb, weil die Regierung ihn zu sehr begünstigen und fördern wollte: der Ackerbau aber wurde nach der Weise der Zeit mit entschiedener Ungunst behandelt. In der Menge des Goldes und Silbers, in der Blüthe des Verkehrs sahen die damaligen Staatsmänner den Reichthum ihres Volkes. Man braucht nur die internationalen Verhandlungen der Zeit zu verfolgen, um zu erkennen, daß die kommerziellen Interessen die Sorgfalt der Staatslenker gleich nach denen der hohen Politik am meisten in Anspruch nahmen. In allen Friedensverträgen ist Rücksicht auf den Handel und die Industrie genommen, ja manche Kriege brechen nur in Folge kommerzieller Streitigkeiten aus. Die ackerbauende Klasse dagegen, die große Menge der Bevölkerung, trug alle Lasten und sah sich auf Schritt und Tritt gehemmt und beschränkt und zum Besten der andern Schichten des Volkes ausgebeutet. Der Name eines „Bauers“ war das schlimmste Schimpfwort geworden, alle andern Klassen der Bevölkerung schienen sich verschworen zu haben, den Landmann zu bedrücken und zu benachtheiligen. Mit staatlichen und privaten Abgaben überhäuft, mußte er sich mit kärglicher Nahrung und gröbstem Zeuge begnügen. Die Richter benach-

[1]) Uztariz, Teoria y Practica de Comercio y Marina, fol. 17. 119. — Campanella, De Monarchia Hispanica, cap. XVI. — Campomanes Apendice á la Educacion popular, (Madrid 1775) I. 473. IV. 251.

theiligten ihn, die Soldaten quartierten sich bei ihm ein und plünderten ihn aus, in der Stadt machte sich jeder ein Verdienst daraus, ihn zu verspotten und zu übertölpeln.[1]) Die abhängige und verachtete Stellung der Landleute und die Unmöglichkeit, in der sie sich befanden, ihre Klagen und Wünsche bis zu den bestimmenden Kreisen zu bringen, trugen nicht wenig dazu bei, daß diese sie so ganz übersahen und die Ausnutzung der landbebauenden Klasse als etwas ganz Selbstverständliches und Unschädliches betrachteten. In Folge dieser vorwiegenden Begünstigung der kommerziellen Interessen durch die leitenden Persönlichkeiten wandte auch das Kapital sich hauptsächlich dem Handel und Gewerbe zu. Kam dann zu dieser in ganz Europa gebräuchlichen, aber für ein vorzugsweise zur Agrikultur bestimmtes Land, wie Spanien, besonders schädlichen Mißachtung und Benachtheiligung des Ackerbaues eine Reihe anderer sehr wichtiger Uebelstände hinzu, so war ein allseitiges Vertrocknen dieser bedeutsamsten Quelle des Nationalwohlstandes unvermeidlich.

Aus den Zeiten der Gothen her waren zahlreiche Gemeindegüter zurückgeblieben, welche die spätere Gesetzgebung sorgfältig bewahrte, um den Viehstand des Reiches auf seiner alten Höhe zu erhalten. Aber wie überall, so zogen auch hier die Gemeinden aus ihren Besitzungen viel geringern Nutzen, als Privatleute gethan haben würden; zumal in Spanien mit seiner schwachen Bevölkerung lagen diese ausgedehnten Ländereien fast ganz wüst und öde, nicht einmal zu wirklich nutzbarer Weide umgestaltet. Aehnlich verhielt es sich mit den sogenannten Tierras concegiles d. h. den Ländereien, die zur Bestreitung der Kosten der Gemeindeverwaltung bestimmt waren. Anstatt dieselben zu verpachten, ließ man sie für Rechnung des Gemeindevorstandes selbst bebauen, und

---

1) Lebhafte und anziehende Schilderung der unglücklichen Lage der Landleute bei Peñalosa y Mondragon, Las cinco excelencias del Español, fol. 169. a ff.

so schlecht und nachlässig, wie dies stets zu geschehen pflegt, wo nicht das individuelle Interesse Herrn und Arbeiter beständig anspornt.[1])

Es waren das Uebelstände, die bis in dieses Jahrhundert hinein überall das Erträgniß der Agrikultur gemindert haben; aber nirgends und niemals ist der Ackerbau mit einer solchen Feindschaft behandelt worden, wie in Spanien. Aus den unsichern Zeiten der Maurenkriege, wo die Viehzucht das sicherste und einträglichste Gewerbe gewesen und deshalb besonders begünstigt worden, war das jetzt völlig unverständige Gesetz übrig geblieben, daß kein Acker umzäunt oder durch irgend ein anderes Mittel gegen die Viehheerden geschützt werden durfte. Es war jedem Hirten erlaubt, bei dem Vorbeitreiben an einem Acker sein Vieh die Ränder desselben ruhig abweiden zu lassen. Vorzüglichen Gebrauch davon machte die Gesellschaft der Mesta, privilegirte Schafheerden-Besitzer, die mit den ausgedehntesten Vorrechten ausgestattet waren, in der Absicht, die Zucht der Schafe und zumal die Verfeinerung ihrer Vließe zu fördern. Außer den eigenen sehr ausgebreiteten Weiden der Mesta, durften ihre Oberhirten auf ihren herbstlichen Zügen von Asturien nach dem wärmern Estremadura sowie auf ihrem Rückwege im Frühjahr nicht nur alle Staats- und Gemeindeweiden benutzen, nicht nur die Ränder der anliegenden Aecker abweiden lassen, sondern es waren überhaupt alle Stoppel- und Brachfelder auf ihrem Wege ihnen als Weideplätze für ihre vier Millionen Schafe zugewiesen![2]) Eine so schreiende Verletzung des Eigenthumsrechtes mußte die übelsten Folgen haben. Sie machte den Besitzer unsicher und verdrießlich, sie stumpfte seinen Fleiß ab, indem sie ihm die Aussicht nahm, die Früchte desselben in vollem Umfange zu genießen, sie überlieferte die Nah-

---

[1]) Jovellanos, Informe de la Sociedad económica (Madrid 1795) p. 13 ff

[2]) Jovellanos, ibid. 19 ff. 41 f. — Weiss, II. 102.

rung des Menschen Thieren, die auf den weiten Haiden und Grasflächen Spaniens auch ohnedem ihr Futter leicht gefunden hätten. Endlich verhinderte sie die Anpflanzung von Bäumen, die doch bei der wachsenden Dürre Spaniens so ersprießlich gewesen wäre. Aber wer mochte junge Stämme anpflanzen und aufziehen, um sie dem Zahn des Viehes zu überlassen.

Ueberall drängte die Bevormundung des Staates sich ein. Als ob nicht der Besitzer am besten beurtheilen könnte, welche Form der Ausnutzung seines Eigenthumes ihm am meisten zum Vortheile gereichen würde, gab es in den einzelnen Provinzen Gesetze, die verboten, Aecker in Weiden oder Weiden in Aecker umzuwandeln, oder Wälder und Weinberge auszuroden oder bei Anpflanzung von Fruchtbäumen gewisse Mengen zu überschreiten.[1] Ueberall waren Freiheit und Einsicht des Besitzers gesetzlich beengt und wurde dieser hierdurch zugleich zur Umgehung und Uebertretung des Gesetzes aufgefordert.

Der Preis der Ackerfrüchte und zumal der wichtigsten, des Kornes, war durch staatliche Taxen geregelt. Alle Uebelstände, welche solche Maximalpreise mit sich zu bringen pflegen, waren damit über das unglückliche Spanien ausgeschüttet. In den fruchtbaren Jahren konnten die Landleute nicht darauf rechnen, den vom Staate festgesetzten Preis zu erzielen, und in unfruchtbaren Jahren war derselbe zu niedrig, um ihnen hinreichenden Gewinn zu gewähren. Und was durch die Taxe verhindert werden sollte, nämlich die Theuerung des Getreides nach schlechter Ernte, wurde durch dieselbe erst recht herbeigeführt. Der Landmann weigerte sich, sein Getreide zu dem staatlichen Preise zu verkaufen. Der Konsument sah sich auf habgierige und gewissenlose Verkäufer angewiesen, welche seine Noth benutzten, um übermäßige Preise von ihm zu fordern, und die sich nicht nur das Getreide selbst sondern auch die Gefahr, der sie sich durch Ueberschreitung des Ge-

---

[1]) Jovellanos, 36.

setzes preisgaben, bezahlen ließen: Erscheinungen, wie sie bis in die neueste Zeit auf ähnliche Weise im Geldverkehre, in Folge der sog. Wuchergesetze, sich geltend gemacht haben. Eine Unzahl von Streitigkeiten, Prozessen und Bestrafungen war die Folge dieser gesetzwidrigen Geschäfte.[1]) Als die Ernte des Jahres 1605 sehr übel ausfiel, wurde der Preis der Fanega Weizen von 14 auf 18 Realen ($3^3/_5$ Thaler nach heutigem Geldwerthe) und der der Fanega Gerste von 7 auf 9 Realen erhöht. Aber nicht einmal die Landleute, für die doch diese Neuerung getroffen wurde, waren mit derselben zufrieden; sie meinten, sie hätten doch die Kosten der Saat und Bearbeitung, und der Nutzen käme hauptsächlich den Grundherren zu gute, die meist bestimmte Naturalrenten in Getreide zu erhalten hatten. So soll durch diese Preissteigerung sich das Einkommen des Erzbischofs von Toledo für das Jahr 1605 um 40,000 Dukaten erhöht haben![2])

Der beschränkten Auffassung der damaligen Zeit gemäß, betrachtete man in Spanien die Zwischenhändler und Spekulanten in Nahrungsmitteln mit Abscheu und suchte sie in so enge Grenzen wie nur möglich einzuschränken. Man bedachte nicht, daß diese Leute nur in so weit Nutzen aus ihrem Geschäfte ziehen, als sie die Produktion ausgleichen und die unentbehrlichen Nahrungsmittel den Konsumenten leichter zugänglich machen. So war verboten, das Getreide außerhalb der Provinz zu kaufen: auf den Märkten durften die Wiederverkäufer erst dann ihre Einkäufe machen, wenn — wie man glaubte — das Publikum sich hinreichend versehen habe. Der Verkauf durfte nur zu bestimmter Zeit, an bestimmten Stellen und unter bestimmten Formen stattfinden. Die Folgen solcher alles bevormundenden Anordnungen mußten höchst unheil-

---

[1]) Navarrete, Conservacion de Monarquias, disc. 39. — I. B. Larrea, citirt bei Sempere, Biblioteca economico — politica, II. CCCLXXVIII. ff. Note.

[2]) Cabrera, 1. Okt. 1605 (p. 262).

volle sein. Der Landmann fühlte keine Lust, Märkte zu beziehen, wo er auf Schritt und Tritt beschränkt war und schließlich zu einem ihm aufgenöthigten Preise verkaufen mußte. Er ließ lieber das Feld unbebaut, sobald er seinen nothwendigsten Bedarf befriedigt hatte. Andrerseits entstand aus diesen Beschränkungen die größte Ungleichheit im Preise der unentbehrlichsten Lebensmittel in den verschiedenen Provinzen; wie z. B. der Weizen in Andalusien dreimal so viel zu kosten pflegte, wie in dem benachbarten Kastilien![1] Hierzu trug freilich auch die schlechte Beschaffenheit der Wege viel bei.

Einer der größten Uebelstände, welche den Ackerbau in Spanien bedrängten, war der übermäßige Preis der Grundstücke; und dieser entstand wieder aus der Thatsache, daß mehr als zwei Drittheile sämmtlichen Grunds und Bodens dem Verkehre entzogen und als Majorate oder Besitzungen von geistlichen oder weltlichen Körperschaften der todten Hand verfallen waren. In der Provinz Galizien war der ganze Boden mit geringer Ausnahme den Adligen, Klöstern, Stiftungen und Gemeinden eigen.

Im 14. Jahrhundert waren die Majorate noch selten in Spanien gewesen: aber seitdem hatte eine verkehrte Gesetzgebung — die hier übrigens von den Cortes selbst ausgegangen war — der Familieneitelkeit Thür und Thor geöffnet. Mit geringen Einschränkungen war es jedem gestattet, selbst zu Ungunsten seiner natürlichen und gesetzmäßigen Erben Majorate zu errichten. Es waren dabei sogar die geringfügigsten Vermögen nicht ausgeschlossen. Die Sucht zu glänzen und sich mit dem Scheine des Adels zu umgeben, trug in Spanien nicht wenig zur Bildung der Majorate bei. So wie ein Kaufmann, Handwerker oder Bauer ein Vermögen erlangt hatte, das 500 Dukaten Rente gewährte, stiftete er ein Majorat; und nun scheute sich nicht nur der älteste Sohn, der Erbe, sondern auch alle seine Brüder, sich und ihren neuen

---

[1]) Jovellanos 79 f. — Ulloa I. 68.

Rang durch nutzbringende Arbeit zu entehren.[1]) Auf der einen Seite wurden hierdurch die wohlhabenden Müßiggänger, auf der andern ein besitzloses, hochmüthiges und aus beiden Gründen gefährliches Proletariat — aus den jüngern Söhnen der betreffenden Familien — vermehrt. Die Ungleichheit des Besitzstandes wurde erhöht; der Majorathsherr hatte geringen Antrieb, sein Gut zu verbessern, ein so großer Theil der liegenden Gründe wurde dem freien und befruchtenden Verkehre entzogen.

Noch ausgedehnter und in ökonomischer Beziehung gefährlicher waren die weiten Besitzthümer des Klerus, des regulären sowohl wie der Weltgeistlichkeit. Was die letztere anbelangt, so kamen ihre Landgüter keineswegs nur den Seelsorgern und deren Gehülfen zu Gute, sondern reichlich die Hälfte der Weltgeistlichen hatte gar kein Amt, lebte vielmehr in Müßiggang und häufig in Ausschweifung von dem Ertrage von Pfründen, an deren Besitz nicht die mindeste Verpflichtung geknüpft war. An der Domkirche von Sevilla gab es allein neunzig höhere Geistliche.

Aber am besten waren mit unveräußerlichen Ländereien die Klöster versehen. Obwohl die Cortes immer und immer wieder gegen die Anhäufung der Güter in der todten Hand eiferten, wuchsen die Klöster unaufhörlich an Zahl und Reichthum. Im Jahre 1624 nahm man an, daß sie sich in dem letzten halben Säkulum verdreifacht hätten![2]) Dadurch wurden dem Ackerbau und dem Gewerbe zahlreiche Hände entzogen, die sich ferner nur zum Almosenempfangen ausstreckten; und durch die große Zahl der Ehelosen wurde das reißende Sinken der spanischen Bevölkerung noch gefördert. Der Klerus wurde mit unwissenden und oft sittenlosen Menschen überfüllt, und je reicher ein Kloster und je stärker seine Mitgliederzahl war, um so mehr herrschten Trägheit und Zügellosigkeit in demselben. Im Jahre 1619 wurde die Zahl

[1]) Fern. Navarrete, Conservacion de Monarquias, disc. 11.

[2]) Jovellanos, 52 ff. 57 ff. 65 ff. — Sempere, Considérations, II. 1 ff.

der Mönche auf 70,000 geschätzt, in 9000 Klöstern, ohne die Nonnenklöster zu rechnen. Alle diese Leute lebten theils auf Kosten der übrigen Bevölkerung, theils waren ihre oft reichen Besitzungen von allen Staatslasten befreit, die nun um so mehr den Weltlichen und zumal den Bauern aufgeladen wurden. „Das Laienthum dieser Nation", schreibt Sir Charles Cornwallis an Prinz Heinrich von England, „mag mit David sagen (freilich in einem andern Sinne): ‚Der Eifer für dein Haus verzehrt mich'; denn in der That sind fast alle Reichthümer der Welttheile in den Mund und die alles verschlingende Kehle der Geistlichen gefallen".[1])

Eine weitere Benachtheiligung des Ackerbaues war es, daß die natürliche Trägheit der damaligen Spanier noch durch die übermäßige Zahl der kirchlichen Feiertage verstärkt ward. In manchen spanischen Bisthümern war der dritte Theil aller Tage des Jahres kirchlichen Festen gewidmet, wozu dann noch die Tage der Stiergefechte und anderer öffentlicher Vergnügungen kamen. Im Monat August, einem der arbeitsvollsten für die Landleute, gab es eben so viele Feier- wie Werkeltage.[2]) Da nun der Tagelöhner durchaus leben mußte, erhöhte sich in Folge dessen der Preis jedes Arbeitstages und damit selbstverständlich der Preis der Erzeugnisse des Ackerbaues und der Industrie.

Zu den Instituten, welche dem Lande viele nützliche Kräfte entzogen, gehörten auch die Universitäten, deren es damals in Spanien nicht weniger als zweiunddreißig gab! An denselben waren wieder nicht weniger als 4000 Stiftungen für Studenten

---

[1]) Winwood Mem. III. 10. — Vgl. Moncada 122 ff.; Consulta del Consejo de Castilla de 1619, bei Sempere, Bibl. econ. — polit., II. p. CCCVIII. ff.; Navarrete, Conserv. de Monarq., disc. 42. — Davila p. 215 schätzt i. J. 1632 die Orden von St. Dominikus und St. Franciscus in Spanien allein auf 32,000 Mönche; in den Bisthümern Calahorra und Pamplona zählt er 24,000 Kleriker!

[2]) Navarrete, disc. 13.

der Grammatik d. h. der schönen Wissenschaften eingerichtet. Es überstieg diese Zahl bei weitem den Bedarf des Landes und Volkes an dergleichen Leuten. Die großen Vortheile, welche der träge Genuß der Stipendien gewährte, veranlaßte viele zum ewigen Studium, wie denn solche bemosten Häupter von Salamanca oder Siguenza — hier hatte der ehrliche Pfarrer des Don Quixote studirt — eine große Rolle in den zeitgenössischen Romanen und Novellen spielen.

Neben den Universitäten ist die übergroße Zahl von Beamten zu nennen. Der König allein hatte 70,000 Stellen zu besetzen![1])

So war der Ackerbau von allen Seiten benachtheiligt und eingeengt. Der Stand der Bauern war verachtet; der größte Theil der Staatslasten war ihm auferlegt; die Gemeindegüter waren so gut wie zu einer fast beständigen Brache verurtheilt; die zahllosen Schafheerden durften die Aecker ungestraft verheeren; die Preisregulirung der Feldfrüchte beraubte den Landmann seines gerechten Verdienstes; polizeiliche Bevormundung schränkte ihn auf jedem Schritte ein; das Fett des Landes floß trägen Majoratsherren oder Mönchen zu, und eben hierdurch stieg der Preis der Grundstücke über alle Maßen; häufige Feiertage sanktionirten gleichsam die Faulheit und vertheuerten die Handarbeit; Studenten, Beamte und die unzähligen Diener der Adligen vermehrten die Menge der Müßiggänger: wie hätte unter solchen Umständen die spanische Agrikultur nicht verfallen sollen!

In Folge dessen waren Theuerung und verheerende Hungersnoth etwas überaus Häufiges. Im Jahre 1608 war das Elend in der Provinz Galizien so groß, daß zwei Monate vor der neuen Ernte bereits 1500 Menschen nur in dem Gebiete der Stadt Santiago vor Hunger gestorben waren![2]) — In Valencia gab es die herrlichsten Olivenpflanzungen; aber während früher das daraus

[1]) Navarrete, disc. 46; disc. 25.

[2]) Cabrera, 7. Juni 1608 (p. 340).

gewonnene Oel in alle Provinzen verführt wurde, erhielt man in den Jahren 1590—1610 beständig so geringe Ernten, daß man in Valencia Oel aus Mallorca importiren mußte.[1]) — Immer ausdörrender verbreitete sich in Folge der unvernünftigen Rodungen die Trockenheit über die Halbinsel!

Der spanische Staat, der so unerschwingliche Forderungen an die finanziellen Kräfte seiner Angehörigen stellte, war überall unfähig, seinen Verpflichtungen gegen dieselben nachzukommen. Durch die Pyrenäen von dem übrigen Europa getrennt; im Innern von mächtigen Bergketten durchzogen und schon durch die Schwäche der über ein großes Gebiet zerstreuten Bevölkerung in Bezug auf den Verkehr benachtheiligt, hätte Spanien um so mehr für die Herstellung guter Straßen sorgen müssen. Da die großen Städte weit von einander und vom Centrum entfernt lagen, war eine allseitige und gute Verbindung um so nothwendiger. Santiago, Barcelona, Valencia, Granada, Cadiz, Cartagena, Sevilla, Lissabon, Oporto sind sämmtlich von Madrid und von einander erst durch weite Reisen zu erreichen. Aber die spanische Sorglosigkeit und Beschränktheit ließ es zu, daß die Wege nicht nur in der kläglichsten Beschaffenheit, sondern überhaupt sehr selten waren. Die Brücken, die aus der maurischen Zeit noch vorhanden waren, verfielen, und den Reisenden war es meistens überlassen, sich eine Furth durch die Flüsse zu suchen, wo sie eine solche finden würden. Dämme und Schleusen, um den Ueberschwemmungen der Winterwasser vorzubeugen, waren so gut wie unbekannt, fahrbare Straßen durch die Gebirge wurden fast in ganz Spanien vergeblich gesucht. Die Gastwirthe mußten den Feudalherren große Abgaben zahlen und waren deshalb darauf angewiesen, von den Reisenden möglichst hohe Bezahlung herauszupressen.

Nur so konnte es geschehen, daß, wie wir oben (S. 87) gesehen haben, die Fanega Weizen in Andalusien dreimal so theuer

[1]) **Fonseca, Justa Expulsion de los Moriscos, p. 333.**

zu sein pflegte, wie in Kastilien. Wenn man von Madrid nach den katalonischen oder andalusischen Städten Waaren brachte, wollte man sich durchaus nicht wieder mit andern Waaren bezahlt machen, obwohl dann der Gewinn doch doppelt gewesen wäre. Es würde der Transport zu viel gekostet haben! Lieber ließen die kastilischen Kaufleute sich baares Geld oder Wechsel geben, auf die sie zwei Prozent verloren. Noch bitterer rächte sich der üble Zustand der Verkehrsmittel in dem Verhältnisse Kastilien's zu Asturien. Gab es irgendwo in der Welt zwei benachbarte Provinzen, die von der Natur aufeinander angewiesen waren, so waren es diese. Kastilien erzeugt Getreide und in vielen seiner Distrikte den besten und kräftigsten Wein; Asturien hatte an allem diesem Mangel, konnte aber dafür Früchte, Fische, Rindvieh, Pferde und Wolle austauschen. Aber die Straßen zwischen beiden Ländern waren in so traurigem Zustande, daß die Kaufleute von Barcelona und Alicante, die durch weiten Seetransport um die ganze Halbinsel herum ihre Weine in die asturischen Häfen brachten, sie dennoch billiger zu verkaufen vermochten, als die Kastilianer. Wenn auf dem Markte zu Palencia, in Leon, die Fanega Getreide sechs Realen kostete, kam der Transport nach dem kaum 25 Meilen entfernten Santander in Asturien auf nicht weniger als sechszehn Realen die Fanega zu stehen! Natürlich hüteten die Asturier sich, ihr Getreide aus Kastilien zu beziehen, sondern holten es aus Frankreich; und der kastilische Bauer, um ein reiches Absatzgebiet betrogen, mußte sein Korn um billigen Preis verschleudern, so daß er in Armuth verharrte und keinen Antrieb fand, durch größern Fleiß und vermehrte Sorgfalt das Erträgniß seines Ackers zu erhöhen. Dieser Zwischenhandel zwischen Frankreich und Asturien wurde durch Kaufleute von Sevilla und Cadiz betrieben. Nun denke man sich die ganze Unnatur dieses Verhältnisses! Die andalusischen Kaufleute, hundert Meilen von Asturien entfernt, segelten nach dem Havre. Hier kauften sie das Getreide des Orleanais, besonders der Beauce, auf, obwohl diese Provinz mehr

als fünfzig Meilen vom Meere liegt, und verkauften es dann noch mit hundert Prozent Nutzen in Asturien. Und unmittelbar an dieses letztere Land grenzte ein ausgedehnter Getreidedistrikt, der in seinem eigenen Ueberfluß erstickte!

Nur im Nordosten sah es etwas besser aus. Die Navarresen und die Bewohner der baskischen Provinzen, die am wenigsten spanischen unter den Spaniern, hatten ihrer kräftigen und unternehmenden Natur gemäß die Erbauung von Landstraßen auf ihre Faust und eigene Kosten begonnen; besonders Alava war von zahlreichen Kunststraßen durchzogen. Indeß dem allgemeinen ökonomischen und Zoll-Systeme dieser Provinzen entsprechend ging die Richtung dieser Wege weniger nach dem Innern Spanien's als auf Frankreich zu.

Noch schlimmer als mit den Landstraßen stand es mit dem Verkehre zu Wasser. Die schiffbaren Flüsse versandeten rettungslos. Die großen Ströme waren nur wenige Meilen oberhalb ihrer Mündung schiffbar; die kleinern gar nicht, sondern waren im Winter verheerende Gießbäche, im Sommer ganz ausgetrocknet. Im Beginne des siebzehnten Jahrhunderts war der Guadalquivir derart versandet, daß die Schifffahrt zwischen Sevilla und Cordova, zwei der wichtigsten Städte Spaniens, nicht mehr möglich war! Wo man schon die natürlichen Wasserstraßen dergestalt vernachlässigte, sorgte man begreiflicher Weise für künstliche noch viel weniger. Es gab damals in ganz Spanien noch keinen Schifffahrtskanal. Vorschläge und Pläne waren dazu häufig genug gemacht worden; aber zur Ausführung war es niemals gekommen![1])

Und hier ist noch die Unsicherheit im Innern des spanischen Reiches zu erwähnen, trotz seiner unzähligen Korregidoren und Alkalden, Alguazils und Dienern der heiligen Hermandad. Auch hier bewährten die Spanier ihre Kunst, mit vielen Mitteln wenig zu leisten. Besonders die nach den Friedensschlüssen entlassenen

[1]) Ulloa, Restablicimiento. I. 70—90; II. 182. — Jovellanos, passim.

Soldaten liebten es, die Plünderungen, die sie im Kriege nach damaliger Sitte gegen Freund und Feind ausgeübt hatten, auch während des Friedens und im Mutterlande selbst fortzusetzen. Man nannte diese aus verabschiedeten Soldaten bestehenden Räubertrupps „Bandas“. Die „Bandoleros“ erfüllten damals ganz Spanien und beraubten die Reisenden, die nicht in großer Anzahl oder ohne bewaffnete Eskorte sich auf den Weg gemacht hatten. Zumal das öde Gebirge der Sierra Morena war ein Zufluchtsort von Räubern und wilden Thieren. Im nördlichen Spanien war das Hauptquartier jener Tudela, das, an dem Vereinigungspunkte der Grenzen von Navarra, Aragon und Kastilien gelegen, ihnen einen günstigen Ausgangspunkt für ihre Unternehmungen bot. Von hier aus setzten sie sich mit den zahlreichen Schmugglern der Pyrenäen und Mittelmeergrenze in Verbindung; die Zwischenträger und Hehler machten meistens die Gastwirthe, die deshalb eines sehr üblen Rufes genossen. Die Keckheit der Banditen ging so weit, daß sie, als im Juni 1605 das Königspaar bei dem Herzoge von Lerma in dessen gleichnamigem Schlosse weilte, in dieses einbrachen und hundert Mark silberner Gefäße raubten. Im Jahre 1613 wurden Kaufleute, die einen reichen Geld- und Metalltransport führten, bei Lerida in Aragon von einer Bande von hundert Räubern — darunter zwanzig berittenen — angefallen und der Summe von 240,000 Dukaten (etwa 1½ Mill. Thaler nach heutigem Geldwerthe) in Münzen und Barren beraubt. Nur etwa 100,000 Dukaten vermochte man davon wieder zu erlangen. Das ganze Königreich Aragon wimmelte von den Bandoleros; kurz vorher hatten sie dort dem Franziskanerorden 30,000 Dukaten abgenommen. Bisweilen mußten ganze Dörfer wegen ihrer Räubereien von Soldaten umzingelt und alle ihre Bewohner in den Kerker geworfen werden.[1])

Selbst in den Städten war es nicht minder unsicher als auf

---

[1]) Cabrera, 341 f. 355. 542. — Weiss, II. 275 f.

den Landstraßen. Im Jahre 1610 schrieb der Ritter Cottington, der englische Gesandte, an seine Regierung: „Seit einiger Zeit „geht fast keine Nacht vorüber, wo nicht Personen jeden Ranges „in den Straßen getödtet werden.“ Man gab diese Thaten den zahlreichen türkischen und maurischen Sklaven der Reichen und Vornehmen Schuld und erließ gegen dieselben Gesetze, aber das Uebel verminderte sich deshalb nicht.[1]) In einer der ersten Nächte des Jahres 1605 wurde der Lieblingspage des Herzogs von Lerma, Don Eugenio de Olivero, auf dem Platze der Silberschmiede in Valladolid von drei Männern erdolcht; und obwohl der Herzog sich alle erdenkliche Mühe gab, die Mörder seines Lieblings zu entdecken, gelang es ihm doch nicht. Vorzüglich gaben die Serenaden zu häufigen blutigen Kämpfen Anlaß, indem eifersüchtige Gatten, Liebhaber oder Väter die Ruhe ihrer Damen gegen die zudringlichen Liebeswerber zu sichern suchten. In einem solchen Kampfe wurde in Valladolid im Mai 1605 der Graf von Saldaña, der zweite Sohn des Herzogs von Lerma, schwer verwundet, und im Juli 1609 schlugen sich aus ähnlicher Ursache die Herzoge von Maqueda, Pastrana, Barcarota und Sesa, wobei der letztere viele Wunden davontrug. Ueberhaupt waren die Vornehmen nur zu sehr geneigt, dem in den Spaniern so leicht erweckten Rachegefühl zu gehorchen: oft wegen des geringfügigsten Umstandes flogen die Degen aus der Scheide. Im September 1602 tödtete Hernando de Lujan den Don Juan de Sandoval in Gegenwart des Richters wegen eines Wortwechsels in dem Prozesse, der zwischen ihnen vor jenem verhandelt wurde. Der schon oben erwähnte Herzog Bernardino von Maqueda, einer der verrufensten Taugenichtse seiner Zeit, der aber wegen seines vornehmen Ranges stets ohne empfindliche Strafe davonkam, verfolgte wegen eines unbedeutenden Streites mit seinem Bruder den Don Luis de Velasco mit bloßem Degen in den Straßen Valladolid's, bis

---

[1]) Watson, Hist. de Philippe III., III. 176.

derselbe in einen Brunnen stürzte, wo er ertrank. Im Februar 1608 geriethen der Herzog von Ferdinandina und Don Rodrigo Giron, bisher die besten Freunde, wegen einiger leicht hingeworfenen Worte in Streit; sie und ihre Diener zogen die Degen; die beiden Adligen erhielten Wunden, und Don Rodrigo starb nach einer Viertelstunde. Wenn die Vornehmen das Leben eines Standesgenossen so gering achteten, war ihnen begreiflicher Weise an dem eines Tieferstehenden noch weniger gelegen, und zumal die gerichtlichen und polizeilichen Beamten hatten bei Ausübung ihrer Pflicht den Degen der jungen Adligen oder auch die Prügel ihrer Diener zu fürchten. Wesentlich wurde die Handhabung strenger Justiz auch dadurch gehindert, daß die Kirchen und die Häuser der Gesandten fremder Mächte als unverletzliche Asyle galten.[1])

Alle die geschilderten Ursachen hatten Mangel und Elend über Spanien gebracht. Die Bauern waren arm, die Kaufleute ohne Kapital, der Adel verschuldet.[2]) In um so lebendigerem Gegensatze zu dem wachsenden Jammer der großen Mehrheit der Nation stand der unsinnige und unfruchtbare Luxus der obern Klassen. Jeden Tag kamen neue und kostspielige Moden auf, und besonders herrschte — ähnlich wie um dieselbe Zeit in Deutschland — die Sucht, ausländische Stoffe zu tragen. Vorzüglich in den ungeheuer breiten, kostbar gestickten Halskrausen, in goldgestickten Gewändern aus chinesischer und italienischer Seide wurde große Verschwendung geübt. Man liebte es, englische Mäntel, lombardische Mützen, deutsche Schuhe zu tragen. Leinen und Leinewand wurden aus Holland, Florenz und Mailand bezogen. Der Luxus in Schmucksachen wuchs während der Regierung Philipp's III. reißend schnell. Während früher die Frauen des Bürgerstandes sich zum höchsten Schmucke mit einem Agnus Dei begnügt hatten, wollten sie jetzt ihre Garnitur Diamanten haben.

---

[1]) Cabrera, 157. 235. 239. 242. 330. 378. 379.

[2]) Dep. Cornwallis v. 31. Mai 1605; Winw. Mem. II. 73.

Die Schuhe wurden belegt mit Plättchen von Silber oder Gold, die von Nägelchen mit Diamantköpfen festgehalten wurden. In einem Stücke Lope de Vega's wird ein Stutzer beschrieben, ein „Modischer aus Kuchenteig". Er trägt ein kleines kokettes Hütchen mit kurzer Feder und neuer Schnur, eine offene breite Halskrause, Manschetten auf Venedische Art, Beinkleider bis zu den Füßen, enge Stiefeln, die man kaum wieder ausziehen kann, eine unechte Kette von ungeheuerlicher Größe, ambraduftende Handschuhe, das Haar ist durch reichliche Anwendung von Pomade zu zierlichem Toupé gekräuselt; der „jungfräuliche Degen" durfte nicht fehlen. — Nicht weniger hatte die Pracht in den Häusern und den Möbeln zugenommen. Kostbare Gebäude und Gärten wurden angelegt, mit dem theuersten Geräthe erfüllt, so daß Häuser, die vor siebzig Jahren einen Granden zufrieden gestellt hatten, jetzt von demselben Leuten niedrigen Ranges überlassen wurden. „Die vergoldeten Stukkaturen", klagt ein zeitgenössischer Schriftsteller, „die Kamine von Jaspis, die Säulen von Por„phyr erfordern Zimmer mit ausgesuchten Schmucksachen und un„zähligen Schränken, die nur dem Prunke und der Symmetrie „dienen; viele und die verschiedenartigsten Büffets, mit eingelegter „Arbeit entweder von verschiedenfarbigen Steinen oder von Silber „oder auch von Elfenbein und vielen tausend andern Arten aus „Asien bezogener Hölzer. Man hält auch nicht dafür, daß die „Blumen duften, wenn die Vasen aus Thon sind; und so macht „man sie aus Silber oder noch kostbarerm Stoffe. Aber nicht „allein die Vasen sind aus Silber, sondern auch die Scherben „und Töpfe für die Blumenstauden sind aus diesem so werth„vollen Metall. Ja, die einfachsten Hidalgos begnügen sich nicht „mehr mit den Stukkaturen, die wenige Jahre früher die Häuser der „Fürsten zierten. Die Tapeten und vergoldeten Tapetenleder „Spaniens, in andern Ländern so berühmt, sind hier schon nicht „mehr angebracht. Die Sergen und bedruckte Leinewand, mit „welcher die spanische Mäßigkeit sich zu begnügen pflegte, haben

„sich in die ruinösen reichen Gewebe von Mailand und Florenz „und in die kostbaren Tapisserien von Brüssel verwandelt. In „die Gemächer, wo man keine Stukkaturen anbringt, hängt man „ausgezeichnete Gemälde, die man nur nach dem Rufe ihrer Ver„fertiger schätzt, und von denen viele weniger Sittsamkeit ent„falten, als einem christlichen Hause zukommt; auch führt man „vielen andern prahlerischen Schmuck ein, mit welchem die schlaue „Klugheit der Fremden die Tüchtigkeit der Spanier zu verweich„lichen und zugleich alle Reichthümer Spaniens an sich zu ziehen „im Begriffe steht“.[1])

Höchst verderblich für den Wohlstand Spaniens wurde dann der Luxus, den man sich in Bezug auf die Zahl der Diener erlaubte. Kein Vornehmer ging aus, ohne von einer großen Anzahl bewaffneter Diener umgeben zu sein, und wenn eine adlige Dame ihr Haus verließ, folgte eine große Menge wohlfrisirter Knappen, während die würdigen Greise, die früher als Schutz- und Ehrenwache den Damen zugegeben zu werden pflegten, immer mehr verschwanden.[2]) Die einfachsten Edelleute wollten, wie die Granden, ihre Kapellane, ihre Sekretäre, Mayordomos, Kammerdiener, Köche, Küchenjungen, Kutscher, Stallknechte, Wasserträger, Stubenpagen, Bewaffnete haben; und an weiblicher Dienerschaft Küchen- und Hausmädchen sowie Kammermädchen und Gesellschafterinnen der Damen. Die Menge dieser unnützen, faulenzenden Dienerschaft betrug mehrere Hunderttausende.

Dagegen verstand man in Spanien in keiner Weise, sich wirkliche Lebensgenüsse zu verschaffen. Speise und Trank waren überaus einfach und spärlich, die riesigen Paläste und großen

---

[1]) Fern. Navarrete, Conserv. de Monarq., disc. 33—37. — Vergl. Consulta del Consejo de Castilla, bei Sempere, Bibl. econ. — polit. II. p. CCCI. f. — Lope de Vega, La viuda de Valencia. — Satyrische Sonette von Luis Góngora de Argote.

[2]) Fern. Navarrete, disc. 14.

Gärten waren geschmacklos und unschön. Es war eine barbarische unfruchtbare Pracht, die da überall entfaltet wurde.[1])

Der Luxus der Reichen diente also nicht zur Hebung des spanischen Gewerbefleißes, sondern er entzog nur dem Lande beträchtliche Summen und kräftige Arme. Der Ackerbau und die Industrie lagen darnieder, der Handel gerieth immer mehr in fremde Hände: diese Ursachen trugen viel mehr zu der schnellen Entvölkerung Spaniens bei, als Krieg, Kolonisation und verheerende Krankheiten. Freilich waren letztere häufig genug, wie ja überhaupt in Folge des häufigen Wechsels der Witterung in der Mitte, der trockenen Hitze im Süden des Landes von jeher Epidemien in Spanien oft und furchtbar verheerend auftraten. Im Jahre 1599 wüthete eine ansteckende Hautkrankheit auf der ganzen Halbinsel, nur wenige Orte blieben von ihr verschont, man behauptete — selbstverständlich sehr übertrieben — mehr als eine halbe Million seien an den Geschwüren gestorben. Es wurden in den größern Städten Hospitäler errichtet, Aerzte von den Obrigkeiten angestellt und der Handel mit getragenen Kleidungsstücken strengen Beschränkungen unterworfen. Im Jahre 1605 herrschten in Kastilien viele tödtliche Krankheiten, unter denen besonders das Fleckfieber hervorgehoben wird; und im nächsten Jahre dehnte sich das Sterben auch auf Andalusien und Murcia aus. Wie im England des 17. Jahrhunderts,[2]) so war auch in dem damaligen Spanien die Sterblichkeit bei weitem größer, als jetzt in irgend einem Lande Europa's. Am schlimmsten wüthete die Pest. Im Jahre 1599 verbreitete sie sich über Andalusien, Portugal, Galizien, Leon, Altkastilien, Asturien, Biscaya und Navarra. In Lissabon sollen bis zum Mai mehr als 34,000 Personen dieser schrecklichen Epidemie erlegen sein! In Sevilla erkrankten im Mai und Juni dieses Jahres 8000 Menschen an der Pest, von denen 5000 starben. Im nächsten Jahre zeigte sie sich wieder in Por-

[1]) Winwood Mem., passim. — Relaz. di Franc. Soranzo p. 59.

[2]) Vgl. Macaulay, die Geschichte Englands, Kap. 3 gegen Ende.

tugal, Granada und Andalusien. Diese unglückliche Provinz wurde 1601 wiederum auf das härteste von der Pest betroffen, so daß in Sevilla abermals in zwei Monaten achttausend Menschen von ihr hingerafft wurden. Und in den nächsten beiden Jahren trat sie gleichfalls, wenn auch schwächer, in Granada und Andalusien auf, um dann für eine ganze Reihe von Jahren zu verschwinden.[1]) Die Vorsichtsmaßregeln, die man gegen die Weiterverbreitung der Pest zu treffen pflegte: Verbrennung der Kleidungsstücke der an dieser Krankheit Verstorbenen und Quarantäne gegen alle Reisenden, die aus den mit der Pest behafteten Orten kamen — erwiesen sich als völlig unzureichend.

Aber, wie gesagt, die Krankheiten waren nicht die verderblichsten Feinde der spanischen Bevölkerung; Trägheit und Armuth trugen viel mehr zu deren Verminderung bei. Es hat sich überall bestätigt gefunden, daß in einem betriebsamen und wohlhabenden Lande die Lücken, welche Krieg, Auswanderung und Epidemien in die Bevölkerung reißen, sich sehr schnell wieder ausfüllen, während sie bei verarmten und ökonomisch verkommenen Völkern allerdings unwiderbringliche Verluste herbeiführen. Die schwere Last der Steuern ist ferner als eine der Hauptursachen für die Verminderung der Bevölkerung anzusehen.[2]) Im Jahre 1624 war seit einem halben Jahrhundert die Zahl der Bürger in Burgos von 7000 auf 900 gesunken, in Leon von 5000 auf 500; viele Orte waren ganz entvölkert und standen in Ruinen da. Valladolid erhielt sich nur durch seine Reichsbehörden, Salamanca durch seine Universität, Segovia durch seine Weber, obwohl deren Menge auch beträchtlich abgenommen hatte.[3]) In Toledo standen im Jahre

---

[1]) Cabrera, 17. 24. 27. 32. 36. 38 f. 72. 77. 103. 106. 138. 148. 152. 183. 259. 261. 279. — Als Kuriosum mag erwähnt sein, daß die Anwendung von Stahlmitteln in der Heilkunde gebräuchlich zu werden begann; vgl. Lope de Vega's El azero de Madrid.

[2]) Cons. del Cons. de Cast. p. CCLXXV.

[3]) Manrique, citirt bei Jovellanos, p. 57. Note.

1607 mehr als 4000 Häuser leer, in Valadolid 3000.[1]) Es ist bezeichnend für den damaligen Charakter der Spanier, wie man — wenn auch mit Unrecht — die Entvölkerung der Provinzialstädte dem Umstande zuschrieb, daß die Bürger in die Hauptstadt zögen, um hier am Hofe oder bei den Adligen irgend eine Sinecure zu finden, wo sie sich ohne viel Arbeit ernähren könnten.[2])

Das ist allerdings richtig, das schnelle Wachsthum von Madrid war bei der Ungunst von dessen Lage inmitten einer Wüstenei, fern von jedem schiffbaren Flusse, ohne glänzende historische Erinnerungen, nur der Anwesenheit des Hofes zu danken. Kurze Zeit nach der von uns behandelten Periode, im Anfange der Regierung Philipp's IV., besaß die Hauptstadt 399 Straßen und 14 Plätze mit ungefähr 10,000 Häusern, so daß man die Zahl der Einwohner auf etwa 150,000 schätzen muß. In kirchlicher Beziehung war sie in 13 Pfarreien eingetheilt, und außerdem fanden sich in ihr 25 Männer- und 20 Frauenklöster, 15 Hospitäler. Unter den Plätzen zeichnete sich die Plaza mayor durch Größe und Schönheit aus. Dieser Platz bildete ein regelmäßiges Rechteck von 434 Fuß Länge und 334 Fuß Breite. Er war vorzüglich gepflastert mit großen Quadersteinen aus Tuff. Die 136 Häuser, die ihn umgaben, waren alle gleich gebaut aus bunten Ziegeln; sie hatten fünf Stockwerke, von der Vorhalle auf ebener Erde bis zum flachen Dache, und waren 71 Fuß hoch. Auf den Dächern erhoben sich acht Fuß hohe Terrassen, mit vergoldeten Pfählen als Geländern geziert. Eiserne Balkone, schwarz und goldig gestreift, schmückten die Häuser. Hier pflegten sich bei öffentlichen Festlichkeiten 50,000 Menschen zu versammeln. In der Stadt befanden sich viele wohl mehr große und weitläufige als schöne Paläste des Adels, von denen einige noch nach mittelalterlicher Sitte mit Thürmen versehen waren. Schon damals

[1]) Cabrera 310.

[2]) Cons. del Cons. de Cast. p. CCXCV. ff. — Cabr. passim.

existirte zum Vergnügen und zur Erholung der Einwohner der Prado, in seiner Anlage etwa dem wiener Prater entsprechend, mit einem prächtigen königlichen Lustschlosse, Bäumen, Teichen, Springbrunnen; in der Mitte erhob sich eine bronzene Reiterstatue Philipp's III., ein Geschenk des Großherzogs von Toscana. Dann kam der königliche Park, hierauf der königliche Palast, seit Philipp II. der gewöhnliche Aufenthaltsort der spanischen Monarchen. Er war mit 190 Thürmen geziert gewesen, von denen allerdings schon viele verschwunden waren. Es war ein ganz unregelmäßiges Bauwerk, indem jeder König einen neuen Flügel hinzuzufügen pflegte. Von den Fenstern hatte man einen prachtvollen Blick über Gärten, Wiesen, Parks, Flüsse und Ortschaften bis zu den schroffen Gipfeln der Sierras von Guadarama und Buytrago, bis zu den dunkeln und ausgedehnten Mauern des Escurial. Unter der großen Menge von Sälen und Zimmern waren vorzüglich die Wohnräume der königlichen Familie reich mit kostbaren Tapeten, Gemälden, Marmor und vielen werthvollen Gegenständen geschmückt. — Thore besaß die Stadt nur vier, darunter die Puerta de los Moros, so genannt, weil die Mauren durch dieselbe in Madrid eingedrungen waren.

Die Verwaltung der Stadt wurde von 38 Regidoren geleitet, die ihr Amt vom Könige für 4—6000 Dukaten erstanden hatten; diese bildeten den Ayuntamiento oder Stadtrath, der an die Stelle der alten Versammlung aller Vecinos oder Bürger getreten war. Indeß der Ayuntamiento war nur eine berathende Behörde; zur Ausführung seiner Beschlüsse ernannte er zwei Alcalden, einen aus den Hildalgos, der andern aus den nichtadligen Bürgern, und eine Reihe sonstiger Beamten. Die Polizei und die niedere Gerichtsbarkeit wurden ausgeübt durch den Corregidor — welchen der König einsetzte — und zwei Beigeordnete nebst der gehörigen Anzahl Polizeidiener.[1])

[1]) Davila, Grandezas de Madrid, p. 11 ff. 309. — Ger. de Quin-

Aehnlich war das Regiment in den andern Städten.

Freilich blieb in der glänzenden Hauptstadt noch viel zu tadeln. Reinlichkeit scheint schon damals nur in geringem Maße zu den Bedürfnissen der Spanier gehört zu haben. Man klagt über die schmutzigen Straßen, den ewigen Koth. Ungenirt goß man aus den Fenstern Wasser und Unreinlichkeiten auf die Straße; ein Diener, der — in einem Stücke Calderon's — ein solches Bad unversehens empfängt, tröstet sich mit dem Gedanken, daß dies „alltägliche Sachen von Madrid" seien. Die Preise aller Dinge waren hoch; und zumal die Wohnungen wurden so gut bezahlt, daß der Unbemittelte sich mit elenden Zufluchtorten begnügen mußte. Ein unzufriedener Dichter läßt sich von solchen Uebelständen zu dem Ausrufe verleiten, man solle doch Madrid lieber eine Hölle nennen![1]) —

Zu den schon so vielfachen Ursachen der Entvölkerung kam noch der starke Menschenbedarf des Heeres,[2]) dessen Zahl unter Philipp III. keineswegs heruntergesetzt wurde, und das sein festes Gefüge — den besten Schutz der wankenden spanischen Monarchie — im ganzen bewahrte. Noch immer vermochte kein Land Europa's der mächtigen stehenden Armee Spaniens etwas Aehnliches gegenüber zu stellen. Alles war auf das vorzüglichste — freilich durch das Verdienst einer frühern Zeit — geordnet: Heereszusammensetzung, Verpflegungs-, Kleidungs- und Gerichtswesen und Bewaffnung. In Burgos war das Hauptarsenal. Hier befanden sich Kanonen und Munizion in großer Menge; hundert Bombardiere waren stets bereit, die Bedienung der Geschütze, wenn erforderlich, zu leiten. In den Grenz- und Seeplätzen gab es außerdem kleinere Arsenale: so in Pamplona, Barcelona, Alicante u. a. m.; hier lagen auch beständig Waffen

tana, Historia de Madrid (Madrid 1629), fol. 24. 379 ff. — Vgl. Relaz. di Sim. Contarini. 310.

[1]) Satyrische Sonette von Luis Góngora de Argote. — Calderon, Dar tiempo al tiempo, jorn. prim.

[2]) Vgl. Theil I. S. 24.

und Kleidungsstücke zur Ausrüstung von 50,000 Mann bereit. Rüstungen, Piken und Sättel wurden meist aus Mailand bezogen, während Hiebwaffen, Feuergewehre und Geschütze in Spanien selbst verfertigt worden zu sein scheinen.[1])

Die Regimenter (Terzos), in welche die spanische Infanterie zerfiel, wurden entweder nach ihren Führern oder ihren gewöhnlichen Stand- (nicht Werbe-) Bezirken benannt. So gab es ein sizilianisches, ein neapolitanisches, ein lombardisches Terzo, ein Flottenregiment u. s. w. Das Regiment war eingetheilt in Kompagnien, deren Zahl übrigens nicht bestimmt, sondern im höchsten Grade verschieden war.[2]) Ebenso wechselte auch die Zahl der Soldaten in der einzelnen Kompagnie von vierzig bis fast zweihundert Mann. Das Regiment wurde befehligt von einem Maestre de Campo (Oberst), dem ein Sargente-mayor — eine Art Regiments-Adjutant — zur Seite stand. Eine Eintheilung in Bataillone gab es nicht; die Kompagnie wurde befehligt von einem Kapitän, dem ein Lugarteniente (Lieutenant) und ein Alferez (Fähnrich) untergeordnet waren. Auch Unteroffiziere (Sargentos) gab es.

Gar stattlich machte sich ein solches spanisches Veteranen-Regiment. Voran Trommeln (cajas) und Pfeifen (pifaros); hierauf die rothgelbe Fahne, auf dem Marsche gewöhnlich zusammengerollt; dann die Mannschaft, sämmtlich noch in eisernen Helmen und Brustharnischen glänzend. Ein Theil der Leute war mit Feuerwaffen ausgerüstet und zerfiel wieder in Arcabuceros und Mosqueteros, je nachdem er leichte oder schwere Flinten trug; der andere Theil — die Picas „Lanzen" — war mit Piken, dafür aber mit vollständiger Eisenrüstung versehen. Unter 900 Mann waren gewöhnlich 300 Picas, 500 Arcabuceros, 100 Mosqueteros.

[1]) Relaz. di Franc. Soranzo 65.

[2]) Vgl. u. A. Bleda, Corónica de los Moros, 984 f. — Die Zahl der Kompagnien jedes Regimentes wechselt hier von 9 bis 21. Ich muß es also für verfehlt halten, wenn Bazy, Etat militaire de l'Espagne sous Philippe IV. die Zahl der Kompagnien für jedes Regiment zu fixiren versucht.

Die Unteroffiziere trugen sämmtlich Hellebarden; die gänzlich gepanzerten Offiziere nur Schwerter.[1]) Größere Einheiten, als die Regimenter, unsern heutigen Brigaden, Divisionen, Corps entsprechend, waren nicht vorhanden. Forderte die Lage der Dinge oder ein Krieg die Zusammenziehung größerer Truppenmassen, so wurde zu ihrem Kommando theils einer der unsern heutigen militärischen Provinzialgouverneuren entsprechenden Generale bestimmt, theils ein besonderer General-Oberst (maestre de campo general) oder General-Kapitän ernannt. Es gab ferner auch Generale einer ganzen Waffe — General der Kavallerie, Artillerie u. s. w. — doch waren dies meist Sinekuren, die Günstlingen und verdienten Militärs verliehen wurden.

Die Kavallerie zerfiel in zwei Waffen: die schwere Reiterei — Hombres d'Armas — vollständig gepanzert, meist Spanier oder Wallonen; und die leichte — Cavalleros ligeros — mit Degen und Karabiner[2]) bewaffnet, meist Italiener, Deutsche oder Freigrafschaftler. Außerdem gab es, aber nur in untergeordneter Anzahl, Arcabuceros zu Pferde, welche, den spätern Dragonern entsprechend, gleichsam eine berittene Infanterie darstellten, indem sie mit Büchsen ausgerüstet waren und, wenn nöthig, vom Pferde abstiegen, um wie die Infanterie verwendet zu werden. Die Reiterei zerfiel in Kompagnien, eine größere feststehende Einheit war für dieselbe nicht vorhanden.

Besondere Sorgfalt wurde in der spanischen Armee, wie auf alle militarische Technik, so auch auf das vereinigte Ingenieur- und Artilleriecorps verwendet. Unter Philipp III. hatte in den

---

[1]) Vgl. u. A. Fonseca, Iusta Expulsion de los Moriscos 258. 314 f. etc. — Colleccion de documentes inéditos, t. XLVIII. p. 416. — Calderon, El Alcalde de Zalamea, jorn. prim.:

Una arrollada Vandera
nos ha de llevar tras si
con una caxa.

[2]) Bazy, Etat militaire de l'Espagne, 35.

Niederlanden der General der Artillerie unter seinem Befehle einen General-Kommissar, einen Intendanten, einen Kontroleur, einen Zahlmeister mit Gehülfen, vier Rechnungsführer, fünfzehn Kapitäne, 220 ordentliche Artilleristen und außerdem Hülfsartilleristen, die aus der Infanterie gezogen wurden, zwölf Arbeitsführer, 180 Mineure mit aus der Infanterie genommenen Hülfswerkleuten, 2000 Pioniere und Sappeure nebst zwei Befestigungs-Ingenieuren; ferner Zimmer-Wagenbauer- und Böttchermeister mit ihren Arbeitern unter einem Ingenieur, Feuerwerker unter zwei Kapitänen, Petardiere unter einem Kapitän; den Quartiermeister; endlich das Sanitätscorps unter vier Offizieren.[1]) Die geschicktesten Ingenieure Europa's waren stets in der spanischen Armee zu finden.

Die Anstrengungen der oft weiten Märsche wurden den Soldaten erleichtert durch die Spenden der Marketenderin, welche die Kompagnie begleitete, freilich zur Hebung der Moral in derselben wohl nicht sehr beitrug. Im befreundeten wie im feindlichen Lande verlangten die Soldaten nach zurückgelegtem Tagesmarsche freies Quartier bei den Bürgern oder Landleuten, gegen die sie sich übermüthig und gewaltthätig zu benehmen pflegten. Ein Unteroffizier ging als Fourier — Commissario — voraus, bestellte bei den Dorfrichtern die Quartiere und vertheilte dann bei Ankunft jener die Quartierbillette unter dieselben. Das Nahen der rohen und kecken Krieger war dem friedlichen Einwohner ein Schrecken; man suchte den Fourier zu bestechen, daß er anderswo Quartier mache.[2])

[1]) Diego Ufano, De la artileria militar, citirt bei Bazy, 54 f.

[2]) Diese Angaben sind der reizenden Schilderung der Marsch- und Quatierverhältnisse in Calderon's Alcalde von Zalamea entnommen. Man glaubt sich bei der Lectüre derselben zum Theil in die entsprechenden heutigen Zustände versetzt. Auch in Calderon's El Pintor de su deshonra nimmt sich ein Bauer zwei Soldaten ins Quartier, nur wegen des Vergnügens, das er bei ihrem Weggange empfinden wird:

que aunque molestias me dan
quando vienen, es muy justo
admitirlos, por el gusto
que me hacen, quando se van.

Man muß nun von der eigentlichen Armee die nur für den inneren Dienste in Spanien bestimmten Truppen unterscheiden. Zu diesen gehörten zuerst die königlichen Garden: die flamländische, hundert Arcabuceros zu Pferde; 200 spanische und ebenso viele deutsche Hellebardiere. Zur Ausführung der gewöhnlichen königlichen Befehle standen stets die „kastilischen Garden", 1500 schwere und 1000 leichte Reiter, bereit. Diese 3000 Mann waren mit der schwachen Garnison einiger Grenzstädte die ganze stehende Heeresmacht in Spanien — selbst das Aufgebot des Adels bestand nur noch in der Theorie; dagegen war es in einigen Provinzen — und zwar in den hauptsächlich durch Moriskenaufstände bedrohten — gelungen, eine tüchtige kampfbereite Bürgermiliz einzuführen, die auf den Befehl des Vizekönigs der Provinz sich sofort, aber nur zur Vertheidigung der letztern, erheben mußte: so in Andalusien 16,000, in Valencia 10,000 Mann. Bei Gelegenheit der Moriskenaustreibung zeigte es sich, daß diese Organisationen nicht nur auf dem Papiere standen, sondern in kürzester Frist benutzt werden konnten. Zum Kommando dieser Milizen waren stets die verabschiedeten Offiziere (officiales reformados) bereit, deren es eine große Menge gegeben zu haben scheint, und die auch bei neuen Aushebungen von Truppen häufig reaktivirt wurden.

Die spanische Regierung hatte sich viele Mühe gegeben, die allgemeine Wehrpflicht auf der Pyrenäenhalbinsel durchzuführen; man hoffte — nach Abzug der überaus zahlreichen Adligen, Geistlichen, Morisken u. s. w. sowie der Schwachen — jährlich 13,000 kräftige Rekruten in das Heer einstellen zu können, also etwa $^1/_6$ Prozent der Gesammtbevölkerung. Indessen diese Versuche waren bei dem Volke auf solchen Widerstand gestoßen, daß sie nicht hatten durchgeführt werden können. So mußte man sich mit dem Systeme der freiwilligen Werbung begnügen, das jährlich 6000 Mann dem königlichen Heere zuführte.[1]) Die Werbungen wurden wohl

[1]) Relaz. di Franc. Priuli, 358; di Franc. Soranzo, 64. 125 f. — Cabrera, 31. Juli 1610 (p. 412).

unterstützt durch die große Achtung, in welcher das Soldatenhandwerk stand. Nicht nur die Soldaten unter einander und die Bürger, sondern auch die Offiziere redeten sie stets Señores Soldados „Ihr Herrn Soldaten" an.[1]) Wenn sie nur ihren Dienst ordnungsgemäß verrichteten, wurden ihnen sonst gegen Bürger und Bauer alle Freiheiten gelassen; traten sie zu grob auf, so trafen sie hierfür nur geringe Strafen, während auf alle rein militärischen Vergehungen strenge Züchtigung stand; auf Desertion der Tod.[2])

Natürlich genügten die 6000 spanischen Rekruten, zumal in Kriegszeiten, dem jährlichen Bedarf der Armee nicht, deren Stärke je nach der politischen Lage begreiflicher Weise sehr wechselte. Wallonen, Italiener, Deutsche wurden zu besondern Regimentern formirt. Hierüber habe ich indeß schon an einem andern Orte gesprochen.[3]) —

Zum Schutze der Seeküsten Spaniens sollten 25 Galeeren im Stande sein; indeß diese Zahl wurde nie erreicht, es waren meist nur wenige Schiffe seetüchtig, und diese wurden zur Vertheidigung der Meerenge und der Küsten von Portugal verwendet. Die Folge davon war, daß die mittelländischen Küsten Spaniens den Seeräubern ganz offen standen, die keck bis vor den Hafen Barcelona's und Valencia's segelten und im Angesichte der Bevölkerung die Handelsschiffe fortnahmen.

Auf hohem Meere unterhielt der König von Spanien, der

---

[1]) Vgl. El alcalde de Zalamea.

[2]) Ibid. Jorn. seg.:

Don Lopez:
Mal
los trabajos de la guerra,
sin aquesta libertad,
se llevaran, que es estrecha
religion la de un soldado,
y darles ensanches es fuerza.

u. a. a. O.

[3]) Th. I. S. 39.

sich den stolzen Titel „Herr des Ozeans" gab, zwei große Flotten, die des Mittelmeeres, welche siebzig bis achtzig Galeeren betragen sollte; und die des Ozeans, die aus Schiffen erster Größe zusammengesetzt war. Aber diese Flotten waren nie von der etatsmäßigen Stärke und Ausrüstung; der König bezahlte jährlich 7000 Dukaten (etwa 46,000 Thaler nach jetzigen Preisverhältnissen) für jede in Dienst befindliche Galeere: davon suchten nun die Kapitäne so viel wie möglich für ihren eigenen Nutzen zu ersparen. Gegen Ende unsers Zeitraumes, im Jahre 1609, waren die verfügbaren Seestreitkräfte der spanischen Monarchie folgende: 21 Galeeren von Spanien, Portugal und Barcelona, 9 Galeeren von Sizilien, 17 Galeeren von Neapel, 15 Galeeren von Genua, 14 Galeonen von der indischen Flotte; im ganzen die nicht unbeträchtliche Zahl von 62 Galeeren und 14 Galeonen; wobei indeß bemerkt werden muß, daß ein Vierteljahr vorher besondere Vorbereitungen zur Ausrüstung dieser Flotten begonnen worden waren. Die erblichen „Admirals"-Würden von Kastilien, Aragon u. s. w. waren bloße Titel, die einzelnen Escadres wurden vielmehr von, jedes Mal durch den König ernannten „Generalen" befehligt. Die Bemannung bestand, wie in der Jetztzeit, aus Matrosen und Seesoldaten; häufig wurden noch Landungstruppen an Bord genommen. [1])

---

[1]) Relaz. di Fr. Soranzo, 65. 113.; di Girol. Soranzo, 455. — Bleda, Coronica, 984 f. — Normaletat der Flotte nach dem Regierungsantritte Philipp's IV. bei Benito de Peñalosa y Mondragon, Las cinco excelencias del Español (Pamplona 1629), 155b.:

Geschwader von Portugal	4	Galeeren,
Spanien	16	„
Genua	14	„
Neapel	16	„
Sizilien	22	„
Also Summe der europ. Geschwader . .	72	Galeeren.

Dazu die Kriegsschiffe für die Silberflotten und die in Amerika selbst gehaltenen Orlogsfahrzeuge, welche übrigens zum größten Theil von der privilegirten Kaufmannschaft von Sevilla unterhalten wurden, mit einem Aufwande von bisweilen wenig unter einer Million Dukaten jährlich; Apuntamiento etc. in den Docum. ined. LV. 535 ff.

Indessen es stellten sich bereits im Beginne des 17. Jahrhunderts immer häufigere Zeichen von der innerhalb der spanischen Armee beginnenden Auflösung, des Verfalls von Zucht und Disziplin ein. Im Sommer 1602 empörten sich in den Niederlanden 3500 italienische Veteranen, Fußgänger und Reiter, im spanischen Solde, weil sie ihre Löhnung lange nicht erhalten hätten. Sie bemächtigten sich der Stadt Hogstraeten, gründeten hier eine förmliche Militärrepublik, die an die Mamertiner des Alterthums erinnert, und lachten der weltlichen und geistlichen Waffen, die der Kardinal-Erzherzog Albert gegen sie anwendete. Später traten sie mit den Generalstaaten, ja mit dem feindlichen Feldherrn, dem Prinzen Moritz von Oranien, selbst in Verbindung und Vertrag. Erst 1604 unterwarfen sie sich wieder, nachdem man ihnen alle ihre Forderungen bewilligt hatte.[1]) Als die Regierung im Jahre 1609 die bisher in Italien stationirten Regimenter großentheils nach Spanien kommen ließ, um die Austreibung der Morisken zu überwachen und zu befördern, vergaß sie gänzlich dieselben zu bezahlen. Ein halbes Jahr lang warteten sie geduldig; dann aber lösten sie sich fast gänzlich auf, und man war gezwungen, sie so gut es gehen wollte aus Rekruten neu zu bilden.[2]) Indeß noch galt die spanische Infanterie als die beste der Welt, und erst Philipp IV. sollte auch an der Armee die Früchte eines Regierungssystemes ernten, das an der richtigen Stelle das Nöthigste zu sparen gezwungen war, weil es an der falschen die Einkünfte des Staates vergeudete.

Der kriegerische Ruhm, welchen die Spanier schon über ein Jahrhundert hindurch vor allen europäischen Nationen behauptet hatten, erfüllte sie mit hohem Stolze. Sie hielten sich unbestritten für das erste Volk der Welt; viele spanische Schriftsteller haben im

---

[1]) Motley, History of the United Netherlands, IV. (Haag 1867) 93 ff. 196.

[2]) Cabrera, 8. Mai 1610, p. 404.

Beginne des 17. Jahrhunderts weitläufige Werke mit großer Gelehrsamkeit abgefaßt, um zu zeigen, daß die Spanier an der Spitze der Menschheit stünden, und daß bereits im Alterthum heilige und profane Schriftsteller das vorher gesagt hätten. Doktor Jakob Valdes, Rath des königlichen Obergerichts in Granada, gab im Jahre 1602 ein Buch heraus, das bewies, wie der König von Spanien der höchste und geehrteste Monarch der Christenheit sei, ja daß er, wenn es gerecht zuginge, auch über Frankreich die Herrschaft führen müßte.[1])

Ein ganz anderes Bild von dem Spanien der Regierung Philipp's III. giebt uns freilich die treffende Schilderung, die ein durchaus kompetenter und scharfblickender zeitgenössischer Beurtheiler entwirft:

„Der Spanier lebt meistens ärmlich, indem er schon mit dem „Nöthigsten zufrieden ist, und selbst hier mit wenigem, wie es sich „besonders im Essen zeigt, das sehr mäßig ist, und im Trinken, „das meistens in Wasser besteht; da man sich wenig um Genüsse „kümmert und schließlich die Muße über alles andere setzt. Es „genügt ihnen, das Dekorum aufrecht zu erhalten, was man „‚Sosziego‘ nennt: und damit entfremden sie sich der Gewerk„thätigkeit. Lieber wollen sie hiermit den Mangel ertragen, als „mit Anstrengungen Vortheile erwerben. Deshalb an Entbehrungen „gewöhnt, sind sie vorzüglich im Kriege durch ihre Unterwürfigkeit „und ihren Gehorsam, mit welchem sie die andern Nationen, die „in einander so sehr getrennt leben, zu knechten bestrebt sind. „Aber in den andern Beschäftigungen werden sie von den Fremden „übertroffen, die sich bereichern, indem sie ihre Kunstfertigkeit in „aller Arbeit sich übermäßig bezahlen lassen; den Spaniern in„dessen scheint es, als ob diese Fremden ihnen untergeordnet seien; „als Leute, welche dem Gelde dienen, und mit solchen An-

[1]) De dignitate regum regnorumque Hispaniae, Granada 1602. — Der letzterwähnte Nachweis findet sich fol. 126 a. ff.

„schauungen dünken sie sich dann groß. Indem sie also jede „Profession bei Seite lassen, sind sie wenig geschickt geworden in „den mechanischen Künsten; und auch in den freien bleiben sie „ziemlich weit zurück, weil sie ihren Geist nicht darauf verwenden „wollen, obwohl sie im allgemeinen von Gott mit sehr scharfem „Ingenium und eindringender Spekulation begabt sind“.[1])

Andere Völker beurtheilt fast ein jeder Berichterstatter nach seinen persönlichen Erfahrungen, seinem eigenen Charakter und seiner Auffassungsweise verschieden; bei den Spaniern stimmen sie alle überein. Wo uns spanische Nationalität des siebzehnten Jahrhunderts geschildert wird, tritt sie uns als stolz, ritterlich, hochmüthig, bigott, ausdauernd und mäßig, aber unbezähmbar in ihren Leidenschaften, zähe, träge, abenteuernd, grausam entgegen: die Ruine eines stolzen Gebäudes, die noch einiges von der großartigen Herrlichkeit früherer Zeiten aufweist, aber doch in den meisten Theilen verfallen, finster, abschreckend erscheint und den Beschauer mit der Ueberzeugung ihrer baldigen gänzlichen Zerstörung erfüllt. Uebermaß des soldatischen Geistes und Uebermaß der Kirchlichkeit, unvermeidliche Ergebnisse der gesammten spanischen Geschichte waren vor allem die verhängnißvollen Ursachen gewesen, welche das ganze Volk in eine fast unheilbare Krankheit geworfen hatten.

Darin hat freilich der oben angeführte Venezianer Unrecht, daß die damaligen Spanier in den freien Künsten zurückgeblieben seien. Ist doch diese Epoche — die Frucht einer bessern Zeit! — die Blütheperiode der spanischen Literatur und Malerei.

Aber auch auf diesen Gebieten zeigt sich das eigenthümlich eng und sorgfältig abgeschlossene Wesen der Spanier. Keine Nation war weniger geeignet, den offenen und freien Schönheitssinn der Antike zu fassen und in sich aufzunehmen. Während also die andern Völker Europa's sich immer eifriger mit dem Geiste derselben zu erfüllen suchten, erstarb in Spanien das

[1]) Relaz. di Franc. Priuli, 347.

im Beginne des 16. Jahrhunderts so lebhafte Interesse für die Antike völlig, und die Litteratur emanzipirte sich so gänzlich von dieser, daß sie zum unerreichten Muster der romantischen Bestrebungen in andern Ländern geworden ist. Zumal die griechischen Studien wurden gänzlich aufgegeben. Religion und Staat beschäftigten die spanischen Prosaiker zur Zeit Philipp's III.; da aber die Spanier auf diesen Gebieten unter dem erdrückenden Joch geistlicher und weltlicher Despotie lebten, so war alles hier Geschaffene verkümmert und unfruchtbar. Absolutismus und Bigotterie beengten den Blick, beschränkten die Anschauungen, machten den Geist furchtsam, die Sprache gewunden und kriechend.[1]) Umfangreiche dogmatische Werke über das Lehrgebäude des Katholizismus erschienen zumal von den Jesuiten; oder Geistliche und Laien — wie der Rechtsgelehrte Baltasar Ayala — vertheidigten die Suprematie der Kirche und ihres Hauptes, des Papstes über alles Weltliche. Suarez behandelte in seinem großen Tractatus de legibus ac Deo legislatore die moralischen, religiösen und staatlichen Satzungen in der menschlichen Gesellschaft, aber alle vom engsten scholastischen und konfessionellen Standpunkte aus, mit vielem Scharfsinn und großer Gelehrsamkeit, und doch unfruchtbar für die Nachwelt. Welch' Gegensatz zu Grotius, der wenige Jahre später über dieselben Fragen schrieb! Die historische Kunst, unter Philipp II. durch Männer wie Hurtado de Mendoza und Mariana repräsentirt, lag unter Philipp III. gänzlich darnieder; begreiflich genug, da für jedes freiere Wort der Kerker der Inquisition drohte, dem Campanella erlegen, selbst der fromme und loyale Mariana nur mit Mühe entgangen war. Elende Hofchronisten priesen die Thaten eines Herrschers, den sie im Grunde verachteten, und eines

---

[1]) Vgl. A. F. v. Schack, Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien, II. (Berlin 1845) 8 ff. 29. — Hallam, Introduction to the Litterature of Europe, II. (London 1839) 61. — F. Ticknor, Geschichte der schönen Literatur in Spanien, übers. von N. H. Julius, 2. Aufl. I. (Leipzig 1867), 368 ff.

Günstlings, den sie beneideten und haßten; man möchte diesen überladenen, nichtssagenden und heuchlerischen Werken eines Davila, Porreño und Cabrera noch die rohen und einfältigen Chroniken des frühen Mittelalters vorziehen.

Auf dem Gebiete der Poesie sah es bei weitem glänzender aus. Hier tummelte sich eine Menge von Dichtern, die sämmtlich nicht ohne Reiz und Verdienst waren; die gebildeten Klassen der Nation nahmen an der Dichtkunst den lebhaftesten Antheil. Der Stutzer, welcher nach der Hand der reichen Erbin trachtete, mußte ebenso gut, wie später der Höfling Ludwig's XIV., es verstehen, der Dame ein zierliches Sonett, ein Liebesbriefchen in kunstvollen Versen eigner Fabrik zu Füßen zu legen.[1]) Nach italienischem Muster bildeten sich Poeten-Gesellschaften, die „der Nächtlichen" in Valencia, die „Wilde Akademie" in Madrid. Die Vorliebe der Spanier für die leichtgebauten Romanzen aus der Zeit der Maurenkriege ließ zahllose Gedichte dieser Art entstehen; die meisten Romanzen vom Cid sind erst zur Zeit Philipp's III. gedichtet worden.[2]) Aber die Erzählung ist meist platt, die Sitten der alten Zeit sind verkehrt geschildert, der Styl ist übertrieben rhetorisch. Noch eifriger ward das Feld der Lyrik angebaut. Indeß den alten klassischen Styl des Boscan und des Garcilasso de la Vega mochten nur noch wenige nachahmen, wie Espinel, Mesa, Artieda, Francisco de Figueroa, vor allen Luis de Soto. Sie zeigen dieselben Vorzüge und Mängel, wie die oben genannten „petrarchistischen" Meister des sechszehnten Jahrhunderts: die Sprache ist anmuthig und wohlklingend, die Versifikation leicht und korrekt, das Ganze wie eine einschmeichelnde Musik: aber der Gegenstand ist un-

---

[1]) Lope de Vega, La viuda de Valencia:
y grande hombre
de un soneto y un billete,
y con sus manos lavadas
los tres mil de renta pesque etc.

[2]) Hallam, III. 464.

bedeutend, von ermüdender Gleichförmigkeit, die Gefühle sind zu zart und ätherisch, um wahr zu sein. Indeß, wenn auch ohne tiefern Werth, verfehlen doch diese Gedichte eines angenehmen Eindruckes nicht: da wollte das Unglück, daß eine Schule entstand, die, mit dem süßen Einerlei der Schäfer- und Liebeständeleien unzufrieden, nach Höherm strebte. Weil man aber bei der immer mehr in Spanien um sich greifenden Ideenarmuth den Inhalt nicht zu heben verstand, so suchte man sich durch pomphafte Ausschmückung der Form zu entschädigen. Luis de Gongora gründete die Sekte der „Kulturisten", die an Unnatur, Verschrobenheit, Wortverrenkung, Pedanterie das Höchstmögliche leisteten und von der Regierung Philipp's III. an immer ausschließlicher die spanische Litteratur beherrschten. Auch tüchtige Poeten, wie Gongora selbst und Villegas, gingen in diesem Wuste unter.

Epik und Lyrik leiden bei den Spaniern gleichermaßen an Mangel fruchtbarer Phantasie, dichterischer Begeisterung, ungekünstelter Natürlichkeit. Wie die ganze Nation stolz, prahlerisch, einseitig, durch und durch verbildet war, so gehen auch ihre Dichter beständig auf Stelzen, ein schwülstiger, hochtrabender Styl und eine erkünstelte Sentimentalität müssen bei ihnen das wahre dichterische Wesen ersetzen.[1])

Nur auf den Gebieten, wo sie mit Staat und Sitten in Berührung kamen, leisteten die spanischen Dichter durchaus Erfreuliches: in der Satyre und im Roman. In Bezug auf jene verweise ich nur auf die Brüder Argensola und auf Quevedo, in Bezug auf diesen auf Cervantes, Montalvan, Mariana de Saavedra, die frischen und naturwüchsigen „Schelmenromane".

Und endlich das Drama! Das war ja die Lieblingsdichtungsart

---

[1]) Man vergleiche hierzu: Velasquez, Geschichte der spanischen Dichtkunst, übers. von Dieze, (Göttingen 1769), 205 ff. — Bouterwek, Geschichte der Poesie und Beredsamkeit, III. (Göttingen 1804), 328 ff. — Weiss, L'Espagne, II. 329 ff. — Hallam, III. 464 ff. — Schack, II. 40 ff. — Ticknor, Gesch. der schönen Lit. in Span., I. 372 ff.

des spanischen Volkes. Man schlug sich um die Plätze in den dürftigen Bretterbuden, in welchen zu Sevilla, Valencia, Madrid die feierlichen Autos Sacramentales, die lustigen Entremeses und die spannenden „Comödien“ (d. h. Dramen) von schäbig angekleideten aber begeisterten Schauspielern dargestellt wurden. Was half es, daß fromme Zeloten gegen die Schaubühne eiferten? Was half es, daß Philipp II. wenige Monate vor seinem Tode aus moralischen Rücksichten die Schauspiele gänzlich untersagte? Zwei Jahre später wurde sein Sohn von der öffentlichen Meinung gezwungen, sie — unter bestimmten Beschränkungen und unter Aufsicht eines besonderen Theaterrichters — wieder zu gestatten.[1] Freilich Cervantes' feierlich-allegorische „Numantia“ fand keinen großen Anklang: dafür stand jedoch Lope de Vega im Anfange des 17. Jahrhunderts auf dem Gipfel des Ruhmes — sein größerer Nachfolger Calderon ward 1600 geboren. Wer möchte die Vorzüge Lope's, des „spanischen Phönix“, verkennen? Seine erstaunliche Fruchtbarkeit, seine Gewandtheit in der Erfindung interessanter und überraschender Situationen, die unglaubliche Leichtigkeit seiner Versifikation, viele treffende Züge aus dem Volksleben entnommen, werden ihm für immer einen Platz unter den hervorragenden und merkwürdigen Dichtern einräumen. Aber die Fehler, welche in Folge des Nationalcharakters der gesammten spanischen Literatur anhaften, sind ihm gleichfalls in reichem Maße zu Theil geworden. Die Entwickelung ist unwahrscheinlich, oft widersinnig. Den Charakteren fehlt es an Zusammenhang und Konsequenz. Die Sprache ist geschraubt, voll von Künsteleien,

[1] Ticknor, I. 605. Anmerk. 1. — Schack, Gesch. der dram. Lit. und Kunst in Spanien, II. 132 ff. — Theaterzensur scheint in Spanien nicht geübt worden zu sein; doch zog man die Schauspieler zur Verantwortung, wenn sie anzügliche Dinge gegen die Regierung oder vornehme Familien geäußert hatten. Don Quixote, Th. I. Kap. 48. — Amüsante Schilderungen der spanischen Theaterzustände und der Weise, wie das Publikum Beifall und Mißfallen zu erkennen gab, in Christ. Suarez de Figueroa's El Passagero fol. 103 ff., und in Alarcon's La culpa la pena, acto 2, escena 7.

die eines Genies gänzlich unwürdig sind. Durchbildeter Takt und Geschmack werden völlig vermißt. Bei aller bunten Mannigfaltigkeit in den einzelnen Situationen zeigen seine Stücke eine ermüdende Gleichförmigkeit der Charaktere. Es ist für den modernen Leser unmöglich, mehrere Dramen Lope's in schneller Reihenfolge nach einander in sich aufzunehmen.

Und wenn das spanische Volk über alles an den Schauspielen seiner großen Dramatiker Gefallen fand, so war es wohl weniger Interesse an der Poesie als solcher, als vielmehr die Lust an den wohlklingenden Versen und vor allem an den schönen Phrasen von Religion und ritterlicher Ehre, die durch alle spanischen Stücke sich wie ein rother Faden ziehen und dem Geringsten im Volke als Ausdruck echt spanischen Wesens, wie es auch in ihm selbst lebe, erschien. Wie könnte an den freien und liebenswürdigen Gestalten unbefangener Dichtung ein Volk sich ergötzen, in dessen harter und energischer Seele außer für plötzlich aufflackernde düstere und verheerende Leidenschaften und für Ruhm und Waffenthaten nur noch Raum war für selbstzerfleischende mönchische Askese, völlige Hingebung an das Uebernatürliche, erdvergessende Ekstase, lodernden Fanatismus!

Auch in der Kunst macht sich fast durchgehends derselbe Geist geltend, von dem nur wenige und zwar spätere Meister sich freizumachen verstanden. Die Plastik diente in Spanien ganz ausschließlich kirchlichen Zwecken; und zwar waren es nicht sowohl freie großartige Schöpfungen des Genies, die selbst innerhalb dieser Grenzen entstanden, sondern vielmehr ornamentale Werke: Reliefs auf Kirchenwänden, Kanzeln und Altären, und ganz vorzüglich Holzschnitzereien. In diesen Arbeiten kann sich der überaus feine Sinn der spanischen Künstler für zierliches Detail, für Reinheit und Gefälligkeit der Einzelheiten, für malerische Anordnung und Abrundung des Ganzen bethätigen. In dieser Weise, aber auch nur in solcher schufen Alonso Berruguete's Schüler Esteban Jordan und Gregorio Hernandez sowie der Andalusier Juan Montañes

Treffliches und Bleibendes. Und selbst in dieser reinsten und unbefangensten Richtung der spanischen Kunst finden wir einen Repräsentanten der traurigen „Kulturisten"-Art, den durchaus manierirten, gespreizten Juan de Juni, dessen affektirte Gestalten mit ihren bauschigen Gewändern lebhaft an die Poesien Gongora's und des Grafen von Villamediana erinnern.¹)

Die spanische Baukunst hatte zur Zeit Philipp's III. ihre Blüthe schon verloren. Nichts bezeichnet den Wechsel der Epochen und des Geistes im spanischen Volke besser als seine Architektur. Zur Zeit des fröhlichen Aufblühens von Spanien unter Ferdinand's und Karl's V. Regierung hatte sich hier durch die Verschmelzung der Renaissance mit arabischem und gothischem Wesen der glänzende, formenprächtige, zauberhafte Platereskenstyl gebildet. Philipp's II. großartige aber finstere Weise ließ dies froh phantastische Treiben nicht mehr zu; in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gelangte vielmehr der strenge klassische Styl zur Geltung, der aber hier ganz besonders den Charakter stolzer und finsterer Einfachheit, majestätischer aber schwerfälliger Grandezza annimmt. Juan de Toledo's und Juan de Herrera's, der Erbauer des Escorial, Schüler und Nachfolger — deren bedeutendster Francisco de Mora, der Hofarchitekt Philipp's III. — ließen diesen Baustyl in düstere Plumpheit und Aermlichkeit ausarten, die bald darauf nur dem entgegengesetzten Extreme kleinlichen und geschmacklosen Strebens nach überladener Ornamentik Platz machten.²)

Ebenso deutlich, wenn auch in ganz verschiedener Weise, äußerte Spaniens Volkscharakter sich in seiner Malerei. In dieser Kunst hatte man sich, wie in jeder andern und in der Litteratur, zu Anfang des 16. Jahrhunderts den Italienern ange-

¹) Vgl. W. Lübke, Geschichte der Plastik (2. Aufl. Leipzig 1870), II. 755 ff. — Nachrichten über Jordan in den Docum. inéd. LV., 609 ff.

²) D. José Caveda, Geschichte der Baukunst in Spanien, übersetzt von Paul Heyse, herausgegeben von Franz Kugler (Leipzig 1858), S. 226 ff.

schlossen; bald aber macht sich das besondere spanische Wesen nach zwei Richtungen hin geltend. Die feurige und für Einzelheiten sich lebhaft interessirende Art der Spanier machte sie zu trefflichen Meistern eines glänzenden und originellen Kolorits; ihre unduldsame und ekstatische Frömmigkeit beschränkte sie fast ausschließlich auf religiöse Stoffe und innerhalb dieser auf streng und innig religiöse Auffassung und Darstellung. Allerdings sind hier Cano, Velasquez und Murillo auszunehmen, die aber einer spätern Zeit angehören. Die Maler dagegen, deren Blüthe unter die Regierung Philipp's III. fällt, wie Juan de las Roelas, Francisco Pacheco, Francisco Herrera d. Ae., die Meister der sevillaner, sowie die Brüder Carducho, Luis Tristan, Antonio Pereda, die Repräsentanten der madrider Schule, sind gänzlich in ascetischer und enthusiastischer Kirchlichkeit befangen.[1]) Philipp III. unterhielt beständig drei Maler an seinem Hofe; doch ging es bei diesen Anstellungen, wie in Spanien gewöhnlich, mehr nach Konnexionen, als nach Verdienst.[2])

Das finster schwärmerische, stolze und leidenschaftliche Wesen der damaligen Spanier, oft bis zum Fanatismus in den Leidenschaften so gut wie in der Frömmigkeit gesteigert, beherrscht auch ihre Kunst und Poesie. Dies zeigt sich in den Gemälden aus Madrid und Sevilla ebenso deutlich wie in den gewaltigen düstern Massen des Escorial, dessen riesiger Gebäudecomplex den Marterrost des heiligen Laurentius nachahmen soll. Ein Genie, wie Lope de Vega, äußert einen grimmigen und grenzenlosen Haß gegen Andersglaubende, welche den Leser auf das schmerzlichste aufregt;[3]) ein schönes Talent, wie Lope's Zeitgenosse, der treffliche Dramatiker

---

[1]) F. Kugler, Handbuch der Geschichte der Malerei, II. (Berlin 1837), 249 ff.

[2]) Docum. inédit. LV. 432 f. — Ueberhaupt sind die in diesem Bande enthaltenen Documentos inéditos para la historia de las bellas artes en España (p. 201 ff.) für den Kunsthistoriker von großem Werthe.

[3]) Das ganze Auto El niño inocente de la Guardia ist von diesem Gefühle in seiner krassesten Weise erfüllt.

Tirso de Molina, stellt blinden verdienstlosen Glauben weit über Sittenreinheit und Seelenadel.[1])

Und wie auf den Höhen, so auch in der breiten Tiefe des Volkslebens. Neben den großen „Komödien" waren es die ritterlich glänzenden Turniere, die das Volk fesselten — sie haben sich wohl in Spanien am längsten erhalten — sowie die blutigen Stiergefechte[2]) und vor allem — die Autodefes! Von weit her strömte man zusammen, um die Unglücklichen erdrosseln und verbrennen zu sehen; nichts brachte die fanatische Menge mehr in Wuth, als wenn ein solches Schauspiel ihr plötzlich entzogen wurde.[3])

Dieser wilde Fanatismus, diese grausame Unduldsamkeit des spanischen Volkes, begünstigt von einer verblendeten Regierung, führte eine Maßnahme herbei, welche die Herrschaft Philipp's III. zu der unheilvollsten unter allen auf der Halbinsel machte, indem sie dem Volkswohle eine breite und tiefe Wunde schlug, die bis heute noch nicht gänzlich vernarbt ist. Ich meine die Austreibung der Morisken. Der umfassende und so sehr beschleunigende Einfluß, welchen diese „Reinigung Spaniens" auf das Sinken von dessen Macht und Kraft hatte, nöthigt uns, näher auf den Gegenstand einzugehen, der überdies am deutlichsten und belehrendsten darthut, wo die neueren Staaten ihren gefährlichsten und verderblichsten Feind zu suchen haben.

---

[1]) In seinem Stücke: El condenado por desconfiado; Schack, II. 602 ff.

[2]) Ueber beide sehe man u. A. Cabrera, 23. Febr. 1602. (p. 135).

[3]) Cabrera, 27. Nov. 1604 (p. 231): llegó orden del Inquisidor General á las dieze de la noche, para que se sobresceyese (el auto de la fée), de que la ciudad quedó muy escandalizada y todos los que habian venido á verlo.

Zweites Kapitel.

Die Vertreibung der Moriskos.
1609 — 1610.

Die Morisken; ihre Behandlung. — Vertheidiger der Morisken. — Feldzug der klerikal-fanatischen Partei gegen dieselben. — Don Juan de Ribera, Erzbischof von Valencia. — Wachsender Einfluß der Feinde der Morisken; die Gründe davon. — Lerma und der Papst für die Austreibung der Morisken gewonnen. — Vorbereitungen. — Austreibungsdekret gegen die valencianer Morisken. — Umfassende Einschiffung nach Nordafrika. — Schicksal der Vertriebenen. — Aufstand im Süden von Valencia. — Gänzliche Reinigung Valencia's von den Morisken. — Strengeres Verfahren bei der Ausweisung der Morisken aus den übrigen Provinzen: Andalusien; Aragon und Katalonien; Kastilien und Estremadura. — Zweite und gänzliche Vertreibung. — Muthmaßliche Zahl der Vertriebenen. — Schädliche Wirkungen dieser Maßregel in politischer, finanzieller und ökonomischer Beziehung. — Unheilbarkeit der hieraus erwachsenen Schäden. — Reißendes Sinken der Bevölkerung; Spanien hört auf, eine Großmacht zu sein.

Die völlige Unterwerfung der maurischen Eindringlinge durch die christliche Bevölkerung Spaniens hatte den durch achthundertjährigen politischen und religiösen Kampf erzeugten Haß zwischen den beiden Stämmen weder bei den Ueberwundenen noch bei den Ueberwindern abgeschwächt. Bei diesen hätte man es eher erwarten dürfen; aber Großmuth war dem spanischen Charakter fremd.

Abkunft, Denkungsweise und Sitte trennte Spanier und Morisken derart, daß, da bei jenen von Mitleid gegen die Besiegten keine Rede war, ein Ausgleich unmöglich schien. Die gewissenlose Art, in der schon seit Ferdinand dem Katholischen die mit Granada geschlossene Uebereinkunft gebrochen worden, hatte den Konflikt verschärft, den Uebermuth und die Verachtung von der einen, die glühende Rachsucht von der andern Seite vermehrt. Indeß die Spanier waren die Stärkern, und so sahen die Morisken sich in immer unerträglichere Lage versetzt. In den Jahren 1570 und 1571 hatte religiöse und politische Verzweiflung einen großen Aufstand unter ihnen hervorgerufen; nachdem er niedergeschlagen, hatte die Mißhandlung nur zugenommen.[1]) Aber schon vorher hatte Philipp II. aufgehört, das im ganzen milde und nachsichtige Verfahren seines Vaters, der dabei die völlige Billigung der Päpste hatte, gegen sie zu beobachten. Vielmehr beschloß er, sie nicht allein zu der Religion, sondern auch zu der Sprache und Sitte der Spanier zu zwingen. Er befahl ihnen keinerlei Verkehr unter einander zu pflegen, die maurische Sprache aufzugeben. Er nahm ihnen die Negersklaven, die sie mit derselben Fürsorge, wie ihre eigenen Kinder erzogen — damit sie dieselben nicht in der mohamedanischen Religion unterrichten möchten. Er zwang sie, ihre arabischen Kleider zu verlassen und unter großen Kosten kastilische zu kaufen. Er nöthigte die Frauen, öffentlich entschleiert zu erscheinen und ließ ihre Häuser, die sie vor den „alten Christen" verschlossen hielten, mit Gewalt öffnen. Diese Verordnungen erschienen einem Volke, das so eifersüchtig auf die Bewahrung der von den Vätern überkommenen Gebräuche war, unerträglich.[2]) Die Furcht, es sei alles dies nur der Beginn schrecklicherer Verfolgung,

---

[1]) Don Florencio Janer, Condicion social de los Moriscos de España. (Madrid 1857, 4°.) — A. de Circourt, Histoire des Maures Mudéjares et des Morisques, III. (Paris 1841), p. 152 ff. — A. L. v. Rochau, die Moriscos in Spanien (Leipzig 1853), ist fast nur ein Auszug aus diesem letzteren Buche.

[2]) Mendoza, Guerra de Granada (ed. 1776) p. 20 f.

ergriff die Morisken, welche sahen, daß die heiligsten ihnen gemachten Versprechungen, die ihnen von den frühern Königen ertheilten Fueros ungescheut verletzt wurden. Der Aufstand brach aus.

Nachdem derselbe unter vielem Blutvergießen unterdrückt war, nahm selbstverständlich die Härte der gegen die Morisken verhängten Maßregeln zu. Besonders die in das Innere von Spanien übersiedelten Theilnehmer des Aufstandes wurden unter die tyrannischsten Gesetze gestellt. Mit hundert Peitschenhieben oder vierjähriger Galeerenhaft wurde derjenige bestraft, der arabisch sprach oder schrieb, in einer Wanne badete — was bei dem Mangel an Flüssen in Spanien zur Reinlichkeit des Körpers in dem heißen Klima fast unentbehrlich und zumal den Morisken altererbtes Bedürfniß war — einen maurischen Tanz übte oder ein maurisches Instrument spielte, außerhalb seines Hauses schlief, ohne Genehmigung seinen Wohnort veränderte oder ein nicht vorn abgestumpftes Messer besaß. Keine Moriskenfamilie durfte mit einer andern in demselben Hause, alle sollten wo möglich in verschiedenen Stadtvierteln wohnen. Die Morisken durften nicht bei einander als Diener oder Handwerksgehülfen in Lohn stehen. Die Frau mußte bei Uebertretungen dieser Gesetze den Mann, der Sohn den Vater denunziren, bei Strafe von einem Monat Gefängniß und mehr. Zur Beaufsichtigung der Morisken und zur Entscheidung der sie betreffenden Angelegenheiten wurde zu Madrid eine Spezial-Junta eingesetzt, deren Thätigkeit freilich stets eine sehr geringe blieb. Die Kirche that gleichfalls alles, um den Morisken das Leben beschwerlich zu machen. Sie theilte sich mit den weltlichen Herren, der Staatsgewalt und der Inquisition in die Ueberwachung derselben. Eigene Kollegien wurden zur Erziehung der Morisken gegründet, Missionäre ausgeschickt, welche mehr durch Drohungen und Beleidigungen, als durch Milde sie zu bekehren suchten.[1])

[1]) Fonseca, Justa Expulsion de los Moriscos (Rom 1612), p. 433. 436. — Gaspar Escolano, Decadas, col. 1787 ff.

Aber nicht allein Staat und Kirche, auch die Standesherren, welchen die Morisken unterworfen waren, wetteiferten nur zu häufig in der Bedrückung der Unglücklichen. Die Abgaben, welche die Morisken ihren Herrn in persönlichen Dienstleistungen, Handwebereien und Spinnereien, sowie Antheilen an der Ernte zu entrichten hatten, wurden allmählich immer höher gesteigert, so daß — nach den Worten ihres schlimmsten Feindes, des Dominikaners Bleda — „die Unglücklichen diese Last nicht mehr ertragen konnten." Außer jenen persönlichen und Natural-Abgaben lagen den Morisken auch Geldzahlungen an die Herren ob. Theils wurden sie von den Gemeinden der Morisken (Aljamas genannt) im ganzen aufgebracht, theils waren sie auf die einzelnen maurischen Häuser und Güter vertheilt. Ein einziger Ritter in Murviedro zog von seinen Morisken 20,000 Dukaten — 130,000 Thaler nach heutigem Geldwerthe — jährlich! Im Königreich Valencia lebte von diesen maurischen Abgaben der größte Theil des Adels, der Klöster, Kollegien, Pfarreien, Domkapitel! Viele Millionen Dukaten sollen diese Moriskensteuern jährlich betragen haben.[1])

Nichts wäre natürlicher gewesen, als daß man sich dieser schlechten und verrätherischen Unterthanen, dieser Ketzer, wenigstens der unabhängiger und trotziger Gesinnten und deshalb Gefährlichern unter ihnen durch Ermunterung zur Auswanderung so schnell und gründlich wie möglich zu entledigen gesucht hätte. Indeß im Gegentheil riethen einerseits der Eigennutz der Rentenbesitzer, andrerseits das Interesse, welches die Kirche am Seelenheil so vieler Hunderttausende nehmen mußte, die Morisken beizubehalten. Dieser Wunsch der Regierung verwandelte sich, nach Art der ganzen spanischen Staatseinrichtungen, sofort in die härtesten Zwangsmaßregeln. Am 22. April 1582 ward den Morisken, bei ewiger Galeerenstrafe und einer Buße von 50 Dukaten verboten, sich der Küste zu nähern. Eine Ordonnanz vom 30. Juli 1586 erhöhte

---

[1]) Bleda, Corónica de los Moros, p. 1031 ff. — Fonseca, p. 324.

diese Strafen bis zur Androhung der Hinrichtung und untersagte den Morisken die Bewohnung der Küstendistrikte und die Beschreitung der am Meeresufer fortführenden Straßen.[1])

Aber, wie gewöhnlich, verfehlten diese allzu strengen Maßregeln gänzlich ihr Ziel. Zu ausgedehnt und zugleich eingehend, um wörtlich beobachtet zu werden, forderten sie zu beständigen Uebertretungen auf, und die Bestechlichkeit und Unachtsamkeit der spanischen Beamten that hier ein Uebriges. Zahlreiche in Kastilien internirte Morisken entkamen nach Granada und Valencia, Tausende schifften sich heimlich — oft auf Korsarenfahrzeugen — nach Afrika ein. Andrerseits wurden die Morisken durch diese Verfolgungen immer mehr gegen ihre Unterdrücker erbittert, immer abgeneigter einer Religion, deren Apostel und Angehörige als ihre unversöhnlichsten Feinde erschienen, deren Bekenntniß weder sie selbst noch ihre Abkommen vor dem Haß und der Verachtung der „alten Christen" schützte.[2]) Vergebens erließen die Päpste ein „Gnadenedikt" nach dem andern, in welchem sie den Morisken Fristen stellten, innerhalb derer nur milde Mittel zu ihrer Bekehrung angewendet werden sollten. Vergebens eiferten die Prediger unter ihnen und stellten im Falle der Nichtbekehrung die ärgsten geistlichen und weltlichen Strafen in Aussicht: da die Morisken zum größten Theile nur arabisch sprachen, verstanden sie jene gar nicht. Sie beharrten hartnäckig bei dem Islam und feierten heimlich dessen Ceremonien. Nur aus Furcht vor der Strafe gingen sie in die Kirche, oft mußten sie von den Polizeibeamten dahin geschleppt werden. Bei der Erhebung des Sakramentes verzerrten sie das Gesicht und verdrehten die Glieder, um der Feier zu spotten; die Frauen zwickten ihre Kinder, damit sie in dem feierlichen Augenblicke laut schrieen und weinten. Im Beichtstuhle gestanden

---

[1]) Circourt, III., 153 Note 2.

[2]) Navarrete (er war Domherr und Rath des heiligen Offiziums), **Conservacion de Monarquias**, disc. 7.

sie imaginäre Vergehungen; wenn sie vor dem Beichtiger niederknieten, spotteten sie seiner und der heiligen Handlung. Schließlich verboten viele Bischöfe, ihnen das Abendmahl zu geben. Bei den Predigten verstopften sie sich die Ohren und machten auf verschiedene Weise ein solches Geräusch, daß man kein Wort verstehen konnte. An den Sonn- und Festtagen thaten sie öffentlich ihre Arbeiten. Dagegen hielten sie streng das Fasten des Monats Ramadan; in den Nächten desselben hielten sie dann die gebräuchlichen Festgelage, wobei sie häufig von den Dienern der Inquisition in flagranti ertappt wurden. Der im Koran verbotenen Nahrung, zumal des Wildes und des Schweinefleisches, sowie des Weines enthielten sie sich sorgfältig. Ihre Kinder suchten sie der Taufe zu entziehen; glückte dies nicht, so wuschen sie nachher zu Hause die Berührung des Taufwassers mit warmem Wasser ab, ließen die Söhne beschneiden und gaben den Kindern neben den christlichen noch arabische Namen, die sie später mit Vorliebe gebrauchten. Bei Hochzeiten ließen sie sich in der Kirche einsegnen; aber nach Hause zurückgekehrt, schlossen sie ihre Thüren und feierten dann ihre Vermählung noch einmal nach moslemitischem Ritus. Nie ließen sie einen „alten Christen" einen Einblick in ihr Hauswesen thun; sie hatten deshalb keinerlei Umgang mit denselben. Manche wurden, äußern Vortheils halber, Priester, aber diese strebten um so mehr nach einer Gelegenheit, den aufgezwungenen Glauben wieder ablegen zu können, und verleugneten ihn bisweilen öffentlich. Auf dem Todtenbette weigerten sie sich, die letzte Oelung zu empfangen. Wurde ein Moriske wegen irgend eines Vergehens hingerichtet, so starb er fast regelmäßig mit dem lauten Bekenntnisse zum Gesetze Mohamed's. Alle, die von der spanischen Justiz gezüchtigt wurden, hielten sie für Märtyrer. Den Söhnen der von der Inquisition Hingerichteten vermählten sich die schönsten und reichsten unter den Moriskinnen.[1])

[1]) Bleda, passim. — Fonseca, lib. II. — P. Aznar Cardona, Expulsion

Ein aragonischer Maure scheute sich noch im Jahre 1603 nicht, das Leben Mohamed's in altspanischer Romanzenform zu verherrlichen und diese seine Dichtung zu veröffentlichen.[1])

Der Abscheu gegen christliches Wesen, christliche Sitten und Anschauungen, der sich in solchen Handlungen seitens der Morisken aussprach, konnte natürlich ihren christlichen Nachbarn und zumal den Priestern, die beständig mit ihnen zu thun hatten, nicht verborgen bleiben. Aber die Mehrzahl der Einsichtigern und Bessern, unter den Weltlichen und Geistlichen, nahmen ihnen einen Widerwillen nicht zu übel, der bei ihnen so natürlich war! Nicht allein die Abstammung der Morisken, auch ihre Behandlung seitens der spanischen Regierung konnte ja keine andere Folgen haben. Wie gutmüthig erwähnt Cervantes in dem gerade um diese Zeit (1605) erschienen Don Quixote der Morisken.[2]) Fromme Geistliche verwandten sich für sie und riethen, gegen sie nur milde Mittel anzuwenden. Daß die valencianer Standesherrn ihnen sehr günstig waren, und jede Beeinträchtigung von ihnen fern zu halten suchten, konnte man allerdings dem Interesse zuschreiben, das sie wegen ihrer Einkünfte an dem Wohlergehen des Morisken haben mußten.

Uebrigens waren die Morisken auch darauf bedacht, sich durch eigene Bemühung Freunde an den entscheidenden Stellen zu verschaffen. Das Geld, in den Verfolgungen das einzige Schutzmittel der Unterdrückten, stand auch ihnen zur Seite. Am Hofe des Königs besoldeten sie als ihren Protektor den Grafen von Orgaz, dem sie jährlich über 2000 Dukaten für diese seine Mühewaltung entrichteten. Dieser war ihr öffentlicher Vertheidiger; sie hatten

---

justificada de los Moriscos Españoles (Huesca 1612), II. fol. 33 v. — M. de Guadaljara y Xavier, Memorable Expulsion (Pamplona 1613, 4°).

[1]) Ferd. Wolf, Studien zur Geschichte der spanischen und portugiesischen Nationalliteratur (Wien 1589), S. 524 Anmerkung.

[2]) 9. 16. Kapitel des ersten Theiles, 2. 3. Kapitel des zweiten Theiles. — Auch Calderon nimmt in seinem Drama Amar despues de la muerte lebhaft die Partei der Morisken.

deren aber auch geheime, welche bei den Ministern viel galten und sich ihrer Sache warm annahmen: aber das waren sicher nicht blos, wie die Feinde der Morisken meinten, bezahlte Helfer oder egoistische Freunde, sondern einsichtige und menschlich fühlende Leute, deren doch die spanische Nation nicht ganz entbehrt haben kann. In Rom unterhielten sie gleichfalls einen offiziellen Protektor, den päpstlichen Referendar Msgr. Quesada. Eine große Menge Doktoren der Theologie, durch das gute Geld der Morisken angelockt, erboten sich, deren Sache in Rom oder wo es sonst sei, zu verfechten.[1] Das war aber bei dem heiligen Stuhle kaum nöthig: wie die Päpste sich der Einführung der Inquisition in Spanien widersetzt hatten, so schlugen sie auch den Morisken gegenüber den mildern Weg ein, indem sie sich der Meinung — allerdings einer Täuschung! — hingaben, als ob die Morisken mehr aus Unwissenheit als aus Verstocktheit gegen die Vorschriften des Christenthums frevelten. Im Jahre 1599 erließ der überhaupt gütige und versöhnliche Klemens VIII. ein Gnadenedikt für die spanischen Mauren, in welchem ihnen abermals eine Frist von einem Jahre — sie wurde nachher auf achtzehn Monate ausgedehnt — zu ihrer endlichen Bekehrung gesetzt wurde. Elf Missionäre wurden beauftragt, den Morisken zu predigen und sie bei Gelegenheit des herannahenden hundertjährigen Jubiläums zur Besserung zu ermahnen. Neben den freundlichen und belehrenden Worten sollten die Prediger aber auch die Drohungen nicht sparen. Wenn sie sich dieses Mal nicht bekehrten, so würde die weltliche Gewalt Mittel zur Besiegung ihrer Hartnäckigkeit suchen. Die Missionäre gaben sich in der That die größte Mühe, nicht nur in Worten, auch durch Thätlichkeiten. Wer für einen Fakir d. h. heimlichen islamitischen Priester gehalten wurde, den ließen sie ins Gefängniß werfen und katechisirten ihn gründlich, um ihn der Inquisition überweisen zu können. Nichts half. Keinen einzigen

---

[1] Bleda, Corónica de los Moros de España (Valencia 1618) p. 883 ff.

Fall von aufrichtiger Bekehrung konnten die Missionäre konstatiren. Ebenso wenig halfen reichliche Stiftungen für maurische Männer- und Frauenklöster. Die Morisken folgten ihren alten Gewohnheiten nach wie vor. Man mußte im Königreich Valencia die Kreuze höher anbringen, um sie der Besudelung und Verstümmelung durch die Morisken zu entziehen.

So bildete sich in dem spanischen Klerus eine starke Partei, welche die Christianisirung der Morisken als ein unfruchtbares, unmöglich zu realisirendes Unternehmen aufgab; da aber die Glaubenseinheit in Spanien unter allen Umständen aufrecht erhalten werden sollte, so blieb dann nur die Ausrottung der Morisken oder mindestens ihre Vertreibung aus Spanien als einziges Auskunftsmittel übrig. Es waren meistens Dominikaner, die eifrig für die strengsten Maßregeln gegen die Ketzer wirkten. Man ging den Papst, den König mit Bitten und Denkschriften an, in den Provinzialsynoden des Klerus war davon die Rede: wenn diese Feinde der Religion und des Vaterlandes nicht entfernt würden, so würde in dem rings von Ketzern (im südlichen Frankreich) und Ungläubigen (in Afrika) umgebenen Spanien nicht allein der Glaube, sondern auch schließlich die Freiheit des Landes selbst untergehen, wie zu Zeiten König Roderich's und Tarik's.

Im Beginne hatte diese zelotische Partei unter dem Klerus sehr wenig Erfolg, sowohl bei dem Papste als bei den weltlichen Machthabern. Einem der eifrigsten unter jenen Dominikanern, dem Bruder Jaime Bleda, erwiderte Klemens VIII. mit schlecht unter scherzhafter Form verhehlter Bitterkeit: „Das ist kindische „Furcht; wenn, da ihr Spanier so mit diesem Zaume gezügelt „und von Feinden umringt seid, niemand mit euch fertig werden „kann, was würde daraus werden, wenn ihr frei davon wäret?" — Die wohlwollenden Ansichten des Papstes in Betreff der Morisken wurden selbst von einigen spanischen Bischöfen — wie z. B. von denen von Orihuela und Simancas — getheilt; sie meinten, die Hauptschuld an den Vergehungen der Morisken liege an den

Predigern, die — anstatt in maurischer — in der jenen ganz unverständlichen kastilischen Sprache zu ihnen redeten.

Nicht besser erging es diesen Leuten bei den spanischen Großen selbst. „Wer Mauren hat, hat Geld", war damals ein spanisches Sprüchwort; die großen Grundbesitzer zogen von ihren fleißigen, betriebsamen und geschickten maurischen Unterthanen zu viel Vortheil, um sie so leicht dem Fanatismus der Geistlichkeit aufzuopfern. Mit spöttischen Reden wurden die Dominikaner von den Herren des Hofes heimgeschickt. Auch der König Philipp II., so eifrig und rücksichtslos er sonst der Sache des Glaubens ergeben war, hatte doch von der Austreibung vieler Hunderttausende fleißiger und nützlicher Unterthanen aus seinem sich ohnehin entvölkernden Königreiche nichts hören wollen.[1])

Zum Unglück für die Morisken stellte sich einer der einflußreichsten und gelehrtesten spanischen Prälaten, Don Juan de Ribera, Erzbischof von Valencia und Patriarch von Antiochien in partibus, an die Spitze ihrer Gegner. Das war überhaupt ein wüthend fanatischer Mann, wie er auch zu denjenigen gehörte, welche im Jahre 1604 laut gegen den Frieden mit den englischen „Ketzern und Exkommunizirten" zeterten.[2]) Er stand an der Spitze jener klerikalen Partei, welcher die Politik Philipp's III. und Lerma's noch nicht fromm genug war, jener Partei, welche ein Vierteljahrhundert später sich nicht entblödete, die Unglücksfälle, die Spanien betrafen, dem Mangel an Katholizität in seinem Verfahren zuzu-

[1]) Prescott, Hist. of Philipp II., III. 139. — Die Stellen, welche dagegen Buckle, Hist. of civilisation, Bd. II. Kap. 1, Note 132 aus den Denkschriften des Erzbischofs Ribera anführt, beweisen gerade, daß Philipp sich trotz jahrelanger Beschäftigung mit der Angelegenheit nie zur Ertheilung des Ausweisungsbefehles hat entschließen können. Uebrigens hat Buckle keine Veranlassung, sich zu seiner Entdeckung von Ribera's Denkschriften in der von Ximenez verfaßter Biographie so ausnehmend Glück zu wünschen (Note 136): man findet dieselben bei Bleda und anderwärts.

[2]) S. Bd. I. S. 369, Anmerkung 1.

schreiben.[1]) Ribera hatte sich den Morisken immer als ein eifriger und harter Herr gezeigt. Obwohl er wußte, daß dieselben einem furchtbaren Steuerdruck unterlagen, erließ er doch an die Geistlichkeit seiner Diözese das Verbot jeder Fürsprache zu deren Erleichterung. Wurden sie von der Last aus Spanien vertrieben, desto besser! Zumal die Wohlhabendern und Einflußreichern sollten durch Drohungen, sie nach Kastilien ins Elend zu senden, zur Bekehrung gezwungen werden. Die geringe Besserung, die man in den Jahren 1599 und 1600 nach dem päpstlichen Gnadenedikte an den Morisken wahrnahm, brachte endlich den fanatischen Prälaten zu dem Entschlusse, seinen und seiner Anhänger ganzen Einfluß zur Vernichtung jener aufzubieten.

Im Januar des Jahres 1602 reichte er dem Könige eine Denkschrift ein, in welcher er auf die schleunigste Ausrottung der Ketzerei der Morisken drang. Die Klagen gegen sie seien nicht, wie manche behaupteten, neu, sondern bereits achtzig Jahre alt; wer sie als unrichtig darstelle, müsse dies entweder aus Unwissenheit oder aus Unbesonnenheit thun. Er selbst habe leider durch seine 34jährige Erfahrung als Leiter der Kirche von Valencia diese Uebel bestätigt gefunden. Die Morisken vertrauten wegen der Länge der Zeit, wo man ihre Frevel dulde, fast auf völlige Straflosigkeit. Aber nicht allein geistliche Erwägungen, sondern nicht minder menschliche Klugheit rathe, Spanien von einer Volksklasse zu befreien, die nur auf die Gelegenheit warte, es dem Türken oder einem andern Tyrannen auszuliefern. Die größten Unglücksfälle der Monarchie, der Untergang der unbesiegbaren Armada im Jahre 1588, das vorjährige Mißgeschick in Algier,[2]) seien nur dem göttlichen Zorne über die Duldung der Morisken zuzuschreiben, welche nicht allein viele „alte Christen“ leiblich tödteten, sondern

---

[1]) Vgl. Memoria sobre las causas de la decadencia de España, escrita al órden del C. D. de Olivares, 1629; Docum. ined., LV. 5 ff.

[2]) Bd. I. S. 183 f.

deren Kinder stählen, um sie in mohamedanische Länder zu verkaufen. Schon Philipp dem Zweiten habe er — Ribera — das vorgestellt; jetzt möge der König das ihm von seinen Vorfahren hinterlassene glorreiche Werk selbst vollbringen und so das Gebot erfüllen, das einst der Erzengel Michael dem frommen Francisco Ximenez überbracht habe!

Dieses, so eigenthümlich aus politischen und religiösen Erwägungen zusammengesetzte Memorandum hatte am königlichen Hofe wenig Erfolg. Der königliche Beichtvater, Fray Gaspar de Cordova, den wir bereits als einen milden und gerechten Mann kennen gelernt haben, sowie andere, zumal kastilische Theologen wollten erst bestimmte Fakten sehen, ehe sie schwere Maßregeln über eine so zahlreiche Klasse der Bevölkerung verhängten. Die religiösen Gründe des eifrigen Erzbischofs von Valencia erkannten sie, gestützt auf die päpstliche Autorität, nicht an. Lerma und Philipp III. waren froh, durch dieselben einem so mühseligen Unternehmen enthoben zu werden. Nur die Behauptung von Verschwörungen unter den valencianer Morisken, wenn sie auch durch keine Thatsachen erwiesen war, machte Eindruck. Da sich aber bei angestellter Zählung erwies, daß in ganz Valencia nur etwa 30,000 maurische Familien, also etwa 150,000 Morisken wohnten, fühlten der König und seine Minister sich beruhigt. Doch forderten sie den Erzbischof auf, seine Ansichten und Pläne in Betreff der Morisken genauer zu formuliren.

Ribera entsprach diesem Verlangen mit Eifer. Er sandte sofort eine zweite Denkschrift ein, in welcher seine Vorschläge auf eine eigenthümliche Weise entwickelt wurden. Man könne weder eine Million Menschen tödten, noch dürfe man sie alle auf einmal vertreiben, weil dann — soweit eröffnete sich doch der fromme Prälat politischen und ökonomischen Erwägungen — der Schaden des Königs und des Landes ein zu großer sein würde. Er theilte deshalb alle Morisken Spaniens in zwei Klassen. Die erstere, die Mauren Kastilien's, Estremadura's und Andalusien's umfassend,

müsse sofort unschädlich gemacht werden; denn diese seien durch Wohnsitz, Sprache und Kleidung so sehr mit den alten Christen vermischt, daß sie keiner besonderen Beaufsichtigung in politischer und religiöser Beziehung unterworfen werden könnten: ein Umstand, der ihre Gefährlichkeit für die Sicherheit des Reiches und die Glaubenstreue ihrer Umgebung bedeutend erhöhe. Deshalb solle man hier die Erwachsenen als Sklaven verkaufen, die jungen Leute an die Arbeit auf den Galeeren oder in den Minen gewöhnen, die Kinder unter sieben Jahren im christlichen Glauben erziehen. Gegen die zweite Klasse, die Morisken von Valencia, Aragon und Katalonien, seien diese Maßregeln noch aufzuschieben und erst allmählig durchzuführen — nicht etwa aus Milde — weil sie durch ihre Absonderung von den alten Christen weniger gefährlich seien und hauptsächlich weil mit ihrer sofortigen Vernichtung in jenen Gegenden Ackerbau und Verkehr aufhören und eine völlige Entvölkerung eintreten werde.

So machte der Erzbischof sich kein Gewissen daraus, unzählige Familien, denen nichts als Anhänglichkeit an ihre alten Ueberlieferungen Schuld gegeben werden konnte, und die sich übrigens jährlich mehr mit der übrigen Bevölkerung assimilirten, ins tiefste Elend zu stürzen, kaltblütig Hunderttausende von Unschuldigen zur Sklaverei und zu den Galeeren zu bestimmen. Es ist wahrhaft entsetzlich, daß der „heilige Prälat“, selbst wenn er von der Nothwendigkeit dieser Strenge überzeugt war, nicht ein Wort des Bedauerns für die halbe Million Menschen fand, deren Lebensglück und ganze bürgerliche Existenz er mit wenigen Federstrichen zu vernichten beabsichtigte! Nur einem Spanier war solches möglich!

Indeß so selbst- und habsüchtig auch der spanische Hof war, so wenig Gewicht er auf Menschenglück und Menschenleben zu legen pflegte; zu einer so schauerlich erhabenen Abstraktion von allen humanen Erwägungen vermochte er sich doch noch nicht aufzuschwingen; dazu kamen die schon erwähnten zu Gunsten der Morisken sprechenden materiellen Gründe bei vielen Großen und

den Machthabern selbst. Einige edle Prälaten übernahmen sogar die Führung der den Zeloten Widerstrebenden: so selbst der General der Dominikaner, Kardinal Xavierre, der Bischof Don Feliciano von Figueroa, die beiden einander folgenden königlichen Beichtväter Gaspar de Cordova und Pater Mardones. Man stellte dem Könige vor, man dürfe nicht den Unschuldigen zugleich mit dem Schuldigen verderben; unmöglich seien alle Morisken Verräther und Ungläubige; nur wer solcher Verbrechen überführt werden könne, solle bestraft werden. Zumal die kastilischen Morisken, die Ribera zuerst dem Verderben überliefert haben wollte, zeigten sich allgemein als eifrige Christen, so daß in den letzten Jahren die Bischöfe alle kirchlichen Ausnahmemaßregeln gegen sie aufgehoben hatten; während gerade die Morisken der Krone Aragon, welche er noch geschont haben wollte, wie durch ihre Menge und Absonderung gefährlicher, so in kirchlicher Beziehung schuldiger waren. Man bezichtigte deshalb den Erzbischof offen ganz gemeinen Eigennutzes, der noch über seinen Haß den Sieg davon getragen habe, indem er nur Furcht habe, die Zehnten zu verlieren, die seine valencianer Morisken ihm bezahlten. Beschuldigte man ihn ja schon längst, eben aus Habgier alle päpstlichen Breven, durch die ihm Dotirung von Schulen für die Morisken anbefohlen wurde, gänzlich unbeachtet gelassen zu haben. [1])

Am meisten waren über die gegen die Morisken gerichteten Umtriebe die Edelleute von Valencia entrüstet. Hätten sie doch mit den Morisken ihre besten Einkünfte verloren! Den Cortes von Valencia reichten sie im Beginne des Jahres 1604 eine Denkschrift ein, in der sie sich über die Mönche lustig machten, die aus ihren Klöstern Komplotte entdecken wollten. Man möge doch einmal für solche Chimären juristische Beweise bringen! Freilich seien die Morisken von Valencia unwissend in der Religion, aber das sei die Schuld der Priester, die sie schlecht unter-

[1]) Mich. Geddes, Miscellaneous Tracts (London 1702), 78 f.

richteten. Das ganze Unheil, erklärten die Edelleute mit überraschender Einsicht, komme von dem unchristlichen Unterschiede, den man zwischen alten und neuen Christen mache.

Diese Gründe bestärkten den ohnehin nicht grausamen König und Lerma, sich der mildern Behandlung der Morisken zuzuneigen. Ribera erhielt auf sein zweites Memorandum gar keine Antwort, obwohl er mehrere Male erneute Kopien desselben dem Könige zuschickte. Die Anhänger der Austreibung konnten trotz aller ihrer Bemühungen bei Philipp III. keine Audienz erlangen.

Unglücklicher Weise erhielten damals die Feinde der Morisken die wirksamsten Bundesgenossen in diesen selbst. Die Bedrückungen, unter denen sie beständig lebten, die Furcht, infolge der Aufreizungen der klerikalen Partei noch übler behandelt zu werden, der natürliche Wunsch, wieder nach dem Triebe ihres Herzens und ihrer tiefinnersten Ueberzeugung leben zu können: verleiteten sie zu den landesverrätherischen Unterhandlungen mit den Türken und besonders mit Heinrich IV., deren wir bereits gedachten.[1] Im Frühjahr 1605 wurde die Verschwörung der valencianer Mauren entdeckt, die ja nichts minderes im Auge hatte, als sich mit französischer Hülfe der Hauptstadt und der Provinz Valencia zu bemächtigen. Einer der Angeber, der bekehrte Maure Ribera, wußte mehr als 4000 Morisken als Theilnehmer des Planes namhaft zu machen.

Die Entdeckung dieser Verschwörung ist die Veranlassung zur Ausrottung der Moriskos aus Spanien geworden. Als der Erzbischof von Valencia diese Gelegenheit benutzte, um dem Könige eine neue Brandschrift zu überreichen, fand er sich nicht mehr unter den einflußreichen Persönlichkeiten des Reiches allein, sondern erhielt von Seiten einiger der angesehensten Beistand. Don Bernardo Sandoval, der Oheim Lerma's, Kardinal-Erzbischof von

[1] Bd. I. S. 287 ff.

Toledo und später — seit 1608 — Großinquisitor, ermahnte die Regierung, nach den letzten Erfahrungen müsse sie die Moriskos entweder sofort ausnahmslos vertreiben oder sie gar bis auf den letzten Mann ausrotten, ohne die Frauen und Kinder zu schonen. Wie der Oheim des allmächtigen Ministers, so schloß auch dessen Bruder, der Marques von Villamizar, sich lebhaft der klerikalen Partei an.[1]) So näherte diese sich auch dem Herzoge von Lerma selbst, welchen die Verbindung zwischen den Morisken und Frankreich doch allmählich bedenklich zu stimmen begann.

Da die beiden mächtigsten Prälaten Spaniens sich zu der Vernichtung der Moriskos vereinigten, so glaubten sie mit leichter Mühe den Papst zur Billigung ihres Vorhabens bewegen zu können, zumal auf dem Stuhle Petri der milde Klemens VIII dem eifrigern und zelotischern Paul V. Platz gemacht hatte. Aber sie täuschten sich. Der Papst mochte sich von der allgemeinen Schuld der Morisken nicht überzeugen und sah das ganze Betreiben des Erzbischofes von Valencia als ein mehr aus politischen als religiösen Beweggründen hervorgehendes an. Wie waren die beiden Prälaten überrascht, als sie (1606) eine Breve des Papstes erhielten, in welchem ihnen die eifrige Bekehrung der Moriskos zur Pflicht gemacht wurde. Als ob es ihnen darum zu thun gewesen wäre! Der Papst schrieb über die Sache an den König; dieser mußte sich wohl oder übel der Meinung jenes anschließen. Im Mai 1606 schrieben beide an den Erzbischof von Valencia: die Predigten unter den Moriskos sollten von neuem beginnen, Pfarreien und Seminarien für dieselben gegründet werden; zur Berathung über die besten Mittel zu diesen Zwecken solle der Erzbischof seine drei Suffraganbischöfe und den Bischof von Tortosa um sich versammeln.

So war noch einmal Juan de Ribera's Fanatismus unterlegen, und zwar jetzt ganz unerwarteter Weise. Der Erzbischof

[1]) Bleda p. 970.

gehorchte nur sehr widerwillig. Die ganze fanatische Partei war auf das äußerste erbittert. Im Jahre 1606 behauptete in Alcala ein Doktor der Theologie in Katalonien, Paul Vidal, öffentlich: Wir sind verbunden, als Glaubensartikel anzunehmen, daß Klemens VIII. auf gesetzliche Art gewählt und wahrer Papst gewesen: aber es ist nur moralisch gewiß, daß Paul V. wirklich der Stellvertreter Christi ist. Als der Papst von diesen Dingen erfuhr, ließ er dem Generalinquisitor schreiben, er solle dergleichen Erörterungen untersagen.[1]) Der Erzbischof von Valencia verzagte auch keineswegs. Da er wußte, daß er im königlichen Rathe angesehene Freunde und Beförderer habe, so beschloß er die vom Papste zum Heile der Morisken anbefohlenen Maßregeln in ihr Gegentheil auszunützen.

Er berief die von Paul V. angeordnete Provinzialsynode zusammen, zu der auch der König, da es sich um wichtige Staats- und Inquisitionsangelegenheiten handelte, den Vizekönig von Valencia, Luis Marques von Caracena, und einen Inquisitor, den Doktor Bartolo Sanchez, sandte. Während diese Synode, unter dem Titel Junta, seit dem 22. November 1606 feierlich im Palaste des Vizekönigs, dem Befehle des Papstes gemäß, über die Mittel zur Besserung der Morisken berieth, hatte der schlaue Erzbischof den Schwerpunkt der Verhandlungen bereits anders wohin verlegt.

Er berief aus eigener Machtvollkommenheit eine andere Junta, aus sechs Mönchen verschiedener Orden, vier Weltpriestern und Professoren der Theologie bestehend, zusammen. Dieser legte er folgende Fragen vor: 1) Sind die Morisken rückfällige Ketzer? 2) Darf man ihre Kinder taufen und sie ihnen belassen? 3) Soll man sie zur Annahme der Sakramente zwingen, obwohl man fürchten muß, sie dadurch eine Entweihung begehen zu lassen?

---

[1]) Llorente, Geschichte der spanischen Inquisition (übersetzt von Höck, Gmünd 1821) III. 514.

4) Darf man ihnen erlauben, ihre Glaubenszweifel darzuthun, und das Geständniß derselben in der Beichte entgegennehmen, ohne sie der Inquisition anzuzeigen? — Indeß so sehr der Prälat gehofft hatte, in dieser Versammlung von ihm erwählter Vertrauensmänner nur Anhänger seiner d. h. der unduldsamen Ansichten zu finden, war doch ein Theil dieser Theologen anderer Meinung. Nur über die vierte Frage einigten sie sich, allerdings in negativem Sinne, wegen der allzu großen Verstocktheit der Morisken. Aber mit der Willenskraft und Unbedenklichkeit in der Wahl der Mittel, welche die klerikale Partei stets ausgezeichnet haben, trat hier der Erzbischof dazwischen, indem er die von ihm an die Versammlung gestellten Fragen nunmehr selbst entschied: „Ja, die Morisken sind rückfällige Ketzer. Nein, es ist nicht erlaubt, ihre Kinder zu taufen. Nein, man darf sie nicht zum Abendmale zulassen." Diese Entscheidungen wurden als die der Nebenjunta der offiziellen Junta mitgetheilt, welche hiernach ihren Bericht fertigte. Es wurde — scheinbar ganz nach dem Willen des Papstes — eine ausführliche Instruktion für die mit den Predigten unter den Morisken zu beauftragenden Geistlichen angefertigt, ja in übertriebenem Wohlwollen Geld verlangt, um die Morisken auch hiermit anzulocken, „in Nachahmung Jesu Christi unsers Herrn „von dem das heilige Evangelium sagt: Coepit Jesus facere (id „est benefacere) et docere." Aber was hinter all diesen schönen Worten verborgen lag, was die eigentliche Meinung der Junta war, zeigte sich am Schlusse des Berichtes, wo es hieß: man solle einstweilen den Morisken die Taufe zurücknehmen und sie während der Dauer eines neuen von dem Papste zu erlangenden Gnadenediktes unterrichten; würden sie dann nicht verlangen, von neuem getauft zu werden, so sollten sie sämmtlich vertrieben werden. (März 1607).

Die Morisken wurden durch ihre Spione von der Umwälzung, die sich zu ihren Ungunsten am kastilischen Hofe vollzog, und von den Berathschlagungen der valencianer Junten gegen sie trefflich

unterrichtet; keine Wunder, daß sie dem drohenden Unheil durch abermalige Verschwörungen entgegen zu wirken suchten. Sie erneuerten ihre alten Verbindungen, setzten sich Syndiken und Provinzialhäupter und wieder einen allgemeinen König, welcher Enrique Compañero hieß, und dessen Gemahlin, die den bedeutsamen Namen Esperanza führte, als Königin verehrt wurde. Sie sollen sogar zwei Abgeordneten, Suleiman aus Torrestorres in Valencia und Said aus Torrella in Aragon, nach Konstantinopel geschickt haben. Wie gewöhnlich, wurde etwas von diesen Vorbereitungen zum Aufruhr ruchbar: der König ernannte Untersuchungskommissionen, die in die verschiedenen Provinzen sich vertheilten, und von denen eine immer schrecklichere Sachen herausbrachte als die andere. Die Morisken hatten sich einen Khalifen gesetzt, welcher mohamedanische Priester ernannte und Ablaß für die gräßlichsten Sünden für 24 Realen verkaufte, welches Geld dem Türken zur Unterstützung seiner Unternehmungen gegen die Christenheit ausgeliefert wurde. Große Reichthümer wurden heimlich von den Morisken nach Konstantinopel geschafft. Die Falschmünzerei wurde systematisch von ihnen betrieben. Die Morisken in Estremadura hatten einen förmlichen Staatsrath eingerichtet, dem alle gehorchten, und der häufig Christen als feindlich oder gefährlich tödten ließ. Das war aber noch nicht das Schlimmste: die Morisken hatten Muley-Silan, den Sultan von Marokko, gebeten, mit einer Armee in Spanien zu landen, dann würden sie sich sämmtlich erheben und ihm 150,000 Streiter stellen. Daß sie mit Frankreich und den „Inselrebellen" gleichfalls gute Freundschaft hielten, verstand sich von selbst; den letztern sollten sie versprochen haben, ihnen einen festen Platz an der Meerenge von Gibraltar zu verschaffen.[1])

Diese und andere Greuel förderten die Untersuchungskommissionen und die Inquisition mit um so größerer Sicherheit

[1]) Cabrera, 11. April 1609. p. 367. — Cardona, Expulsion just. d. l. Mor. esp., II. fol. 39 b. 44 b. ff.

zu Tage, je mehr sie es von vorn herein auf dergleichen Entdeckungen abgesehen hatten, und je weniger Gewicht sie auf genaue Konstatirung der Thatsachen legten. Einkerkerungen und Hinrichtungen in großer Zahl fanden unter den unglücklichen Morisken Statt. Ueber ganz Spanien verbreitete sich ein blinder Schrecken. Von den Priestern aufgebrachte Wundermärchen gingen von Munde zu Munde. In Valencia hatte man während mehrerer Tage eine glänzend weiße, mit blutigen Streifen durchzogene Wolke gesehen. Ein Bild der Jungfrau war — ein häufiges Mirakel! — ganz mit Schweiß bedeckt erschienen. In Daroca hatte sich in dem Augenblicke, wo eine Prozession das Kloster verließ, in den Lüften ein schreckliches Getöse von Trommeln und Trompeten vernehmen lassen.[1]) Die mit so vieler Beharrlichkeit, so großem Eifer gepflegte Saat der klerikal-politischen Partei begann endlich zu reifen. Der Riß zwischen alten und neuen Christen war so erweitert, die Feindschaft zwischen ihnen so groß gezogen, daß das, was König, Minister, Geistlichkeit, Adel, Volk noch vor kurzem verworfen hatten, sich immer mehr allen als Nothwendigkeit aufdrängte.

Vor allen war der Herzog von Lerma jetzt von dieser Nothwendigkeit, mit den Morisken ein Ende zu machen, überzeugt. Zweimal hatten ihre Umtriebe ihn in seiner Ruhe und seinen Vergnügungen gestört; und das war eine Sünde, die ihnen nicht so leicht vergeben wurde. Im Beginne des Jahres 1608 legte der König den Staatsräthen so wie mehreren Theologen, auf Betreiben Lerma's, die Fragen vor: ob es für das Staatsinteresse nützlich wäre, wenn die Morisken vertrieben würden? und ob dies nicht gegen das Gewissen liefe? Der Staatsrath, so wenig er auch zur Leitung der großen Politik geeignet war, zeigte sich doch auch hier, wie fast immer, besonnener und einsichtiger, als der König und sein Günstling. Die Mehrheit der Räthe hatte den Muth,

[1]) Bleda p. 921 ff. — Fonseca, Justa Expulsion.

sowohl dem immer mehr sich verstärkenden Strome der öffentlichen Meinung als auch dem Wunsche des allmächtigen Ministers sich zu widersetzen. Sie stellten die Nachtheile vor, welche Ackerbau und Handel und die Kasse des Königs durch die Vertreibung der Morisken erleiden würden. Es sei außerdem ein so furchtbarer Aufstand, wie der von 1571, zu besorgen; und selbst fände dieser nicht Statt, so würden die Vertriebenen die Kräfte der nordafrikanischen Mauren verstärken, diese zur Feindschaft gegen Spanien aufreizen und ihnen als Kundschafter große Dienste zu leisten im Stande sein. Auch brauche des Königs Gewissen sich durch Beibehaltung der Morisken nicht beschwert zu fühlen; dieselben würden sicherlich ganz gute Christen werden, wenn erstens die Prediger jenen verständlich d. h. in arabischer Sprache reden würden; zweitens die Geistlichen mehr Sanftmuth und Geduld zeigten als bisher; drittens für häufigere Zwischenheirathen zwischen alten Christen und Morisken Sorge getragen würde; viertens man die Kinder der letztern in besondern Kollegien in der Religion unterrichtete.

Diese einsichtigen Erinnerungen und Vorschläge der Mehrheit des Staatsrathes, obwohl auch sonst von treuen und bewährten Dienern des Königs unterstützt,[1]) vermochten jedoch wie immer, nichts gegen den einmal von dem Herzoge von Lerma unweigerlich gefaßten Beschluß, die Morisken aus Spanien zu entfernen. Die Einwendungen, welche die Minderheit der Räthe gegen das von ihren Kollegen vorgeschlagene mildere Verfahren den Morisken gegenüber machte, waren zwar ganz verkehrt und nur durch theologische Gründe einigermaßen in ihrer Schwäche herausgeputzt: aber der starke Einfluß des Herzogs stand hinter ihnen. Wie gewöhnlich war dessen Wille auch des Königs Beschluß, das Schicksal der Morisken war besiegelt.

---

[1]) Carta de D. Manuel Ponce de Leon á S. M., 28 agosto 1609; Janer, Condicion social, 285 ff.

Indessen der Zelotismus Ribera's und der quietistische Egoismus Lerma's — der sich wohl auch aus den Gütern der Vertriebenen neue Reichthümer zu verschaffen hoffte — bedurften des Deckmantels der Religion, um ihre entsetzliche Härte einigermaßen zu beschönigen. Dieses Mal gelang es leicht, eine Versammlung gelehrter Theologen zu der mit Sophismen verbrämten Erklärung zu bewegen: es sei erlaubt, so viele christlich Getaufte in die Berberei hinüber zu senden, selbst auf die Gefahr hin, daß sie den Krallen des Islam anheimfielen.

So hatte man durch weltliche und religiöse Berathungen die Vertreibung der Morisken scheinbar gerechtfertigt. Damals setzten es auch der Feuereifer und die Konsequenz der Klerikalen durch, den bisher so durchaus abwehrenden Papst für ihre Sache zu gewinnen.

Im Mai 1608 erschien der unermüdliche Dominikaner Bleda von neuem in Rom, um Paul V. die Angelegenheit vorzutragen, mit der er vor fünf Jahren bei Klemens VIII. so wenig Anklang gefunden hatte. Dieses Mal gelang es ihm, dem Papste die Sache in einem andern Lichte erscheinen zu lassen: England sei ganz ketzerisch; in Frankreich herrsche Gewissensfreiheit und existire die Sekte der Politiker d. h. gemäßigten Katholiken — welches die schlimmste Ketzerei sei die jemals existirt habe, und die Autorität der Kirche am meisten bedrohe;[1]) in Venedig beginne leider dieselbe Pest sich zu verbreiten; in Deutschland seien fünf Sechstel der Bevölkerung ketzerisch; ebenso seien Flandern, Ungarn, Polen mit Ketzern bedeckt; Spanien sei noch der einzige der Kirche treu gebliebene Winkel, der müsse von Morisken und Maranen gesäubert werden. Bleda durfte seine Sache vor dem Kardinalskollegium plaidiren, seine Gegner wurden zum Schweigen gebracht: die spanischen Zeloten

[1]) en Francia . . . se admitia la secta de los Politicos, que era la mas contraria heregia que jamas huuo, y que mas derogaua a la autoridad de la Iglesia; Bleda p. 971 f.

wußten, daß sie von Rom keine Opposition in ihrem heiligen Unternehmen mehr zu fürchten hatten.

So waren alle Wege geebnet; das Gewissen Philipp's III. als König und als katholischer Christ beruhigt. Im Juli 1609 erklärte dann Lerma dem Könige auf das bestimmteste, um dem Ausbruche einer neuen Empörung seitens der Morisken, unterstützt von den Marokkanern und Türken, zuvorzukommen, müsse man sie sofort aus Spanien entfernen. So ging die Prophezeiung des heiligen Vincenz in Erfüllung:

Lo any nou
Donara un gran bram lo bou,

„Im Jahre neun wird der Ochse einen lauten Ruf ausstoßen", denn einen Ochsen führte Lerma als Verwandter des Hauses Borja im Wappen. Der König, schon längst bearbeitet und gewöhnt, die Befehle seines Ministers anzunehmen, aber doch nicht ohne Bewußtsein der Folgenschwere dieser That, erwiderte: „Das ist ein großer Entschluß, den wir gefaßt haben; führt ihn aus, Herzog". [1])

Die Vorbereitungen waren zum Theil schon getroffen. Seit dem Beginne des Jahres 1609 hatte der Vizekönig von Valencia, der Marques von Caracena, die Miliz der Provinz ordnen und inspiziren lassen. Auch nahm er die Zahl aller altchristlichen und maurischen Haushaltungen im Königreiche Valencia auf: es fanden sich 63,731 altchristliche Häuser, 28,701 maurische, letztere mit etwa 50,000 waffenfähigen Männern. [2]) Im Mai 1609 wurde den Vizekönigen von Neapel und Sizilien und dem Governador von Mailand Befehl gegeben, alle Soldaten, die sie irgend entbehren könnten, bereit zu halten, damit sie auf weitern Befehl sofort auf den Galeeren der betreffenden Provinz nach Spanien ab-

---

[1]) **Grande es la resolucion que hemos tomado, hazedlo vos Duque; Bleda p. 932.**

[2]) Diese Schätzung waffenfähiger Männer ist jedenfalls im Verhältniß zur Bevölkerungszahl ziemlich um das Doppelte zu hoch gegriffen.

gehen könnten. In der That kam der Befehl Ende Juli, und Mitte August hatten sich an dem bestimmten Orte des Rendez-vous, Mallorca, die Flotten von Spanien, Portugal, Barcelona, Sizilien, Neapel, Genua, zum Theil auch von Indien eingefunden, 62 Galeeren und vierzehn Galeonen, besetzt mit 7725 Soldaten, die fünf verschiedenen Regimentern angehörten. Sie durften keinem Schiffe das Auslaufen aus dem Hafen von Palma erlauben, damit keine Kunde von ihrer Vereinigung nach Spanien käme.[1]) Auch wurden Ordres gegeben, um im geeigneten Augenblick die kastilischen Hommesd'armes und leichten Reiter, welche die stehende Macht in Spanien selbst ausmachten, unter dem Befehle ihres Generalinspektors (Veedor general) Don Pedro Pacheco an die Grenzen Valencia's führen zu können; denn mit dieser Provinz als der von Morisken bevölkertsten und deshalb bei längerm Zögern gefährlichsten sollte der Anfang gemacht werden.

Nachdem diese Dinge in der höchsten Stille vorbereitet waren, berief der König (4. Juli 1609) den Maestro de Campo Don Agustin Mexia, einen in den flandrischen Kriegen bewährten Soldaten, zu sich, ernannte ihn zum Generalobersten der Truppen in Spanien und theilte ihm sein großes Vorhaben mit. 60,000 Goldthaler wurden ihm vom Herzoge von Lerma vorläufig aus dessen Privatmitteln mitgegeben, damit die Finanzbeamten nichts von der Sache erführen. Nur mit dem Vizekönig und dem Erzbischofe von Valencia sollte Mexia die Angelegenheit mit absoluter Verschwiegenheit behandeln. Mit vieler Andacht wohnte der König dem Gottesdienste bei — es war der 4. August und, dies war wohl kein Zufall, gerade das Fest des heiligen Dominikus — und bat Gott um Hülfe bei seinem heiligen Vernichtungswerke gegen die Ketzer. Zu Hause angekommen, fand er von dem Staatssekretär Andres de Prada die nöthigen Depeschen an den Vizekönig, Erzbischof und einige Militärbeamte Valencia's vorbereitet,

[1]) Porreño, Dichos y Hechos de Phelipe III. 285.

um sie Mexia mitzugeben.[1]) Der König bekreuzte sich, unterschrieb und rief dabei aus: „O, wer in Person dieser Ausführung beiwohnen könnte!“ Nachdem Don Agustin die Depeschen empfangen, bat er den König um seinen Segen, den ihm dieser mit den Worten ertheilte: „Geht mit Glück, Gott möge Euch beistehen!“ Dann umarmte ihn Lerma zum Abschiede — und nach dieser rührenden Scene reiste der Unglücksbote mit den verhängnißvollen Depeschen nach Valencia ab. Der Vorwand war, daß er die Festungswerke dieses Königreichs inspiciren solle.

Merkwürdig! Der Mann, der sich am meisten über diesen Gang der Dinge hätte freuen sollen, der Erzbischof Juan de Ribera, war gar nicht zufrieden damit, daß der König mit den valencianer Morisken den Anfang machen wollte: und zwar weil er dadurch eines beträchtlichen Theiles seiner Renten verlustig ging; gab es doch in seiner Diözese nicht weniger als 17,086 Moriskenfamilien, alles fleißige und tüchtige Arbeiter, nach deren Abzug es mit dem Eingehen der Zehnten traurig aussehen mußte.[2]) Als einige Priester seiner Partei ihn besuchten, klagte er ihnen: „Patres, von jetzt an können wir wohl Brod und Kräuter essen und unsere Schuhe flicken.“ Er machte sogar einige schüchterne Versuche, dem König noch einmal zu seiner bereits 1602 geäußerten Meinung hinüberzuführen, daß man die valencianer Morisken erst später und allmählich vertreiben müsse.[3]) Indeß der König wies alle dergleichen Rathschläge schroff zurück. So hatte wenigstens der Haupturheber der Moriskenverbannung keine Freude an diesem Ereigniß.

Inzwischen konnten die häufigen Zusammenkünfte des Vize-

---

[1]) Die sehr instruktive Depesche an den Erzbischof Juan de Ribera findet sich u. A. in der Coleccion de documentos inéditos para la historia de España, t. XVIII. p. 29 ff.

[2]) Fonseca, Justa expulsion de los Moriscos, p. 224.

[3]) Carta de Juan de Ribera al Rey, 23 ag. 1609; Coleccion XVIII. 154 ff.

königs, des Erzbischofs und Don Agustin Mexia's, so heimlich sie auch abgehalten wurden, den scharfen Augen der Valencianer nicht lange verborgen bleiben. Dazu kamen die Nachrichten von der Ansammlung der Flotte bei dem nahen Mallorca. Die aufgeweckten Valencianer ahnten sofort, daß diese geheimnißvollen Vorbereitungen der Austreibung der Moriskos gälten. Mit witziger Anspielung auf den Vornamen des Erzbischofs und den Familiennamen des Generalobersten hieß es bald: Hay Juan y Mexia, avrà redempcion, „Johannes und Messias sind da, da wird es Erlösung geben." Die Anstalten des augenscheinlich um seine Person sehr besorgten Erzbischofs, der zahlreiche Lebensmittel in sein Haus einnahm und Soldaten dort einquartirte, als fürchte er eine Belagerung, machten den Zweifel zur Gewißheit. Auch die Morisken konnten sich das ihnen drohende Schicksal nicht länger verbergen; sie hörten auf, den Markt von Valencia zu besuchen, der dadurch plötzlich in großen Mangel gerieth. Auf den Bergen der wilden Sierra de Espadan, von dem Moriskenaufruhr des Jahres 1571 noch in schauerlichem Angedenken, glaubte man nächtliche Feuerzeichen zu sehen, als ob die Morisken sich abermals zum Widerstande rüsteten.

Der Adel von Valencia, der sich immer der Morisken angenommen hatte, weil er mit ihrer Vertreibung den größten Theil seiner Einkünfte verlieren mußte, gerieth jetzt begreiflicher Weise in große Aufregung. Es versammelte sich also der „militärische Arm" der Stände, 90 Mitglieder stark,[1]) was ihm nach der Verfassung erlaubt war; und da er von dem Vizekönig keinen genügenden Aufschluß erhalten konnte, beschloß er, eine Gesandtschaft direkt an den König zu senden, um Vorstellungen zu Gunsten der Morisken zu thun. Aber ein Mitglied, der Graf von Sindel, und sein Sohn widersprachen, und da dieselben trotz der Drohungen und Schmähungen, mit denen man sie überhäufte, auf ihrer Ansicht beharrten, nach der Verfassung aber zu den Be-

[1]) Porreño p. 287.

schlüssen eines Standes Stimmeneinheit nothwendig war, so mußte man sich unverrichteter Sache trennen. Am nächsten Tage half man sich, wie so häufig der polnische Reichstag bei ähnlichen Vorkommnissen: das widersprechende Mitglied ward gewaltsam entfernt. Aber als sie eben im Begriffe waren die Abgeordneten zu ernennen, erschien auf Befehl des Vizekönigs der Präsident der Audiencia (des Kriminalgerichts) von Valencia, der Doktor Juan de Aguirre und befahl ihnen bei ihrem Lehnseid, sich nach Hause zu begeben. Alle diese Hindernisse vermochten indeß die Entschlossenheit des Adels, seine Interessen und sein gutes Recht zu verfechten, nicht zu vermindern. Den folgenden Morgen (16. Sept.) kam man von neuem zusammen, und als der Präsident wiederum einreden wollte, nahm die Versammlung eine so drohende Haltung an, daß der kränkliche Greis im höchsten Schrecken vom Schlage getroffen wurde und todt zusammenstürzte. Ohne sich stören zu lassen, erwählten die Adligen ihre Deputirten und gaben ihnen die Instruktion, bei dem Könige und Lerma auf das entschiedenste gegen die Austreibung der Morisken zu protestiren, welche den gänzlichen Ruin des Königreichs Valencia zur Folge haben würde.

Es war zu spät; der Vizekönig hatte durch seine Verzögerungen sein Ziel erreicht, die Zeit zum Handeln war verstrichen. Am 24. September hatten die Abgesandten bei dem Könige Audienz. Sie stellten vor, die Vertreibung verletze ihre Freiheiten, ruinire Volk, Adel, Geistlichkeit und Universitäten. Sie thaten die weitgehendsten Vorschläge die Ruhe der Morisken zu sichern. Vergebens. Der König antwortete, ihre Vorstellungen seien unzeitig, denn er habe den Befehl zur Austreibung der Morisken bereits expedirt und sei derselbe sicher während ihrer Abwesenheit veröffentlicht worden. Uebrigens habe er den Ständen in einem besondern Schreiben die Gründe, die ihn zu dieser Maßregel bewogen, mitgetheilt, und diese würden sie hoffentlich von der Nützlichkeit derselben überzeugen.

Die Ankündigung des Königs war nur zu wahr. An eben

dem Tage, wo die Deputirten Valencia verlassen, hatte der überaus fanatische Don Pedro de Toledo seine italienischen Regimenter in Valencia gelandet und sie in die Küstenstädte dieses Königreiches vertheilt; während das gebirgige Innere von den Provinzialmilizen besetzt wurde, und auch auf der Flotte Truppen zurückblieben, um Hülfe an jeden Ort, wo es nöthig werden würde, zu bringen. 1500 Mann von den schon seit dem 1. September fleißig geübten Milizen von Aragon wurden zur Besetzung der Pässe und Straßen zwischen dieser Provinz und Valencia verwendet, um jede Kommunikation zwischen den Morisken beider Landestheile unmöglich zu machen. Dann wurde auch das Arsenal und der Pulverthurm in Valencia durch starke Besatzungen gesichert.

Nachdem so alle militärischen Vorbereitungen getroffen, die Morisken Valencia's mit einem Netze von Truppen umgeben waren, konnte man zu dem Geschäfte der Austreibung selbst schreiten. Am 21. Dezember berief der Vizekönig alle Würdenträger und die Stände des Königreiches Valencia zu sich und überreichte jedem einzelnen ein königliches, vom 11. September datirtes Schreiben, in welchem unter Mittheilung der vermeintlichen politischen und religiösen Gründe der königliche Wille der sofortigen Austreibung der Morisken eröffnet wurde. Die Stände, an deren Patriotismus und Religiosität man im Grunde nie vergebens appellirte, erwiderten, daß sie freilich große Einbußen an Vermögen für sich aus diesem Unternehmen vorhersähen, daß sie aber dem königlichen Befehle sich unterwerfen und zur Ausführung desselben das wenige, was ihnen bliebe, verwenden wollten. In der That votirten sie sofort 3000 Dukaten, um sich und ihre Leute zu bewaffnen. Sie schrieben dies auch dem Könige, indem sie hinzufügten, daß er ihren letzten Dukaten und ihren letzten Blutstropfen fordern möge, er sei sicher, bei ihnen nur Gehorsam zu finden.

Am 22. September morgens durcheilten die öffentlichen Ausrufer die Straßen der Stadt Valencia, feierlich begleitet von Stadtknechten, Keulenträgern, Spielleuten und Trommlern und

verkündigten an den belebtesten Plätzen das königliche Dekret, durch welches Philipp III. die Morisken der Provinz, obwohl er sie als „überführte Ketzer, Apostaten und Verräther an göttlicher „und menschlicher Majestät an Leben und Gütern züchtigen könnte", begnadigte und vertrauend auf den göttlichen Beistand, sie aus dem Reiche nach der Berberei verbannte. Drei Tage nach der Veröffentlichung des Ediktes sollten alle Morisken mit den beweglichen Gütern, die sie auf ihrer Person mit fortschaffen könnten, ihren Wohnort unter Leitung der dazu bestimmten Kommissarien verlassen und sich in den bereitstehenden Fahrzeugen nach der Berberei einschiffen. Vergrabung irgend welcher Werthsachen, Zerstörung der Häuser und Anpflanzungen wurde den Morisken bei Todesstrafe untersagt, da die zurückgelassenen beweglichen und unbeweglichen Güter den Herren, deren Vasallen jene gewesen, als Entschädigung überwiesen werden sollten. Zur Aufsicht und Bewahrung sollten in jedem Orte von hundert Häusern sechs durch den Ortsherrn zu bestimmende maurische Familien zurückbleiben. Ebenso dürften Morisken, die von lange her nach dem Zeugniß der Geistlichen unzweifelhafte Frömmigkeit gezeigt hätten, und ferner Kinder unter vier Jahren unter Einwilligung ihrer Eltern oder Vormünder in Spanien belassen werden. Niemand solle die Morisken auf ihrem Wege belästigen noch sie, bei sechsjähriger Galeerenstrafe, verbergen oder gegen den Austreibungsbefehl schützen. Wolle ein Moriske sich nach einem andern Lande, als der Berberei, einschiffen, so solle es ihm gestattet sein.

Die Stimmung der ungeheuren Menge, welche diese Verkündigung vernahm, war eine sehr gemischte.[1]) Das gewöhnliche Volk nahm sie mit Jubel auf, theils aus Fanatismus, theils weil es Plünderung und Beute erhoffte, theils aus dem natürlichen Hasse der Aermern gegen Wohlhabende.[2]) Der Adel und die

[1]) Fonseca, 219.

[2]) Flor. Janer, Condicion social de los Moriscos de España (Madrid 1857, 4°).

die Mehrzahl der Geistlichen war untröstlich, sich des größten Theiles ihrer Einkünfte beraubt zu sehen. Die ruhigen Bürger fürchteten einerseits die entfesselte Leidenschaft des Pöbels, andererseits einen allgemeinen Aufstand der Morisken. Um jede Art Unruhen zu verhüten, bot der Vizekönig am 24. September die sechs Regimenter der städtischen Miliz, die Polizeimannschaften, die Diener der Inquisition und des königlichen Palastes auf und vertheilte die Stadt zur genauesten Bewachung unter sie; selbst die Mönche wurden bewaffnet, Tag und Nacht Pulver fabricirt.

Wie die weltlichen Mittel aufgeboten wurden, die Ausführung des Ediktes zu sichern, so auch die geistlichen, um den Muth und Enthusiasmus der „alten Christen“ bei der Vertreibung der Morisken zu entflammen. Der Erzbischof befahl in allen Pfarreien und Klöstern der Diözese Ausstellungen des heiligen Sakraments, Prozessionen, Predigten und Bittgebete zu veranstalten. Die Geistlichen, besonders der Bischof von Orihuela, gaben sich alle Mühe, die maurischen Väter durch allerlei Vorstellungen zu bewegen, daß sie ihre kleinen Kinder in Spanien belassen möchten. Aber mit diesem Versuche, doch noch eine Anzahl Moriskenseelen zu retten, hatten sie wenig Erfolg. Die Mauren mietheten sich lieber Dienerinnen, die oft mit drei bis vier kleinen Kindern bepackt einherzogen; andere Väter sagten, eher würden sie ihre Kinder tödten, als sie unter den Christen lassen. Als dies die frommen Valencianer hörten, entschlossen sie sich, so viele Moriskenkinder zu stehlen, wie sie vermöchten. Die Anführerin dieser Räuber war die erste Dame des Königreiches, Don Isabel de Velasco, die Gemahlin des Vizekönigs, welche also ungescheut den königlichen Befehl, daß nur mit Genehmigung der Eltern und Vormünder die maurischen Kinder zurückbehalten werden sollten, übertrat.

Die Morisken von Valencia hatten den Schlag, der sie treffen sollte, wohl geahnt, aber nun, da er wirklich niedergefallen, waren sie doch vom äußersten Schrecken betroffen. Zumal meinten sie, des frühern Verfahrens der Spanier gegen sie eingedenk, nicht

anders, als die Einschiffung sei nur ein Vorwand, um sie widerstandslos in die Hand zu bekommen; in Wahrheit wolle man sie alle tödten. Die erste Regung war daher, sich zu widersetzen. Vorher wollten sie noch den Weg der Aussöhnung versuchen und sandten einige ihrer Angesehensten und Reichsten an den Vizekönig: wenn man sie in Ruhe belasse, wollten sie sofort dem Könige eine große Summe schenken, in Zukunft beständig vier Galeeren, Thürme und Festungen zur Sicherung der Küsten von Valencia unterhalten, alle von den afrikanischen Korsaren gemachten christlichen Gefangenen zurückkaufen. Indessen der Marques von Caracena wies sie ab: es sei der unveränderliche Wille des Königs, daß sie das Reich verlassen sollten; sie möchten sich dem friedlich unterwerfen, sonst seien sie mit Weib und Kind dem Tode verfallen. Als die Abgesandten mit dieser trüben Antwort zu ihren Stammesbrüdern zurückkehrten, brausten diese in wildem Grimme auf. In Benalguazil und Uxo rotteten die Morisken sich zusammen, in den Baronien Alberique und Alcocer ihrer mehr als zweitausend.[1]) Sie bewaffneten sich mit kurzen Musketen, die sie in großer Menge aufgespeichert hatten, mit Spießen und Degen, mit Hacken und Sensen und besonders mit Schleudern, mit welchen sie sich seit früher Jugend zu üben pflegten. Sie bereiteten Pulver und häuften Weizen auf. Indessen die Ankunft der Soldaten, welche die wichtigsten Orte besetzten, schreckte sie, und dazu mochten die großen Vorbereitungen, die allerseits zu ihrer Einschiffung getroffen wurden, sie überzeugen, daß es mit der letztern ernst sei. Kurz, in einer abermaligen Versammlungen beschlossen die Häupter der valencianer Morisken, sich der Austreibung zu unterwerfen. Und nun schlug bei diesen leidenschaftlichen Menschen die Stimmung plötzlich um. Sollte es denn ein so großes Uebel sein, ein Land zu verlassen, in welchem ihnen fremde Religion, Sprache, Sitte aufgedrängt, sie dabei als Auswürflinge und Verfluchte be-

---

[1]) Porreño p. 288.

handelt wurden, ihr Leben jeden Augenblick in Gefahr stand? Sollten sie nicht nach Afrika befördert werden, zu ihren Stammes- und Glaubensbrüdern, wo sie zwanglos und frei nach dem Triebe ihres Herzens würden leben können!

Die anfängliche Verzweiflung vewandelte sich unter diesen Erwägungen in fröhliche Entschlossenheit. Alles brach auf und folgte den königlichen Kommissarien nach den Häfen Grao de Valencia, Denia und Alicante, um so bald wie möglich das feindliche Land zu verlassen. Dem zuletzt von der Moriskenversammlung gefaßten Beschlusse gemäß, wollten auch die sechs Familien von hundert, welche die Herren der verschiedenen Orte zum Zurückbleiben auswählten, nicht in Spanien verweilen; da die Herren sie sehr darum baten, damit sie ihre Künste in Ackerbau und Fabrikation verpflanzten, stellten sie die unmögliche Bedingung, sich zum Islam bekennen zu dürfen. Wie dies natürlich ihnen vom Patriarchen und Vizekönig abgeschlagen wurde, ließen sie sich nicht mehr halten; denn lieber, sagten sie, wollten sie Vasallen des Türken, als Sklaven der Spanier sein.[1])

Alle wollten unter denen sein, welche gleich zuerst befördert würden. Unter Führung ihrer bisherigen Herrn oder königlicher Kommissarien, geleitet von Gerichtsboten, zogen die Schaaren vergnügt einher, zu Fuß und zu Pferde, mit dem Kostbarsten beladen, die Frauen in ihren Festtagskleidern, Musik, die heitere Weisen spielte, voran. Wenn sie an das Meer kamen, so warfen sie sich nieder, küßten den Ufersand, dankten Allah und Mohamed für ihre Befreiung, wuschen mit dem Seewasser sich Gesicht und Hände, ja tranken begierig von der Salzfluth, als ob sie das größte Labsal wäre.[2]) Männer und Frauen von neunzig Jahren schifften sich voll Freude ein. Gelähmte, Sterbende, eine Greisin von 103 Jahren ließen sich von ihren Angehörigen auf die Fahrzeuge

[1]) Cabrera, 24. Okt. 1610; p. 385.

[2]) Bleda 1003.

tragen: nur wollen sie nicht in dem verhaßten Lande der Sklaverei sterben. Eine maurische Frau, die im Begriffe war, niederzukommen, wies alle Hülfe, die man ihr auf dem Lande angedeihen lassen wollte, zurück; in ihren Schmerzen mußte man sie auf ein Schiff bringen, damit sie ihr Kind in Freiheit zur Welt brächte. Schon unterwegs und in den Häfen bekannten sie sich, den langen lästigen Zwang froh von sich werfend, zur Religion Mohamed's; auch die bisher aufrichtige Christen gewesen waren, ließen von dem allgemeinen Taumel sich mit fortreißen. Sie verheiratheten sich unterweges in, von der Kirche verbotenen Graden und feierten die Hochzeit unter Gesang, Tanz und Flötenspiel, mit den besten Gewändern angethan. Dazu kam, daß die Einschiffung von einem so beständig schönen Wetter begünstigt wurde, daß die Seeleute behaupteten, es sei dergleichen seit fünfzig Jahren nicht dagewesen.

Wären nur genug Schiffe vorhanden gewesen, so hätte sich gewiß gleich zuerst die Mehrzahl fortführen lassen. Zuerst fuhren, am 2. Oktober, von Denia 5555 Morisken aus den Besitzungen des Herzogs von Gandia ab. Bald nachher gingen in Alicante 14,000 Morisken unter Segel, und vom Hafen von Valencia 8000; alle theils auf den königlichen Galeeren, theils auf vom Staate gemietheten Privatfahrzeugen. Noch einige andere Tausende von Morisken mochten die Zeit der Rückkehr der Schiffe nicht erwarten und mietheten Privatfahrzeuge, um nur so schnell wie möglich zu ihren Glaubensgenossen zu gelangen. So wurde die Zahl der Morisken, die bis zum 7. Oktober Valencia verließen, auf 30,000 berechnet. Die übrigen erwarteten mit Sehnsucht die Wiederkunft der Armada, die sie nach Afrika hinüberführen sollte.[1])

Indeß es traten doch baldigst zahlreiche Umstände ein, welche den Eifer der Morisken für die Einschiffung bedeutend

---

[1]) Fonseca, 270. ff. — Bleda 1000 ff. — Cabrera, 385.

abkühlten, ja ihn zum Theil in den völligen Gegensatz verwandelten.

Zunächst konnten nicht alle Morisken die ihnen bestimmten Häfen glücklich erreichen. Der christliche Pöbel hatte gehofft, die Morisken würden Widerstand leisten, um sie dann ungestraft mißhandeln und ausplündern zu können. Als die Morisken aber ihm einen solchen Gefallen nicht thaten, wollte er doch der ersehnten Beute nicht verlustig gehen. Er rottete sich in kleinen Schaaren zusammen, überfiel, beraubte und tödtete einzelne Morisken in großer Anzahl.[1]) Freilich waren diese stärker, so setzten sie sich zur Wehr und erschlugen bisweilen ihre Feinde. So erstachen die Morisken auch Don Gines de Perellos, Herrn von Dos Aguas, der sie durch gewaltsame Mittel zum eiligen Verlassen dieses Ortes hatte zwingen wollen.

Indeß diese Mißhelligkeiten waren nicht die einzigen, die sich zwischen Morisken und alten Christen erhoben. Die Morisken benutzten häufig die Austreibungsordre, um ihre Schulden an die Christen nicht zu bezahlen. Außerdem betrogen sie die letzteren mit falschem Kupfergelde, das sie anscheinend unter großem Verluste, um sich für die Reise zu erleichtern, gegen Silbergeld umtauschten; während es andrerseits natürlich auch nicht an Täuschungen und Gewaltthaten der Christen gegen die Abziehenden fehlte.

Zu diesen Gründen der Unzufriedenheit und erbitterten Stimmung der Morisken kamen bald Schreckensnachrichten, die über das Schicksal der Eingeschifften nach Spanien zurückgelangten. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Regierung alles aufgeboten hatte, um den Morisken eine leichte und ungefährliche Fahrt zu bereiten. Als man sah, daß die königlichen Galeeren für die Menge der Abfahrenden nicht ausreichten, wurden sämmtliche Fahrzeuge in den spanischen Häfen mit Beschlag belegt und den Morisken gegen Bezahlung zur Verfügung gestellt: was an

[1]) Aktenstücke darüber bei Janer, 307 ff.

20,000 zur Abfahrt benutzten. Den Governadoren der spanischen Presidios an der afrikanischen Nordküste wurde zur Pflicht gemacht, die Morisken frei und ungehindert durch ihr Gebiet zu leiten. [1]) Auch auf der Fahrt selbst wurden sie von den königlichen Befehlshabern im ganzen gut behandelt. Zuerst liefen in der That günstige Nachrichten von den früher Eingeschifften ein; einzelne kamen sogar zurück und schilderten ihre gute Aufnahme in Tunis, Oran, Algier, Tlemcen und andern großen Städten der afrikanischen Küste. Hierauf hatten sich wie erwähnt, gleich 20,000 Morisken für eigene Kosten auf den mit Embargo belegten Privatfahrzeugen eingeschifft. Indessen bald hörte man gerade Entgegengesetztes. Auf ihrem Weiterzuge in das Innere des Landes waren die unglücklichen Flüchtlinge nicht nur erschreckt durch die Unfruchtbarkeit des Sandbodens, der einen so traurigen Kontrast bildete zu den reichen Gefilden der Huerta von Valencia; sondern sie waren auch von den Beduinen, ihren eigenen Glaubens- und Stammesgenossen, überfallen, ausgeplündert, getödtet, ihre Frauen entehrt worden. Nach dem Urtheile der Leute, welche die Bewohner des Westens von Nordafrika genau kennen, hat bei deren Charakter eine solche Schändlichkeit nichts Auffallendes.

Am schlimmsten ging es denjenigen, die sich auf Privatfahrzeugen eingeschifft hatten. Obwohl die Kapitäne sich an dem hohen Fahrgelde, das sie ihnen abnahmen, außerordentlich bereicherten, so waren die Habgierigen hiermit doch noch nicht zufrieden. Sie schlugen die ihnen anvertrauten Morisken todt, warfen sie in das Meer, setzten sie auf wüste Inseln aus, um sich ihrer Habe zu bemächtigen — kurz sie verübten gegen dieselben alle die Greuel, welche auch die Juden bei ihrer Vertreibung aus Spanien im Jahre 1492 von den Seeleuten zu erdulden

---

[1]) Wir haben allerdings nur den Befehl an den Gov. v. Tanger, 4. Oktober 1609 (bei Davila, Vida de Felipe III., p. 230): indeß es ist kein Zweifel, daß die übrigen Governadoren ähnliche Befehle empfangen haben.

gehabt hatten.[1]) Wer von diesen schändlichen Kapitänen der spanischen Justiz in die Hände fiel, wurde mitsammt der mitschuldigen Schiffsmannschaft martervoll hingerichtet. Aber wer mag es den unglücklichen Morisken verdenken, daß sie vor einer Fahrt zurückschreckten, die sie auf dem Meere räuberischen Seeleuten, auf dem Lande den nicht minder schlimmen Beduinen aussetzte? Soll doch etwa die Hälfte der Eingeschifften auf die eine oder die andere Weise umgekommen sein!

Schon aus diesen Gründen kehrten viele der noch zurückgebliebenen Morisken zu dem ersten Entschlusse zurück, sich der Austreibung mit den Waffen in der Hand zu widersetzen. Es wirkte aber nach dieser Richtung hin auch der Umstand, daß nach dem anfänglich günstigem Erfolge der Einschiffung die Regierung begann, die Milde und Fürsorge, die sie aus Furcht vor den Morisken diesen gezeigt hatte, in größere Strenge und Rücksichtslosigkeit umzuwandeln. Sogleich nach dem Beschlusse, sich der Austreibung zu unterwerfen, hatten die Morisken, die ja nur auf ihrer Person Werthsachen fortschaffen durften, die Versteigerung aller ihrer beweglichen Güter, als Weizen, Gerste, Zucker, Honig, Früchte, Geflügel, Vieh, Hausgeräth begonnen. Da sie natürlich zu Schleuderpreisen losschlugen, drückten sie die Preise der Lebensmittel in ganz Spanien. Dadurch geschah den Landleuten der übrigen Provinzen großer Schaden; auch verloren hierdurch die Herren der verschiedenen Orte bedeutend, da ihnen die zurückgelassenen beweglichen Güter der Morisken zur Entschädigung für den Verlust ihrer Renten verheißen war. Die Folge waren bittere Beschwerden der Barone bei dem Vizekönige, welcher deshalb am 1. Oktober den Morisken bei Strafe der Nichtigkeit den Verkauf aller unbeweglichen Güter, sowie der Lastthiere, Feldfrüchte u. s. w. untersagte.[2]) Nicht lange darauf wurde auch den

[1]) Graetz, Geschichte der Juden, VIII. 371.

[2]) **Coleccion de doc. ined. XVIII. 11. ff.**

Morisken die unentgeldliche Beförderung nach Afrika entzogen; den Reichen wurde anbefohlen, für die Armen den Preis der Ueberfahrt mit zu bezahlen.[1])

In Folge dieser Maßregeln und der immer ungünstigern Nachrichten von den Eingeschifften bemächtigten sich Unmuth und Verzweiflung der valencianer Morisken. Es fiel auf, daß sich seit Mitte Oktober fast nur Frauen, Kinder und Greise auf die Fahrzeuge begaben: plötzlich hörte man, daß die kräftigen maurischen Bewohner der Gebirgsgegenden südlich vom Xucar sich erhoben hätten.

Don Agustin Mexia, ein tapferer kriegserfahrener Soldat, erkannte, daß hier sofort eingegriffen werden müßte, um den Aufstand sich nicht ausdehnen zu lassen. Er sandte deshalb 136 Soldaten nach Murla, einer von „alten Christen" bewohnten Stadt in der bedrohten Gegend. Dieser Ort liegt in der Mitte der Sierra Al-Aguar, des wilden Gebirgsstockes, welcher südlich die valencianer Küstenebene, die fruchtbare Huerta de Valencia, begrenzt und sie von der Huerta von Murcia trennt. Indeß die Ankunft dieser geringen Zahl Soldaten, weit davon entfernt, die Morisken zu entmuthigen, gab vielmehr das Signal zum allgemeinen Aufstande. Die Soldaten hatten selbst hierzu beigetragen, indem sie den Morisken höhnisch zuriefen: sie möchten nur nach Afrika gehen, da würden sie alle niedergemacht. Diese Worte erhöhten die Verzweiflung der Morisken. Die ganze Sierra war bald unter den Waffen, aufgestachelt von einem Mauren Mellini Saquien, der zum Widerstande werbend im Gebirge umherzog. Die Morisken beschlossen, lieber im Vaterlande mit den Waffen in der Hand zu fallen, als auf fremdem Boden elend und ungerächt umzukommen. Sie fielen in die Ebene ein, tödteten viele Christen, beraubten die Ortschaften, steckten Häuser, Kirchen und Schlösser in Brand, verhöhnten die kirchlichen Geräthe, zertrümmerten die Heiligenbilder. Die friedlichen Morisken wurden

---

[1]) Bleda, 1009.

gezwungen, sich mit den Aufständischen in die höchsten Gebirgsthäler der Sierra Al-Aguar zu begeben; Mund- und Kriegsvorräthe wurden hier aufgehäuft. Mellini Saquien wurde zum Könige dieser Aufständischen erwählt.

Die Einfälle derselben in die Küstengegend trugen bald ihre Früchte. Auch hier erhoben sich, von dem Morisken Turigi angefeuert, dessen Stammesgenossen; 15—20,000 Morisken nahmen, allerdings nur nothdürftig bewaffnet, an dem Aufstande Theil. Sie streiften bis nach Llombay, nördlich vom Xucar, etwa sechs Meilen von Valencia, so daß der Vizekönig den Ort durch eiligst abgesandte Truppen sichern mußte (Ende Oktober). In der ganzen Gegend südlich vom Xucar waren es nur die Küstenstädte und das rings von den Feinden eingeschlossene Murla, die sich gegen die Empörer hielten.

Die spanischen Oberoffiziere konnten nicht mit der Schnelligkeit, wie sie es wohl gewünscht hätten, dem Aufstande entgegentreten, weil sie ihre wenigen Soldaten in den Küstenstädten und auf der Flotte vertheilt hatten und mit dem geringen Reste die Morisken in ihren natürlichen Festungen nicht anzugreifen wagten. Unterdeß ging aber auch die zweite Abtheilung von Morisken unter Segel, so daß bereits 70,000 im ganzen fortgeschafft waren. Dadurch wurden die Truppen in den Küstenstädten frei, und zugleich kam eine königliche Ordre an, welche die strenge Unterdrückung des Aufstandes anbefahl. Deshalb rückte Don Sancho de Luna, als er von dem bedrohten Zustande des nur von seiner kleinen Garnison und den Einwohnern vertheidigten Murla hörte, mit den drei Kompagnien seines neapolitanischen Regimentes, die nicht auf der Flotte waren, nach Murla. Kaum hier angekommen, überfiel er mit nur 300 Mann eine starke Moriskenschaar, welche aus dem Guadalestethale den Aufständischen zur Hülfe zu ziehen im Begriffe war, und zersprengte sie völlig. Aber auf die Berge, wohin die Geschlagenen sich zu den Ihrigen flüchteten, wagte Don Sancho ihnen nicht zu folgen. Bald sah die kleine Truppen-

schaar sich von den Aufständischen förmlich belagert. Auf den hohen Bergen, die rings in den Ort hineinschauten, hatten diese rothe Banner aufgesteckt und riefen den Soldaten unten höhnische Worte zu. Aber das Städtchen anzugreifen wagten sie aus Mangel an großen und kleinen Feuerwaffen nicht.

In den ersten Tagen des November kamen die neapolitanischen Galeeren von ihrer zweiten Fahrt nach der Berberei zurück, mit zehn Kompagnien des entsprechenden Regimentes. Nunmehr beschloß Don Agustin Mexia, sich selbst mit diesen Streitkräften sowie den verfügbaren Milizen nach Murla zu begeben. Das ganze Thal dieses Ortes wurde besetzt und durch Verschanzungen gesichert; bald trafen auch 500 Mann vom sizilischen Regimente und fast zweitausend Milizen des Königreiches Valencia ein. Die Leute litten in dem engen wasserarmen Thale, in dem es auch keine Mühlen gab, viele Noth: aber Don Agustin verfuhr nichtsdestoweniger mit großer Bedächtigkeit und ließ sich sogar mit den Morisken in Unterhandlungen ein, die jedoch zu keinem Resultate führten. Während die Soldaten und Milizen und selbst Don Sancho de Luna über diese Langsamkeit murrten, wurden die Morisken schließlich dadurch so übermüthig, daß ihr König an Don Agustin sandte, er möge innerhalb dreier Tage das Thal von Murla räumen, damit sie ihre Familien dort unterbringen könnten: sonst würden sie mit Feuer und Schwert über ihn kommen.

Der Generaloberst beschloß, diese Prahlerei nicht ungestraft hingehen zu lassen. In der Nacht vom 15. auf den 16. November überfiel Don Sancho de Luna ein altes Kastell, das über dem Thale lag, mit 500 Morisken besetzt, welche von da aus die Verproviantirung der Truppen hemmten. Da die Aufständischen fast nur mit Steinschleudern bewaffnet waren, so wurden sie mit leichter Mühe überwältigt, sechszig von ihnen getödtet. Die Soldaten hatten dreißig mit Steinen Verwundete: ein Beweis zugleich für den tapfern Widerstand der Morisken und die Unzulänglichkeit ihrer Waffen. Am nächsten Tage nahmen frisch

anlangende Milizkompagnien vor dem andern Schlosse, Der, welches den Eingang zum Thale Murla beherrschte, Position, so daß es ungefährlich gemacht war.

Mexia sah ein, daß es Zeit sei, mit dem Aufstand zu Ende zu kommen, ehe der Winter hereinbreche und die Berge unzugänglich mache. Seine Milizen hatten sich inzwischen auf 7000 Mann verstärkt. Don Pedro Pacheco war mit einer Abtheilung leichter kastilischer Reiter eingetroffen, ebenso die noch übrigen Kompagnien des sizilischen Regimentes, sowie ein Flottenregiment. So hatte Don Agustin etwa 12,000 Mann gutbewaffneter und zum Theil sehr wohl disziplinirter Truppen beisammen. Noch einmal bot er den Morisken Amnestie an: einen ganzen Monat sollten sie bis zur Einschiffung Zeit haben, alle ihre beweglichen Güter zu verkaufen, eine hinreichende Wache solle sie inzwischen vor aller Unbill schützen. Da aber die Morisken, um Zeit zu gewinnen, bestimmte Antwort verzögerten, so beschloß der Generaloberst, nunmehr die äußersten Mittel anzuwenden. Seine Macht war mehr als hinreichend, die an Zahl etwa gleichen, an Stellung überlegenen, aber an Kriegserfahrung und Bewaffnung so unendlich schwächern Morisken zu überwältigen.

Murla liegt an dem östlichen Ende eines ziemlich breiten, etwa eine Meile langen, von einem Gebirgsbache gebildeten Thales,[1] das südlich von der schon erwähnten Sierra del Aguar, nördlich von etwas minder wilden und rauhen Bergen eingeschlossen ist. Der östliche Ausgang des Thales, im Osten von Murla, wurde von dem Schlosse Pop fest verschlossen, das, obwohl von Milizen umlagert, noch in den Händen der Morisken und überaus stark war. Westlich von Murla lagen drei, von Morisken besetzte Orte: Aguar, Lugar del Medio, Primo Lugar. Von dem letztern Orte aus weiter nach Westen wurde das Thal schluchtähnlich, bis es

[1]) Circourt, Histoire des Maures Mudejares et des Morisques. III. Paris 1846) p. 199 f.

durch das hohe Plateau von Gargas gänzlich gesperrt wurde. Von Westen d. h. von außen, wo der Ort Benizembla lag, war dieses Plateau nur durch eine grauenhafte Felseinöde, eine halbe Meile lang, zugänglich. In diesen Felsmassen und auf dem Plateau von Gargas stand der „König“ Mellini Sequien mit seiner Hauptmacht; eine starke Schaar hielt Pop besetzt; eine dritte Abtheilung, zehntausend Menschen meist Wehrlose, Weiber und Kinder, waren in den drei Dörfern westlich von Murla. Die Hauptsache für den Generalobersten mußte die Wegnahme des Plateaus von Gargas sein, welches das ganze Thal beherrschte und den Zusammenhang der Aufständischen mit den westlich benachbarten Gebirgsthälern sicherte.

Er befahl deshalb dem größten Theile der Milizen, das Schloß von Pop dicht zu umringen, ließ einen Hauptmann mit 400 Mann in Murla zurück und beorderte ein Milizregiment, bei diesem Orte stehen zu bleiben und, wenn das Plateau von Gargas genommen sei, die Sierra del Aguar hinaufzustürmen und so den Feinden in Rücken und Flanke zu fallen. Mit der größten Menge der regulären Truppen aber überschritt Don Agustin Mexia in der Nacht vom 20. auf den 21. November das nördliche niedrige Gebirge, kam nach beschwerlichem Marsche in Kälte und Dunkelheit, sich links wendend, nach Benizembla und begann am Morgen des 21., von hier aus gegen das Plateau von Gargas zu marschiren. Mühsam klommen im tiefsten Schweigen die Soldaten die Felsen hinauf, voran, als Führer der aus 400 Mann bestehenden Vorhut, Don Sancho de Luna, überall der erste in der Gefahr. Plötzlich stießen sie auf die Posten der Morisken; „Santiago“ riefen die Christen, „Mohammed“ ihre Feinde. Die Morisken schlugen sich mit der größten Tapferkeit; mit Stöcken in der Hand stürzten sie sich in die Mitte der Soldaten, noch vor den Mündungen der Musketen mit Schlagen fortfahrend. Aber was sollten sie mit ihren Schleudern, wenigen alten Musketen, die fast stets versagten,[1])

[1]) **Fonseca** (p. 309) hält dies für ein besonderes Wunder.

und Keulen gegen die wohlbewaffneten Arkebusiere und Pikeniere der spanischen Regimenter? Es war ein reines Schlachten, kein Kampf: bei den Christen kamen nur leichte Verwundungen vor — ein Soldat starb, aber nur weil ihm die Muskete zersprang — während unter den Morisken die Kugeln schrecklich aufräumten. Als auch ihr „König" durch einen Hellebardenstoß niedergestreckt worden, ergriffen sie die Flucht, von den Soldaten mit vieler Grausamkeit in das Thal und auf die Sierra verfolgt. Zugleich drang auf das vom Generalobersten gegebene Zeichen Don Luis de Leyva mit seinem Reserve-Regimente die Sierra del Aguar hinauf, unter den Wehrlosen schrecklich wüthend. Thal und Berg waren des Mordes voll. Weder Weibern noch Kindern wurde Pardon gegeben; vergebens flehten die erstern mit ausgebreiteten Armen um Barmherzigkeit, nur der Todesstreich war die Antwort des Soldaten, dessen thierische Wuth nicht einmal durch die eigenen Verluste entschuldigt werden konnte. Das Echo der starren Felsen tönte von dem Geschrei und Wimmern der Opfer wieder; 3000, meistens waffenlose[1]) Morisken jeden Alters und Geschlechtes wurden niedergemetzelt. Wer konnte, rettete sich auf die den Soldaten unzugänglichen Felsspitzen der höchsten Sierra. In den verlassenen Dörfern und an den Körpern der Erschlagenen machten die Soldaten reiche Beute; man behauptet, dieselbe habe 300,000 Dukaten an Werth betragen.[2])

Nur das feste Schloß Pop widerstand noch, in dem sich über 10,000 Morisken vereinigt hatten.[3]) Don Agustin Mexia beschloß, nicht durch gewaltsame Erstürmung unnütz Blut zu vergießen, sondern die Veste eng umschlossen zu halten, um die Wirkungen des Hungers und Durstes abzuwarten. Seine Rechnung

[1]) „Die meisten Frauen, Kinder und Greise" (los mas mugeres, niños y viejos); Bleda, 1014.

[2]) Fonseca, 325.

[3]) Fonseca spricht von 22,000!

schlug nicht fehl. Acht Tage lang boten die Morisken der Kälte und dem Mangel Trotz; da mußten sie, nachdem schon viele von ihnen gestorben, am 29. November ihre Ergebung anbieten. Don Agustin war edelmüthig genug, ihnen nicht allein Leben und Habe zuzusichern, sondern sie auch, als sie von Erschöpfung und Entbehrung halb todt aus der Burg hervorwankten, zu erfrischen und zu stärken. Dann ließ er sie unter guter Bewachung warten, bis die Zeit zu ihrer Einschiffung gekommen sein würde.

Während so die Empörer im Gebirge unterworfen wurden, hatte sich das lombardische Regiment gegen die aufrührerischen Küstenmorisken bei Muela de Cortes gewendet, die bis dahin die ganze Uferlandschaft beherrscht und eine christliche Reiterschaar in die Flucht geschlagen hatten. Sie hofften auf die Erscheinung eines wunderbaren in Grün — die Farbe des Propheten — gekleideten Reiters, der sie vor den Christen erretten sollte. Als dieser aber nicht erschien, dagegen der Oberst Don Juan de Cardona mit seinem regulären Regimente und vielen Milizen: so ergaben sie sich auf Gnade und Ungnade, indem sie versprachen, sich einzuschiffen und sich in allem gehorsam zu zeigen. Der Oberst verhieß ihnen darauf Unversehrtheit des Lebens und Eigenthumes. Indeß die Soldaten, um so mehr über die Entziehung der sicher erwarteten Beute entrüstet, als sie von den Plünderungen ihrer Kameraden im Gebirge hörten, mißhandelten Männer und Weiber und nahmen ihnen viele Kostbarkeiten ab (Ende November). — In den nächsten Wochen wurden dann die Besiegten der Ebene und des Gebirges auf die Schiffe gebracht und nach Afrika befördert.

Etwa 150,000 Morisken waren mit Ende des Jahres aus Valencia entfernt,[1]) abgesehen von den Ermordeten, in den Gefechten Gefallenen, an den Strapazen Gestorbenen. Von Er-

[1]) Die Zahl der Ausgetriebenen wird sehr verschieden angegeben. Fonseca: 134,000; Porreño: 140,000; Bleda: 150,000; Girol. Soranzo (p. 468): 160,000; Cardona: 250,000 für die gesammte Krone Aragon; &c.

wachsenen blieben nur einige Hunderte Zersprengter zurück, die nach den letzten Rebellionen sich nicht hatte ergeben wollen. Unter ihnen war Turigi, der „König" der Küstenmorisken. Er ward für Geld von den Seinigen verrathen, gefangen, nach Valencia gebracht, wo eine ungeheure Menschenmenge ihn wie ein wildes Thier begaffte, und dann hingerichtet. Etwa 300 Morisken trieben sich als Räuber in den Gebirgsgegenden umher und rächten sich durch Ermordung einzelner Christen an der verhaßten Rasse.[1]) Außerdem waren einige Tausende von ihren Eltern verlassener oder aus Hunger verkaufter kleiner Kinder zurückgeblieben, welche eifrig in der christlichen Religion unterrichtet wurden.

Das Königreich Valencia war von den Ungläubigen „gereinigt". Eine fleißige Bevölkerung von fast 200,000 Seelen war vertrieben, vernichtet worden. 204,000 Dukaten hatte dem Könige die Vertreibung der valencianer Morisken gekostet; aber wie viel schwerer wiegen die 100,000 Menschenleben, welche der Ordre vom 4. August 1609 zum Opfer gefallen sind!

Unter dem blinden Volke Valencia's war hohe Freude, als die Nachrichten von den über die Wehrlosen davongetragenen Siegen anlangte, und als die Einschiffung stätigen Fortgang nahm. Zumal die klerikale Partei war glücklich ihr Ziel erreicht zu haben. Der Patriarch ließ Prozessionen und Dankfeierlichkeiten durch die ganze Provinz veranstalten. In deren Hauptstadt selbst wurde eine Marmortafel aufgestellt, deren goldene Inschrift die soeben vollbrachte Großthat den späten Geschlechtern verkünden sollte. Jetzt wollte der Patriarch selbst die kleinen unschuldigen Kinder, welchen ihre Eltern abhanden gekommen waren, verbannt haben und so einem sichern Tode preisgeben. Inzwischen suchten die Barone und Magistrate der Provinz sich durch Vertheilung der ihnen zugefallenen Ländereien der Vertriebenen für ihre Verluste schadlos zu halten. Aber diese einst so blühenden Fluren

---

[1]) Cabrera 391. — Janer, Condicion social 83.

entbehrten fernerhin des sorgsamen Anbaues; häufig hatten sogar die Herren zu klagen, daß sich überhaupt niemand finden wollte, die Ländereien der Morisken in Besitz zu nehmen.[1])

Die Grausamkeit und zugleich Schändlichkeit der Moriskenaustreibung mußte nach den Vorgängen in Valencia jedem Einsichtigen offenbar sein. Fremde spotteten bereits über Spaniens Armuth an Menschen und Geld; aus den Cortes und dem Staatsrathe erschollen fortwährend laute Klagen über das zunehmende Elend des Staates. Die Regierung, der sich doch die handgreiflichen Beweise dafür überall aufdrängten, schien allein kein Verständniß für Spaniens Lage zu haben. Der König und Lerma fuhren in ihrer verderblichen Operation fort, ehe noch deren erster Theil völlig abgeschlossen war. Es ist wahr, daß sie hierbei einen nur allzu großen Theil des Volkes auf ihrer Seite hatten. Die wilde Freude, welche die Masse der Spanier über die Vertreibung der verhaßten Rasse beseelte, fand in satyrischen Volksromanzen einen unmittelbaren und unzweifelhaften Ausdruck.[2])

Nach den Morisken von Valencia kamen zunächst die von Andalusien an die Reihe, die etwa um die Hälfte weniger zahlreich waren. Sie hatten übrigens ihr Schicksal seit der Veröffentlichung des Austreibungsbefehls in Valencia vorausgesehen; und so hatten sich 20,000 von ihnen — wahrscheinlich die vermögendern — schon freiwillig eingeschifft, ehe die Nöthigung für sie eintrat.[3])

Sie waren die Glücklichern. Während Don Agustin Mexia

---

[1]) Deliberacion del Consejo Patrimonial de Valencia, el dia 22 de dic. 1609; Colecc. de doc. ined. XVIII. 21 ff. — Deliberacion del Cons. Patrimonial, el dia 11 de febr. 1610; ibid. 24: Per cuant lo Batle de la vila de Agullent ha representat, no troba qui prenga les terras dels moriscos etc.

[2]) De cómo y por qué el rey don Felipe III. expelió á los Moriscos de España (Sevilla 1610); wieder abgedruckt bei Ducan, Romancero general, nueva ed., II. (Madrid 1849) nr. 1198; siehe Beilage.

[3]) Bleda, 1041.

auch hier den militärischen Oberbefehl erhielt,[1]) wurde doch die spezielle Leitung der Austreibung dem Don Juan de Mendoza Marques von San German übertragen, welcher in Sevilla am 20. Januar 1610 den königlichen Befehl über die Vertreibung der Morisken von Andalusien, Granada und Murcia veröffentlichte. Eine wesentliche Erschwerung gegenüber dem in Valencia angewandten Modus war es, daß — entsprechend einer Hinweisung des Erzbischofs von Valencia, den man überall wiederfindet, wo es das Verderben der Morisken gilt —[2]) die Ausführung der Edelmetalle sowie des gemünzten Geldes und der Wechsel, mit Ausnahme der Reisezehrung, völlig verboten wurde; vielmehr sollten die Morisken zwar ihre beweglichen Güter veräußern, aber den Erlös dafür nur in spanischen Waaren mit sich nehmen dürfen, von denen sie noch dazu die Ausfuhrzölle entrichten mußten. Außerdem wurde befohlen, allen denjenigen Morisken, die nicht in ein christliches Land übersiedeln wollten, die Kinder unter sieben Jahren abzunehmen, um dieselben in Spanien christlich zu erziehen.[3])

Trotz jener harten Anordnungen der Regierung ging die Auswanderung der Morisken aus diesen Provinzen mit großer Leichtigkeit vor sich. Sie drängten sich zum größten Theile jubelnd zu den Schiffen, mit der kecken Drohung, sie würden bald zurückkehren, um Spanien für sich zu erobern. Im Kampfe mit der rohen Gewalt wußte entschuldbare List die drückenden Bestimmungen des Dekretes zu umgehen. Sie verschafften sich Wechsel, die sich leicht verbergen ließen. Der französische Gesandte erbarmte sich ihrer und lieferte ihnen trotz des Verbotes umfangreiche Wechsel auf französische Bankiers. Große Koffer, mit dem dafür gezahlten

---

[1]) Cabrera, 20. Dezember 1609; p. 391.

[2]) Carta del 23. de oct. 1609; Col. de doc. ined. XVIII. 33 ff.

[3]) Vgl. über einige mildernde Ausnahmen Orden de S. M. C. á todos los Prelados de sus Reynos sobre las excepciones de la Expulsion general 9. Februar 1610; Abreu, Tratados, I. 543.

Gelde — 2½ Mill. Livres, nach heutigem Geldwerthe etwa 5½ Mill. Thaler — gefüllt, gingen nach Frankreich, durch das Siegel der Gesandtschaft geschützt. Da die Ausfuhr von Edelmetallen überhaupt verboten war, wurde einer der Koffer in Buytrago angehalten; aber der Gesandte beschwerte sich so laut und stolz über den Bruch des Völkerrechtes, das einem Gesandten gehörige Gepäck mit Beschlag zu belegen, daß das Embargo aufgehoben wurde und die Gelder der Morisken ihren Weg nach Frankreich fortsetzten.[1]) Man erhält aber eine Anschauung von dem Wohlstande der Vertriebenen, wenn man liest, daß trotz jener Geschäfte der kleine Ort Hornachos allein 20,000 Dukaten, einzelne Morisken je 4000 Dukaten Ausfuhrzoll für die nach Afrika mitgenommenen Waaren zahlten. Ihre kleinen Kinder wußten sie sich zu bewahren, indem sie ihren Weg nach der Nordküste von Afrika zunächst über Italien und besonders Frankreich nahmen.[2]) Aus Andalusien nebst Granada wanderten nach geringer Schätzung 80,000, aus Murcia 6552 Morisken aus.[3])

So ging Schritt für Schritt die Ausrottung der ehemaligen Herren der pyrenäischen Halbinsel vor sich. Das Unheil, welches den Süd-Osten und Süden des Reiches betroffen hatte, näherte sich nun auch dem Nord-Osten, den Provinzen Katalonien und Aragon, wo zusammen 82,000 Morisken ihren Wohnsitz hatten.[4])

Schon seit dem Oktober 1609 hatte der Vizekönig dieser Provinz, Don Francisco de Moncada Marques von Aytona, ein durch Fanatismus und Unfähigkeit gleich ausgezeichneter Mann, die Vorbereitungen zur Austreibung treffen müssen. Die Mo-

---

[1]) Cottington an Trumbull, 14. Februar 1610; Winwood Memorials, III. 118. — Watson, Philipp III.

[2]) Cabrera, 13. März 1610 (p. 399).

[3]) Bleda, Corónica. — Cabrera p. 402 spricht von mehr als 100,000. — Fr. Cascales, Discursos Historicos de Murcia (Murcia 1621) fol. 261.

[4]) Porreño, 28. — Cabrera, 8. Mai 1610 (p. 405) etc. — Bleda, Corónica, 1049. 1053. — Andere viel höhere Schätzungen übergehe ich.

risken wurden entwaffnet und zur Ruhe ermahnt, die „alten Christen" zur Miliz aufgezeichnet, die beherrschenden Stellungen in den Gebirgsgegenden besetzt. Die Morisken, durch diese Veranstaltungen geschreckt, ließen sich durch schändlich heuchlerische Zusicherungen und Versprechungen des Vizekönigs[1]) nicht täuschen, sondern trafen alle Vorbereitungen, ihr Vermögen schon vorher so viel wie möglich in Sicherheit zu bringen. Dann wandten sie sich an Heinrich IV. mit der Bitte, daß ihnen die Kolonisirung der Landes — jener öden Haiden, die sich am Gestade des Golfes von Biscaya von den Pyrenäen bis zur Garonne erstrecken — von ihm gestattet werden möchte. Wenn Heinrich IV. moralischen Erwägungen einen Einfluß auf seine Entschlüsse gestattet hätte, so würde die einfachste Ehrenhaftigkeit ihn veranlaßt haben, diesem Volke, daß zumeist seiner Verbindung mit ihm zum Opfer fiel,[2]) den Eintritt in seine Staaten zu erlauben, zumal da diese Leute so überaus nützliche Bürger zu werden versprachen. Von religiöser Intoleranz kann bei diesem Könige sicher nicht die Rede sein. Aber die Politik, welche — neben seinen sinnlichen Leidenschaften — die einzige Meisterin Heinrich's IV. war, rieth ihm, den Morisken gegenüber mit der größten Behutsamkeit aufzutreten. Stand er doch im Begriffe, im Bunde mit protestantischen Fürsten einen Krieg gegen die österreichisch-katholischen Interessen am Rhein — in der jülich-klevesche Erbschaftsangelegenheit — zu beginnen, welcher frommen Katholiken ein großes Aergerniß gab. Dieselben glaubten ohnehin nicht, daß er jenen Kampf nur um der Politik willen, ohne jede Rücksicht auf religiöse Motive führte, sondern schrieben ihm vielmehr Feindseligkeit gegen die katholische Religion zu. Begünstigte er jetzt auch die ungläubigen, wegen ihrer Ketzerei aus Spanien vertriebenen Morisken: welch' vorzüglichen Vorwand

[1]) Bleda, Corónica, 1045.

[2]) Noch bis zum Jahre 1609 war Heinrich durch die gascognischen Edelleute De Panissaut und De Claverie mit den Morisken in Verbindung geblieben; Benoist, Histoire de l'Edit de Nantes, Delft 1693, I. 452.

zu Deklamationen gegen ihn hätten die Freunde des Hauses Habsburg gefunden, wie hätte man ihn beim Papste verleumdet und alle guten Katholiken gegen ihn aufgereizt! So gab er seine Einwilligung zur Aufnahme der Morisken in Frankreich nur unter Bedingungen, die von einer Ablehnung nicht sehr verschieden waren. Er verpflichtete die Morisken nicht nur zu treuem Bekenntniß der katholischen Religion unter Androhung der Todesstrafe, sondern unterwarf sie auch der beständigen drückenden Aufsicht ihres Diözesanbischofes.[1]) Den Durchzug durch Frankreich hat Heinrich damals noch allen Morisken gestattet, und wohl 70,000 der Unglücklichen benutzten denselben, obwohl ein jeder dafür ein Eintrittsgeld von zehn Dukaten erlegen mußte: wenige Wochen später (Mitte April) verbot er auch diesen, kein nichtkatholischer Moriske sollte mehr Eintritt in das Königreich haben.[2]) Es war das überhaupt eine Zeit, wo Heinrich, wie von dunkler Ahnung nahender Gefahr ergriffen, auffallende Aengstlichkeit und Unentschlossenheit zeigte.

Wie aus Valencia, so ging auch aus Aragon eine Deputation der Cortes an den König, ihn um Beibehaltung der Morisken zu bitten, von denen sie, nach ihrer Behauptung, sechs Millionen Dukaten jährlicher Einkünfte zogen: selbstverständlich blieb ihr Ansuchen ohne jeden Erfolg. Am 29. Mai 1610 wurde gleichzeitig in Barcelona und Zaragoza der Ausweisungsbefehl veröffentlicht. Man sieht, wie mit der allmählichen Verminderung der noch in Spanien zurückbleibenden Morisken das heuchlerische Wohlwollen der Regierung für dieselben abnimmt, um Habsucht und Haß Platz zu machen. Den valencianer Morisken war erlaubt worden, ihr Geld mitzunehmen; den andalusischen, so viel sie davon in Waaren mit fortschaffen konnten; den aragonisch-katalonischen Mo-

[1]) Edikt vom 22. Februar 1610; Mercure françois, II. (ed. Köln 1615) p. 12 ff.

[2]) La Grange, Mémoires de La Force, II. 263. — Mercure françois, II. 15. — Cabrera, 402. 415.

risken wurde nur gestattet, Geld zur Reise und sonst blos so viel von ihren beweglichen Gütern zu behalten, wie sie auf ihrer Person tragen konnten. Alles übrige bewegliche und unbewegliche Vermögen sollte theils den Gutsherren theils dem Könige anheim fallen. [1]) Das war die Milde gegenüber den Morisken, mit der man früher geprunkt hatte.

Was sollten gegen eine Streitmacht von etwa 15,000 Soldaten und Milizen die fast schon ganz vereinsamten Morisken von Katalonien und Aragon unternehmen? Sie ließen sich ruhig in Haufen von 2 bis 3000 durch die königlichen Kommissarien an ihre Bestimmungsorte führen. Der größere Theil dieser Morisken wurde in dem Hafen von Alfaques nach der Berberei eingeschifft; die letzten segelten erst im September 1610 ab. Andere, etwa 14,000 an der Zahl, wandten sich durch Navarra nach der französischen Grenze, die sie trotz des Verbotes des französischen Königs überschreiten zu können hofften. Diese Reise war ein wahrer Leidensweg für die Unglücklichen, die von der fanatisch-rohen Bevölkerung schrecklich mißhandelt wurden. Alles mußten sie theuer erkaufen: jeden Schluck Wassers, den Schatten des Baumes, unter welchem sie von der Hitze und Ermüdung des Weges ausruhen wollten, [2]) indem sie ihre Reise in der furchtbaren Gluth der Sommermonate machten. Mangel und Erschöpfung stellten sich bald unter den Flüchtlingen ein und tödteten eine Menge von ihnen.

Als diese Aermsten (Ende Juni) an der französischen Grenze anlangten, war Heinrich IV. bereits dem Messer des Meuchelmörders erlegen. Die Regentin, bigott katholisch, hatte sein Verbot, irgend einen Morisken Frankreich betreten zu lassen, wiederholt. Ebenso hatte das Parlament von Toulouse den Morisken den

[1]) Bleda, Defensio fidei in causa Neophytarum (Valencia 1610) p. 602 ff. 612 ff. — Auch der Stadtrath von Murcia hatte gegen die Austreibung der Morisken protestirt (17. Okt. 1609); Janer, 317 f.

[2]) Bleda, Corónica, 1049: pagando el agua y la sombra por el camino.

Durchzug durch die Languedoc untersagt. Der Marquis von La Force, der Gouverneur von Bearn, hatte in Folge dieser Weisungen die Grenzen mit Truppen besetzt und diesen bei Todesstrafe aufgetragen, keinen Morisken nach Frankreich hineinzulassen.

Indessen konnten die Morisken den unter so vielen Beschwerden zurückgelegten Weg nicht noch einmal machen; sie erboten sich, einen Goldthaler für jede Person — etwa sieben Thaler nach heutigem Geldwerthe — zu entrichten, wenn man sie durchziehen lassen wollte. Der Vizekönig von Aragon sandte den Don Pedro Coloma an La Force mit der Bitte, die Unglücklichen passiren zu lassen, deren Untergang sonst gewiß sei. Aber La Force wies ihn mit dem Bescheide zurück: er dürfe nur auf die Befehle der Regentin Rücksicht nehmen. Darauf berichtete der Herzog von Medina, welcher einen Theil der Galeeren befehligte, über den elenden Zustand der Unglücklichen nach Madrid. Aber da war kein Erbarmen zu finden. Man wies den wackern und menschlich fühlenden Admiral an, keine Schonung walten zu lassen; es müsse zum Besten des Staates und der Religion der Gute unter den Morisken mit dem Bösen leiden.

Von beiden Seiten zurückgewiesen, geriethen die Morisken in die traurigste Lage: sie waren zwischen unerbittlichen Gegnern eingeklemmt in die rauhen und öden Pyrenäenschluchten. Dazu hatten die Spanier sie fast ihrer ganzen Baarschaft beraubt und lieferten ihnen jetzt Lebensmittel nur zu unerschwinglichen Preisen. Das Elend wurde unerträglich. 6—7000 Morisken erklärten, sich lieber mit Gefahr ihres Lebens einen Durchgang durch die Gebirge erschleichen oder erzwingen zu wollen, als sich länger den Quälereien ihrer Peiniger und dem sichern Hungertode auszusetzen.

La Force hatte über diese Verhältnisse mitleidig an den Hof geschrieben, und so eifrig kirchlich und spanisch Marie von Medici auch sonst war, zu dem kalt grausamen Fanatismus eines Ribera oder Lerma vermochte sie sich nicht aufzuschwingen. Sie erlaubte deshalb für den Nothfall, die Morisken unter allen möglichen

Vorsichtsmaßregeln, in Trupps von höchstens tausend Seelen, auf verschiedenen Straßen, in bestimmten Etappen nach den nächsten Mittelmeerhäfen zu geleiten. So ließ (August 1610) La Force diese Aermsten Südfrankreich durchziehen. Aus Mitleid mit dem kläglichen Zustande, in welchen die spanischen Plünderer die Morisken versetzt hatten, gab er diesen auch den größten Theil des Geldes, das sie zur Bezahlung der ihnen beigegebenen Wachtmannschaft entrichtet hatten, wieder zurück. Die Regentin billigte dies und ließ La Force die dabei gehabten Auslagen aus der Staatskasse zurückzahlen. Einige französische Beamte, welche die hülflose Lage der Morisken zu deren Mißhandlung und Beraubung ausgebeutet hatten, wurden streng bestraft.[1])

Man sieht nicht ohne Grausen, mit welcher kaltblütigen Sicherheit und mitleidslosen Berechnung die spanische Regierung bei der Vernichtung des Glückes und Eigenthums, ja des Lebens von Hunderttausenden zu Werke ging. Philipp's III. sinnlich behagliche Ruhe wurde keinen Augenblick durch die Erwägung gestört, ob es denn wirklich recht und gut sei, seine Minister und Theologen an dem Ruin unzähliger Familien arbeiten zu lassen. Ebenso wenig drängte sich den Werkmeistern selbst — die theils gewissenlos theils vom furchtbarsten Fanatismus befangen waren — das geringste Bedenken bei ihrer unheilvollen Thätigkeit auf. Mit der größten Sorgfalt, ja auch hier wieder mit Lug und Trug,[2]) war inzwischen die Austreibung auch der kastilischen Morisken vorbereitet worden. In Betreff dieser war die Maß-

[1]) Mercure françois, II. (Köln 1615) p. 18 ff. — La Grange, Mémoires de La Force, II. 8 ff.; Corresp. p. 288. 289. 297 ff. 301 f. 304 ff. 310 f. — Die Anschuldigung der Bestechlichkeit, welche damals von französischer und spanischer (vgl. Bleda, Corónica, 1049) Seite gegen La Force erhoben wurde, ist in den angeführten Aktenstücken hinreichend widerlegt. — Mémoires de Richelieu, I. 87 (ed. Petitot).

[2]) Vgl. Edikt des Königs vom 11. Oktober 1609; Bleda, Corónica, 1036 f. — Vgl. Carta real, 11. oct. 1609, recomendando á los justicias buen trata para los moriscos de Castilla, con el fin de evitar su rebelion, mientas se expulsaban los de Valencia; Janer, 338 f.

regel am ungerechtesten, da sie durch Sprache, Sitte und Glauben schon fast gänzlich mit den „alten Christen“ verschmolzen waren — noch wenige Generationen, und man würde hier beide Stämme nicht mehr haben von einander unterscheiden können. Aber die Priester machten sich kein Gewissen daraus, auch diese größtentheils bereits der Kirche fest gewonnenen Seelen dem Grundsatze der völligen und sofortigen Glaubenseinheit zum Opfer zu bringen. Don Bernardino de Velasco y Aragon Graf von Salazar, ein roher und dabei käuflicher Mensch, wurde zum Exekutor des königlichen Willens in jenen Provinzen ernannt.

Aber noch waren die andalusischen Morisken nicht fortgeschafft, die katalonischen und aragonischen nahmen grade eine etwas trotzige Haltung an: so beschloß die Regierung, gegen die Morisken Kastiliens einstweilen milde Saiten aufzuziehen und sie zum freiwilligen Verlassen des Landes zu bewegen. Am 2. Januar 1610[1]) wurde in Alt- und Neukastilien sowie in Estremadura ein königlicher Befehl veröffentlicht, nach welchem alle Morisken dieser Provinzen binnen einer bestimmten — später mehrmals ausgedehnten — Frist Spanien verlassen könnten mit ihrer gesammten fahrenden Habe, aber diese nicht in Gestalt von Geld oder Edelmetallen, sondern nur von Waaren. 16,713 Morisken jeden Alters und Geschlechtes benutzten diese Erlaubniß, um ihren Weg über Frankreich zu nehmen. Es stellte sich indeß bald heraus, daß der königliche Befehl wegen der Verwandlung der fahrenden Habe der Morisken in Waaren durchaus unpraktisch sei: denn einmal wurden viel Geld und Kostbarkeiten von den Morisken heimlich ausgeführt, obwohl man zum abschreckenden Beispiel alle Uebertreter, die man entdeckte, in Burgos an den Galgen heftete — an einem Tage einmal 32;[2]) andrerseits drohte, in

[1]) Bleda, Corónica: am 18. Januar; indeß da der betreffende Bericht Cabrera's, welcher den 2. Januar angiebt (p. 393), schon den 16. Januar geschrieben ist, muß die Behauptung Bleda's unrichtig sein.

[2]) Watson, III. 174.

Folge des massenhaften Aufkaufes eine große Theuerung spanischer Industrieerzeugnisse einzutreten. So wurde (März 1610) den Morisken die Mitnahme von Münzen und Edelmetallen wieder gestattet, wenn sie nur die Hälfte davon dem Könige entrichteten. Selbstverständlich hüteten die Morisken sich vor allzu strenger Beobachtung dieser Klausel. Auch hier fanden sich zumal portugiesische Geschäftsleute, die gegen gute Provision den Morisken Wechsel auf Frankreich gaben, die sich leicht den Augen der alle Abziehenden registrirenden Beamten verbergen ließen. Freilich nahm das ein Ende, als der Durchzug durch Frankreich gesperrt wurde: noch 10,642 Morisken wurden über Cartagena nach der afrikanischen Küste dirigirt.

Endlich, vom 10. Juli 1610 datirt, erschien der königliche Befehl, der auch die Morisken von Alt- und Neukastilien, Estremadura und der Mancha — die letzten in Spanien — auswies.[1] Dieses Dekret ist ein prächtiges Muster offizieller Heuchelei. Es wurde hier die Austreibung dieser Morisken damit begründet, daß sie durch den häufigen Gebrauch, den sie von der königlichen Auswanderungserlaubniß gemacht, gezeigt hätten, sie seien ebenso schlechte Christen und verrätherische Unterthanen, wie ihre Stammesbrüder in den andern Provinzen! Als ob der König die Absicht gehabt hätte, sie zurückzuhalten, wenn sie von jener Erlaubniß nicht Gebrauch gemacht und die gewaltsame Austreibung abgewartet haben würden! Philipp III. behauptete weiter, er sei berechtigt, den kastilischen Morisken als Hochverräthern Leben und Güter zu nehmen: aber nirgends findet sich das mindeste Faktum, diese so allgemeine und deshalb so bequeme Anklage zu erhärten, die in der That den kastilischen Morisken gegenüber völlig unbegründet ist.[2] In zwei Monaten mußte die Räumung vollzogen sein.

---

[1]) Bleda, Defensio fidei, 607 ff.

[2]) Mit der in Spanien einmal üblichen vernunftlosen Willkür wurde jetzt wieder die Umwandlung des beweglichen Vermögens der Morisken in spanische Waaren anbefohlen.

Gerade in Kastilien waren die Ausnahmen der Auswanderung — von den Bischöfen als fromm bezeichnete und besonders seit Jahrhunderten gut christliche Familien maurischer Abstammung — sehr häufig. Trotzdem belief die Zahl der Ausgewanderten sich mindestens auf 65,000.[1])

Nach der überall auf die bescheidensten Angaben basirten Schätzung waren schon 383,500 Morisken aus Spanien vertrieben, ganz abgesehen von den in Spanien selbst in den Aufständen und an den Strapazen des Weges Verstorbenen, die man mindestens auf 50,000 Menschen berechnen muß. So war Spanien bereits an 435,000 seiner fleißigsten und tüchtigsten Bewohner beraubt, und noch war die klerikale Wuth nicht befriedigt. Der letzte Abkömmling der verhaßten Rasse sollte von dem heiligen Boden Spaniens vertilgt werden. Im Jahre 1611 wurden auch die Morisken, die man wegen bewährten christlichen Eifers oder weil sie den bereits seit Jahrhunderten christianisirten Familien angehörten, zurückgelassen hatte, durch wiederholte königliche Befehle vertrieben. Diese Leute, der Kirche und dem Staate treu ergeben, wurden vom Grafen von Salazar mit der größten Strenge und unter den härtesten Bedingungen in das Elend gestoßen. In den Provinzen der Krone Kastilien betrug ihre Anzahl allein 44,672 Personen — durchaus friedliche Bürger und gute Christen.

Jeder verbannte Moriske, der wieder zurückkehrte, wurde mit Galeere auf Lebenszeit bestraft. Um solche Morisken zu entdecken, wurden Kommissionen ernannt, Spione in den Hafenorten angestellt. Sie bekamen genug zu thun; seltsame Sehnsucht nach so ungastlicher Heimath oder auch Hoffnung auf Gewinn führten viele der Verbannten nach Spanien zurück. Im Jahre 1613 brachte der Graf von Salazar auf einmal aus nur fünf Dörfern 800 solcher Unglücklichen auf die Galeeren; die Kosten des Verfahrens mußten die Richter tragen, die, allzu menschenfreundlich,

---

[1]) Ich folge der offiziellen Berechnung in Bleda's Corónica, 1053 ff.

bei der Wiederansiedelung ihrer alten Mitbürger durch die Finger gesehen hatten![1]) Ueberall waren eben die bessern Klassen der Bevölkerung einsichtiger und humaner, als die Regierung, deren blinde Wuth dem unglücklichen Volke gegenüber gar keine Grenzen kannte.

Selbst die kleinen Kinder, welche einst die frommen Damen von Valencia den Morisken gestohlen, um sie in der christlichen Religion aufzuziehen, wurden jetzt entfernt. Der Grund, welchen der fanatische Erzbischof für diese Maßregel anführte, und der auch in den Erwägungen des königlichen Rathes entschied, zeigt, wie sehr damals die Spanier bereits an ihrem eigenen Volksthum verzweifelten. Die Vermehrung der Morisken sei eine so unverhältnißmäßig größere, als die der eigentlichen Spanier, daß jene diesen hierdurch bald wieder überaus gefährlich werden würden! Niemals aber hat eine so richtige Erkenntniß zu so verkehrten Maßregeln geführt.

Im Thale von Ricote im Königreiche Murcia lebten in 24 Ortschaften etwa 15,000 Morisken, die seit Jahrhunderten beliebt die Vorrechte alter Christen hatten. Sie waren deshalb bei der allgemeinen Austreibung übergangen worden. Indeß die klerikalen Eiferer wurmte es, diese friedlichen Ortschaften von der Vernichtung verschont zu sehen, die sonst alle Morisken betroffen hatte. Man behauptete daher, sie hätten mit den nach Afrika Vertriebenen Verbindung unterhalten und einige heimlich Zurückgekehrte verborgen. Im Herbste 1613 wußte Lerma den König zur Ausweisung dieser letzten Reste der Moriskenbevölkerung zu bewegen![2])

Man konnte, blieben auch wenige einzelne zurück, im Januar 1614 die Austreibung der Morisken aus Spanien als vollendet

---

[1]) Cabrera, 1. Juni 1613; p. 522. — Janer, 351 f. 355 f.

[2]) Bleda, Corónica, 1058 ff. — Cabrera, 16. Nov. 1613; p. 537 f. — Cascales, Discurs. polit. de Murcia fol. 262: die letzten Morisken von Ricote wurden erst 1618 fortgeschafft.

ansehen. Die zweite Beförderung seit dem Jahre 1611 hatte wieder 60 bis 70,000 dieses Stammes aus Spanien entfernt. Im Ganzen kann man also die Zahl der Bewohner, die Spanien durch diese „glorreiche" Maßregel Philipp's III. und Lerma's verloren hat, auf etwa eine halbe Million annehmen, den sechszehnten Theil der Gesammtbevölkerung — diese Schätzung ist überall auf die bescheidensten und deshalb allerdings wahrscheinlichsten Angaben begründet.[1])

Die traurigen Folgen, die jeder Einsichtige für den Wohlstand einzelner und des ganzen Volkes von dieser Massenaustreibung erwartet hatte, traten sofort in vollem Umfange ein. Girolano Soranzo, der venezianische Gesandte in Spanien, erkannte dies bald. Schon in seinen Depeschen vom Ende 1609 und Beginn 1610 spricht er der Signorie seine Ueberzeugung aus: „Der „Schade, welchen Spanien von jener Maßregel empfangen würde, „sei gar nicht zu beschreiben!"[2])

Ueberall im Auslande brachte die Thorheit und Grausamkeit einer Maßregel, welche noch Richelieu bezeichnet als „den kühnsten „und barbarischsten Beschluß, welchen die Geschichte aller frühern „Jahrhunderten erwähnt",[3]) den übelsten Eindruck hervor. Ein Schrei des Entsetzens ging durch ganz Europa. Man erzählte mit Grauen die gegen jene Unglücklichen verübten Grausamkeiten, die von der einmal angeregten Phantasie noch um vieles vergrößert wurden; 30,000 Morisken, Männer, Frauen und Kinder, hieß es, seien in die See geworfen worden. Die herzliche Abneigung, die ohnedies schon überall gegen die Spanier herrschte, wurde dadurch nicht wenig gesteigert. Die politischen Feinde Spanien's benutzten den Abscheu, welchen diese Greuel hervor-

[1]) Die Schätzungen von 900,000 bis zu einer Million, welche Buckle (Hist. of. civilis. Bd. II. Kap. 1 Note 142) aus vielen spätern Schriftstellern anführt, sind sämmtlich übertrieben.

[2]) Bar. e Berchet, I., I. p. 469 Note 1.

[3]) Mémoires de Richelieu, I 86 (ed Petitot).

riefen, um gegen jene Macht zu wirken und zumal den Haß der Protestanten gegen das Haus Oesterreich zu erhöhen.[1])

Aber bei weitem größer war der Schade, welchen das Land in ökonomischer Hinsicht erlitt. Die Schriftsteller der Zeit, deren verkehrten Ansichten huldigend, betonen ganz besonders die Einbuße an baarem Gelde und Kostbarkeiten, welche die Morisken theils öffentlich theils im Geheimen mit sich schleppten. Sie war groß, denn der Moriske war sparsam, und der Silber- oder Goldthaler, der einmal in seine Hände gelangt war, kam nicht leicht wieder aus denselben heraus. Die spanische Regierung berechnete den diesbezüglichen Ausfall auf 800,000 Dukaten[2]) oder — nach verhältnißmäßigem Werthe — 5¼ Millionen Thaler. Diese Summe muß aber als viel zu niedrig erscheinen, wenn man die Betriebsamkeit, Einfachheit und große Sparsamkeit der Morisken bedenkt; und wenn man ferner hört, daß ein einziger Moriske von Valencia, Alami Delascar aus Alberique, 100,000 Dukaten mit sich nahm. Berechnet man, daß jeder Familienvater unter den Morisken von Valencia — die ja ihr bewegliches Gut hatten verkaufen dürfen — durchschnittlich nur 40 Dukaten ausführte: so gingen jener Provinz allein etwa 1,200,000 Dukaten — jetzt etwa acht Millionen Thalern entsprechend — verloren. Die von allen Morisken ausgeführten Summen kann man etwa auf das Dreifache jenes annehmen, also auf 3,600,000 Dukaten, 24 Mill. Thaler nach jetzigem Geldwerthe. Zu diesem Schaden kam die ungeheure Masse falschen Geldes, welches die über ihre Austreibung erbitterten Morisken noch schließlich in Zirkulation gesetzt hatten. Unter dem Vorgeben, sich zur Reise um jeden Preis mit Goldgelde versehen zu wollen, gaben sie für einen Dukaten solcher

[1]) MS. Dep. Cardena's v. 27. Jan. 1610; Arch. v. Sim. (Paris) K. 1462. — MS. Consulta des spanischen Staatsrathes v. 3. Febr. 1610; *ibid.* K. 1427. — Cottington an Trumbull, 27. Sept. 1609 A. St.; Winwood Mem. III. 73.

[2]) Watson, III. 471.

Münze vier Dukaten in bronzener und silberner Scheidemünze hin: dieselbe war aber durchgehends gefälscht. Die Verwirrung nach der Entdeckung dieses Vorganges wurde unbeschreiblich; zumal das Königreich Valencia war mit dem falschen Gelde überschwemmt. Als dasselbe in der Hauptstadt dieser Provinz für ungültig erklärt wurde, brach ein Aufstand der untern Volksklassen aus, der zu vielen Verwundungen und Tödtungen führte, so daß die Obrigkeit nachgeben mußte: jede geprägte Münze wurde für gültig erklärt, nur „unmarkirte Messing- und Bleistücke sowie Nagelknöpfe" wurden ausgeschlossen. Dies aber machte das Uebel noch größer, denn nun arbeiteten die altchristlichen Falschmünzer mit neuer Kraft weiter, und die Fluth verfälschten Geldes stieg unaufhörlich. Man sah, daß hier zu einer Radikalkur geschritten werden müsse. Einerseits gab sich, wenn auch schweren Herzens, die Stadt Valencia dazu her, die falschen Münzen auf ihre Kosten einzuziehen; es kam dies der Stadtkasse auf 300,000 Dukaten — fast zwei Millionen Thaler nach relativem Werthe — zu stehen. Andrerseits wurde die Strafe für Falschmünzer gemäß den Bitten der Valencianer vom Könige auf Hinrichtung geschärft: nun verging kaum eine Woche, daß nicht zwei oder drei solche Verbrecher in Valencia hingerichtet wurden; aus Murviedro, dem alten Sagunt, wurden allein 55 Falschmünzer geköpft, darunter ein Edelmann. Noch viele Jahre hatte Valencia an diesem Uebel zu leiden.[1])

Indeß die Einbuße an baarem Gelde und die üblen Folgen der Falschmünzerei waren in Wahrheit unbedeutend und vorübergehend im Verhältnisse zu den übrigen Schäden, die aus der Moriskenvertreibung hervorgingen. Fast die gesammte Wollenmanufaktur von Toledo, bisher in mehr als fünfzig Fabriken betrieben, wurde von den Morisken nach Tunis verpflanzt; nur 13 Fabriken blieben in Toledo zurück.[2]) Der Ackerbau, ohnehin

[1]) Fonseca, Justa Expulsion, p. 325 ff. — Cardona, Expulsion justif., II. fol. 53a ff.

[2]) Laborde, Spain (London 1809), IV. 338.

in Spanien in übelster Lage, verfiel in manchen Provinzen von nun an fast gänzlich. Die Felder standen öde und gaben keine Ernte; in den Schneider- und Schusterwerkstätten und Seidenwebereien, die zumeist von den Morisken betrieben worden waren, ruhte die Arbeit. Auch die Gewerbe der Seiler, Mattenflechter, Töpfer, Tapeziere, Gärtner und Thierärzte, der Hausirer und Kleinhändler — in allen diesen hatten die Morisken die Mehrzahl gebildet[1]) — büßten beträchtlich ein. Freilich gaben sich die Grundherren, die dadurch ihre besten Einkünfte verloren, die größte Mühe, die verlassenen Orte wieder zu bevölkern; aus Kastilien, Mallorca, Frankreich, ja bis aus Genua wurden Einwanderer herbeigeholt. Es wurden ihnen die Ländereien ganz unentgeldlich überliefert, gegen die Bedingung der jährlichen Abgabe eines Theiles der Früchte, in den meisten Fällen des Viertels.[2]) Aber diese Wiederbevölkerung konnte unmöglich den gewünschten Erfolg haben. Wie ließ sich eine halbe Million Menschen so schnell ersetzen. Freilich die fruchtbaren Ländereien fanden bald Anbauer — wie denn die überaus üppige Huerta von Valencia binnen wenigen Jahren sich einigermaßen wieder mit Bewohnern gefüllt hatte[3]) — aber die rauhern, steinigern und wasserärmern Gegenden, welche nur durch die fleißige Mühe der Morisken der Kultur gewonnen und erhalten worden waren, vermochten niemanden anzuziehen: sie verfielen in die alte Wüste und Oede. Zahlreiche Ortschaften, früher dicht bevölkert, enthielten keine lebende Seele mehr und zeigten ihre Häuser und Hütten in Ruinen. Besonders Andalusien hatte ganz ungemein an Bewohner verloren. Dazu kam, daß doch die meisten neuen Anbauer Spanier waren, die nur ein weniger einträgliches Besitzthum oder Gewerbe mit den rentablen Ländereien in fruchtbaren Strichen vertauschen wollten. So wurde auf der einen

---

[1]) Cardona, Expulsion justif. de l. Mor. esp., II. fol. 34 b.

[2]) Vgl. die Pachtregulirung vom 13. August 1610; Navarrete, Docum. ined. XVIII. 25 ff.

[3]) Bleda, Corónica, 1030.

Seite ziemlich verloren, was man auf der andern gewann. Auch ließen sich die neuen Ankömmlinge von den Herren nicht die harten Auflagen gefallen, die früher auf den Morisken gelastet hatten: sie übernahmen nur unter viel mildern Bedingungen die Zinspflicht an die Herren, welche dadurch auf immer einen beträchtlichen Theil ihrer Renten einbüßten. Auch der Staat und der öffentliche Verkehr litten empfindlich unter der Einbuße. Auf den Aljamas oder moriskischen Gemeinden ruhten zahlreiche Renten, die zur Erbauung und Unterhaltung von Straßen, Brücken, Wohlthätigkeitsanstalten, Klöstern bestimmt waren: alles dies fiel jetzt fort, ohne daß man für jene Werke und Institutionen einen Ersatz gefunden hätte. Man versuchte zwar, denselben andere Quellen des Einkommens zu verschaffen; aber bei der Ueberbürdung des Volkes mit Steuern und bei der übermäßigen Erschöpfung des Staatsschatzes gab es keine Möglichkeit der Deckung.[1])

Durch alle diese Umstände mußten die von der Austreibung betroffenen Provinzen in die übelste ökonomische Lage gerathen. Um den verarmten Grundherren wenigstens die Möglichkeit zur Befriedigung ihrer Gläubiger zu geben, mußte der König ihnen im Jahre 1614 die eingezogenen Moriskenländereien, die ihm zugefallen waren, weil sie freies Besitzthum gewesen, vertheilen. Aber damit war doch nur der dringendsten Noth abgeholfen, und die Lage jener blieb eine überaus gedrückte. Das Schlimmste war, daß in Folge der in allen Schichten des Volkes eingetretenen Zerrüttung der Verhältnisse eine arge Geldkrisis eintrat. Die Depositenbank in Valencia machte Bankerott mit einem Deficit von mehr als einer Million Dukaten. Ebenso die Bank von Barcelona, welche die angesehenste und reichste in allen Ländern der Krone Aragon gewesen war. Um dem hieraus entstehenden Schaden abzuhelfen, wußte man nichts Besseres vorzuschlagen,

[1]) Fonseca, Justa Expulsion, 322 ff.

als den Werth des Geldes künstlich zu erhöhen! Nur die Bank von Zaragoza hielt sich noch.[1])

Die Einzigen, die von der Austreibung der Morisken Vortheil zogen, waren — wie gewöhnlich — der Herzog von Lerma und seine Familie. Von den Steuern und Geldern, die man den unglücklichen Vertriebenen abgepreßt hatte, ließ sich Lerma 250,000 Dukaten geben; der Herzog von Uceda, sein ältester Sohn, 100,000; ebenso viel der Graf von Lemos; und dessen Gemahlin, Lerma's zweite Tochter, 50,000. So hatte die Familie des Günstlings sich mit einer halben Million Dukaten oder — nach relativem Werthe — 3½ Millionen Thaler aus der jenen Unterdrückten abgenommenen Beute bereichert, während sonst der Staat und die Privaten durch die Maßregel auf das empfindlichste verletzt wurden.[2])

Ueber all das Unheil trösteten sich die frommen Spanier, indem sie meinten, man müsse das kleinere Uebel für das größere Gut, zu Ehren Gottes gelitten zu haben, ertragen. Auch seien auf die Austreibung der verruchten Morisken nach außen größere Erfolge der spanischen Waffen, nach innen reichlichere Ernten gefolgt. Uebrigens sei der Schade nur ein vorübergehender, augenblicklicher. Wie man sich gern einer schmerzhaften Operation unterwerfe, um einem stets beschwerlichen und lebensgefährlichen Uebel ein Ende zu machen: so müsse man auch die Leiden, die aus der Moriskenaustreibung entstünden, ertragen, da sie eine tödtliche Krankheit aus dem Körper Spaniens entfernt habe. Bald werde dieser, völlig geheilt, wieder aufblühen.[3])

Sollten die spanischen Staatskünstler wirklich dieser Ansicht gewesen sein, sie nicht bloß vorgeschützt haben, so mußten sie bald ihren gänzlichen Irrthum einsehen. Nichts vermöchte uns über

[1]) Cabrera, 8. Febr. 1614; p. 546.

[2]) Watson III. 175.

[3]) Fonseca, 331 f. — Bleda, Corónica, 1030.

die traurigen Folgen der Vernichtung des maurischen Elementes in Spanien für dessen Volkszahl, Ackerbau und Verkehr bessern Aufschluß zu geben, als ein Aktenstück des Königs Philipp's IV. — eines Zeugen, welchen man gewiß als gegnerisch nicht verwerfen wird.

„In Rücksicht“, heißt es in dem vom 22. September 1622 datirten Dokumente, „auf die Gemeinden, Städte, Flecken und „Dörfer des Königreiches und die Gemeinde- und Privatgüter „dieser Orte ist der große Schade, den sie durch die Austreibung „erlitten haben, so gewiß und unzweifelhaft, da bei Gelegenheit „der nöthigen Wiederbevölkerung des Königreiches viele Personen „aus diesen Orten weggezogen sind, um in die von den Morisken „verlassenen sich zu begeben. Hierdurch ist aber der Schaden „dieser Gemeinden offenbar. Sie haben auch sonst noch sehr be„trächtlichen Schaden erlitten, da es in ihren Gemarkungen viele „Moriskenorte gab, wie bei Orihuela, Alicante, Xativa, Carcaxent, „Algemesi und dem ganzen Thale des Xucar-Flusses u. s. w., aus „welchen sie sehr großen Vortheil zogen durch den Handel und „Verkehr der Morisken, die sich in jene Städte und Flecken be„gaben, um zu kaufen und zu verkaufen, indem sie dabei Abgaben „von allen Sachen zum beträchtlichen Vortheile und Nutzen jener „Städte bezahlten. Dies hat ganz aufgehört, so daß in allen „diesen Gemeinden die durch die Austreibung verursachte Ver„minderung der Renten sehr groß ist, und sie sich heute in der „Unmöglichkeit sehen, ihre Abgaben zu bezahlen“.[1])

Das waren nach zwölf Jahren die Folgen der Ausweisung der Morisken, und zwar in derjenigen Provinz, welche sich in Folge ihrer unglaublichen Fruchtbarkeit am schnellsten und meisten von jener unglücklichen Maßregel erholt hatte. Der Ackerbau verfiel

---

[1]) Pragmática del rey Felipe IV. del 28 de setiembre de 1622; Doc. Ined. XVIII. p. 148 f. — Es ist gewiß übertrieben, wenn Davila im Jahre 1623 die Bevölkerung des Königreichs Valencia (Grandezas de Madrid p. 424) auf 100,000 Familien, also etwa eine halbe Million Personen schätzt.

im größten Theil Spaniens; die Fabriken schlossen sich, theils weil niemand sie zu leiten verstand, theils weil die Arme zur Arbeit fehlten. Der Handel verringerte sich, da die Erzeugnisse, die Geldmittel, die Verzehrer abnahmen. „Spanien", so klagt im Jahre 1618 dem Könige eine offizielle Kommission, „Spa„nien steht in Gefahr völligen Niederganges, da seine Häuser „überall Ruinen sind, ohne daß jemand sie wiederbaute, und seine „Städte und Dörfer wie ebenso viele Ruinen daliegen".[1]) Die Verminderung der spanischen Bevölkerung wuchs reißend. Im Jahre 1609 hatte das Königreich Valencia 486,860 Einwohner gezählt; nach der Vertreibung der Morisken blieben nicht 300,000 dort übrig. In den Jahren 1600 bis 1619 verringerte die Zahl der Bauern in dem Bisthume Salamanca sich von 8384 auf 4135. Ganz Spanien zählte, als 1621 Philipp IV. den Thron bestieg, nur noch sechs Millionen Einwohner — gegen die zehn Millionen, die es noch im Jahre 1555 — mit Ausschluß Portugal's — enthalten hatte![2]) Ein solches Volk konnte nicht mehr Anspruch auf die Rolle einer Großmacht unter den jährlich mehr aufblühenden Staaten Westeuropa's erheben.

„Wenn nicht die Meinung von ihrer frühern Größe" — schreibt schon im Jahre 1605 der englische Geschäftsträger[3]) — „gewonnen durch ihre Bemühungen in vergangenen Zeiten, ihren „Ruhm im Auslande aufrecht erhalten würde: so ist ihre Trägheit und „ihre Vernachlässigung ihrer wichtigsten Angelegenheiten so außer„ordentlich, daß es der ganzen Welt die Entblößung und das „Elend ihrer Länder offen legen müßte".

[1]) M. Geddes, Miscellaneous Tracts, 163 f.

[2]) Ag. de Blas, Poblacion de España (Madrid 1833) p. 153. 195. — Davila, Vida y hechos.

[3]) Dep. Cornwallis' v. 17. Juli 1605; Winw. Memorials II 96.

Drittes Kapitel.

Feste Begründung des Königthums in Frankreich.
1602 — 1606.

Bouillon entzieht sich dem Befehle des Königs, an den Hof zu kommen. — Seine Flucht nach Deutschland. — Unzufriedenheit der Hugenotten. — Der Papst als Antichrist. — Heinrich eifrig katholisch: er führt die Jesuiten nach Frankreich zurück. — Vater Cotton. — Assemblee der Hugenotten zu Chatellerault. — Rosny, königlicher Kommissär. — Neuerrichtung der hugenottischen Union. — Friedensschluß zwischen König und Hugenotten. — Verschwörung der Familie Entragues. — Entdeckung der Verschwörung. — Doppelter Verrath des Grafen von Auvergne. — Bündniß desselben mit Bouillon. — Entragues und seine Tochter begnadigt, Auvergne in die Bastille gesetzt. — Bouillon's fortgesetzte Umtriebe entdeckt. — Schnelle Ueberwältigung seiner Mitverschworenen. — Mérargues. — Bouillon in Sedan belagert. — Rosny wird Herzog von Sully. — Bouillon's Wiederaussöhnung mit dem Könige. — Unterschied dieser Empörungsversuche gegen die frühern. — Feste Begründung des Königthums in Frankreich.

Während das spanische Königthum die unumschränkte Macht, die ihm zugefallen war, zu seinem und seines Landes Unheil verwandte: hatte Heinrich IV. gegen die partikularistischen Gelüste des Adels und der religiösen Parteien zu kämpfen, Gelüste, die zur Zeit seiner Vorgänger und seines eigenen Regierungsantrittes Frankreich bis an die Grenze völligen Zerfalls geführt hatten.

Heinrich IV., von Natur wenig zum Despotismus geneigt, erkannte doch unter dem selbstsüchtigen Ringen der Parteien, denen darob der Patriotismus fast gänzlich abhanden gekommen war, als einzige Rettung für den Staat ein starkes alleingebietendes Königthum. Und so viel Schonung er auch den einzelnen Personen gegenüber bewies, die einzige Geltung der Staats-, und was im Augenblick damit identisch war, der königlichen Gewalt beschloß er um jeden Preis durchzuführen. Merkwürdig ist es immerhin, daß der Herd der religiösen wie der aristokratischen Opposition der Süden Frankreichs war, als ob man sich dort noch immer, nach Verlauf von fast vier Jahrhunderten, nicht an die Beherrschung von dem so verschieden gearteten Norden aus gewöhnen könnte.

Den gelegentlichen Widerstand der Parlamente beseitigte Heinrich leicht. Die berechtigten Forderungen der Reformirten erkannte er an; in ihrem Streben nach selbständiger Bedeutung räumte er ihnen nur ein, wozu er sich durch die momentane Lage gezwungen gesehen hatte, hielt dies zwar auch fernerhin getreulich, setzte aber allen weitergehenden Bemühungen zähen Widerstand entgegen. Gegen die Opposition der Großen, mit welcher er bis 1598 hatte paktiren müssen, ging er, wo sie sich zeigte, schonungslos vor. Noch einmal hatten sich aristokratische, religiöse und zum Theil populare Elemente unter Biron gegen ihn vereinigt: aber mit Geschicklichkeit und großer Thatkraft hatte er den drohenden Aufstand erstickt, ehe derselbe noch zum Ausbruch gekommen war.

Der entschiedene Fortschritt, den Heinrich durch diese letzte Bethätigung der königlichen Gewalt gemacht, hatte sich vor allem in der Eilfertigkeit erwiesen, mit welcher die Genossen von Biron's Verschwörung dessen Sache verlassen und sich dem Monarchen zu Füßen geworfen hatten. Nur Einer hatte sich zurückgehalten, seine Aussöhnung mit dem Könige zu suchen: der Herzog von Bouillon. Er, der Souverän eines kleinen Gebietes, konnte es nicht über

sich gewinnen, vor einem andern Souverän, gleichsam seinem Pair, sich zu demüthigen. Mit einem Male sollte er alle seine Pläne, sich zwischen Frankreich und Spanien einen achtunggebietenden Staat — etwa nach der Weise Savoyen's — zu gründen, aufgeben! Das mußte dem Stolzen schwer ankommen; aber außerdem hegte er selbst große Besorgnisse für die Sicherheit seiner Person, und zwar nicht ohne genügenden Anlaß. Keiner war tiefer in die Entwürfe Biron's verwickelt gewesen; niemand hatte die hochverrätherischen Umtriebe weiter und konsequenter durchgeführt, niemand war auch mehr im Stande gewesen, dem Staate und dem Könige zu schaden. Andrerseits konnte man ihn füglich des schwärzesten Undanks zeihen, denn seine hohe Stellung im Staate, seinen Rang als Pair von Frankreich und sogar als souveräner Fürst, verdankte er nur Heinrich, gegen dessen Macht und Person er sich nun so gewissenlos erhoben. Diejenigen, deren Schuld mit der seinen die größte Aehnlichkeit besaß, Biron und Auvergne, sah er in den Kerker geworfen, obwohl jener die größten Verdienste um den Staat besaß, dieser aus königlichem Geblüte war: konnte er selbst da Besseres hoffen? Er begab sich also in seine Grafschaft Turenne im südlichen Frankreich und zog es vor, von hier aus in vorsichtiger Entfernung den Gang der Dinge in Paris zu beobachten (Juni 1602[1]).

Die folgenden Ereignisse konnten ihn in diesem Entschlusse, den Stolz und Schuldbewußtsein ihm eingegeben, nur bestärken. Er sah das Haupt Biron's fallen; und wenn Auvergne seine Freiheit zurückerhielt, so geschah das offenbar nur auf die Einwirkung von dessen Stiefschwester Henriette, der mächtigen Geliebten des Königs. Er hütete sich also wohl, sich dem Hofe zu

---

[1]) Ob Sully's angebliche Versuche, Bouillon bereits im Juni und Juli 1602 zur Rückkehr an den Hof zu bewegen (Oec. roy. chap. CXIII. p. 421 f. ed. Michaud), auf Wahrheit beruhen, lasse ich bei dem bekannten Charakter des Sully'schen Werkes und bei seiner nicht minder bekannten Feindschaft gegen Bouillon dahingestellt.

nähern, sondern blieb in einer Provinz, unter deren großentheils reformirten Bewohnern er viele Freunde zählte, und von der aus er mit Leichtigkeit nach dem Auslande entfliehen konnte.

Dem Könige aber war hiermit nicht gedient. Er war entschlossen, jeden Keim der Verschwörung in seinem Lande auszurotten, und so konnte er nicht dulden, daß einer der am meisten Kompromittirten entkäme, ohne Züchtigung erhalten oder doch vor ihm sich gedemüthigt zu haben. Es sollte aller Welt klar werden, daß man nicht ungestraft ihm trotzen könne, und daß selbst da, wo er Verzeihung eintreten lasse, dies nicht aus Ohnmacht, sondern aus seiner Gnade und seinem Belieben heraus geschehe. Trotzdem hielt Heinrich sich einige Monate ruhig, bis die Aussagen Joinville's, Montpensier's und Auvergne's, Lux' und Hebert's die volle Größe von Bouillon's Schuld erwiesen hatten. Joinville, dem bekanntlich der König verziehen hatte, obwohl er seit dem Jahre 1600 in innigem Verkehr mit Spanien gestanden, erklärte offen, er selbst habe von dieser Macht 12,000 Ecus mit der Hoffnung auf weitere 48,000 erhalten, um mit dem Herzoge v. Bouillon, der gleichfalls spanisches Gold empfangen habe, gemeinschaftlich Truppenaushebungen gegen Heinrich zu veranstalten. Es hieß dann sogar, Bouillon habe auch nach der Hinrichtung Biron's die Verhandlungen mit Spanien fortgesetzt.[1]) Wenn auch diese letztere Anklage, die doch immerhin Besorgniß einflößen mußte, noch unerwiesen war, so konnte dagegen in den andern Punkten ein Zweifel in Betreff ihrer Glaubwürdigkeit in dem Geiste des Königs nicht bestehen: ob er Bouillon wirklich bestrafen wollte, das mochte er wohl von dem Benehmen desselben abhängig machen, ebenso wie er es einst bei Biron gethan hatte.

Er vermied es also, sogleich mit aller Strenge gegen den

---

[1]) MS. Chiffrirte Depeschen Ayala's an Erzherzog Albert vom 18. Dezember 1600, 18. Januar 1603, Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien C. 188. — Memoir Aerssen's an die Generalstaaten, 13. April 1603; Lettres et Négociations de Buzanval, 391 ff.

Herzog aufzutreten. Grade in Bezug auf Bouillon mußte ihm daran liegen, den Weg der Milde bis aufs äußerste zu verfolgen, sich in keinem Punkte zu übereilen, auch nicht den mindesten Verdacht von Voreingenommenheit oder prinzipieller Abneigung zu verursachen. Handelte es sich hier ja nicht um eine reine Personenfrage. Bouillon war einer der angesehensten Häupter der Reformirten, und wie leicht konnte diese empfindliche und ohnehin mißtrauische Partei die Kränkung des Herzogs als eine absichtliche gegen sie selbst geschleuderte Beleidigung, als Ausfluß der Feindseligkeit des Königs gegen die ganze evangelische Gemeinschaft in Frankreich auffassen! Ferner war Bouillon warmer Unterstützung gerade durch die besten Verbündeten des Königs gewiß. Durch seine zweite Vermählung mit Elisabeth von Nassau war er der Schwager des Prinzen Moritz von Oranien und des Kurfürsten von der Pfalz geworden. Die Königin von England und die protestantischen Fürsten Deutschland's betrachteten ihn als den mächtigsten und trefflichsten Vorkämpfer der guten Sache in Frankreich. Heinrich mußte sich darauf gefaßt machen, alle diese Mächte mit Nachdruck für den Herzog eintreten zu sehen: um so vorsichtiger mußte er in dieser Angelegenheit vorschreiten.

Von diesem doppelten Gesichtspunkte: einerseits Bouillon zur Unterwerfung zu nöthigen, andrerseits aber in vorsichtigen und milden Formen, so lange es möglich, gegen ihn zu verfahren, ging er aus.

Er richtete also an Bouillon ein Schreiben (18. Nov. 1602), durch welches er ihn in den freundschaftlichsten Ausdrücken aufforderte, unverzüglich an den Hof zu kommen. In den letzten Aussagen der Zeugen des Biron'schen Prozesses habe sich der Name des Herzogs in diese unglückselige Angelegenheit verwickelt gefunden. Der König zweifle zwar nicht an seiner Unschuld, zumal er ihm so große Wohlthaten erwiesen; aber gerade deshalb solle der Herzog zu des Staates und seinem eigenen Besten sich von dem falschen Verdacht so bald wie möglich reinigen.

Bouillon ließ sich durch den anscheinend freundschaftlichen Inhalt dieses Briefes nicht blenden. Sein Gewissen sagte ihm, daß der König bereits so viel Gravirendes über ihn erfahren haben müsse, um von seiner Schuld fest überzeugt zu sein, und daß eine weitere Untersuchung diese Gewißheit nur verstärken könne. Er bemerkte auch wohl, daß in dem königlichen Schreiben, so wohlwollend es gehalten, jedes Versprechen freien Geleites oder der Verzeihung für den Fall wirklich erwiesenen Verbrechens sorgfältig vermieden war. Er konnte also zwischen den Zeilen lesen, daß in dem nur zu wahrscheinlichen Falle, wo seine Schuld sich als unzweifelhaft herausstellte, der König ihm gegenüber keine Schonung anwenden würde. Das Schicksal Biron's stand ihm furchtbar vor Augen; auch jener war auf ähnliche Weise an den Hof gelockt worden, um dann einem schimpflichen Tode überliefert zu werden. Sich dem Könige zu Füßen zu werfen, reumüthig seine Schuld einzugestehen und um Verzeihung zu bitten, litt sein Stolz nicht; und ferner, wer stand ihm dafür, daß Heinrich, durch so viele Treulosigkeit schwer gereizt, nicht dennoch seinem Grimme gegen ihn freien Lauf lassen werde? Dazu kamen ihm von vielen Seiten Warnungen zu; man schrieb ihm vom Hofe und anderswoher: wenn er in die Gewalt des Königs käme, sei er ein verlorener Mann. Man wolle ihn, den Reformirten, hinrichten, um die Katholiken wegen der Exekution Biron's zu trösten.[1])

Indessen war der Entschluß über die Art, wie der Schein offenen Ungehorsams gegen des Königs Aufforderung sich vermeiden lasse, nicht so leicht zu fassen, und Bouillon versuchte, durch Täuschung Heinrich's Zeit zu gewinnen. Er sandte dem Monarchen sofort eine Antwort (22. Nov.), in welcher er versprach, in wenigen Tagen, sobald sein gegenwärtiges Unwohlsein es gestatten werde, an den Hof zu kommen. Zu gleicher Zeit indeß benachrichtigte er seinen Sekretär Du Maurier in Paris, daß er

---

[1]) Mém. de Du Plessis Mornay, 292.

diese Reise unter keiner Bedingung unternehmen werde:[1]) und wenige Tage später war er unterweges — nicht etwa nach Paris, sondern nach Castres.

In Castres war in Folge des Ediktes von Nantes eine halb aus Katholiken halb aus Protestanten zusammengesetzte Kammer eingerichtet, die über die Angelegenheiten der Reformirten von Langued'oc zu entscheiden hatte. Obwohl nun Bouillon als Marschall von Frankreich nur vor dem pariser Parlamente zu Gericht zu gehen hatte — wo es ja auch eine Kammer für die Reformirten gab — beschloß er, sich seiner Eigenschaft als Grundbesitzer in Langued'oc zu bedienen, um sich vor das Forum der Kammer zu Castres zu stellen. Hier war er von Seiten seiner Glaubensgenossen der wohlwollendsten Aufnahme und milder Beurtheilung sicher; hier war der Herzog von Ventadour, sein Verwandter, Lieutenant des Gouverneurs und hatte er früher selbst das Kommando geführt; hier war er weit vom Könige entfernt und konnte in verhältnißmäßiger Sicherheit dessen Beschlüsse abwarten. Hier endlich konnte er seiner Schuld nicht leicht überführt werden, denn die Beweise und Zeugen für dieselbe waren in Paris, und sie nach Castres zu überführen, war schwierig. Er zeigte diesen Entschluß dem Könige in einem Briefe an, den er erst mitten auf seiner Reise (30. Nov.) schrieb, und den er offen an Du Maurier sandte, um durch diesen dem Monarchen mitgetheilt zu werden.[2]) Als Vorwand, weshalb er nicht seinem ersten Versprechen gemäß nach Paris komme, führte er an, daß er seitdem die Namen seiner

---

[1]) Ouvré, Aubéry du Maurier (Paris 1853), p. 77.

[2]) Am 29. November war er auf seiner Reise bereits durch Figeac gekommen; Brief des Königs an Sully vom 5. Dezember, Oec. roy. ch. CXIII. p. 422. — Ueber die Gründe, weshalb Bouillon sich nicht vor die Chambre mi-partie von Guyenne, wo die Vicomté Turenne lag, zu Nérac, sondern vor diejenige der Langued'oc gestellt hat, siehe den Beschluß der letztern vom 7. Dezember 1602 (MS. Nat.-Bibl. zu Paris, Manuscr. français, vol. 4020 p. 86b. ff.)

Ankläger erfahren habe, und daß der König, wenn er den Anschuldigungen so schändlicher Menschen gegen den treusten und vornehmsten seiner Diener Glauben schenke, nothwendig gegen denselben voreingenommen sein müsse. Uebrigens sei die Kammer von Castres das ihm zuständige Gericht, und hier hoffe er sich von jedem unwürdigen Verdachte frei zu machen.

Der König war von diesem plötzlichen Sinneswechsel — wie wenigstens anscheinend derselbe sich in dem zweiten Briefe aussprach — auf das tiefste betroffen. Er berief sofort seine vornehmsten Rathgeber um sich nach Fontainebleau und zog selbst den Vertreter der Hugenotten am Hofe, Herrn von St. Germain, zu der Berathung. Die Angelegenheit konnte im Grunde einem Zweifel nicht unterworfen sein. Man durfte die Verhöhnung des königlichen Befehls durch den Herzog nicht gestatten. Man durfte ferner nicht dem Herzoge Gelegenheit zu einer — hier unzweifelhaften — Freisprechung und so zu einem Triumphe über den König geben. Dazu kamen aus Castres bald weitere Nachrichten bedenklicher Natur.[1]) Der Herzog, am 5. Dezember in Castres angelangt, hatte sofort die Reformirten aufgefordert, gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen und nicht zu leiden, daß man ihn seinen rechtmäßigen, ihm durch das Edikt gesetzten Richtern entziehe. Der König konnte nicht dulden, daß die damals ohnehin in gereizter Stimmung befindlichen Protestanten durch solche Aufstachelungen noch mehr in Gährung versetzt wurden, es mußte — bei aller Schonung in der Form — doch energisch gegen einen Ungehorsam vorgegangen werden, der bereits die Gestalt des Aufruhrs anzunehmen begann. Aber der König wollte hierbei das Recht vollständig auf seiner Seite haben: fingen doch schon auswärtige Fürsten, vor allen die Königin von England, an, ihm Vorstellungen gegen die Behandlung Bouillon's zu machen, die

[1]) Instr. an Beaumont in London, 24. Dezember 1602; Lettr. Miss. V. 723 ff. — Vgl. den Auszug aus der Depesche Beaumont's vom 5. Dez. bei Siri, Mem. recond, I. 69.

selbst in einer für den französischen Monarchen ziemlich beleidigenden Form abgefaßt waren.[1])

Heinrich begab sich deshalb nach Empfang dieser Nachrichten schleunigst nach Paris zurück und versammelte hier einen großen Rath um sich, der nicht nur aus den Mitgliedern des Geheimen Rathes sondern auch den Parlamentspräsidenten von Paris und andern angesehenen Männern bestand. Man erkannte einstimmig an, daß für Personen vom Range des Herzogs und für die Qualität der ihm zur Last gelegten Verbrechen nur das pariser Parlament kompetent, daher die Kognition der Sache dem Parlamente von Castres zu entziehen und der Prozeß in aller Form bei dem pariser Parlamente zu instruiren sei. Alle anwesenden Prinzen, Großen und hohen Würdenträger fanden diesen Beschluß vollständig gerecht: Heinrich hatte wohl nichts anderes erwartet und gewünscht. Dennoch beschloß er, die Mäßigung in der Form bis zum letzten Augenblicke zu bewahren. Er gestattete den Freunden des Herzogs, ihm privatim von dem Ausfalle der Berathung Nachricht zu geben, damit er Zeit zur Ueberlegung habe. Offiziell wurde der Staatsrath von Caumartin an Bouillon abgeordnet, um demselben den Befehl des Königs, vor ihm in Paris zu erscheinen, abermals auszusprechen. Im Falle einer Weigerung von Seiten des Herzogs sollte hierauf mit aller Strenge verfahren werden. Vor allem aber war es nothwendig, die Protestanten zu beruhigen. Die beiden Deputirten der Hugenotten, die sich am Hofe befanden, mußten sich zu ihren Glaubensgenossen in allen Städten und Provinzen des Königreichs begeben, um ihnen zu erklären, daß es sich bei der Angelegenheit nicht um die reformirte Sache überhaupt, sondern nur um die Person Bouillon's handle. Nach der Guyenne entsandte Heinrich den reformirten Marquis

---

[1]) MS. frçs. der Nat.-Bibl. zu Paris, fol. 4020 p. 81a ff. Elisabeth erklärt Bouillon für ganz unschuldig trotz der Anklagen, mit denen Heinrich ihn überhäufe.

de la Force, mit der Vollmacht, durch Güte oder Gewalt alle aufständischen Regungen der dortigen Hugenotten niederzuhalten.[1])

Der Herzog von Bouillon, im Voraus von der Reise Caumartin's benachrichtigt, stand vor der überaus wichtigen Entscheidung, welchen Weg er einschlagen solle? Drei Möglichkeiten lagen vor ihm: entweder er gehorchte dieses Mal der königlichen Aufforderung und begab sich nach Paris; oder er rief seine Freunde und Glaubensgenossen auf, mit den Waffen für seine Sache einzustehen; oder endlich er entzog sich der Gefahr durch die Flucht. Den ersten Weg zu betreten, litten jetzt sein Stolz und zugleich die Sorge für seine Sicherheit noch viel weniger, als früher. Der zweite Weg war ein überaus gefährlicher und, wie die Dinge einmal lagen, ziemlich aussichtsloser. Der Herzog mußte sich nur zu deutlich der schroffen Abweisung erinnern, die ihm von Seiten des hugenottischen Generalraths zu Theil geworden, als er demselben seine hochverrätherischen Pläne offenbart hatte.[2]) So blieb nur die dritte Eventualität übrig: die Flucht in das Ausland. Freilich es war die in vieler Beziehung persönlich unangenehmste. Der Herzog kam dann als ein armer Vertriebener zu seinen Freunden, um bei deren Gnade Aufnahme und Unterhalt zu suchen. Gewährten sie ihm diese, so setzten sie sich dadurch der Feindschaft, vielleicht sogar thätlichen Angriffen von Seiten des französischen Königs aus. Der Herzog mußte also fürchten, überall bei seinen Freunden Kälte, ja Zurückweisung zu finden! Aber es blieb ihm kein anderer Ausweg übrig aus der Sackgasse, in die er sich nun einmal verrannt hatte.

Also die Abreise nach Deutschland beschloß der Herzog, und nun mußte er dieselbe so schnell wie möglich antreten. Er durfte die Ankunft Caumartin's nicht abwarten, um nicht durch Nicht-

---

[1]) Memoir Aerssen's vom 13. April, p. 395. — Instruction an Beaumont, 24. Dezember 1602; L. M. V. 726. — Mém. de la Force I. 157; Corresp. 345 f.

[2]) Theil I. S. 201 ff.

befolgung eines so feierlich überbrachten königlichen Befehls seine Schuld zu erhöhen. Aber ehe er sich von Castres fortbegab, erwirkte er noch einen Beschluß der dortigen Parlamentskammer, der ganz zu seinen Gunsten abgefaßt war. Das Parlament erklärte sich in demselben für völlig kompetent und lobte das friedliche Verhalten Bouillon's sehr. Zwar habe der König der Kammer verboten, von der Sache des Herzogs Kenntniß zu nehmen, und sie weise deshalb den Supplikanten ab, indeß nicht ohne ihm ein Zeugniß über sein durchaus gesetzmäßiges Betragen auszustellen.[1]) Unter der Form einer Abweisung erhielt so Bouillon von der Kammer zu Castres eine förmliche Unschuldserklärung, mit der er wenigstens die Augen uneingeweihter und oberflächlicher Beurtheiler zu täuschen vermochte. Mit diesem Dokumente versehen, brach er eilig von Castres auf und ging, verfolgt von der königlichen Marechaussee, unter mancherlei Fährlichkeiten über Oranges nach Genf (Mitte Dez.) Vorher hatte er noch an seinen Schwager, den Herzog de la Tremoille, und an den König Schreiben gesandt: er wolle die öffentliche Ruhe nicht stören und nicht die Gerechtigkeit seiner Sache durch Gewaltthätigkeit mindern, wozu seine Feinde ihn drängen zu wollen schienen; deshalb räume er das Land. Auch in Genf hielt er sich nicht lange auf. Nachdem er daselbst den Feierlichkeiten wegen der verunglückten Escalade des savoyer Herzogs beigewohnt, eilte er nach Heidelberg zu seinem Schwager, dem Pfalzgrafen. Dieser indeß nahm ihn erst nach einigem Schwanken und Zögern auf.[2])

Heinrich gerieth auf die Nachricht von Bouillon's Flucht zunächst in große Erregung. Die Keckheit, mit welcher der Herzog

---

[1]) Castres, 7. Dez. 1602; MS. Bibl. Nat. zu Paris, Manuscr. franç. vol. 4020 p. 86b ff. — Der Procureur du Roy zu Castres reiste eigens nach Paris, um dem Könige das friedliche Benehmen Bouillon's zu schildern; Dep. Winwood's vom 18. Dezember 1602; Winwood Mem. I 454.

[2]) Buzanval an Villeroy, 25. Febr. 1603; Vreede, Negociations, 387. — La Force, I. Corresp. 346 ff.

überall verkündet hatte, er sei völlig unschuldig und dem Könige makellos treu ergeben, und nur diejenigen, die bisher dessen schlimmste Feinde gewesen, hätten seinen Sturz veranlaßt: versetzte Heinrich in hohen Zorn. Auch fürchtete er seit Entdeckung des Biron'schen Anschlages mehr als früher für seine persönliche Sicherheit, so daß er stets von Wachen umgeben erschien, und mochte er wohl im ersten Augenblicke glauben, Bouillon werde direkte Anschläge gegen sein Leben unternehmen — wozu dieser keinesfalls fähig war. So traf er hastig Vorsichtsmaßregeln, um allen etwaigen aufständischen Versuchen begegnen zu können. Sieben Kompagnien leichter Reiter, jede 200 Mann stark, wurden neu ausgehoben, die 1602 gegen Biron frisch gebildeten Regimenter Nerestan und de Bourgh, die wieder aufgelöst werden sollten, wurden beibehalten.[1]) Aber bei ruhiger Ueberlegung mußte der König einsehen, daß er doch keine Ursache habe, in Betreff Bouillon's allzu große Besorgniß zu hegen. Derselbe hatte durch seine eilige Flucht deutlich gezeigt, daß er am Erfolge einer gewaltsamen Erhebung in Frankreich völlig verzweifle; und daß er etwa von dem pfälzer Kurfürsten oder den andern protestantischen Fürsten Deutschlands bewaffnete Unterstützung erhalten werde, war um so unwahrscheinlicher, als diese Fürsten auf Frankreichs Hülfe gegen den Kaiser und die sich täglich mehrenden Uebergriffe der katholischen Partei in Deutschland nothwendig angewiesen waren. Der König brauchte also ein gerichtliches Verfahren gegen Bouillon nicht zu beschleunigen. Auf der andern Seite jedoch war er immer entschlossen, seine Autorität in dieser Angelegenheit fest aufrecht zu erhalten und dem Herzoge nur nach völliger Unterwerfung die Verzeihung, zu der er freilich in Erinnerung an Bouillon's frühere Dienste stets geneigt blieb, angedeihen zu lassen.

Hierin konnten ihn auch keine Vorstellungen fremder Fürsten,

---

[1]) MS. Dep. Ayala's vom 18. 23. Jan. 1603; Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien, C. 188.

auf die er übrigens von vorn herein hatte gefaßt sein müssen, irre machen. Besonders Elisabeth von England nahm sich des vornehmsten Reformirten Frankreichs auf das lebhafteste an; immer wieder bestürmte sie Heinrich durch ihren Gesandten in Paris, dem Herzoge Verzeihung oder, wie sie vielmehr sagte, Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. Sie wurde eben so schroff zurückgewiesen,[1]) wie der Pfalzgraf, als er seine anfängliche Zurückhaltung gegen seinen Schwager nun durch eine warme Befürwortung für ihn bei dem Könige wieder gut machen wollte. Sonst mußte Bouillon bittere Erfahrungen einsammlen, wie der im Unglück Befindliche die Hoffnung auf seine nächsten Freunde aufzugeben hat. Der eine seiner Schwäger hatte ihn nicht aufnehmen wollen, der andere — Moritz von Oranien — hatte so viele Besorgniß vor dem Unwillen des Königs, daß er sich nicht entschließen konnte, bei demselben ein Wort zu Gunsten des Herzogs einzulegen![2])

Auch mit seinen eigenen Vorstellungen hatte Bouillon keinen Erfolg bei dem Könige, zumal er sie durch La Tremoille übergeben ließ, welcher Heinrich gleichfalls verdächtig war. Sobald der Herzog in Genf angekommen, richtete er an Tremoille die Bitte, für ihn vom Könige den weitern Unterhalt der Garnison von Sedan, sicheres Geleit nach diesem Orte durch französisches Gebiet, endlich unverdächtige Richter zu erlangen. Alles wurde den beiden Herzögen abgeschlagen: da man Bouillon mißtraue, könne man ihm nicht Soldaten halten; Geleit gebe man nur Fremden und Feinden; endlich komme es dem Könige zu, die nach den Gesetzen kompetenten Richter zu bestimmen, nicht dem Angeklagten,

[1]) Vgl. die Instruktionen an Beaumont aus den Jahren 1602 und 1603 im 5. und 6. Theil der Lettres Missives. — Ueber die Schritte von Kurpfalz s. Moritz Ritter, Briefe und Akten zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges, I. (München 1870) S. 403 f., 405 ff. Die kurpfälz. Gesandten irren übrigens, wenn sie meinen, daß außer Rosny auch Villeroy bei dem Könige gegen Bouillon thätig ist.

[2]) Verschiedene Depeschen Buzanval's vom Februar und März 1603; Vreede, Negoc. 384 ff., sowie MS. Nat.-Bibl. zu Paris, Manuscr. frçs. vol. 15,953.

sie sich zu wählen. Alle Gegenvorstellungen halfen nichts. Im Gegentheil, um Bouillon zu schrecken und ihm einen empfindlichen Beweis seiner Ungnade zu geben, zog der König dessen Besitzungen und Pensionen in Frankreich ein und hörte auf, dessen Garnisonen in Sedan, Turenne, St. Ciré und Limeuil zu bezahlen. Wie sehr der König hiermit im Rechte war, wußte er wohl selbst nicht im vollem Maße. Es ist nicht wahrscheinlich, daß er davon unterrichtet war, wie Bouillon keine Gelegenheit vorübergehen ließ, um die deutschen Protestanten gegen Heinrich aufzureizen; denn „es sei nützlich diesem Könige Gelegenheit zu geben, an sich zu „denken, und nicht das Feuer unter seinen Nachbaren zu unter„halten, um einer gefährlichen persönlichen Ruhe zu genießen, in„dem er sein Reich in harter und ungewohnter Knechtschaft hält." Ja, Bouillon bot als Herr von Sedan dem Kurfürsten von der Pfalz ein Defensivbündniß an, was aber die vorsichtigen pfälzer Räthe ganz bestimmt ablehnten. Auch des Herzogs endliches Erbieten, Sedan in den Schutz des Reiches zu geben, konnte bei der Kläglichkeit deutscher Zustände keinen Erfolg haben.[1]) Dem Reiche ging hier, wie damals so oft, eine treffliche Gelegenheit verloren, ein altes Besitzthum wieder zurückzuerwerben! — Als Bouillon übrigens sah, daß seine Freunde in Deutschland weder auf gütlichem Wege etwas zu seinen Gunsten ausrichteten noch zu einem gewaltsamen Auftreten für ihn veranlaßt werden konnten, begab er sich (Oktober 1603) von Heidelberg nach seinem souveränen Besitzthume Sedan.

Die Reformirten Frankreich's hatten sich zuerst um die Bouillon'sche Sache wenig gekümmert. Ihre Führer wußten, daß Bouillon wenn nicht in seinen Thaten doch mindestens in seinen Absichten schuldig sei.[2]) Allgemein faßten die Hugenotten die

---

[1]) Betreff. Aktenstücke vom 22. August bis 13. Oct. 1603 bei M. Ritter, Briefe und Akten, I. 409 ff.

[2]) Die Kenntniß von Bouillon's frühern Umtrieben seitens der protest. Führer vermindert beträchtlich das Verdienstliche von deren ruhiger Haltung

Angelegenheit als eine rein persönliche auf und erhofften des Herzogs baldige Versöhnung mit dem Könige, mit dem er ja seit einem Vierteljahrhundert in engster Verbindung gestanden hatte. Indessen als ein Einschreiten der hugenottischen Synode von Montpellier um Gnade für Bouillon schroff zurückgewiesen, als ohne Zweifel mit Billigung des Königs übertriebene und verläumderische Schriften über des Herzogs Schuld verbreitet wurden, als Heinrich auch La Tremoille deutlich sein Uebelwollen merken ließ und als er selbst die Besitzungen Bouillon's konfiszirte: da wurden die Hugenotten doch stutzig, und die Voraussetzung feindseliger Gesinnungen von Seiten des Königs gegen sie, zu der sie ja immer sehr geneigt waren, erfüllte sie von neuem. Heinrich verbot sogar ihnen und namentlich ihren Deputirten bei Strafe seiner Ungnade, ihm jemals wieder von Herrn von Bouillon zu reden. Durch diesen ungnädigen Bescheid wuchs natürlich die Unzufriedenheit der trotzigen Hugenotten. Nun war die Mehrzahl von ihnen sicher, daß Bouillon unschuldig sei. Den Feinden des Herzogs und ihrer Religion, der Undankbarkeit und dem Neide des Königs und seinen absolutistischen Gelüsten schrieben sie die Verfolgung jenes zu. Hinter dem allem aber säße der Papst und schürte den Brand, um einen so wichtigen Pfeiler der wahren Religion in Frankreich zum Falle zu bringen.[1])

So herrschte wieder einmal dumpfe Gährung unter einem großen Theile der französischen Reformirten. Und es fehlte nicht an übelwollenden oder fanatischen Menschen, welche diesen Zwiespalt zwischen König und Protestanten noch durch künstliche Mittel zu erweitern suchten. Im Oktober des Jahres 1604 versammelten die Abgesandten der Reformirten sich zu einer zahlreich besuchten Generalsynode in Gap in der Dauphiné. Einige Geistliche stellten

---

welches G. v. Polenz (Gesch. des franzöſ. Kalvinismus, IV. 888) so stark betont.

[1]) Memoir Aerssen's an die Generalstaaten, 16. März 1603; Vreede, Neg. 396 f. 404.

hier den Antrag, den Papst für den Antichrist zu erklären, diesen Satz als Dogma in das Glaubensbekenntniß aufzunehmen, ihn zu drucken und an alle Gemeinden Europa's zu versenden. Sie wußten selbstverständlich, wie unangenehm eine solche Erklärung dem Könige sein würde. Er mußte entweder derselben gewaltsam entgegen treten und so die Gewissensfreiheit der Reformirten verletzen oder sich auf ärgerliche Verwickelungen mit dem Papste gefaßt machen, dem es unmöglich gleichgültig sein konnte, in einem größtentheils katholischen Lande ganz ungescheut öffentlich für den Antichrist erklärt zu werden. Vielleicht rechneten die Urheber dieser Proposition auf die Entstehung eines Konfliktes zwischen dem Könige und den Hugenotten; vielleicht wurden sie auch nur durch mißverstandenen und übertriebenen Religionseifer geleitet. Freilich war ein solcher Glaube immer unter den Kalvinisten gewesen — eine wie große Rolle spielte diese Ansicht unter den englischen und schottischen Puritanern! — aber er war doch niemals in die Konfession aufgenommen worden. Es drangen aber die reformirten Zeloten gerade deshalb jetzt darauf, weil Jeremias Ferrier, Professor der Theologie zu Nîmes, ein unruhiger ehrgeiziger Mann, der gern von sich reden machte, auf Grund öffentlicher Verfechtung dieses Satzes vom Parlamente zu Toulouse wegen Aufruhrs belangt worden war. Wirklich ließ die Synode sich bestimmen, den bedenklichen Antrag anzunehmen.

Der König gerieth hierüber in um so heftigern Zorn, als er meinte, der Beschluß sei in der hinterlistigen Absicht gefaßt worden, ihn mit Klemens VIII. zu entzweien, mit dem er — wie wir wissen — auf's beste stand, und der in der That durch die Milde seines Verfahrens den Protestanten wenig Grund zu besonderer Feindseligkeit gegeben hatte. Da sich wirklich der Papst durch seinen Nuntius in Paris bitter über das Benehmen der Reformirten beschwerte, drohte Heinrich, alle Bücher, in denen dieser Satz gedruckt würde, mit Beschlag zu belegen und die Drucker kriminell zu belangen. Die Reformirten ihrerseits erklärten, daß sie den

König bäten, ihnen die Verkündigung eines Artikels zu gestatten, der — wie er ja wüßte, setzten sie boshafter Weise hinzu — von jeher eine Grundlage ihres Bekenntnisses gewesen sei, zu dessen öffentlicher Aussprache aber sie durch äußern Zwang veranlaßt worden.

Indessen die Vernünftigern unter den Hugenotten — Du Plessis, Rosny, die Deputirten St. Germain und Des Bordes — erkannten doch, daß es thöricht sein würde, aus dieser verhältnißmäßig geringen Ursache einen gewaltsamen Konflikt zwischen dem Könige und den Reformirten entstehen zu lassen, der nur beiden Theilen verderblich sein könnte. Durch ihre Vermittelung wurde eine Art Vertrag zwischen Heinrich und seinen kalvinistischen Unterthanen abgeschlossen. Dem königlichen Generalprokurator in Toulouse wurde in der Angelegenheit Ferrier's Schweigen auferlegt, dafür aber verschob man die Einfügung des neuen Glaubensartikels in die gedruckten Bekenntnisse.[1]) So war der Streit äußerlich beigelegt, aber eine gewisse Bitterkeit blieb aus demselben in den Herzen zurück.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Heinrich in diesen Jahren mißtrauischer gegen die Hugenotten gesinnt war, als ihr treues Verhalten in der Bouillon'schen Angelegenheit verdiente. Hatten sie sich doch in derselben nur zu einer Fürbitte bei dem Könige aufgerafft und waren, als dieselbe schroff zurückgewiesen wurde, gänzlich verstummt. Unter Heinrichs Regierung ließen die Hugenotten sich noch nicht — wie es unter der Herrschaft Ludwig's XIII. zu ihrem eigenen Verderben geschah — von ehrgeizigen und selbstsüchtigen Adligen zum Werkzeug nichtsnutziger Herrsch- und Geldgier mißbrauchen. Aber der König hatte sie immer in Ver-

[1]) Sully, Oec. roy. ch. CXXV. p. 516 ff. — Mém. de Du Plessis, 297 ff. — Lettres de Du Plessis depuis 1600. I. 40 ff. 49 ff. — P. Matthieu II. 280 b. ff. (Der ausführlicheste Bericht über die ganze Synode). — Thou l. CXXIX. p. 1001 f. (ed. Francof. 1628 pars III.) — Benoist, Histoire de l'Edit de Nantes, I. (Delft, 1693, 4°), 394 ff.

dacht, daß die Theilnahme, die sie unzweifelhaft für Bouillon, den Vornehmsten und Angesehensten unter ihnen, hegten, sie zu geheimen Machinationen gegen ihn und sein Reich veranlasse. Zumal nachdem sich Bouillon nach seiner Festung Sedan begeben hatte, gingen über seine Pläne am Hofe die abenteuerlichsten Gerüchte. Bald sollte er mit den Hugenotten und dem Könige von England in geheimen Unterhandlungen stehen, bald mit einigen Reichsfürsten gegen Frankreich ein Offensivbündniß abgeschlossen haben, nach welchem er im Falle des Gelingens dem Reiche Metz zurückgeben wolle.[1]) Das Wahre an dem allem war nur, daß Bouillon einige abermalige Versuche machte, die Reformirten in Südfrankreich für seine Sache eifriger zu interessiren.

Der einzige Reformirte, dem Heinrich Vertrauen schenkte, war Rosny, weil derselbe bei jeder Gelegenheit zeigte, daß er seiner Religion nur äußerlich ergeben sei und das Interesse seiner Glaubensgenossen dem königlichen — d. h. im Grunde seinem eigenen und persönlichen — bei weitem nachsetze. Aber Aubigné, Du Plessis und vor allen La Tremoille waren dem Könige Gegenstand unaufhörlicher Besorgniß. Im Juli 1604 mußte Rosny den genannten Herren das Mißfallen des Königs über ihre ganze Haltung persönlich ausdrücken. Den Herzog von La Tremoille suchte Rosny in seiner Residenz Thouars auf und bestimmte ihn durch Versprechungen und Drohungen zu der Zusage, baldigst an den Hof zu kommen. Du Plessis rieth dem Herzoge auf das entschiedenste ab. Auf der andern Seite aber drängte Rosny, der seine zweideutige Rolle fortspielte, mit Verheißungen und Drohungen, er solle schleunigst seinem gegebenen Worte nachkommen und sich „zum Könige oder dahin begeben, wo dieser es ihm befehlen werde". Dieser letztere Satz machte den Herzog stutzig; von allen Seiten warnte man ihn vor der Reise an den Hof: trotzdem und

[1]) **MS. Dep. Baltasar de Zuñiga's v. 14. Februar 1604. Arch. v. Sim. K. 1606. — MS. Cons. des span. Staatsr. v. 1. April; ibid. K. 1426.**

ungeachtet aller üblen Vorahnungen schickte sich La Tremoille zu derselben an. Aber die beständigen Aufregungen, die fortwährende Seelenangst waren zu stark für seinen siechen Körper. Noch in Thouars wurde er krank und starb nach wenigen Tagen in den Armen seines schnell herbeigeeilten Freundes Du Plessis (20. Okt. 1604).[1] Der König hatte für seinen alten Freund und Waffenbruder nur die kalten Worte: „Ich sehe, daß die Partei- und „Händelsüchtigen seiner Religion bekümmerter wegen seines Todes „sind, als die Guten".[2] Unter den Händelsüchtigen war vor allen der wackere Du Plessis verstanden. Ohne Zweifel war Heinrich froh, so der zwei bedeutendsten reformirten Herren — Bouillon's und Tremoille's — entledigt zu sein.

Dieses Verfahren des Königs reizte die Heftigern und Entzündbarern unter den Hugenotten immer mehr, und die Besonnenern mußten oft viel Mühe verwenden, um sie zurückzuhalten. Zu derselben Zeit aber nahm der König ihre schlimmsten Feinde zu Gnaden an.

Im Jahre 1595 waren in Folge des Mordversuches des Jean Chastel auf den König, in den mehrere Jesuiten verwickelt gewesen, sämmtliche Jesuiten durch Beschluß des Königs und des Parlamentes aus Frankreich auf ewige Zeiten verbannt worden. Auf der Pyramide, die man an Stelle von Chastel's niedergerissenem Hause erbaut hatte, war auch des Antheiles der Jesuiten an dem Komplott in einer für den ganzen Orden sehr kränkenden Weise gedacht. Seitdem nun die Jesuiten sahen, daß der König vor allem suchte, sich als eifrig katholischer Monarch zu erweisen und besonders auch sich mit dem Papste gut zu stellen, faßten sie die Hoffnung, durch Heinrich IV. selbst wieder in Frankreich eingeführt zu werden. Ihrer Gewohnheit gemäß sahen sie sich erst in der Umgebung des Monarchen nach einem Manne um,

---

[1] Mém. de Du Plessis, 300 ff. — Oec. Roy. ch. CXL. p. 572. ff. — L. M. VI. 308 f. — Lettres de Du Plessis depuis 1600, I. 68 ff.

[2] Heinrich IV. an Joyeuse, 5. Nov. 1604; L. M. VI. 329.

dem einmal die Neigung und dann auch der nöthige Einfluß zuzutrauen wäre, ihre Sache bei dem Könige glücklich zu verfechten. Klug wie immer erwählten sie sich zu ihrer Vertrauensperson Wilhelm Foulquet Herrn von La Varenne, einen Menschen, der durch die niedrigsten Mittel emporgekommen war und dennoch das Vertrauen seines Herrn in vollem Maße besaß. Ursprünglich Koch bei Madame Catherine, der Schwester des Königs, war er dann als Mantelträger in dessen Dienst getreten. Zuerst bei dem Beginne von Heinrich's Liebeshändeln mit der schönen Gabriele zum Unterhändler benutzt, hatte er bei dieser und andern ähnlichen Gelegenheiten so viel Verschlagenheit, Witz und Diskretion gezeigt daß er sich dadurch den König sehr verband. Es war ihm nicht allein gelungen, sich bei diesen zweideutigen Geschäften so zu bereichern, daß er allein von seinen Ländereien 50 bis 60,000 Livres (150,000 Thaler nach heutigem Geldwerthe) jährlich zog, er wurde auch von dem dankbaren Monarchen zum General-Kontroleur der Posten und zum Staatsrath ernannt.[1]) Nachdem La Varenne auf diese Weise ein Mann von Rang geworden, war er wiederholt zu den wichtigsten diplomatischen Sendungen gebraucht worden. Er war also dem Charakter und der Stellung nach ganz dazu geeignet, den Jesuiten bei ihren Bemühungen behülflich zu sein; Skrupel wegen seiner moralischen Nichtsnutzigkeit empfanden sie nicht. Aber auch sein Interesse mußte ihn dazu veranlassen. Die Gunst der Fürsten Leuten, wie er war, gegenüber ist unzuverlässig und hört bei dem geringsten Versehen oder auch schon in dem Augenblicke auf, wo sie überflüssig erscheinen. Deshalb mußte La Varenne bemüht sein, sich einen mächtigen Rückhalt zu sichern, der ihm besonders nach dem Tode Heinrich's IV. sehr nützlich werden konnte. Außerdem hatte er mehrere seiner Söhne in dem geistlichen Stande untergebracht und hoffte, dieselben durch die Jesuiten bis zu den

[1]) Seine frühere Herrin sagte zu ihm: **La Varenne, tu as plus gagné à porter les poules du roi mon frère qu'à piquer les miens.** — Vgl. Dep. Winwood's vom 24. Jan. 1601 (1602); **Winwood Mem. I. 380.**

höchsten Ehren in der Kirche erhoben zu sehen. So ging er bereitwillig auf das Bündniß mit den Vätern ein und war bestrebt, das Gemüth des Königs diesen günstig zu stimmen.

Vor jedem entscheidenden Versuche wollten die Jesuiten die Meinung des Königs ihnen gegenüber erforschen. Auf seiner Reise nach Metz (Anf. März 1603) kam derselbe durch Verdun, wo — weil dieses Bisthum nicht zu dem eigentlichen Frankreich gehörte — die Jesuiten ein Kolleg besaßen. Die Väter des letztern suchten den König während seines Aufenthaltes in Verdun auf und baten ihn, das Verbot, welches gegen den Besuch der Jesuitenschulen des Auslandes ergangen war, nicht auf ihr Kolleg auszudehnen. Heinrich, schon vorher von Varenne bearbeitet und wohl bereits entschlossen, jeden noch bestehenden Zweifel an seiner Katholizität durch die Wiedereinführung der Jesuiten glänzend zu widerlegen — und das war um so wichtiger, als man sich demnächst auf eine neue Papstwahl gefaßt machen mußte — gab den Patres eine sehr freundliche Antwort, in der er nicht nur ihrem Begehren entsprach, sondern ihnen auch aus freien Stücken verhieß, ihre Schüler immer gnädig aufnehmen zu wollen.[1])

So viel Güte von Seiten des Königs hatten die Jesuiten nicht erwartet. Auf Grund dieses Erfolges beschlossen sie sofort, den König um ihre Widerzulassung in Frankreich anzugehen. Auf den Rath La Varenne's stellte man fest, daß man Heinrich in Metz und zwar während der Heiligen Woche aufsuchen wolle, wo er durch die zahlreichen religiösen Uebungen in eine hinreichend fromme Stimmung versetzt sein würde.

Am Donnerstag vor Ostern 1603 wurden die vier Abgesandten der Jesuiten durch La Varenne in das Kabinet des Königs geführt, wo sie auch den Herzog von Epernon, Villeroy und Herrn von Gevres — alle drei sehr fromme Personen — gegenwärtig fanden. Sie fielen vor dem Könige auf die Knie, dieser ließ sie

[1]) Oec. roy ch. CXXIX p. 526. — Palma Cayet, Chr. sept. 242.

trotz ihres demüthigen Sträubens aufstehen, und nun hielt der Provinzial Ignaz Armand eine lange Rede an den Monarchen, in welcher er die gegen sie erhobenen Anschuldigungen zu widerlegen suchte und, unter vielen überschwänglichen Lobeserhebungen für Heinrich, denselben um ihre Wiederzulassung in Frankreich anflehte.[1] Der König antwortete freundlich: Freilich habe das Parlament nur nach reiflicher Ueberlegung seinen Beschluß gegen die Jesuiten gefaßt; indeß für seine Person hege er gegen sie eben so wenig Uebelwollen, wie gegen irgend jemanden sonst in der Welt. Sie möchten ihm ihre mündliche Vorstellung auch schriftlich überreichen — was sie sofort thaten, da sie dieselbe schon vorher zu Papier gebracht hatten. Ostermontag wurden sie von neuem bei dem Könige eingeführt und fanden dieses Mal einen noch gütigern Empfang. Er befahl dem Provinzial Armand, ihn mit dem Vater Cotton, einem fein gebildeten Priester, der vorzüglich als ausgezeichneter Prediger bekannt war, in Paris zu besuchen; denn er habe die Absicht, sie in Frankreich wieder einzuführen und sich ihrer zu bedienen. Nach diesen vielverheißenden Worten küßte er die Väter und entließ sie höchst erfreut über das so glückliche Ergebniß ihrer Verhandlung.

In der That hegte Heinrich längst dem Orden sehr günstige Gesinnungen. Theils wollte er einen Beweis seiner echt katholischen Gesinnung geben, theils meinte er auch, sich der mächtigen und weltklugen Jesuiten zu seinen eignen Zwecken bedienen zu können.[2] Die Jesuiten waren nach ihrer Vertreibung sehr gemäßigt und klug verfahren. Sie waren sehr eifrig beflissen gewesen, nach dem Uebertritte des Königs dessen Aussöhnung mit dem Papste herbei-

---

[1]) Wer sich für diese Art von Beredsamkeit interessirt, findet die Rede des Provinzials Ignaz Armand vollständig bei P. Cayet, Chr. sept. p. 242 ff. Dupleix, Histoire de Henry le Grand p. 337 ff., und lateinisch bei Thou. l. CXXIX. 994 ff. (ed. Francof. 1628 pars III.) In der folgenden Darstellung sucht Dupleix, der erst lange nach den hier von ihm geschilderten Ereignissen schrieb, den König als den Jesuiten noch günstiger darzustellen, als er sich — nach dem zuverlässigern Zeitgenossen Palma-Cayet — wirklich zeigte.

[2]) Du Plessis, Mémoires. 258 f.

zuführen. Dafür hatte nach deren Gelingen der letztere nicht aufgehört, ihre Wiederherstellung in Frankreich bei Heinrich zu betreiben. Besonders seit dem Frieden von Vervins war der Papst in dieser Richtung thätig gewesen und hatte hierin bei dem Könige bereitwilliges Entgegenkommen gefunden. Hatte Heinrich doch in Toulouse und Bordeaux das Weiterbestehen der dortigen Jesuitenkollegien stillschweigend geduldet! Und während der Verhandlungen in Lyon hatte er dem Kardinal Aldobrandini schon das förmliche Versprechen der Wiederherstellung des Ordens in Frankreich gegeben.[1]) Indessen bis jetzt hatten sich der allgemeinen und förmlichen Rückführung kaum zu überwindende Schwierigkeiten in den Weg gestellt. Der feierliche Parlamentsbeschluß, der sie verbannte, war erst wenige Jahre alt und konnte doch nicht sogleich widerrufen werden. Während des Krieges mit Spanien und der nächsten Jahre nach demselben, wo er jeden Augenblick wieder ausbrechen konnte, mußte man die Hugenotten schonen, die dem Könige so tapfer halfen, aber bei einer Wiederberufung ihrer verhaßtesten Feinde ihn sicher sogleich verlassen, vielleicht sogar sich gegen ihn erhoben hätten. Auch scheute sich Heinrich, die englische Königin zu sehr zu verletzen, wenn er sich mit den Jesuiten umgäbe, die sie besonders verabscheute, und deren Rückberufung sie ihm ausdrücklich bei jeder passend scheinenden Gelegenheit widerrieth.[2])

Jetzt hatten diese Gegengründe das meiste von ihrem Gewichte verloren. Dem Parlamente war Genüge gethan, denn fast ein Jahrzehnt war sein Beschluß in Kraft geblieben; der Hugenotten bedurfte Heinrich nicht mehr; mit Savoyen und Spanien war Friede; und während seiner Reise nach Metz war auch Elisabeth gestorben und hatte dem schwachen Jakob Platz gemacht. Dazu boten die Freunde der Jesuiten in Paris — der päpstliche Nun-

---

[1]) Vreede, Lettres et Neg. de Buzanval, 241. — Ranke, Päpste (4. Aufl.), II. 289 ff. — Benoist, Histoire de l'Edit de Nantes, I. (Delft, 1693, 4°) p. 293.

[2]) Du Plessis, Mémoires 289.

tius, Villeroy und besonders La Varenne — alles auf, um den Zeitpunkt der Rückberufung zu beschleunigen. Alles, was sich am Hofe mit dem Scheine der Frömmigkeit zu umgeben liebte, bestürmte den König in dieser Richtung. Der Aufforderung des Königs in Metz entsprechend, kamen im Anfang Juni 1603 auch einige Jesuiten an den Hof, der Provinzial Armand und der Vater Cotton, der als geschickter Weltmann und beredter Prediger großes Ansehen in seinem Orden genoß. Es gelang besonders diesem gewandten Priester, durch liebenswürdiges und friedfertiges Auftreten sich sehr schnell in der Gunst des Monarchen festzusetzen, so daß dieser ihn bald zu den geheimsten Berathungen heranzog. Kurz darauf gestattete er ihm sogar, in offener Verletzung des Ediktes in Fontainebleau vor dem Hofe, ja öffentlich in Paris zu predigen; die ausgezeichneten Reden des Jesuiten zogen bald alle Welt zu seiner Kanzel. Cotton bemühte sich dabei, die größte Mäßigung in jeder Beziehung zur Schau zu tragen. Dem König und seinen Ministern schmeichelte er, indem er häufig predigte, es sei heiliger, die Steuern zu zahlen, als Almosen zu geben; denn dieses sei nur eine Ermahnung, jenes ein Befehl. Von den Reformirten sprach er als von „unsern Gegnern in Bezug auf die Religion, aber „anders nicht". Calvin nannte er — man behauptete, es sei dies von Seiten eines katholischen Geistlichen noch nicht vorgekommen — stets höflicher Weise „Herr".[1]) So wurden systematisch die Gemüther allmählich für den Orden gewonnen, der Schritt für Schritt seinen Sieg weiter verfolgte. Auch die Väter Majus und Alexander, an diplomatischer Klugheit und einschmeichelnder Feinheit den beiden ersten Ankömmlingen gleich, fanden sich im Laufe des Sommers bei Heinrich IV. ein. Sie versprachen im Namen des Ordens, daß sie gute Franzosen sein, dem Könige nach Kräften dienen und nur Franzosen zu Provinzialen in den drei fran-

[1]) P. Cayet, Chr. sept., 276. — Supplém. à l'Estoile, 351 ff. — Dupleix, Henry le Gr., 347. — Oec. roy ch. CXXIX. p. 526.

zösischen Provinzen ihrer Gesellschaft wählen wollten. Zwar liefen bei Heinrich auch dringende Gegenvorstellungen gegen die Restauration der Jesuiten von Seiten Jakob's I. ein:[1]) aber das vermochte ihn in dem einmal gefaßten Beschlusse um so weniger wankend zu machen, als er im Gegentheile die Einmischung fremder Fürsten in die innern Angelegenheiten seines Reiches stets sehr ungern sah.

Gegen Ende des Sommers versammelte der König seine vornehmsten Minister und Beamten, um die Rückberufung der Jesuiten in Erwägung zu ziehen. Nach mehrtägigen Berathungen beschloß die Mehrheit, der schon bekannten Ansicht des Königs beizutreten. Auch der Reformirte Rosny war Höfling genug, um seine Stimme hierfür abzugeben; nur der muthige Präsident De Thou rieth, die Angelegenheit dem Parlamente anheimzustellen d. h. die Jesuiten abzuweisen. Endlich, im September 1603, während seines Aufenthaltes in Rouen, erließ der König ein Edikt, durch welches die Jesuiten in die Städte, wo sie sich früher niedergelassen hatten, und einige andere namentlich aufgezählte zurückgeführt und mit ihren konfiszirten Besitzthümern von neuem begabt wurden. Freilich wurden ihnen einige Bedingungen gestellt: neue Niederlassungen der Jesuiten durften nur mit königlicher Einwilligung geschehen; nur geborene Franzosen durften in Frankreich dem Orden angehören; jeder Jesuit mußte dem Könige und dem ganzen Lande Treue und Friedfertigkeit schwören; Erbschaften durften sie nicht annehmen, keine Schenkung erhalten, keinen Kauf abschließen ohne Genehmigung des Königs, u. s. w. Indeß die Hauptsache, ihre legale Existenz in Frankreich, hatten die Jesuiten erlangt, und die einschränkenden Bedingungen, durften sie hoffen, würden in Folge der günstigen Gesinnung des Königs bald zum todten Buchstaben oder vielleicht gänzlich aufgehoben werden.

---

[1]) Auszug aus der Dep. Beaumont's vom 23. Juli 1693; bei Siri, Mem. recond. I. 239 ff. — Du Plessis an La Fontaine, 26. März 1601; Mém. et Lettres de Du Plessis, I. 46 f.

So groß die Freude der Jesuiten und ihrer Anhänger, so stark waren auch der Kummer und die Entrüstung ihrer Gegner. Und zu diesen gehörten nicht etwa allein die Reformirten, die freilich in den Jesuiten ihre schlimmsten Feinde sahen. Dasselbe Parlament, das sich einst mit aller Kraft dem Edikte von Nantes widersetzt hatte, war doch nicht fanatisch genug, die Staatsgefährlichkeit der Jesuiten zu übersehen. Einmal fühlte es sich gekränkt, daß ein feierlicher Parlamentsbeschluß nun plötzlich, ohne besondere Veranlassung umgestoßen werden sollte; und dann fürchtete es, die Jesuiten möchten entweder den König sich unterthan machen oder, wenn ihnen dies nicht gelänge, schwere Unruhen im Reiche hervorrufen. Das Parlament griff also zu seinem beliebten Mittel, der Verschleppung. Ein Monat nach dem andern verging, ohne daß das Edikt auf die Tagesordnung gesetzt wurde. Der König sprach persönlich mit einigen hervorragenden Mitgliedern des Parlamentes: vergebens. Endlich gab Heinrich dem Hofe den bestimmten Befehl, das Edikt zu registriren. Am 24. Dezember 1603 suchte nun zwar der erste Präsident, der würdige Achill von Harlay, in dreiviertelstündiger feuriger und selbst von den Gegnern bewunderter Rede den König umzustimmen: aber da Heinrich IV. sich einmal fest zu Gunsten der Patres entschlossen hatte, so konnte keine Macht der Erde ihn mehr davon zurückbringen. Er antwortete nach seiner gewohnten Weise, von dem einen Punkte auf den andern überspringend, in kühnen Wendungen, mit zahlreichen Gleichnissen. Dann verwies er, wie stets, wenn er keine bessern Gründe wußte oder sie nicht äußern wollte, auf seine überlegene Kenntniß und Einsicht und schloß mit dem Machtspruche, der freilich mehr werth war, als alle seine Gründe: „Laßt mich diese Angelegenheit leiten, ich habe andere viel schwierigere zu Stande gebracht; und sinnt nur noch darauf, auszuführen, was ich euch sage“.[1])

[1]) P. Matthieu, Hist. de Henry IV. ed. 1631 p. 621. — Thou l. CXXXII. p. 1044 ff., der die Reden wörtlich, natürlich in latein. Uebersetzung, mittheilt

Das Parlament glaubte, seine Pflicht gethan zu haben und nunmehr dem bestimmten Willen des Königs keinen Widerstand mehr leisten zu dürfen. Trotz der Gegenbemühungen einiger hartnäckiger oder besonders pflichteifriger Räthe wurde das Edikt am 2. Januar 1604 in die Register des höchsten Gerichtshofes eingetragen. Der Jesuitenorden bestand wieder zu Recht in Frankreich. Nach wenigen Wochen predigten und lehrten die Schüler Loyola's wieder in allen großen Städten des Landes.

Heinrich fuhr fort, ihnen einen Gunstbeweis über den andern zu geben. Auf die Bitte La Varenne's schenkte er das königliche Schloß, das in dessen Geburtsorte La Flèche (im nördlichen Anjou) lag, den Jesuiten, um dort ein Kolleg und eine Kirche zu gründen, in welcher letztern einst die Herzen des Königs und der Königin beigesetzt werden sollten.[1]) Brachte diese Schenkung eines königlichen Schlosses an die Verhaßten die Reformirten schon in Aufregung, so mußte es sie geradezu mit ernstlichster Besorgniß erfüllen, als der König den einschmeichelnden und klugen Cotton zu seinem Hofprediger, Gewissensrath und Beichtvater wählte. Schon seit einiger Zeit von Heinrich nicht nach Wunsch behandelt, mußten sie jetzt fürchten, daß der Jesuit das Ohr und das Herz des Königs völlig gegen sie einnehmen werde.

Eine weniger ernsthafte, aber darum doch persönlich recht gefährliche Opposition fand der arme Cotton, der übrigens seinen Einfluß keineswegs mißbrauchte, in dem lockern Gesinde des Hofes, welches fürchtete, daß sich Heinrich in Folge der großen Macht, die sein Beichtvater über ihn besaß, bestimmen lassen möchte, dem lustigen Leben am Hofe ein Ende zu machen und ein ernstes und frommes Wesen an demselben einzuführen. Hierin irrten sie freilich vollständig. Denn einmal war Heinrich wenig geneigt, sich von irgend jemand in seinen Vergnügungen und Genüssen stören zu lassen, und dann haben — soweit wir das verfolgen können —

---

[1]) Supplém. à l'Est. 366.

die Jesuiten auch nie versucht, in dieser Richtung einen Einfluß auf Heinrich's Charakter auszuüben. Indeß die jungen Herren am Hofe waren anderer Ansicht und verfolgten den Vater Cotton mit ihrem lebhaftesten Hasse. Sie reizten die Pagen und Lakeien des Hofes zu Spöttereien gegen den Jesuiten,[1]) und als dieselben dafür durchgepeitscht worden, unternahmen sie aus Rache einen Mordversuch gegen Cotton, der jedoch mit einer starken Fleischwunde davonkam. Der König und seine Gemahlin zeigten sich über dieses Ereigniß sehr entrüstet, allein die darüber angestellte Untersuchung blieb ohne jedes Ergebniß.[2]) Natürlich wurde in Folge dieses Martyriums Cotton Heinrich dem Viertem nur um so lieber, der bald auch in politischer Beziehung keinen wichtigen Entschluß mehr faßte, ohne zuvor den Rath des klugen Jesuiten gehört zu haben.

Mit dem größten Eifer begünstigte der König die Ausbreitung des Ordens über ganz Frankreich. Nicht nur gestattete er den Städten, die ihn darum angingen, die Einführung der Jesuiten; sondern er zwang diese auch Orten auf, die von ihnen durchaus nichts wissen wollten. Die Einwohner von Rouen, das durch die Bürgerkriege stark gelitten hatte, wollten zu dem Unterhalte der dortigen Jesuiten nichts beitragen; durch einen sehr ungnädigen königlichen Befehl wurden sie dazu gezwungen. Die vornehmsten und angesehensten Bewohner der Provinz Poitou widerstrebten aus Liebe zum religiösen Frieden der Errichtung eines Jesuitenklosters in ihrem Hauptorte. Aber gerade deshalb lag es Vater Cotton sehr am Herzen, daß in Poitiers der Wille der Gesellschaft

---

[1]) Vieille laine, vieil cotton; P. Cayet, Chr. sept., 277. — Vgl. den Spottvers Supplém. à l'Est. 361. — Lat. und französ. Spottreden und Verse über Cotton in der MS. Depesche Ayala's vom 25. Mai 1605; Wien.

[2]) In etwas verschiedener Auffassung erzählt von P. Cayet, Chr. sept. 276 f.; und Dupleix, Hist. de Henry le Gr., 349. Ersterer giebt als Datum des Ereignisses Ende Februar 1604 an; indeß Heinrich IV. selbst spricht da von bereits in seiner Instruktion an Beaumont vom 17. Jan. 1604 als von einem Ereignisse, das mehrere Tage früher stattgefunden hat.

Jesu durchgesetzt werde, und so erließ wirklich Heinrich an die Bürger dieser Stadt ein sehr dringendes Mandat, die Jesuiten ohne Zögern aufzunehmen. Selbst in das bisher so streng protestantische Bearn wurden im Jahre 1608 die Jesuiten eingeführt.[1])

Ohne jede Schwierigkeit erlangten die Jesuiten nun auch die Niederreißung der Pyramide, die zu ihrer Schande aufgerichtet war. Der König wollte das Parlament veranlassen, selbst den Befehl zur Niederreißung des Denkmals, das gerade auf Verordnung des hohen Gerichtshofes aufgestellt worden war, zu ertheilen; aber zu dieser Selbstdemüthigung war die Körperschaft nicht zu bewegen. So wurde die Pyramide auf einfache königliche Ordre hin entfernt. — Dem Vater Cotton bot Heinrich sogar ein Bisthum an, das dieser jedoch ablehnte, theils um nicht den Neid gegen den Orden zu verstärken, theils wohl auch, um nicht die einflußreiche Stellung eines königlichen Beichtvaters aufgeben zu müssen.

Die Begünstigung der Jesuiten durch den König lockte dann andere Orden nach Paris, und bald füllte sich die Stadt mit neu errichteten Klöstern der verschiedensten Regeln. Heinrich IV. hatte aber die Genugthuung, von Seiten des Papstes und der übrigen Kirchenfürsten die herzlichsten Glückwünsche ob der glänzenden Beweise seiner treuen kirchlichen Gesinnung zu erhalten. Alle in Frankreich bestehenden Mönchsorden wurden von dieser großen Bewegung erfaßt. Erwähnt sei hier nur die allerdings in ihren Folgen der Wissenschaft sehr ersprießliche Reformation des Benediktinerordens, begonnen durch eine Bulle Klemens VIII. vom 7. April 1604. Auch in den Frauenklöstern begann eine gesteigerte Religiosität sich geltend zu machen. Die Nonnen trieben so strenge Bußübungen, daß viele von ihnen darüber starben; der

---

[1]) 27. Febr., 7. März 1605; Lettr. miss. VI. 354 f. 366. — Benoist, Hist. de l'Edit de Nantes, I. 455.

Papst selbst sah sich bewogen, ihnen Mäßigung anzuempfehlen.[1]) Gerade von der Zeit des Skeptikers Heinrich datirt die moralische und intellektuelle Wiedergeburt des französischen Klerus. Unter den fromm katholischen Valois arg verweltlicht, fing er jetzt an, sich mit Eifer, Sittenstrenge und Wissenstrieb zu erfüllen. —

Indessen so ganz ungetreu wurde doch Heinrich IV. seiner bisherigen Politik, die ja wesentlich die der Vermittelung und möglichsten Unparteilichkeit gewesen war, nicht, daß er nach den Begünstigungen, welche er den Katholiken erwiesen hatte, nicht nun auch den Reformirten einige Benefizien zugestanden hätte. Er hatte hierzu um so mehr Veranlassung, als gerade in den Jahren 1604 und 1605 die innere Ruhe des Reiches abermals von vielfachen geheimen Umtrieben bedroht war; zumal da Bouillon in dieselben verwickelt war, mußte dem Könige sehr viel daran liegen, die Reformirten von jeder Betheiligung an den Empörungsversuchen fern zu halten. Die Richtschnur seines Verfahrens in diesen Angelegenheiten ist bekannt: er war gewillt, den Reformirten Freiheit des Bekenntnisses und Bürgschaft für ihre Sicherheit insofern zu gewähren, als dies mit der allseitigen Unterordnung unter die Macht des Staates vereinbar war. Eine Immunität von der Staatsgewalt sollte nirgends gestattet sein, vielmehr die komplizirte und gewichtige Maschine des hugenottischen Gemeinwesens nur unter Aufsicht und oberster Leitung der Staatsregierung arbeiten.

Durch ihre gesetzmäßigen Deputirten bei dem Könige, die Herren von St. Germain-Monroy und Des Bordes, ließen die Hugenotten im Herbste 1604 den König um die Bewilligung einer politischen Generalversammlung angehen. Sie stellten vor, daß gerade den gegenwärtigen Umtrieben gegenüber, in die man sie fortwährend hineinziehen wolle, eine Verständigung zwischen Sr. Majestät und ihnen vom höchsten Nutzen sein werde. Heinrich, aus den oben angeführten Gründen gewillt, den Reformirten zu

[1]) Ranke, Päpste (4. Aufl.) II. 426.

fallen zu sein, erließ in der That ein Brevet, welches eine Generalversammlung der Hugenotten auf den 1. Mai 1605 nach Chatellerault in Poitou berief.[1]) Aber diese Gunst sollte doch auf der andern Seite auch dazu dienen, die Hugenotten dem Staate fester zu unterwerfen. Der König befahl deshalb den beiden hugenottischen Deputirten, ihren Glaubensgenossen durch ein Zirkular anzuzeigen, daß von nun an jeder ihrer Synoden und politischen Versammlungen ein königlicher Kommissar beiwohnen solle: eine wichtige Neuerung, die abermals beweist, wie konsequent Heinrich seine Ziele vor Augen hatte! Wie er auf der einen Seite die Jesuiten — trotz aller Begünstigungen — von dem Gutdünken der Staatsregierung für jeden Augenblick abhängig machte, so sucht er auch den Hugenotten immer mehr jene Selbstständigkeit zu nehmen, in der sie sich vor wenigen Jahren noch zu einer Abart des holländischen Staatswesens konstituirt hatten.

Freilich sahen die Reformirten wohl ein, was der König mit dieser Maßregel bezwecke. Das sei, sagten sie, eine unerhörte Sache, die selbst unter den frühern Königen nie vorgekommen sei; um so viel weniger sei sie von dem jetzigen Könige zu erwarten gewesen, der doch so viele Beweise der Treue gerade aus der Mitte der kalvinistischen Versammlungen erhalten habe. Keine Körperschaft im Königreiche — und es seien ihrer doch viele, die in der Vergangenheit größern Grund zum Mißtrauen gegeben — brauche unter besonderer Aufsicht eines königlichen Kommissars zu tagen. Es sei klar, ihre Feinde hätten den König verleitet, sie dadurch als verdächtige Menschen brandmarken zu wollen.[2]) Sie beauftragten ihre Deputirten, dem Könige ihre Beschwerden und Forderungen vorzulegen. Sie verlangten, daß zu den politischen

---

[1]) MS. Königl. Bibl. zu Berlin, Manuscr. gall. fol. vol. 21 p. 51 a. b. Das Brevet ist vom 28. Okt. 1604. — Ueber die Vorgeschichte dieses Brevets s. Brief Du Plessis an St. Germain vom 24. Aug. 1604; Mém. et Lettr. I. 57 ff.

[2]) Dep. Hesperien's an Sillery vom 8. März 1605; Mém. et Lettr. de Du Plessis, I. 91.

Versammlungen mehr als zwei Abgeordnete von jeder der zehn hugenottischen Provinzen kommen und daß sie auf denselben noch weiteres verhandeln könnten, als nur die Ernennung von sechs Kandidaten zur Generaldeputation. Die Synoden wollten sie ohne jede Anzeige an den König halten dürfen, da dieselben sich nur mit innern religiösen Angelegenheiten befaßten. Ferner baten sie, ihnen die Aufnahme eines königlichen Kommissars zu ersparen; und endlich, die Versammlung in Chatellerault aufzuschieben, da sie mit den Vorbereitungen zu derselben noch nicht zu Ende seien. Der König erwiderte (28. April 1605): den Zusammentritt der Versammlung schiebe er bis zum 25. Juli auf, über die andern Forderungen würde ihnen zu Chatellerault selbst ein möglichst günstiger Bescheid werden durch einen königlichen Kommissar, der ein Reformirter sein werde.[1])

So freundlich auch dem Wortlaute nach diese Antwort des Königs war, schloß sie doch augenscheinlich einen den Reformirten ungünstigen Bescheid ein. Freilich, der an sich bedeutungslose Aufschub der Versammlung wurde gewährt; aber der Hauptwunsch der Hugenotten, von dem königlichen Kommissar bei ihren Berathungen verschont zu bleiben, wurde auf schlaue Weise vereitelt. Heinrich kündigte nicht geradezu an, daß er fernerhin stets einen Abgesandten zu den hugenottischen Assembleen schicken wolle: nein, scheinbar nur dieses Mal wollte er einen Reformirten nach Chatellerault abordnen, um ihnen seine Willensmeinung über ihre Anliegen mitzutheilen. Aber jedem Nachdenkenden war es von vorn herein klar, daß dieser Fall in Zukunft als ein Präcedenz benutzt werden würde. Man wußte am Hofe ganz genau, daß Heinrich über die Weigerung der Hugenotten, einen königlichen Kommissar zu ihren Berathungen zuzulassen, sehr ungehalten war. Ja, die Nachricht davon verbreitete sich bis nach Spanien, wo

[1]) MS. Rémonstrances sur les assemblées générales et Réponse, du 8. avril; Kgl. Bibl. zu Berlin, Manuscr. gall. fol. vol. 21 p. 52a. ff.

man schon begann, Hoffnungen auf die Streitigkeiten zwischen dem Könige und den Hugenotten zu setzen.[1] Die Beantwortung der übrigen Beschwerden wurde verschoben, d. h. einstweilen und für diese Versammlung blieb es bei den Maßregeln, welche die Hugenotten hatten abgestellt sehen wollen.

Indessen die Unwillfährigkeit Heinrich's den erwähnten Wünschen der Kalvinisten gegenüber ging nicht aus Uebelwollen gegen dieselben hervor, sondern nur aus seinen unwandelbaren Grundsätzen in Betreff der innern Gestaltung des Staatslebens. Auf der andern Seite hatte er vielmehr die Versammlung zu Chatelleraudt in der bestimmten Absicht gewährt, den Reformirten den Besitz ihrer Sicherheitsplätze, der nach dem Wortlaute des Ediktes ihnen nur noch bis Ende 1606 zugestanden war, um mehrere Jahre zu verlängern.[2] Das sollte wahrscheinlich das Gegengeschenk an die Hugenotten sein für die Rückberufung der Jesuiten. Den Bedeutendsten unter den Reformirten wurde dieses Versprechen sowie die Anzeige mitgetheilt, daß Rosny der Vertreter des Königs auf der Versammlung sein werde.

Rosny war in der That die einzige Persönlichkeit, die sich der König zu seinem Kommissar in Chatellerault aussuchen konnte. Ein Reformirter mußte es sein, um die Hugenotten nicht ganz in Harnisch zu bringen. Aber unter den Reformirten würde man wohl außer jenem niemanden gefunden haben, der sich seinen Glaubensgenossen kühl genug gegenüber stellte, um erforderlichen Falles auch gegen ihre Interessen und Wünsche die Sache des Königs zu vertreten. Nur Rosny, der religiös ziemlich indifferent war und ausschließlich deshalb Hugenott blieb, weil er einsah, daß er als solcher dem Könige mehr sei, wie als Katholik[3]) — nur

---

[1]) MS. Dep. Zuñiga's v. 14. Mai 1605; Arch. v. Sim. (Paris) K. 1460. — MS. Consulta des span. Staatsr. v. 8. Febr. 1605; ibid. K. 1426.

[2]) La Force an seine Gemahlin, 28. Nov. 1604; Mém. de La Force, I. 382 f.

[3]) Relazione di Angelo Badoer (Barozzi e Berchet, II., I.) 117.

Rosny konnte eine solche Rolle übernehmen. Freilich war immer der Uebelstand vorhanden, daß Rosny den Hugenotten selbst sehr verdächtig war. Aber da es niemanden sonst unter den Reformirten gab, welcher sich zu der Rolle, die Rosny zu spielen hatte, herbeigelassen hätte, so mußte des Königs Wahl auf diesen fallen.

Die Instruktion, welche Rosny mitgegeben wurde, war keineswegs bestimmt, geheim gehalten zu werden.[1]) Der König wies darauf hin, wie der eigentliche Zweck der Versammlung, die Rechenschaftslegung der bisherigen reformirten General-Deputirten und die Ernennung neuer an ihrer Stelle, auf eine einfachere und weniger lärmende Weise hätte erreicht werden können. Jedoch aus besonderer Gnade und in der Ueberzeugung, die Versammlung werde nur die Folge haben, daß die Reformirten sich unter einander in der Treue und Dankbarkeit gegen den König befestigen würden, gestattete er ihnen die Assemblee. Indessen dürfte auf derselben kein fremder Fürst zum Protektor der Reformirten in Frankreich ernannt werden. Zweitens aber sollte dies die letzte politische Versammlung der Hugenotten in Frankreich sein. Zu Zwecken der Lehre und religiösen Disziplin hätten sie ihre Synoden, politisch könnten sie überall nach den Bestimmungen des Ediktes bei den kompetenten Richtern Recht finden, und die Ernennung der beiden Generaldeputirten könne fernerhin auf andere, weniger umständliche Weise erfolgen. Keine Anträge, die über das Edikt von Nantes hinausgingen, solle Rosny zulassen; und wenn die Versammlung doch auf dergleichen bestehe, solle er sofort darüber an den König berichten. In einem besondern Anhang wurde der Versammlung ausdrücklich untersagt: 1) die Erklärung, daß der Papst der Antichrist sei, wieder zu berühren; 2) Briefe von Bouillon oder von einem auswärtigen Fürsten in Empfang zu nehmen; 3) andere Personen als die von den Pro-

[1]) Oec. roy. ch. CLII., 1, bei Mich. et Pouj. II., III. 42 ff.; sowie in den Seite 215 Anmerk. 1 citirten MS. Akten der Versammlung zu Chatellerault.

vinzen bevollmächtigten Deputirten zuzulassen. Wenn die Reformirten sich in diesen Beziehungen dem Willen des Königs fügten, könnten sie auf die Verlängerung des Besitzes der Sicherheitsplätze rechnen. Nur das Geld für die Garnisonen in den Bouillon'schen Festungen werde der König unter keiner Bedingung weiter auszahlen.

Der König beabsichtigte also, der politischen Wirksamkeit und Organisation der Hugenotten ein für alle Male ein Ende zu machen. Von seinem Standpunkt aus hatte er hierin nicht Unrecht; aber ebenso wenig kann man es den Reformirten verdenken, daß sie gegenüber den zahlreichen Begünstigungen, die Heinrich IV. selbst den Katholiken zukommen ließ, und besonders gegenüber der völligen Unsicherheit, welche Gesinnung zukünftig der Nachfolger Heinrich's gegen sie hegen würde, ihre bisher so glücklich behauptete politische Organisation, der sie im Grunde ihre ganze Existenz verdankten, nicht leichthin aufgaben. Obwohl die königlichen Instruktionen nicht im voraus bekannt gegeben wurden, konnten doch die französischen Kalvinisten aus den frühern Erklärungen des Königs sowie aus den Nachrichten, die sie vom Hofe empfingen,[1]) ungefähr die Willensmeinung desselben erkennen und bei Zeiten ihr gegenüber Beschlüsse fassen.

Besonders Du Plessis zeichnete sich durch seinen Eifer in dieser Angelegenheit aus. Er that den Reformirten Vorschläge, die auch im ganzen später von der Versammlung angenommen worden sind. Man solle dem Könige vorstellen, wie groß die Feindschaft gegen die Reformirten noch unter den französischen Katholiken sei, zumal seitdem die Jesuiten von neuem immer mächtiger im Königreiche würden. Deshalb möge der Monarch ihnen nicht nur den Besitz sämmtlicher Sicherheitsplätze auf möglichst geraume Zeit hinaus verlängern, sondern auch die bereits

---

[1]) Du Plessis an Rivet, 22. Mai 1605; Mém. et Lettres de Du Pl., I. 107 f.

um die Hälfte verringerten Summen zum Unterhalte der Garnisonen in jenen Plätzen nicht weiter schmälern. Rosny solle man sehr freundlich empfangen, ihn aber unter gütlichen Formen von jeder Theilnahme an den Berathungen der Versammlung fern halten. In Anbetracht der üblen Lage der Dinge sollten die Deputirten gleich anfangs den Eid der Vereinigung der reformirten Kirchen Frankreich's und des Geheimhaltens der Verhandlungen erneuern, freilich unbeschadet des Gehorsams gegen den König und den Dauphin.[1])

Dieser letztere Punkt war wohl der wichtigste. Erneuerten die Hugenotten in der That diesen Eid und damit ihre alte politische Verbindung, so traten sie den hinlänglich bekannten Absichten des Königs stracks entgegen. Denn daß diese Union erforderlichen Falles auch gegen den König und Dauphin auftreten würde, konnte trotz der entgegengesetzten Phrase in der Eidesformel keinem Zweifel unterliegen. Die Hugenotten waren dann abermals eine politisch abgeschlossene Körperschaft, ein Staat im Staate geworden.

Die Deputirten, die in viel größerer Zahl, als es dem Könige genehm war, aus allen zehn Provinzen und einigen Städten zu der Assemblee entsandt waren, traten am 25. Juli zusammen. Rosny bewarb sich um den Vorsitz in der Versammlung sowie um ein berathendes Votum in derselben, aber man wollte den königlichen Kommissar ja unter keiner Bedingung bei den Deliberationen zulassen: trotz der zahlreichen Geldmittel, die Rosny zur Vertheilung mitgebracht, fanden sich nur zwei Stimmen zu seinen Gunsten, und unter denselben war die eines heimlich vom Hofe gewonnenen Advokaten.[2]) Es war dies eine große Ungeschicklichkeit

---

[1]) Die betr. Memoires Du Plessis befinden sich in den Mém. et Lettr., I. 109—113. 116—121. — Vgl. Vie de Du Pl. p. 309 f.

[2]) Marbault, 91 f. — Benoist, Hist. de l'Ed. de Nantes, I 423. — In den Oec. roy. ch. CLIV., 2, findet sich ein ausgedehnter Briefwechsel zwischen Rosny, dem Könige, Villeroy und Sillery über die Versammlung

von Seiten Rosny's, da er sonst auf Du Plessis Vorschlag in schonenderer Weise von der Theilnahme an der Versammlung fern gehalten wäre.

Die Hauptentscheidung jedoch brachte unmittelbar der folgende Tag, der 26. Juli. Hier beschworen die Deputirten von neuem die Union der evangelischen Kirchen „unter sehr demüthigem Ge„horsam gegen den König". „Wir versprechen und beschwören", heißt es weiter, „zu bewahren und auszuführen sowie bewahren „und ausführen zu lassen mit unserer ganzen Macht alles, was in „der gegenwärtigen Versammlung beschlossen und festgesetzt werden „wird, und Gut, Ansehn und Leben hierfür anzuwenden, ohne „jemals in irgend einer Weise und bei irgend einer Gelegenheit „hiervon abzugehen, bis durch diese oder eine folgende Versamm„lung anders beschlossen werden wird; niemandem, wer es auch „sei, die Vorschläge und Meinungen der Anwesenden zu offen„baren und ebenso wenig die Beschlüsse, deren Geheimhaltung die „genannte Versammlung beistimmen wird; und wenn jemand für „die Bewahrung und Ausführung der genannten Beschlüsse ver„folgt und belästigt wird, für seine Schadlosigkeit alle unsere „Mittel, Güter und Leben anzuwenden; auch nicht von der gegen„wärtigen Versammlung ohne deren Urlaub zu scheiden". Dieser Eid wurde von sämmtlichen Deputirten unterzeichnet.[1])

Es ging diese Formel über Du Plessis Vorschläge hinaus und war im Grunde eine offene Kriegserklärung gegen den König. Was half es, daß die Hugenotten diesem ihre Unterwerfung zu-

---

von Chatellerault. Indeß derselbe ist mit großer Vorsicht zu gebrauchen, da in ihm zahlreiche offenbare äußere und innere Widersprüche vorhanden sind; die Originale dieser Briefe sollen noch dazu sämmtlich „verbrannt" worden sein!

[1]) MS. Actes de l'Assemblée de Chattellerault; in Manuscr. gall. fol. vol. 21 der Königl. Bibliothek zu Berlin: Assemblées politiques de Messieurs de la Religion, p. 67a ff. — Der Eid findet sich p. 70b ff. Die Versicherungen der Ergebenheit sind übrigens, in Gemäßheit von Du Plessis Rath, auch auf den Dauphin ausgedehnt.

sicherten, wenn sie gleich darauf beschworen, die Mitglieder und Beschlüsse der Versammlung gegen jedermann ohne Ausnahme vertheidigen, niemandem — also auch dem Könige und seinen Richtern nicht — die Vorschläge und geheimen Verfügungen der Deputirten verrathen zu wollen? Einige Hitzköpfe[1]) gingen auch konsequenter Weise auf dem einmal betretenen Wege weiter und schlugen vor, diesen Eid allen Gouverneuren der Sicherheitsplätze aufzuerlegen, die königlichen Beamten von allen Angelegenheiten fern zu halten, in jeder Provinz einen beständigen Rath aufzustellen und endlich sich um fremde Unterstützung zu bewerben. Mit der Annahme dieser Propositionen wäre der Riß zwischen dem Könige und den Reformirten unheilbar geworden, ein gewaltsamer Konflikt zwischen den ehemaligen Waffengefährten stand dann sicher in Aussicht. Rüstete sich doch der König schon zum Aufbruche nach dem Süden, wo er natürlich nur an der Spitze einer Armee erschienen wäre.

Man macht häufig die Beobachtung, daß berathende Versammlungen in der Hitze einer erregten Sitzung über ihren eigentlichen Willen hinaus fortgerissen werden. So auch hier. Als Heinrich durch Rosny seinen ernsten Zorn über diese Umtriebe zu erkennen gab,[2]) kamen die hugenottischen Deputirten zur Besinnung. Es wäre unter diesen Umständen an eine freiwillige Verlängerung des Besitzes der Sicherheitsplätze von Seiten des Königs nicht zu denken gewesen, und da diese den Protestanten einstweilen unentbehrlich waren, so konnte dann die Erneuerung des religiösen Bürgerkrieges kaum noch eine Frage der Zeit sein. Es aber so weit kommen zu lassen, fühlten die Führer des fran-

[1]) Das folgende ist aus Rosny's Briefwechsel, der — wie so häufig Sully's „Dokumente" — Wahres mit Falschem vermischt zu enthalten scheint. Offiziell sind indeß diese weitergehenden Vorschläge in der Versammlung nie zur Sprache gekommen, denn in den Akten findet sich nichts von ihnen vor.

[2]) Wie ernst der König die Unionspläne der Reformirten nahm, zeigt sein Brief über diesen Gegenstand, noch am 12. Aug. an Du Plessis gerichtet; Lettr. Miss. VI. 503.

zösischen Kalvinismus um so weniger Neigung, als sie wußten, daß sie hierbei die Masse ihrer Glaubensgenossen nicht hinter sich haben würden. Sie beschlossen also, gelindere Saiten aufzuziehen. Den einmal geleisteten Eid konnten sie zwar nicht rückgängig machen, aber sie machten ihn gewissermaßen gegenstandslos, indem sie gar keine Beschlüsse faßten, die ihm eine praktische Bedeutung hätten geben können. Ja, sie gingen in ihrer Reue so weit, daß sie dem Wunsche des Königs, sie möchten nicht sofort zwei Generaldeputirte, sondern sechs Kandidaten ernennen, damit er aus ihnen eine Auswahl treffe, nach früherm Sträuben jetzt bereitwillig erfüllten (1. August [1]): ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit, da sie sich doch jedes Zugeständniß erst abzwingen zu lassen pflegten. Dafür verlangten sie die Belassung der Sicherheitsplätze auf weitere acht Jahre.

So war der Friede zwischen König und Reformirten schnell hergestellt, ehe er recht gestört worden. Mit Murren hatten sich freilich die Hugenotten dem Willen Heinrich's unterworfen, aber sie hatten sich doch eben wiederum gefügt. Die hauptsächlichen Wünsche des Monarchen waren erfüllt; man hatte weder vom Papste noch vom Herzoge von Bouillon gesprochen, selbst die engere Verbindung unter den französischen Protestanten war wieder aufgegeben worden. Solchen Beweisen der Treue gegenüber machte auch Heinrich Konzessionen. Die Versammlung hatte beschlossen, daß, wenn der König ferner besondere politische Versammlungen der Reformirten nicht bewilligen würde, die politischen Angelegenheiten dann auf den Generalsynoden zu verhandeln seien, zu denen in diesem Falle auch die vornehmsten weltlichen Führer der Partei gezogen werden sollten. Indessen es war von dem Verbote solcher Versammlungen ferner nicht mehr die Rede. Unter den sechs Kandidaten wählte der König den Adligen De la Noue und den Parlamentsrath Ducros aus, zwei eifrige Protestanten, der letztere ein Günstling des Marschalls Lesdiguieres. Endlich, was das

[1]) MS. Actes de l'Ass. de Chat. p. 80b.

Wichtigste war, der König verlieh den Besitz der Sicherheitsplätze den Protestanten auf weitere vier Jahre und erklärte dabei, daß die frühern acht Jahre des Besitzes erst vom Tage der Publikation des Ediktes von Nantes durch das letzte Parlament, das von Rennes, also vom August des Jahres 1600 gezählt werden sollten. Auf diese Weise blieben den Reformirten die Sicherheitsplätze einstweilen bis zum August 1612.

Die Versammlung dankte dem Könige für seine Geneigtheit und ging dann, nachdem sie den Generaldeputirten noch, wie gewöhnlich, ein Heft mit weitern Forderungen und Anliegen überreicht hatte, friedlich aus einander (9. August 1605[1]). Anstatt, wie man wohl von beiden Seiten gefürchtet hatte, zur Verschärfung des Zwistes zwischen Königthum und Hugenotten zu führen, hatte sie offenbar beide Parteien über ihre gegenseitigen Absichten beruhigt. Bei aller Verschiedenheit der Interessen und Meinungen gab es doch zwischen Heinrich IV. und seinen reformirten Unterthanen stets ein gewisses Etwas, das sie immer wieder zusammenführte und, trotz augenblicklicher Mißstimmung, wirkliche Feindseligkeit zwischen ihnen nicht aufkommen ließ. —

Viel gefährlicher, weil gewissenloser und gehässiger, waren die letzten Unternehmungen einiger Mitglieder der aristokratischen Partei gegen Heinrich IV. Aber sie vermochten doch nicht zu einem wirklichen Partei- und Bürgerkriege sich aufzuschwingen und blieben vielmehr auf enge, persönliche Umtriebe beschränkt.

Der Graf Karl von Auvergne hatte sich, wie wir wissen, aus Unzufriedenheit mit der — seinen Fähigkeiten völlig entsprechenden — unbedeutenden Stellung am Hofe bereits der Biron'schen Verschwörung angeschlossen und war dann vom Könige begnadigt worden. Bald aber fand er einen zweiten Verführer, der bestrebt war, ihn der Treue für König und Vaterland neuerdings abwendig zu machen: und zwar dieses Mal niemanden anders, als seine

[1]) MS. Actes de l'Ass. de Chat. p. 81 a — 101 a.

schöne Halbschwester, die Geliebte des Königs, die Marquise Henriette von Verneuil. Diese stolze und ehrgeizige Frau hatte sich eine Zeit lang eingebildet, die rechtmäßige Gemahlin Heinrich's IV. zu werden. Sie glaubte sich ihrem Ziele nahe, als sie von dem Könige das schriftliche Versprechen erhielt, nach der Geburt des ersten Sohnes seine Gemahlin zu werden. Indeß die Minister Heinrich's hatten trotz dieser Zusage, die sie für ungültig hielten, die Vermählung des Monarchen mit Marien von Medici verhandelt und endlich auch abgeschlossen. Henriette, welche diese Heirath durch jede Art von Intrigen hatte verhindern wollen, war, als ihr dies nicht gelungen, zuerst vor Zorn außer sich gerathen, so daß sie dem Könige nicht mehr den Zugang zu sich hatte gestatten wollen. Freilich hatte Heinrich sie wieder besänftigt, aber sie hatte dabei doch die Hoffnung nicht aufgegeben, daß Maria unfruchtbar bleiben, oder daß der König dieselbe aus irgend einem andern Grunde nach Florenz zurücksenden werde. Sie sagte öffentlich, *sie* sei des Königs Gemahlin, und nannte ihren Sohn Dauphin.[1]) Hielt sie sich doch für weit vornehmer, als die „dicke Bürgerfrau von Florenz", die Tochter reich gewordener Banquiers! Indeß sie sah ihre Hoffnungen eine nach der andern erlöschen. Maria gebar ihrem Gemahle einen Sohn und ein Jahr darauf eine Tochter; und trotz der häufigen Streitigkeiten zwischen den königlichen Gatten wurde nach außen der Schein guten Einvernehmens zwischen ihnen aufrecht erhalten. Das erfüllte die Marquise mit höchstem Ingrimm, und von nun an sann sie darauf, sich an Heinrich IV. zu rächen. Noch mehr wurde sie hierzu gereizt durch ihren Vater, den alten D'Entragues, einen grundsatzlosen, gänzlich verderbten Menschen, welcher gehofft hatte, in Folge der Liebe des Königs zu seiner Tochter sein Haus mit Gütern und Ehren überhäuft zu sehen,[2]) und sich nun hierin getäuscht

---

[1]) Mémoires de Claude Grulard (Petitot vol. XLIX. p. 431.)

[2]) Er gesteht das ganz offen ein in seiner Rechtfertigungsschrift; MS.

fand. Uebrigens hatten die Marquise und ihre Angehörigen in der That Grund zur Besorgniß. Maria hatte von dem schriftlichen Versprechen ihres Gemahles an ihre verhaßte Nebenbuhlerin gehört und fürchtete, daß dieselbe es nach dem Tode des Königs zu ihrem und ihrer Kinder Nachtheil anwenden werde. Sie bat deshalb den König beständig, der Marquise und deren nichtswürdiger Familie dieses Schriftstück zu entreißen. Heinrich gehorchte dem gerechtfertigten Verlangen seiner Gemahlin; aber er fand bei der Marquise um so weniger Gehör, in je gereizterer Stimmung dieselbe überhaupt war. Sie antwortete dem Könige: von ihr werde er das Schriftstück nie zurück erhalten, er möge es anderweitig suchen.[1]) Als die Königin hiervon hörte, gerieth sie in Besorgniß und großen Zorn zugleich und ließ sich wohl in ihrer Aufregung zu offenen Drohungen gegen Henriette hinreißen. Es fehlte nicht an Geschäftigen, welche diese der Marquise in noch verstärkter Weise hinterbrachten. Die Königin, so erzählten sie ihr, habe gesagt: wenn ihr Gemahl nicht mehr lebe, werde sie die Verneuil in ein Gefängniß setzen, wo diese ihre Tage beschließen solle.[2]) Henriette begann also wirklich, für ihre und ihrer Kinder Sicherheit Besorgniß zu hegen. Von beiden Seiten wurde nun der König bestürmt: von seiner Gemahlin, seine Geliebte zur Herausgabe des Schriftstückes zu zwingen; von dieser, ihr Sicherheit gegen zukünftige Verfolgungen zu gewähren. Auf beides indeß wollte Heinrich nicht eingehen. Es widerstrebte ihm, Strenge oder gar Gewalt gegen seine reizende Freundin zu gebrauchen. Aber er kannte auch sie und zumal ihre Familie zu gut, um denselben Festungen, Truppen und Geldmittel zu überliefern, die sie in einem

---

Procès criminel faict au comte d'Auvergne etc. (Manuscr. gall. fol. vol. 43 der Königl. Bibl. zu Berlin.) Ich folge in dem Berichte über die Verschwörung hauptsächlich den aktenmäßigen Quellen, da die Darstellung Siri's (Mém. recond. I. 292 ff.) ganz romanhaft ist.

[1]) Oec. roy, ch. CXXXI. p. 538.

[2]) MS. Aussage der Marquise am 17. Dez. 1604; s. den in der verletzten Anmerk. citirten Band.

gegebenen Augenblicke ohne Skrupel gegen ihn selbst oder seinen Nachfolger verwenden konnten. Indessen nun verdarb er es mit beiden. Sein Verhältniß zur Königin wurde immer gespannter, ja ganz unhaltbar, und die Marquise wollte ihn gar nicht mehr empfangen, indem sie Gewissensbedenken vorschützte, welchen diese üppige und ehrgeizige Frau sicher unzugänglich war.

So war die Familie Entragues in höchster Unzufriedenheit mit dem Könige und zugleich in großer Unruhe über ihr zukünftiges Schicksal. Es kostete so gewissenlosen Leuten, wie diese Familie sie enthielt, nicht viele Ueberwindung, auch die ungesetzlichsten Mittel zu gebrauchen, um sich sicher zu stellen und zugleich an der königlichen Familie zu rächen.[1]) Sie beschlossen also, sich an den spanischen Botschafter, damals (Frühjahr 1603) noch Don Juan Bautista de Tassis, zu wenden, um in dem spanischen Könige eine sichere Stütze für ihre Pläne zu gewinnen. Es bot sich dem Herrn von Entragues dazu eine bequeme Mittelsperson dar. Er hatte vor nunmehr dreißig Jahren einen Engländer Namens Morgan kennen gelernt, der damals die Interessen der gefangenen Maria Stuart in Paris vertrat. Mit diesem war er in Verbindung geblieben; andrerseits aber hatte Morgan, von Dürftigkeit bedrängt, sich dem spanischen Botschafter als Spion zu Verfügung gestellt. Durch Morgan also suchte Entragues mit Tassis anzuknüpfen; und dieser war nur allzu bereit, auf die Pläne des Herrn von Entragues einzugehen. Ließ sich doch auf diese Weise ein Mittel finden, nach dem Tode Heinrich's IV. entweder die Ruhe Frankreich's wirklich zu stören oder doch durch die Aufstellung des Schreckbildes eines Kronprätendenten den Nachfolger Heinrich's zur Ergebenheit in den Willen Spanien's zu treiben. Indeß die Be-

[1]) Das Folgende nach dem MS. Procès criminel faict au Comte d'Auvergne, Marquise de Verneuil et sieur d'Entragues (Berlin, Königl. Bibl., Manuscr. gall. fol. 43). Die Ergebnisse der Untersuchung sind zum Theil sehr unklar. Es ist zu bemerken, daß das Parlament die Angeklagten nicht wegen Hochverraths, sondern nur wegen Majestätsverbrechens im höchsten Grade (leze majesté au premier chef) verurtheilte.

günstigung und Beschützung der Marquise von Verneuil konnte für Spanien nur dann von Nutzen sein, wenn dieselbe irgend ein Dokument besaß, welches als Anhalt für das Erbrecht ihrer Kinder benutzt werden konnte. Tassis fragte also sogleich bei seiner ersten Zusammenkunft mit Entragues, ob es mit dem schriftlichen Eheversprechen des Königs an die Marquise und mit der Legitimirung von deren Kindern seine Richtigkeit habe. Entragues bejahte dies. Nun forderte Tassis eine Kopie dieses Versprechens und bot Entragues eine jährliche Pension von 10,000 Thalern für die Ueberlieferung des Versprechens oder einer beglaubigten Kopie desselben. Entragues weigerte sich einstweilen — so ganz mochte er sich doch noch nicht in die Hände der spanischen Regierung geben —; aber damit hatten die Verhandlungen keineswegs ein Ende genommen, vielmehr theilte Entragues sie jetzt auch seinem Stiefsohn, dem Grafen von Auvergne, mit. Der Marquise, seiner Tochter, scheint er sie in diesem Stadium noch verschwiegen zu haben. Im Juni 1603 fanden sich, von Morgan geführt, Auvergne und Entragues in der Nähe des Stadthauses mit Tassis zusammen. Das Gespräch, mit Allgemeinheiten begonnen, wendete sich bald auf das Schicksal der Marquise. Entragues und der Graf sprachen beide die Befürchtung aus, Henriette werde nach dem Ableben des Königs keine Sicherheit mehr in Frankreich finden, und fragten Tassis, ob sie sich dann in ein dem spanischen Könige gehörendes Land werde zurückziehen können? Tassis mußte über diesen Gegenstand bereits ausreichende Instruktionen empfangen haben, denn er erwiderte: „Ich kenne den Willen des Königs, meines Herren, sehr genau; „ich verspreche Ihnen in seinem Namen, daß immer, wenn es der „Frau Marquise gefallen wird, sie und ihre Kinder mit derselben „Sicherheit und Unbeschränktheit werden aufgenommen werden, „wie in ihrem eigenen Hause".[1])

Bis zu diesem Punkte läßt sich das Verfahren der beiden

---

[1]) MS. Schriftliche Aussagen Auvergne's vom 18. Juni 1604.

Edelleute noch mit dem so natürlichen Wunsche entschuldigen, der Marquise und deren Kindern im Nothfalle eine Zufluchtsstätte zu sichern. Aber sie blieben hierbei nicht stehen, sondern verhandelten ungescheut — so weit man aus den sich widersprechenden und vielfach beschönigenden Aussagen des Grafen und des Herrn von Entragues noch ersieht — über die Mittel Spaniens, nach dem Tode Heinrich's Frankreich anzugreifen. Mit versteckten Worten erbot sich der Graf von Auvergne, mit 10,000 Pikenieren und einer entsprechenden Anzahl Arquebusiere sowie mit zehn Geschützen von Roussillon aus in Frankreich einzudringen: natürlich um das Erbrecht seiner Neffen gegen Ludwig XIII. zu verfechten. Nachdem Auvergne so seine wahren Absichten deutlich genug geoffenbart hatte, trennte man sich für dieses Mal.

Fünf bis sechs Monate lang ruhten die Unterhandlungen, von denen Auvergne indessen seiner Halbschwester Nachricht gegeben hatte. Inzwischen war Tassis abberufen und Don Baltasar de Zuñiga an seine Stelle nach Paris geschickt worden. Wenige Tage vor der Abreise Tassis (Ende Dezember 1603) ließ derselbe durch Morgan Herrn von Entragues und den Grafen von neuem zu sich entbieten. Als sie bei Tassis eingetreten waren, bat dieser sie, auch seinen Nachfolger, Don Baltasar, der bereits von der Angelegenheit unterrichtet sei, zu der Verhandlung ziehen zu dürfen. Von neuem bot Tassis dem Herrn von Entragues 10,000 Thaler Pension, wenn er den König von Spanien in Besitz des Originals oder einer Kopie jenes viel berührten Heirathsversprechens setzte. Entragues lehnte dies abermals ab, wiederholte aber Tassis zweimal den wörtlichen Inhalt des Dokumentes. Kein Zweifel, daß aus demselben die spanische Regierung sich eine gefährliche Waffe gegen Heinrich's IV. Nachfolger schmieden wollte. Darauf versprach Tassis, die Verhandlung mit seinem Könige, zu dem er nun zurückkehre, weiterführen zu wollen; Mitte Mai, spätestens aber im Juni sollten sie Bescheid, und zwar direkt vom Könige Philipp, erhalten.

Tassis reiste ab, aber Morgan blieb mit Don Baltasar in unausgesetztem Verkehr. Die Marquise hatte sich inzwischen gänzlich von König Heinrich zurückgezogen und verbat sich jede Vertraulichkeit von seiner Seite. Eine Dazwischenkunft Rosny's, der dazu von Heinrich aufgefordert war, wies sie schroff zurück (April 1604[1]). Die Folge davon war, daß der König immer mehr Verdacht gegen sie schöpfte und ihr ihre Kinder wegnahm, dem Vorwande nach um dieselben mit dem Dauphin erziehen zu lassen, in der That, damit die Marquise sie nicht außer Landes führe. Henriette konnte ihren Unwillen darüber vor den Augen der Welt nicht verbergen.[2]) Es war dies ganze Verfahren ein grober Fehler von Seiten der Marquise, da der König aus dieser plötzlichen und schroffen Sinnesänderung immer steigenden Argwohn gegen sie und ihre ihm ohnehin genugsam verdächtige Familie schöpfen mußte. In der That hatte Tassis noch bei der letzten Zusammenkunft auf das entschiedenste angerathen, daß die Marquise gerade jetzt zum Scheine um die Gunst des Königs sich bewerben solle.[3]) Aber im Gegentheile zeigte sich die stolze Marquise, um den König zu kränken, gegen die glänzendsten Herren des Hofes sehr kokett und ließ sich in eine Menge Liebeshändel ein, theils um ihren bisherigen Geliebten zu ärgern, theils um auch ohne ihn Stützen am Hofe zu gewinnen.

So wurde Heinrich auf das Treiben der Entragues'schen Familie aufmerksam. Inzwischen erhielt Entragues durch Morgan aus Spanien Geschenke, für welche er, wiederum durch Morgan, Don Baltasar de Zuñiga seiner völligen Ergebenheit versicherte. Dabei gebrauchte er (28. März 1604) die vielsagende Phrase: „Ich bin sein Diener und werde ihm bald davon einen neuen „Beweis geben, für den er mich lieben wird". Morgan war un-

[1]) Oec. roy. ch. CXXXIV. p. 550 ff.

[2]) MS. Dep. Ayala's v. 30. April, 23. Juni 1604; Staatsarchiv in Wien, C. 188.

[3]) MS. Aussage Auvergne's v. 24. Nov. 1604.

vorsichtig genug, diesen Brief nicht zu verbrennen, sondern bei sich zu tragen. Der König, dem der Verkehr dieser längst verdächtigen Persönlichkeit im Hause des spanischen Gesandten bekannt war, ließ — wahrscheinlich auf's gerathewohl, des Versuches halber — Morgan verhaften (in der Nacht vom 2. zum 3. Juni 1604 [1]). Der Brief Entragues', in geheimnißvollen Worten abgefaßt, wurde bei ihm gefunden und leitete den König auf die Spur der Verschwörung. In seiner übergroßen Liebe zur Marquise gab er dieser zuerst von seinem Funde Nachricht und suchte sie und, theilweise durch ihre Mithülfe, auch ihren Vater, den er deshalb nach Paris kommen ließ, zum Geständnisse zu bewegen. Henriette leugnete standhaft, irgend etwas in der Angelegenheit zu wissen; während D'Entragues dem Könige seine Verhandlungen mit Tassis offenbarte, dabei aber nur das anführte, was auf die Rettung seiner Tochter vor einer zukünftigen Gefahr Bezug hatte. [2])

Der König glaubte weder dem alten D'Entragues noch der Marquise und beschloß zur weitern Aufklärung der Sache den Grafen von Auvergne zu befragen. Er sandte also den Herrn von Escures an Auvergne, mit dem Befehle an diesen, in einer sehr wichtigen Angelegenheit sofort an den Hof zu kommen (Mitte Juni 1604). Aber der Graf, schon vorher durch ein Billet seiner Schwester gewarnt, hatte keine Lust, sich wie Biron in die Gewalt des erzürnten Monarchen zu begeben. Er entschuldigte sich also durch Escures und erbot sich dem Könige, ihm alles Vergangene zu offenbaren und sich gänzlich seinen Befehlen zu unterwerfen, wenn Heinrich ihn unter dieser Bedingung seiner Verzeihung versichern wollte. Der König sah mit Verachtung die klägliche Schwäche seines Vetters, der im Bösen eben so wenig Ausdauer und Muth besaß wie im Guten, und sandte ihm durch D'Escures einen Brief zurück, in welchem er ihm unter der Voraussetzung völligen Be-

---

[1]) MS. Dep. Ayala's v. 3. Juni.

[2]) MS. Aussage der Marquise vom 17. Dez. 1604.

kenntnisses seine Verzeihung verhieß. Nunmehr eröffnete Auvergne dem Herrn von Escures nicht allein seinen Antheil an den Konferenzen mit Tassis — selbstverständlich nur in Bezug auf die mehr unschuldige Seite der Verhandlungen — sondern er gab ihm auch nachträglich noch manche Aufschlüsse über seine frühern Verhandlungen mit dem Herzoge von Savoyen und dem Marschall von Biron.

Alles dies war nur Komödie; im Grunde war Auvergne keineswegs gewillt, seine geheimen Verhandlungen mit Spanien aufzugeben. Um sie mit völliger Sicherheit betreiben zu können, ohne bei dem Könige, der ihn nunmehr ohne Zweifel genau beobachten ließ, Argwohn zu erregen, faßte er einen wahrhaft niederträchtigen Plan. Doppelt wollte er Verräther sein, um es ungestraft sein zu können. Er bat durch D'Escures den König, die Verhandlungen mit ihm und die ihm gewährte Verzeihung geheim zu halten und ihm zugleich zu erlauben, daß er zum Scheine seine Negoziationen mit den Spaniern fortführen dürfe; dadurch hoffe er wichtige Geheimnisse von diesen zu erfahren, und die wolle er dann getreulich dem Könige mittheilen.

Heinrich war zuerst entsetzt über diese Botschaft D'Escures! Ein Mann von dem Range Auvergne's, der letzte Abkömmling des königlichen Geschlechtes der Valois, gab sich zu der Rolle eines gemeinen und verrätherischen Spions her! Aber der Bearner hatte selbst zu viel Lust an solchen geheimen Wegen, glaubte auch, wie er selbst später sagte,[1]) im allgemeinen zu sehr, den Verrath lieben und nur den Verräther hassen zu dürfen: als daß er seinen moralischen Abscheu über das Anerbieten Auvergne's nicht überwunden hätte; zumal er sich mit den frühern Intrigen der Spanier wohl rechtfertigen konnte. Freilich kam ihm der Gedanke, der Graf möchte ein doppeltes Spiel treiben, aber einmal waren die Versprechungen und Betheuerungen desselben so heiß und aufrichtig,

[1]) Oec. roy. ch. CXLIII p. 589.

und dann glaubte der König auch wohl, die Intrige jederzeit hinreichend kontroliren zu können. Aus diesen Gründen ging er auf Auvergne's Vorschläge ein. Er übersandte demselben nunmehr einen förmlichen Gnadenbrief über alle seine frühern Vergehungen, die ihm zu keinerlei Nachtheil gereichen sollten; [1]) und zugleich ließ er ihn durch Escures auffordern, nach Paris zu kommen und über sein Anerbieten mit ihm zu berathen. Aber Auvergne mißtraute den Intentionen des Königs ihm gegenüber noch immer und ergriff einen Vorwand, sich bei dem Monarchen wegen der Reise zu entschuldigen. Dagegen setzte er Escures seine vorgeblichen Absichten in Betreff seiner zukünftigen Verhandlungen mit Spanien und Savoyen auseinander und bat um ein Brevet des Königs, das ihm diese geheimen Negoziationen ausdrücklich anbefehle und ihn für dieselben gänzlich schuldlos erkläre. Auch dieses gewährte ihm Heinrich, forderte ihn aber noch einmal unter Drohungen auf, nach Paris zu kommen. Auvergne antwortete (26. August), der König möge ihn von der Reise befreien, denn durch dieselbe würde nur der Verdacht der zu täuschenden Gegner erweckt werden; und dabei schrieb er an den König und Villeroy (28. August) so glühende Betheuerungen seiner Ergebenheit und so klägliche Versicherungen seiner tiefen Reue, daß diese nicht umhin konnten, ihm zu glauben.

Während Heinrich nur fälschlich meinte, nach dieser Seite hin einen Nutzen aus der Entdeckung der Verschwörung gezogen zu haben, hatte er sie in einer andern Beziehung besser verwerthet.

---

[1]) In dem mehrfach erwähnten berliner MS. Das Patent ist datirt vom Juli und aus Monceaux. Hier hielt sich der König vom 12. bis zum Ende des Monats auf. Da Auvergne bereits am 24. auf das Patent antwortete, muß es in der Zeit vom 12. bis ungefähr 18. Juli ausgefertigt worden sein. Die Briefe, die Sully (Oec. roy. ch. CXLIII. p. 950 ff.) über diese Angelegenheit mittheilt, sind, wie man aus der Vergleichung mit den authentischen Aktenstücken ersieht, entweder gänzlich gefälscht, um Sully auch in dieser Angelegenheit thätig darzustellen — wovon in den Prozeßakten selbst keine Spur ist — oder doch wenigstens falsch datirt.

Durch die Androhung harter Strafe bewog er D'Entragues, das verhängnißvolle Eheversprechen an seine Tochter vom 1. Oktober 1599 ihm herauszugeben (22. Juli 1604), und zwar in Gegenwart mehrerer Prinzen, Minister und Staatsräthe und unter der Versicherung, daß sowohl dies das einzige Schriftstück Sr. Majestät über diesen Gegenstand, als auch er selbst — Entragues — stets der Meinung gewesen sei, das Dokument solle nur zur Beschwichtigung seines eigenen Gewissens und zur Abwehr von Vorwürfen dienen.[1]) Diese letzte Versicherung war eine wissentliche Unwahrheit, zu der D'Entragues durch den König gezwungen wurde; und so durfte dieser sich nachmals nicht wundern, wenn D'Entragues andrerseits ihm verschwieg, daß er dem spanischen Gesandten wörtlich Kenntniß von dem Inhalte jenes Aktenstückes gegeben hatte.

Auvergne begann indessen, seine verrätherische und gefährliche Rolle zu spielen. Er setzte den König zum Scheine von den Leuten, die er an Tassis nach Spanien, an Karl Emanuel und an den Grafen Fuentes sandte, sowie von den Aufträgen, die er ihnen mitgab, und den Antworten, die er erhielt, in Kenntniß. In Wahrheit aber waren das eitel Vorspiegelungen und trieb er mit den Spaniern ganz andere Dinge, als er dem Könige mitzutheilen für gut fand. Und gleichzeitig erinnerte er sich seiner alten Verbindungen mit Bouillon und begann, sich diesem von neuem zuzuwenden.

Der König hatte immer gefürchtet, daß Bouillon sich für seine Ungnade durch neue Verschwörungen rächen würde. Schon seit dem Dezember 1602 hatte er dem Marquis de la Force und andern hohen Beamten Vollmacht zur Unterdrückung aller Unruhen gegeben, die aus der Anwesenheit Bouillon's in der Guyenne und Langued'oc entstehen könnten.[2]) Bouillon war inzwischen nicht

[1]) Der Akt über diese Zurückgabe findet sich in dem erwähnten MS. Procès criminel faict au Comte d'Auvergne etc.

[2]) S. die betr. Briefe in den Mem. de La Force, I., und in den Lettr. Miss. VI.

müde geworden, durch eigene Briefe an Heinrich und Rosny sowie durch fremde Verwendung den König um seine Begnadigung anzugehen, aber immer vergebens. Als nun Bouillon's Bemühungen im Jahre 1603, dem Könige in den protestantischen Fürsten Gegner zu erwecken, die Heinrich zu seiner Rückberufung nöthigen, schlimmstenfalls Sedan vertheidigen helfen sollten, gescheitert waren: begann er, Unruhen in Frankreich selbst anzustiften, während er sich bisher berühmt hatte, „man sondire ihn von Frankreich aus, „aber Seele und Herz hielten ihn in der Treue". Von Sedan aus, wo er in ziemlicher Sicherheit lebte, lenkte der Herzog die Fäden der Verschwörung. Wie er sich schon früher nicht gescheut hatte, mit den Spaniern in Verbindung zu treten, so machte er auch jetzt sich kein Gewissen daraus. Sein Mittelsmann war dieses Mal der spanische Gouverneur von Luxemburg, den er von allen seinen Plänen benachrichtigte, und von dem er Geld aus Spanien empfing. Selbst einen der reformirten Generaldeputirten, Saint-Germain, hatte er gewonnen. Den Anfang mit der Erhebung sollten zwei verwegene Gesellen machen, der Kapitän Jean Chassan aus Sarlat und ein Herr von Fondamiere. Dieselben hatten den Lieutenant des Gouverneurs des bei Bordeaux gelegenen Schlosses Le Ha, mit Namen La Barre, gewonnen, und mit seiner Hülfe wollten sie sich Bordeaux bemächtigen. Auch auf andern Vesten der Guyenne dehnten sich die Anschläge dieser beiden Menschen aus, die von Spanien reichliche Geldunterstützung erhielten. Ferner gewann Bouillon mehrere Edelleute im südlichen Frankreich; zumal mit den protestantischen Verwandten des Marschalls Biron, welche dem Könige dessen Hinrichtung noch nicht verziehen hatten, stand er in fortwährendem Verkehr. Durch seine Beziehungen mit den Spaniern hatte Bouillon wohl auch Einiges über die Verhandlungen Auvergne's mit Tassis gehört, und es erweckte dies in ihm den Wunsch mit jenem, seinem Genossen in der Biron'schen Verschwörung, von neuem in Verbindung zu treten. Eine gemeinschaftliche Freundin, Frau von Chateau-Gay, versprach

Bouillon, den Grafen zu gewinnen. Auvergne war nur allzu bereit, seine kühnen Pläne durch den Anschluß an die Bouillon'schen Entwürfe zu verstärken und zu erweitern. Er versprach, zu dem gemeinsamen Aufstande hundert Edelleute und tausend Arquebusiere zu stellen, sowie den Verschworenen die festen Städte seines Gouvernements zur Verfügung zu liefern. Der Vorwand für diese Umtriebe war, man dürfe es nicht mehr dulden, daß durch die Höflinge und des Königs Despotismus der französische Adel gänzlich unterdrückt werde.[1])

So wirkten Protestanten und Katholiken, Franzosen und Spanier wieder einmüthig zusammen, um Unfrieden und Aufruhr im Innern des kaum beruhigten französischen Reiches hervorzurufen. Aber sie fanden im Grunde wenig Anklang. Es waren Feldherrn ohne Armeen, höchstens mit einigen Offizieren, denen aber die Mannschaften vollständig fehlten. Es genügte der geringste Hauch vom Throne herab, und diese ganzen verrätherischen Gebilde zerstoben wie Seifenblasen.

Dem Könige mußte es bald auffallen, daß die Schriftstücke und Nachrichten, die er von dem Grafen von Auvergne erhielt, ohne jeden Belang waren, während er doch von den eifrigen Unterhandlungen desselben mit den Spaniern durch die Spione, mit denen er denselben umgeben hatte,[2]) genaue Nachricht erhielt. Er sah ein, daß der Graf ihn betrogen habe und noch fortwährend täusche, und beschloß daher, ihn unter jeder Bedingung in seine Gewalt zu bringen. Es war dies deshalb schwierig, weil der Graf, sofort von allen Seiten gewarnt, nicht nur entschlossen war, in seiner Provinz zu bleiben — wo er ziemlich beliebt war — sondern

---

[1]) MS. Coniuration de Bouillon, par Roissy, commissaire royal; in den Manuscr. franç. der Nat.-Bibl. zu Paris, vol. 4020 p. 101b. ff. — Thou l. CXXXIV. t. III. p. 1088 (ed. Francof. 1621 fol.) — Benoist, I. 417.

[2]) Unter diesen ist besonders der Schatzmeister Murat zu nennen; Oec. roy. ch. CXLIII. p. 590.

überhaupt die höchste Vorsicht anzuwenden und sich nie in die Gewalt königlicher Diener zu begeben. Aber es gelang, ihn zu der Revue einer kleinen Truppenabtheilung in der Nähe seiner Hauptstadt Clermont zu locken: und während er sich dabei für den schlimmsten Fall auf die unvergleichliche Schnelligkeit seines Pferdes verlassen hatte, wurde er plötzlich von vier als Bediente des Obersten von Nerestan verkleideten Soldaten hinterrücks vom Pferde gerissen (9. November 1604), nach Aigueperse und von da nach Paris gebracht, wo er am 20. November in der Frühe eintraf.[1]) Er wurde in die Bastille einlogirt, und zwar in dieselbe Zelle, in der Biron seine letzten Tage verlebt hatte. Sein Stiefvater und seine Stiefschwester wurden erst am 11. Dezember verhaftet; der erstere wurde in die Conciergerie gebracht, die Marquise dem Chevalier du Guet zur Bewachung überwiesen, mit der strengen Weisung, daß derselbe mit seinem Leben dem Könige für ihre genaue Bewachung stehe; zwanzig Polizeidiener umgaben die Gefangene Tag und Nacht.[2]) Der Prozeß wurde unter Leitung des ersten Präsidenten des Parlaments, Herrn von Harlay, mit allem Eifer geführt. Es fand sich nur die Schwierigkeit, daß der Gnadenbrief des Königs für die frühern Umtriebe Auvergne's mit den Spaniern und sein Brevet über die Straflosigkeit der zukünftigen das Verfahren wenigstens gegen diesen Angeklagten ganz unmöglich zu machen drohten. In dieser Verlegenheit half sich der König, indem er erklärte (25. Dezember): die Amnestie sei nur, unter

---

[1]) Oec. roy. ch. CXLIV. p. 597. — P. Cayet,. Chr. sept. p. 317 f. — P. Matthieu, II. 366 ff. — L. M. VI. 334. — La Force an seine Gemahlin, 13. Nov.; Mem. I. 318 f. — Supplém. à l'Est. 379. — Thou. l. CXXXII. p. 1051 f.

[2]) La Force an seine Gemahlin, 13. Dez.; Mem. I. 385. — Supplém. à l'Est. 380. — MS. Dep. Ayala's vom 12. Dez. 1604; Staatsarchiv zu Wien C. 188. — In einer chiffrirten MS. Depesche des Pecquius vom 30. Aug. 1607 (Archives générales du Royaume zu **Brüssel**) wird ein Spanier Fortan als Mitschuldiger an der Verschwörung der Verneuil genannt. Diese Persönlichkeit wird auch bei P. de l'Estoile (III. 475 ed. Petitot) erwähnt, aber als Engländer.

der Voraussetzung der freiwilligen Reise des Grafen an den Hof und eines vollständigen reumüthigen Bekenntnisses all seiner Umtriebe ihm ertheilt worden; da er nun aber diese Voraussetzungen nicht erfüllt, so seien auch jene Schriftstücke ungültig geworden.

Das Parlament, welches diese Erklärung hervorgerufen hatte, fuhr also den größten Theil des Januar hindurch mit den Verhören der Gefangenen fort. Henriette von Verneuil benahm sich hochfahrend und trotzig, wie immer. Sie ließ sich, als sie vor die Richter gefordert wurde, zur Ader und weigerte sich aus diesem Grunde, zu kommen. Zwei Tage darauf erschien sie vor dem Tribunal, den Arm noch in der Schärpe, selbstbewußt und entschlossen, wie in gewöhnlichen Zeiten, sich geläufig und ohne Befangenheit vertheidigend. Entragues gestand scheinbar reumüthig den unschuldigern Theil seiner Verhandlungen mit Tassis ein, aber nur um den schlimmern abzuleugnen.. Für den Grafen wurde es verhängnißvoll, daß er im Verlaufe der Konfrontationen in scharfen Streit mit der Marquise gerieth: dieser Umstand sollte ihm zum Verderben gereichen. Schon am 1. Februar 1605 fällte das Parlament sein Urtheil über die vier Angeklagten: Auvergne, D'Entragues, Morgan und die Marquise. Die drei erstern wurden erklärt für „überführt und überzeugt des Verbrechens der Majestäts„verletzung im höchsten Grade“, deshalb aller Würden und Aemter beraubt und verurtheilt, geköpft zu werden; ihre Güter sollten dem Könige anheimfallen. In Betreff der Marquise solle eine weitere Untersuchung eintreten; und einstweilen solle sie in die Abtei Beaumont bei Tours eingeschlossen werden.

Es war vorauszusehen, daß der König dieses Urtheil nicht in seiner ganzen Strenge bestätigen würde. Es würde ihm in der That übel angestanden haben, den letzten Valois wegen eines doch nur versuchten Hochverrathes hinrichten zu lassen. Auch daß der Graf der Schwiegersohn des allgemein geachteten und beliebten Connetable von Montmorency war, machte für ihn einen starken Schutz aus. Für den alten D'Entragues und seine Tochter redete

nur zu laut die verderbliche Neigung, die Heinrich nicht aufhörte, für diese zu hegen. Unter dem Vorwande, in Rücksicht auf die Verwendung des gerade als englischer Botschafter in Paris weilenden Herzogs von Lenox, eines Neffen des Herrn von Entragues, zu handeln, schob Heinrich einstweilen die Ausführung des Urtheils gegen die Verschworenen auf, indem er Lenox zugleich versprach, das Leben und die Güter Entragues demselben zu lassen;[1]) von Auvergne aber, für den Lenox ganz besonders sein Wort eingelegt hatte, schwieg er. Auch die Frau von Entragues und die Gräfin von Auvergne warfen sich mehrmals vor dem König auf die Knie, um ihn um Gnade für die Ihrigen anzuflehen; der Entragues gegenüber behauptete Heinrich wiederum, er bewillige das Leben ihrer Angehörigen um ihrer willen.[2]) Von seiner Geliebten, der Marquise, verlangte Heinrich nichts weiter, als daß sie ihn um Verzeihung bitte. Indeß dazu war die stolze und eingebildete Frau nicht zu bewegen. Sie trotzte beständig auf ihre Unschuld; nicht Gnade wolle sie sondern Gerechtigkeit. In der Seele des Königs tobte heftiger Kampf; aber endlich konnte er die Liebe zu Henrietten nicht überwinden und beschloß, trotz der entgegengesetzten Rathschläge aller seiner Minister, ihr völlige Verzeihung angedeihen zu lassen. Victo iudice vicit Amor, sagt eine Satyre der damaligen Zeit.[3])

So gestaltete sich das Schicksal der Gefangenen ganz den Wünschen der Marquise gemäß. Zuerst wurde die Einschließung

---

[1]) Instr. an Beaumont vom 6. März 1605; Lettr. Miss. VI. 357. — Vgl. MS. Dep. Zuñiga's vom 6. Febr. 1605, Arch. von Sim. K. 1460. — Genaue Nachrichten über die Verhandlungen Lenox', zugleich sehr belehrend über Heinrich's IV. Charakter, findet man in den MS. Dep. Ayala's von 14., 17., 22. Jan., 4., 18. Febr., 11. März 1605; Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien, C. 188.

[2]) Mercure françois (Genf 1619), I. 7b.

[3]) Supplém. à l'Est.. 380 ff. — MS. Dep. Ayala's v. 17. Dez. 1604. — Die Behauptung Zuñiga's (MS. Arch. von Sim. K. 1460), die Königin Marie habe alles aufgeboten, um ihren Gemahl zur Bestrafung der Marquise und deren Verwandten aufzureizen, scheint unbegründet.

der letztern in das Kloster Beaumont bei Tours in einen Hausarrest zu Verneuil verwandelt (19. März 1605). Dann wurde die gegen Auvergne, D'Entragues und Morgan verhängte Todesstrafe für die beiden ersten auf ewiges Gefängniß, für den letztern auf ewige Verbannung aus Frankreich herabgesetzt (15. April); in der That konnte Heinrich, wenn er Entragues und Auvergne, seine eigenen Unterthanen, schonte, nicht gegen Morgan — der als Fremder viel weniger schuldig war — den Tod verhängen. Der Besitz ihrer Güter sollte allen Dreien bleiben. Das Parlament beschloß, dem Könige Vorstellungen über seine allzu große Gnade zu machen: aber vergebens.[1]) Vielmehr war die Gunst Henriettens wieder schnell im Steigen. Der König scheute nicht das öffentliche Aergerniß, nicht den Zorn seiner Gemahlin, die durch die verderbliche Neigung zu einem so unwürdigen Weibe hervorgerufen werden mußten. Schon im Frühjahr 1605[2]) erlaubte er der Marquise, ihren Vater heimlich in dessen Internirungsort Boisgency, einem seiner Landgüter, aufzusuchen und so ihre Hausgefangenschaft zu brechen. Ja, er kündigte ihr seinen eigenen Besuch an: „Liebe ich Sie doch nur zu sehr. Lieben Sie mich, „mein Herzchen, denn ich schwöre Dir, daß die ganze übrige „Welt mir nichts gilt neben Dir, die ich küsse und wiederküsse „millionenmal".

In Folge dieser unwürdigen Schwäche des Königs für seine selbstsüchtige Geliebte — einer Schwäche, die um so tadelnswerther ist, als der König von ihrer und ihrer Verwandten Schuld fest überzeugt war, wie er dem spanischen Gesandten ungescheut in's Gesicht sagte[3]) — wurde ihr Vater bald von jeder Wache befreit,

[1]) MS. Arrêt de vérification vom 22. Aug. 1605 in der öfter citirten Kopie der Prozeßakten zu Berlin.

[2]) In diese Zeit fällt ohne Zweifel, den Umständen nach, der in den Lettr. Miss. VI. 340 fälschlich an das Ende Dez. 1604 gesetzte Brief Heinrich's an die Marquise.

[3]) MS. Dep. Zuñiga's vom 22. März 1605.

und endlich im September 1605 sie selbst durch königliches Patent von allen weitern Verfolgungen und Untersuchungen losgesprochen und in vollen unbeschränkten Genuß ihrer persönlichen Freiheit und ihrer Güter wieder eingesetzt.

Viel schlimmer erging es dem Grafen von Auvergne. Während die Familie Entragues triumphirend und unbeschädigt aus dem Prozesse hervorging, blieb der letzte Nachkomme des Hauses Valois in der Bastille: weil er sich mit seiner Stiefschwester, der mächtigen Maitresse, überworfen hatte. Daß er sein Schicksal verdient, ist freilich nicht zu leugnen: aber worin war er schuldiger, als D'Entragues und dessen Tochter? Hätte ihm da seine Abstammung nicht am ehesten Verzeihung verschaffen sollen? War er doch bei weitem ungefährlicher als die Marquise, die ihn an Fähigkeiten um vieles übertraf und vermittelst ihrer Kinder noch viele Unruhen im Reiche erregen konnte!

Mehr Mitleid mit dem Grafen, als seine Schwester, hatte D'Entragues, der ihn mehrmals, wenn auch vergeblich, zu befreien versuchte. Der König selbst milderte seinen Haß gegen den Grafen von Auvergne nicht mehr; derselbe hatte durch seinen Betrug ihn zu tief gekränkt. So lange Heinrich IV. lebte, blieb Auvergne in der Bastille eingeschlossen, in strengem Gewahrsam. Ja, im November des Jahres 1606 wurde er noch enger eingekerkert, da man ihn eines neuen Fluchtversuches beschuldigte.[1])

---

[1]) Heinrich an den Connetable, 29. Sept., 8. Okt. 1605; Lettr. M. VI. 534 f. 538 f. — MS. Dep. Simon's (des belgischen Ges.-Sekretärs in Paris) vom 17. Nov. 1606; H. H. und St.-Archiv zu Wien C. 189. — Thomas Morgan, der Helfershelfer dieser Verschwörung, erlebte noch eine bunte Reihe von Abenteuern. Da er dem Urtheile, Frankreich zu räumen, nicht gehorchte, wurde er im Jahre 1607 in das Gefängniß gesetzt. Freigelassen begab er sich nach Brüssel und wollte sich von Dünkirchen nach Spanien einschiffen. Aber der Sturm verschlug ihn an die englische Küste, wo er erkannt und als Katholik und früherer Anhänger Maria Stuarts festgenommen wurde, trotz einer Bittschrift, die er kurz vorher an Jakob gerichtet hatte. Doch auch hier entließ man ihn wieder; noch immer nicht gewitzigt, kehrte er nach Paris zurück und verbarg sich im Hause des spanischen Gesandtschafts-Sekretärs Irraraga. Hier

Wenn nun auch auf diese Weise die Familie Entragues unschädlich gemacht worden, so hatte doch der König noch mit der scheinbar um vieles ernstern Verschwörung des Herzogs von Bouillon zu kämpfen. Derselbe ließ sich durch das Schicksal seiner Verbündeten nicht im mindesten abschrecken; sondern während er einerseits in seinen vergeblichen Bemühungen, die Hugenotten für sich in Aufstand zu bringen, nicht ermüdete, setzte er auch andrerseits seine Umtriebe im südlichen Frankreich mit nur um so größerer Energie fort. So stand er mit den unzufriedenen Edelleuten in Perigord und der Guyenne in engster Verbindung. In der Absicht, ihren durch die Verhaftung Auvergne's einigermaßen gesunkenen Muth wieder zu heben, spiegelte er ihnen vor, er könne jeder Zeit aus Deutschland 40,000 Mann und 100,000 Goldthaler zur Hülfe erlangen, auch sei ihm spanischer und englischer Beistand gewiß. Besonders zwei Edelleute, Rignac und Bassignac, waren seine eifrigen Agenten. Dieselben veranstalteten im Mai 1605 eine Versammlung der ihrer Sache geneigten Edelleute im Perigord, an den Ufern der Dordogne. Hier schworen Viele in die Hand von Rignac und Bassignac, daß sie Gut und Blut dem Herzoge zur Verfügung stellten, gegen jedermann, auch gegen den König. Die Emissäre Bouillon's verhießen, sowie ihre Sache die ersten Erfolge errungen habe, würden England, Spanien und mehrere deutsche Fürsten sich offen für sie erklären. Einstweilen

---

machte die französische Polizei, die dieses Haus sorgfältig bewachte, ihn bald ausfindig, und für den abermaligen Bruch des Verbannungsdekretes wanderte er wiederum in das Gefängniß (Ende 1608). Im Jahre 1609 erhielt er seine Freiheit wieder und begab sich nach Spanien, wo er zur Belohnung seiner frühern Spionendienste mit einer Pension begabt wurde. Er wird übrigens von den Zeitgenossen als eitler Schwätzer, Trunkenbold und Intrigenmacher geschildert. — S. MS. Dep. Pecquius vom 13. und. 31. Dezember 1607, 10. November 1608 (Brüsseler Staats-Archiv, Négoc. de France 23); und H. H. und St.-A. in Wien, P. C. 190. — MS. Arrest du Conseil contre Th. Morgan, 13. dec. 1607, (Nat.-Bibl. zu Paris, Manuscr. frçs. vol. 4020 p. 379a. — MS. Consulta des span. Staatsr. v. 5. Jan. 1610 (Arch. von Simancas, K. 1427. — P. de l'Estoile, IV. 192 (ed. Petitot.)

riethen sie tiefes Geheimniß an, theilten Geld und in noch größerem Umfange Versprechungen aus. Dann wurde die Aushebung einer Armee und die Ueberraschung mehrerer festen Plätze im südlichen Frankreich beschlossen: Toulon, Beziers, Narbonne, Leucate, Villeneuve bei Agen und andere Orte wurden dabei in's Auge gefaßt. Am 15. Juli 1605 sollte gleichzeitig die Erhebung stattfinden. Da aber die Mittel, die zu diesem Unternehmen nöthig waren, ausblieben, so wurde dasselbe gar nicht versucht. In den ersten Tagen des September 1605 versammelten sich die Verschworenen noch einmal und beriethen nächtlicher Weile, aber ohne daß es dabei zu einem bestimmten Ergebniß gekommen zu sein scheint. Der Bruder des Marschalls von Biron, Armand von Gontaut Baron von Chefboutonne, wurde von Bouillon angegangen, er möge jenen rächen, indem er den Verräther La Fin tödte; tausend Ecus sollte er für die dabei verwendeten Mühen und Kosten erhalten. Aber Chefboutonne weigerte sich klüglich, da seine Mutter ihm alle Rachepläne untersagt hatte.[1])

Bouillon selbst hatte zu dieser ganzen Sache kein rechtes Zutrauen. Bei seinem nächsten Agenten Bassignac fand sich ein Brief von ihm vor voll Befürchtungen, man werde seine Umtriebe entdecken; er rieth darin, jede Unternehmung auf später zu vertagen, ohne aber, um seine Anhänger nicht allzu sehr zu entmuthigen, den Aufschub von ihm abzuleiten. In der That war das Unternehmen auf unzureichende Mittel gegründet und unbedachtsam angelegt und wurde nicht minder kopf- und planlos weitergeführt. War die Verschwörung Biron's gefährlich, die des Grafen von Auvergne bedenklich für den König gewesen, so konnte Bouillon's Beginnen nach der Art, wie es angegriffen wurde, nur

[1]) MS. Seconde Sentence contre aucuns de la faction de Bouillon, und MS. Coniuration de Bouillon, par Roissy, commissaire royal; Nat.-Bibl. zu Paris, Manuscr. franç. vol. 4020 p. 96b. f. und 101b. ff. — Vgl. Vie de Du Plessis 310. — Thou l. CXXXIV. t. III. p. 1088 f. (ed. Francof. 1621 fol.).

seinen eigenen Urhebern und Theilnehmern Verderben bringen. Es war von Anfang an aussichtslos, da es ziemlich gewiß war, daß die Hugenotten nicht für den Herzog Partei ergreifen würden. Höchstens konnte man hoffen, Zeit zu gewinnen, um günstigere Umstände — innern oder äußern Krieg — abzuwarten. Dazu wäre nun strenge Aufrechterhaltung des Geheimnisses vor allem nöthig gewesen. Indessen dasselbe wurde so wenig gewahrt, daß dem Könige bald von allen Seiten Nachricht zukam.

Zuerst schon durch die Aussagen Entragues und des Grafen von Auvergne. Freilich erhielt er von diesen nur Aufklärung über die Anträge, die Bouillon ihm durch die Frau von Chateau-Gay gemacht hatte, da Auvergne in die Einzelheiten der Bouillon'schen Pläne wohl selbst nicht eingeweiht war. Aber es war dies schon genügend, um den Verdacht, den Heinrich stets gegen Bouillon gehegt, noch zu verstärken. Was konnte es da helfen, wenn die Schweizer, die Kurfürsten von der Pfalz und Brandenburg und andere deutsche Fürsten von neuem gemeinschaftlich für Bouillon um Gnade baten und sich sogar für des Herzogs fernere Treue verbürgen wollten? Der König unterbrach die Gesandten, die ihm diese Vorstellung übermittelten, zornig mitten in ihrer Rede und verbot ihnen, ihm von dieser Angelegenheit zu sprechen, er habe gedacht, sie seien gekommen, um ihn um Hülfe für die Graubündner anzugehen. Besonders ergrimmt war er gegen den Gesandten des Pfalzgrafen, der ihn ganz offen mit einem Aufstande der Hugenotten bedroht hatte. Einige Tage später antwortete er, schon beruhigter, schriftlich (26. April 1605): Bouillon sei schuldig, und nur die königliche Gnade, nicht Mangel an Beweisen halte die gerichtliche Untersuchung gegen ihn auf. Nicht eher könne er dem Herzoge verzeihen, als bis dieser an den Hof gekommen sei und sich reumüthig ihm unterworfen habe.[1]) Ein erneutes

---

[1]) MS. Dep. Zuñiga's vom 23. April 1605; Arch. v. Sim. (Paris) K. 1460. — Manuscr. frçs. vol. 4020 p. 97 b. ff.; der Nation.-Bibl. zu

Gnadengesuch, dieses Mal von Bouillon selbst, blieb ganz ohne Erwiederung.[1])

Als Bouillon sah, daß er durch eigne und fremde Ergebenheitsbetheuerungen den König nicht zu täuschen vermochte, versuchte er es auf eine andere feinere Weise. Er sandte an denselben (Anf. Juli) den Herrn von Russy, um ihn von einer Vereinigung zu benachrichtigen, die auf Veranlassung des Landgrafen Moritz von Hessen mehrere deutsche Fürsten gegen das Haus Österreich abschließen wollten. Diese Fürsten, die Bouillon — um sich wichtiger zu machen — noch nicht nennen wollte, würden sehr gern den Beistand des Königs erlangen und sich dafür verpflichten, ihm und dem Dauphin in jeder Gefahr beizustehen. Bouillon erbot sich nun, die Verhandlung mit diesen Fürsten zu führen, um — wie er sagte — durch einen wichtigen Dienst den König von seiner Treue zu überzeugen.[2])

Aber einmal war Heinrich von dieser Angelegenheit schon genau unterrichtet; andrerseits konnte er das Anerbieten des Herzogs um so weniger ernst nehmen, er konnte sich in um so geringerm Grade auf die Verheißungen Bouillon's verlassen, als er gerade um diese Zeit ganz ausführliche und vollständige Nachricht über die Bouillon'schen Pläne und Einverständnisse erhielt; und zwar von einer Seite, von welcher er es wohl am wenigsten erwartet hatte.

Die Königin Margarethe, die seit vierundzwanzig Jahren fern von Paris auf ihrem Schlosse Usson in der Auvergne lebte, hatte auf irgend eine Weise, die uns nicht näher bekannt ist,[3])

Paris. — MS. Dep. Ayala's vom 17. Mai 1605; Staatsarchiv in Wien C. 188. — Vgl. die beschönigende Darstellung Lettr. Miss. VI. 425.

[1]) La Force, Mém. I. (Correspondance) 392 f. — Groen van Prinsteres, Archives de la maison d'Orange — Nassau, II.. II., 324 ff.

[2]) Sillery an Rosny, 12. Juli (Oec. roy. ch. CLIV. p. 51). — Vgl. die Briefe des Königs vom 13. Juli; Lettr. M. VI. 471 ff. — Die Aktenstücke über den Plan selbst bei M. Ritter, Briefe und Acten, I. 443 ff.

[3]) Sully's Darstellung dieser Entdeckung in den Oec. roy. ch. CLIV.,

Kenntniß der Umtriebe, welche in der Guyenne gegen den König geschmiedet wurden, erhalten. Vielleicht hatten die Verschworenen sich selbst an sie gewendet, als an die einzige Verwandte ihres Verbündeten Karl von Auvergne, in dem Glauben, die Verstoßene und von ihrem frühern Gemahl so ungnädig Behandelte werde sich ihnen um so leichter anschließen; natürlich würde ihnen der Beistand des letzten legitimen Sprosses der Valois von großem Nutzen gewesen sein. Wie dem auch sei, die Königin Margarethe hielt diese Gelegenheit für eine gute, ihren Frieden mit ihrem ehemaligen Gatten zu schließen. Das Alter machte sich ihr immer fühlbarer, und es wurde hohe Zeit, dem leichtsinnigen und ausschweifenden Leben, das sie bisher geführt, ein Ende zu machen und sich einen behaglichen und friedfertigen Lebensabend zu verschaffen. Sie deutete also dem Könige an, daß sie ihm wichtige Entdeckungen über die Unruhen im Perigord, Limousin, Quercy und vorzüglich im Agenois zu machen habe. Darauf befahl Heinrich ihr unverzüglich (c. 20. Juni) an, so bald wie möglich nach Paris zu kommen: eine Maßregel, die für alle nicht Eingeweihten ein Gegenstand großer Verwunderung und der mannigfachsten Muthmaßungen war;[1]) andrerseits ließ er ihr ohne Zweifel sofort

1re section, p. 40 ff. ist — obwohl nach der bekannten Weise dieser Schrift reichlich mit vorgeblichen Dokumenten belegt — gänzlich unzuverlässig. Schon Mitte Juni hatte der König von Margarethen die ersten Nachrichten über die Verschwörung erhalten; folglich konnte Rosny nicht einen vollen Monat später die ersten Verhandlungen über diese Entdeckung mit der Königin pflegen. Ferner sollen La Chapelle-Biron und einige andere Edelleute der Königin die ersten Offenbarungen ihrer Schuld gemacht haben, um durch Margarethens Vermittelung die Verzeihung des Königs zu erlangen. Die Unwahrheit dieser Angabe liegt auf der Hand. Margarethe war so sehr als dem Könige verhaßt bekannt (vgl. Supplém. à l'Est. p. 386), daß die Verschworenen sie sicherlich zuletzt als Vermittlerin zwischen sich und dem Könige benutzt hätten.

[1]) MS. Dep. Zuñiga's v. 22. Juni 1605. Die einen sagten, der König wolle ihr Vorwürfe über ihre Leichtfertigkeit machen, die andern, er wolle wieder ein intimes Verhältniß mit ihr beginnen. Vgl. Supplém. à l'Est. 386. — Noch andere sagten, Margarethe wolle aller Welt zeigen, daß ihre Scheidung von dem Könige keine gezwungene sondern eine ganz freiwillige gewesen sei; MS. Dep. Ayala's v. 12. Juli 1605.

nähere Einzelheiten abfragen, denn wir sehen ihn schon am 15. Juli ziemlich genau von allen Thatsachen unterrichtet, während Margarethe nicht vor den ersten Tagen des August in Paris eintraf. Hier trat sie, das Peinliche und Gefährliche ihrer Lage fühlend, sehr demüthig auf. Sie nahm in einer Privatwohnung, dem Hotel des Erzbischofs von Sens, Logis; ja, die stolze Valois erniedrigte sich soweit, ihrer glücklichen Nebenbuhlerin, der „dicken Bankiersfrau von Florenz“ — wie ja die Verneuil Marien von Medici spöttisch zu nennen pflegte — ihre Aufwartung zu machen, wobei sie sich auffällig unterwürfig benahm.[1]) Der König drückte denn auch aller Welt seine Zufriedenheit mit ihrem Betragen aus. Der Wunsch, in Paris zu bleiben, war bei der lebensfrohen Frau so stark, daß sie sich die Duldung des Königs durch Einsetzung des Dauphins zu ihrem Universalerben erkaufte.[2])

Einige Zeit darauf erfuhr Heinrich von einem gewissen Kapitän Belin neue Einzelheiten über die Verschwörung und scheint dabei sogar über die bevorstehende Zusammenkunft der Verschwörer im September unterrichtet worden zu sein. Belin erhielt für seine Enthüllungen die mäßige Summe von 1200 Livres.[3])

Heinrich hatte sofort, nachdem er Genaueres über die Verschwörung erfahren, nach seiner Weise energische und umfassende Maßregeln getroffen. Zunächst hatte er sich des Herzogs v. Epernon versichert, auf den noch immer von der Biron'schen Verschwörung her Verdacht lastete. Indessen derselbe gab jetzt dem Könige hinreichende Pfänder seiner Treue und kam dann selbst an den Hof. Herr von Themines, der Gouverneur von Quercy, sollte diesen unruhigsten Distrikt in Ordnung halten, während dem treuen La Force die Bewachung des Perigord und die der Departements von Bordeaux und Agen dem Marschall Ornano, dem General-

---

[1]) MS. Dep. Zuñiga's v. 5. August.

[2]) Relaz. di Angelo Badoer, bei Barozzi e Berchet, II., I., 125.

[3]) Mercure françois (Genf 1619) I. 9b.; vgl. dazu MS. Coniuration de Bouillon, par Roissy, 102a.

gouverneur der ganzen Guyenne, aufgetragen wurde. Das Tragen von Feuergewehren und das Abhalten bewaffneter Versammlungen ward für die ganze Provinz untersagt.[1]) Diese drei Beamten sollten stets nach gemeinsamer Verabredung und in Uebereinstimmung handeln. Kaum erschien La Force, der als ein durchaus redlicher Mann und zugleich als Freund des Königs eines sehr großen Ansehns genoß, im Perigord, als — geschreckt von den getroffenen Vorbereitungen — das Haupt der dortigen Verschwörung, La Chapelle-Biron, an ihn sandte. So weit war die heilsame Furcht vor der staatlichen Gewalt doch gewachsen, für so eitel und nichtig mußten die Empörer ihr eignes Werk erkennen, daß sie, sobald man ihren kindischen Umtrieben gegenüber Ernst zu zeigen begann, nichts Besseres zu thun wußten, als jeden Gedanken an Widerstand aufzugeben. La Chapelle erbot sich also in seinem und seiner Freunde Namen, sie wollten sich dem Könige unterwerfen und ihm alles entdecken, wenn er ihnen noch einmal Verzeihung schenkte; sonst würden sie alle mit dem Degen in der Hand sterben. La Force, mit einem Theile der Verschwörer durch verwandtschaftliche und religiöse Bande verknüpft, rieth dem Könige zur Milde, und dieser sicherte ihnen in der That seine Gnade zu, wenn sie ihm nichts von der Wahrheit verhehlen wollten (26. August 1605). Indeß noch ehe des Königs Schreiben anlangte, war abermals ein Umschlag eingetreten. Die Milde und das Zögern des Königs und seiner Beamten wurden der Furcht derselben vor der Macht der Verschworenen zugeschrieben. Gleich zuerst hatten einige der Anführer den Schritt La Chapelle-Biron's gemißbilligt, und so war Streit unter ihnen entstanden. Dann kam ein Emissär Bouillon's von Sedan aus in das Land, Herr von Lugaignac, welcher durch seine Verheißungen den Muth der Verschworenen frisch belebte und die Zusage auswärtiger Hülfe erneute. Zugleich

[1]) Der König an Epernon, 6. Juni; L. M. VI. 447. — Der König und Villeroy an La Force, 15. Juli; der König an La Force, 28. Juli; Ornano an den König, August; Mém. de La Force, I. Corresp. 399 ff.

ermahnten Rignac und Bassignac, die sich nach dem festen Turenne im Perigord geworfen hatten, es verstärkten und Miene machten, sich dort zu vertheidigen, ihre Verbündeten zur Ausdauer und Kühnheit. Da brachen dieselben wirklich alle Verhandlungen mit La Force ab, rotteten sich zusammen und begannen, das Land in bewaffneten Banden zu durchstreifen.[1])

Das konnte natürlich nur ihnen selbst Verderben bringen. Der König sandte sofort den Herzog von Epernon, den Gouverneur des Limousin, mit zehn Kompagnien des Fußvolks der Garde, deren jede bis auf 200 Mann gebracht worden war, und den vier Kompagnien leichter Reiter, die der König unterhielt, und welche zusammen wohl auch 800 Mann betrugen, schleunigst gegen die Aufständischen ab. Er selbst rüstete sich mit 3000 Mann Fußvolk und den 500 Gensdarmen von den Kompagnien Dauphin, Vendome und Verneuil dem Herzoge zu folgen. Die Wahl Epernon's war bei dessen frühern Verbindungen mit den Aufständischen ein kühner Schritt; der König hatte ihn wohl unternommen, weil er den Empörern zeigen wollte, daß sie auf den Herzog gar nicht zu rechnen hätten. Die Haltlosigkeit des Aufstandes zeigte sich in dem Schrecken, welcher dem kleinen Armeecorps des Herzogs voranging. Die Mehrzahl der Verschworenen wußte nichts Besseres zu thun, als sich zu ihren Freunden in den benachbarten Provinzen zu retten.

Trotzdem hielt der König es für besser, auch seinerseits nach den von der Verschwörung betroffenen Distrikten abzugehen. Er wollte dadurch zeigen, daß er die Sache ernst nähme, um so einen Grund zu haben, endlich einmal die ganze Strenge des Gesetzes gegen die unermüdlichen und unverbesserlichen Anzettler beständiger Empörungen walten zu lassen. Blanchart, der Intendant Bouillon's für seine Güter in der Auvergne, hatte eben erst dem Könige

---

[1]) La Force, Mém. I. 175 ff.; Corresp.: der König an La Force, 26. August, p. 409 f.

Enthüllungen gemacht, aus welchen die Unterstützung der Verschwörung von Valladolid her sich ergab. Ueberall erzählte Heinrich, der Marschall Bouillon wolle ihm mit spanischen Doublonen den Krieg machen. Um das Gewicht seines Marsches zu erhöhen, mußten ihn auf demselben sämmtliche fremde Gesandte, auch Don Baltasar, begleiten. Am 19. September 1605 brach er selbst von Paris auf, um sich zu Romorantin in Berry mit dem Herzoge von Epernon zu vereinigen und so die immerhin nicht unbeträchtliche Streitmacht von 5000 Mann Infanterie und 1300 Reitern zusammen zu bringen. Sechs Geschütze folgten unter der Leitung Rosny's, als des Großmeisters der Artillerie, dem kleinen Heere.[1])

Aber Heinrich hatte nicht nöthig, von den Waffen Gebrauch zu machen. Bouillon sah jetzt wohl ein, daß es für ihn und seine Anhänger unmöglich sei, einen gewaltsamen Widerstand zu leisten, und daß es zumal für ihn selbst das Beste sein würde, den Zorn des Königs nicht noch mehr zu reizen. Er gab also den Besatzungen in den ihm gehörigen festen Orten den Befehl, die letztern ohne Widerstand dem Könige auszuliefern. Dies zeigte er Heinrich durch ein Schreiben aus Sedan, datirt vom 20. September, an. Bouillon spielte auch in diesem Briefe seine Rolle als unschuldig Verfolgter meisterhaft fort, aber die thatsächlichen Gegenbeweise gegen seine lebhaften Betheuerungen waren doch zu stark, als daß die letztern noch irgend einen Erfolg hätten haben können. So erhielt der König immerhin eine ziemliche Anzahl von Festungen, die noch beträchtliche Zeit ihm Widerstand zu leisten vermocht hätten, in die Hand. Da er nun sah, daß für ihn im Süden nichts mehr zu thun bleibe, kehrte er (Ende Oktober)

[1]) Sully, Oec. roy. ch. CLV. p. 73, giebt als Datum des Abmarsches des Königs von Paris le quinziesme ou seiziesme de septembre an. Ich folge aber der Depesche Zuñiga's v. 18. September. — Vgl. MS. Depeschen Zuñiga's v. 29. Aug. bis 18. Sept. K. 1607, Arch. v. Sim.; MS. Coniuration de Bouillon; MS. Dep. Ayala's v. 18. Aug., 10. Sept.; Briefe des Königs und Sully's an La Force, Mém. de la Force, I. Corresp. p. 410 ff.; Mercure fr. I. 9b.

von Limoges wieder nach Paris um, aber nicht ohne eine Kriminalkommission unter dem Requetenmeister de Roissy in Limoges zurückzulassen, die gegen die Schuldigen einen förmlichen Hochverraths-Prozeß einleiten sollte. Der Seneschall von Quercy, Herr von Themines, ward mit der polizeilichen Verfolgung der Angeklagten beauftragt, und wirklich gelang es ihm, eine Anzahl der Flüchtigen zu ergreifen, von denen fünf hingerichtet, die andern zu ewigem Gefängnisse begnadigt wurden. Mehrere Hauptanführer des Aufstandes wußten sich freilich jeder Strafe durch glückliche Flucht zu entziehen und konnten nur in effigie hingerichtet werden — unter ihnen La Chapelle-Biron, der wohl die größte Schuld an der ganzen Verschwörung trug.[1])

Die Verbündeten Bouillon's im eigentlichen Frankreich waren theils bestraft theils doch unschädlich gemacht; aber der König konnte es um nichts mehr dulden, daß der Herzog ihm von seinem kleinen Staate aus fernerhin trotze und ungestraft fortfahre, Empörungsversuche in Frankreich zu stiften. Heinrich beschloß also, mit Bouillon vollständig ins Klare zu kommen. Indessen noch einmal wurde seine Aufmerksamkeit auf andere Dinge gezogen.

Die Spanier, waren, wie wir gesehen, an all' den Unruhen betheiligt gewesen, die in den letzten Jahren Frankreich's innern Frieden zerrüttet hatten. Sie hatten Auvergne unterstützt, wie Biron, sie hatten nicht minder mit dem Ketzer Bouillon unterhandelt. Mit den Verschworenen der Guyenne waren zugleich zwei Brüder Luquisse hingerichtet worden, provenzalische Edelleute, die im Einverständnisse mit den Spaniern einen Anschlag auf Narbonne und Beziers gemacht hatten. Aber bald kam man einer noch gefährlichern spanischen Verrätherei auf die Spur.

---

[1]) MS. Sentences données à Limoges et exécutées contre aucuns de la faction du duc de Bouillon (Dez. 1605); Nat.-Bibl. zu Paris, Manuscr. françs. vol. 4020 p. 93b. ff. — Mercure fr. I. 9b. 10a. — Aerssen an Oldenbarnevelt, 12. Okt.; Deventer, Gedenkstukken van Oldenbarnevelt, III. 54 f. — Thou l. CXXXIV., t. III. 1089.

Louis de Halagonia de Mérargues — ein provenzalischer Edelmann, von hoher spanischer Abstammung, mit den vornehmsten Geschlechtern des Königreiches verschwägert, aber von so wankelmüthigem und unzuverlässigem Charakter, daß derselbe in seiner Gegend zum Sprüchwort geworden — war vom Könige mit dem Kommando zweier Galeeren beauftragt, welche die Sicherheitspolizei in dem Hafen von Marseille und dessen Umgegend zu versehen hatten. Obwohl Mérargues ein reicher Mann von bedeutenden Einkünften war, ließ er sich dennoch von dem damals nur allzu verbreiteten Fieber der Geldgier und Genußsucht anstecken und strebte auf unerlaubten Wegen nach deren Sättigung. Er benutzte hierzu den Vertrauensposten, der ihm vom Könige verliehen war, indem er sich den Spaniern erbot, mit Hülfe der beiden Galeeren, die er befehligte, und der Autorität, die er in den Gewässern von Marseille besaß, ihnen diesen überaus wichtigen Hafenplatz auszuliefern. Den Spaniern kam es schon seit lange darauf an, in dem südlichen Frankreich festen Fuß zu fassen, um von hier aus mit den zahlreichen unzufriedenen Elementen, die ja zumal in der südlichen Hälfte des französischen Reiches vorhanden waren, in engem Zusammenhange zu stehen, ihnen jeden Augenblick die Hand reichen zu können und zugleich einen festen Stützpunkt zu gewähren. Sie beabsichtigten wohl nicht, sich sogleich die Anerbietungen Mérargues' zu Nutzen zu machen, wohl aber die Verhandlungen mit demselben fortzusetzen, bis die Umstände — ein neuer Aufruhr in Frankreich oder ein äußerer Krieg — es ihnen möglich machten, die Maske der Freundschaft ungescheut abzuwerfen. Sie nahmen also nach ihrer Gewohnheit die Vorschläge Mérargues' freundlich auf, gaben ihm aber keine bestimmte Antwort und zogen die Negotiationen in die Länge. Mérargues, der wegen hoher Abkunft und Reichthums bei seinen Standesgenossen in der Provence ziemlichen Ansehns genoß, kam als deren Abgesandter nach Paris, wo er seine verrätherischen Umtriebe um so bequemer fortzusetzen beschloß und eine Miethwohnung bei einem

ihm verpflichteten Manne bezog. Diesen weihte er bald in sein Geheimniß ein und machte ihn zum Zwischenträger in seinem Verkehre mit dem spanischen Gesandten. Don Baltasar de Zuñiga unterhandelte übrigens bald, um Aufsehen zu vermeiden, nicht mehr persönlich mit Mérargues, sondern durch seinen Sekretär Bruneau, einen Belgier, der Mérargues oft besuchte und sich dann mit ihm in dessen Kabinett einzuschließen pflegte.

Indeß das Glück, das Heinrich IV. bisher vor allen solchen Plänen geschützt hatte, verließ ihn auch diesem Anschlage gegenüber nicht. Ein Galeerensträfling, den Mérargues zu mehreren geheimen Botschaften benutzt hatte, schöpfte Verdacht, und es gelang ihm, in der Hauptsache den Verbindungen seines Herrn auf die Spur zu kommen. Für das Versprechen der Freiheit verrieth er sie dem Gouverneur der Provence, dem Herzoge von Guise, und dieser theilte das Gehörte dem Könige mit. Die Aussage eines so elenden Menschen, wie der Sträfling, konnte jedoch einem angesehenen Edelmanne gegenüber nicht ins Gewicht fallen, und Heinrich beauftragte deshalb den schlauen und gewandten La Varenne, sich wegen der Schuld Mérargues' zu vergewissern und, sollte die Anklage sich bewahrheiten, wo möglich unwiderlegliche Zeugnisse herbeizuschaffen. La Varenne bestach den Wirth Mérargues'; dieser offenbarte ihm die Zusammenkünfte seines Miethers mit Bruneau und versprach, ihn bei der nächsten Konferenz der beiden rechtzeitig zu benachrichtigen, daß man sie auf frischer That ertappen könne. Und so geschah es. Am 5. Dezember Abends wurden Mérargues und Bruneau verhaftet, als sie gemeinschaftlich das Kabinett des erstern verlassen wollten; wichtige Schriftstücke, welche die Schuld Mérargues' vollständig darthaten, wurden theils auf ihrer Person theils in dem Kabinett gefunden. Mérargues, der so überzeugenden Beweisen gegenüber sein Verbrechen eingestand, wurde schon nach vierzehn Tagen hingerichtet (19. Dezember 1605). Den Belgier hatte man ins Chatelet gebracht; aber auf die lauten Proteste und Drohungen Zuñiga's hin, der

vorgab, sein Sekretär habe nichts Uebles beabsichtigt und sei übrigens durch das Völkerrecht geschützt, wurde nach einem heftigen Wortwechsel zwischen dem Könige und dem Gesandten und einigem gerechten Zögern Bruneau wieder freigegeben. Hatte doch auch der sonst so zurückhaltende Erzherzog Albert sich dringlich für Bruneau verwendet und die spanische Regierung sogar beschlossen, diesen Fall ganz ernstlich zu einem casus belli zu machen. Heinrich IV. rächte sich für diese neue Treulosigkeit der Spanier, indem er die starke Szene, die er dem Don Baltasar bereitet hatte, am Hofe weiter erzählte und sogar duldete, daß sie durch fliegende Blätter dem größern Publikum bekannt gemacht wurde.[1])

Die ganze Konspiration, die sich von neuem auf allen Seiten bedrohlich gegen den König erhoben hatte, war zerstreut und vernichtet, nur Bouillon, obwohl entmuthigt und aller Unterstützung beraubt, war noch nicht zu förmlicher Unterwerfung gebracht. Er trotzte auf seine Festung Sedan, die hoch auf einem Felsen lag, von starken Werken umgeben, durch breite in das lebendige Gestein eingehauene Gräben geschützt, und auf die sechszig Kanonen, mit denen er die Wälle versehen hatte. Ueberall hielt man den Platz für uneinnehmbar; nur der Hunger könne ihn bezwingen. Freilich bot Bouillon, geschreckt von dem

[1]) MS. Dep. Zuñiga's v. 8. Dez. 1605, 3., 10. Jan. 1606; Arch. von Sim. K. 1460. — MS. Consulten des spanischen Staatsr. v. 22. Dez. 1605, 7., 10., 21. Jan. 1606: ibid. K. 1426. — MS. Instruktion an Zuñiga, Ampudia, 28. Jan. 1606; ibid. K. 1451. — MS. Dep. Ayala's vom 9., 13. Dezember 1605; Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien, C. 188. — MS. Instruktion der Erzherzoge Albert und Isabella an Ayala v. 19. Dez.; ibid. — MS. Interrogatoire de Louis d'Algonia de Mérargues, le 5. déc. 1605: au Grand Châtelet (Bibl. Nat. in Paris, Manuscr. franç. vol. 4020 p. 146b. ff.) — MS. Manifeste sur le fait de Mérargues (das. p. 242a. ff.) — MS. Mémoires des événements mémorables de 1605—1608; Bibl. Nat. in Paris, Manuscr. frçs. vol. 2947 p. 89a. ff. — La Force an seine Gemahlin, 14. Dez.; Mém. I. Corresp. 421. — Der König an Moritz von Hessen, 7. Dez. 1605; Rommel, 262 ff. — Anonyme Briefe; Groen v. Prinsterer, Arch. d'Orange-Nassau, II., II., 357 ff. 361. — Siri, Mem. recond. I. 354 ff. — Merc. franç. I. 12b. ff. — Supplém. à l'Est. 389. — Thou l. CXXXIV. p. 1089 f.

Schicksal Auvergne's und seiner eigenen Verbündeten in der Guyenne, sowie von der Drohung des Königs, den Prozeß gegen ihn bei dem Parlamente von Paris einzuleiten, eine Art von Unterwerfung an. Der Herr von Teneuil kam als sein Abgesandter zum Könige (November 1605) und erklärte in seinem Namen: der Herzog wolle sich zur Verantwortung stellen, auch seine Fehler, soweit er solche begangen, eingestehen und den König um Gnade bitten, wenn dieser ihm andrerseits Verzeihung und Wiedereinsetzung in seine Güter zusichere. Vor drei Jahren wäre der König mit solchen Bedingungen zufrieden gewesen; jetzt genügte ihm eine nur formelle Unterwerfung nicht mehr; er wollte thatsächliche Bürgschaften für des Herzogs fernere Treue haben und ihm die Möglichkeit nehmen, sich jeden Augenblick in sein souveränes Besitzthum und hinter die Kanonen von Sedan zurückzuziehen. Nachdem er also mit Absicht Bouillon zwei Monate hindurch in ängstlicher Spannung gelassen, sandte er Herrn von Teneuil an denselben zurück mit der Antwort: der König wolle in jedem Falle in das Schloß von Sedan einen Gouverneur und eine Garnison legen, welche ihm den Herzog zur Treue zwingen sollten (Ende Januar 1606).

Das war für Bouillon unannehmbar. Es hieß das, mit einem Male die stolzen Pläne aufgeben, in denen er sich so lange gefallen hatte: Sedan zum Ausgangspunkte einer großen unabhängigen Herrschaft zu machen, von hier aus den Fußstapfen Philipp des Guten und Karl des Kühnen nachzufolgen. Uebergab er Sedan dem Könige, dann war es mit dem ganzen Souveränitätsstolze vorbei, er sank zum Range eines Unterthanen herab. Also das Verlangen Heinrich's wollte er durchaus nicht erfüllen. Den Rath zur Unterwerfung, den ihm seine Schwiegermutter, die verwittwete Fürstin von Oranien, und der wackere La Force mit Einwilligung des Königs durch den Hugenotten De la Noue zukommen ließen, wies er zurück. Er wollte den König zu seinem und Sedan's Protektor machen; er wollte zugeben, daß derselbe so oft und mit einer so

großen Begleitung, wie es ihm beliebe, in Sedan einziehe; er wollte gestatten, daß der Gouverneur und die Besatzung der Festung zugleich dem Könige, ja für den Fall der Empörung von Seiten des Herzogs nur dem Könige schwören sollten; er wollte endlich die Wahl seines Aufenthaltes dem Belieben des Königs überlassen: aber die Festung ganz auszuliefern, darauf wollte er nicht eingehen.

Heinrich andrerseits beschloß, bei seiner Forderung zu beharren und mit der ihm so gefährlichen Souveränität Bouillon's ein Ende zu machen. Freilich suchten ihn auch jetzt noch die Protestanten von einem gewaltsamen Unternehmen abzuhalten; zumal um einen so oft von ihnen zur Zuflucht benutzten Sicherheitsplatz, wie Sedan, nicht in katholische Hände gelangen zu lassen. Dagegen drängte Rosny oder — wie er seit dem Februar dieses Jahres (1606) in Folge königlicher Ernennung hieß — der Herzog von Sully, welcher Bouillon wegen seiner bedeutendern kriegerischen Gaben beneidete und haßte, den König zum Kriege gegen denselben. Heinrich IV. ließ sich nicht beirren und übermäßig beeinflussen, sondern schlug einen Mittelweg ein, der hier in der That der richtige war. Einerseits traf er gegen Bouillon so ernste Vorsichtsmaßregeln, daß jeder seinen festen Willen, sich zum Herrn Sedan's zu machen, erkennen mußte. 10,000 französische Soldaten wurden ausgehoben, 6000 Schweizer wurden eiligst nach Frankreich geführt. Andrerseits wurde noch einmal Du Maurier nach Sedan geschickt. Der Sekretär Bouillon's hatte diesem anzubieten, daß er entweder Sedan ganz an den König verkaufen oder in dem dortigen Schlosse eine königliche Garnison mit seinem Freunde De la Noue an der Spitze aufnehmen solle. Beides schlug Bouillon trotz der wiederholten dringenden Mahnung seiner Schwiegermutter und der verwittweten Herzogin von La Tremoille ab. Er könne Sedan nicht verkaufen, antwortete er, wenn man ihm nicht alle seine Besitzungen in und bei Frankreich abkaufen wolle; und im Schlosse wolle er niemanden aufnehmen

anders als daß er selbst der Stärkere dabei bleibe. Ebenso weigerte er sich, einige zu ihm geflüchtete limousinische Edelleute auszuliefern.

Als Du Maurier mit diesem Bescheide in Paris anlangte (3. März), verzichtete der König auf jede weitere Zögerung und entschloß sich, Gewalt anzuwenden. Erneute Vorstellungen der Protestanten — mit Ausnahme Sully's — vermochten hierin nichts zu ändern. In feierlicher Sitzung des Geheimen Rathes (10. März) wurde vielmehr beschlossen, daß es der Würde Sr. Majestät entspreche, den Herzog von Bouillon thätlich zu verfolgen, mit dem Vorbehalte, ihn, wenn er genügende Bedingungen anbiete, mit offenen Armen aufzunehmen. Diese Resolution des Staatsrathes war vollständig den Absichten des Königs entsprechend. Derselbe beruhigte nur noch die besorgten Hugenotten, indem er versprach, nach Unterwerfung des Herzogs einen reformirten Gouverneur für Sedan zu ernennen; und ebenso sandte er Herrn von Montglas nach Deutschland, um die dortigen protestantischen Fürsten und besonders den Kurfürsten von der Pfalz von jeder Unterstützung Bouillon's fern zu halten.

Am 14. März nahm der König feierlich von seinem Hofe und dem Parlamente Abschied und empfahl ihnen während seiner Abwesenheit den Dauphin, den er zu diesem Behufe nach Paris hatte kommen lassen. Den folgenden Tag brach er nach Reims auf, um dort zunächst das Osterfest zu feiern und dann gegen Sedan zu ziehen. Seine Rüstung war eines Königs von Frankreich wohl würdig. 20,000 Mann Fußvolk und 4000 Reiter folgten ihm, während Sully fünfzig Kanonen und einen bedeutenden Train aufstellte, welche dem Heere binnen kurzem nachrücken sollten.[1])

[1]) MS. Dep. Irraraga's v. 18. März. Arch. v. Sim. K. 1460. — MS. Consulta des span. Staatsr. v. 11. April; ibid., K. 1426. — MS. Dep. Ayala's v. 14., 17. Febr., 3. März; H. H. und St. A. in Wien C. 189. — De la Noue an Du Plessis, 17. Febr.; Du Plessis an Rivet, 10., 20. März; Lettr. et Mém. de Du Plessis, I. 149 ff. — La Force an seine Gemahlin,

Trotzdem ruhten die Unterhandlungen keinen Augenblick. Du Maurier und der Marquis de la Vieuville gingen hin und wieder zwischen dem königlichen Lager und Sedan. Der champagnische Edelmann Rettancourt, ein Hugenott, strengte alle Kräfte an, um einen Vergleich zu Stande zu bringen. Auch Aerssen, der holländische Resident in Paris, der gerade eine Reise von Paris nach dem Haag gemacht hatte, nahm seinen Rückweg über Sedan und gab dem Herzoge den dringenden Rath, sich der Gnade des Königs zu unterwerfen. So lange Heinrich noch fern war, verharrte Bouillon, in dem Glauben, der König werde es so bald nicht wagen, ihn anzugreifen, fest bei dem wiederholt geäußerten Vorsatz, Herr von Sedan zu bleiben, und fing an, unter der Hand in Frankreich und Deutschland Aushebungen von Soldaten zu veranstalten. Aber als die königliche Armee sofort nach der Feier des Osterfestes eiligst gegen Sedan heranzog und Heinrich selbst schon am 28. März in Donchery bei Sedan anlangte; als auch Sully mit seiner Artillerie bereits in Suippes in der Champagne angekommen war: begann Bouillon, das Unnütze und Gefährliche jedes weitern Widerstandes einzusehen und sogleich sein ganzes Benehmen zu ändern.

Plötzlich erschien Aerssen im königlichen Lager und kündigte an, daß Bouillon mit dem Hern von Villeroy zu unterhandeln begehre (28. März). Der Herzog konnte hiermit nur ein Versprechen baldiger Unterwerfung geben, sonst würde er nicht gerade den ersten Beamten Heinrich's für auswärtige Angelegenheiten verlangt haben. Nach kurzen Verhandlungen zwischen Bouillon von der einen, Villeroy und d'Inteville auf der andern Seite, theils in Torcy, dem letzten französischen Grenzdorfe nach Sedan zu, theils im Schlosse von Sedan selbst geführt, einigte man sich vollkommen (31. März). Auch dem Könige war viel daran ge-

---

25. Jan., 3. Febr.; Mém. I. Corresp. 423 f. — Mercure franç. I. 74b. ff. — Suppl. à l'Est. 395. — Oec. roy. ch. CLIX. p. 134 ff. — Ouvré, Aubéry du Maurier, 125 ff. 325 ff.

legen, mit Bouillon nicht bis zum Aeußersten zu kommen. Er erinnerte sich der alten Dienste des Herzogs, der nicht am wenigsten mit zu den Siegen Heinrich's von Navarra über seine zahlreichen Gegner beigetragen hatte. Auch hatte Bouillon erst kürzlich Anerbietungen des spanischen Gouverneurs von Luxemburg und selbst des Grafen Fuentes, ihm beizustehen, zurückgewiesen[1]) — in endlicher Erkenntniß von der Fruchtlosigkeit solcher spanischer Zusicherungen. Dann mußte Heinrich wirklich fürchten, Sedan werde durch seine vorzüglichen Befestigungen seinen Angriffen lange Trotz bieten, und das wäre doppelt gefährlich gewesen: einmal wegen der kaum zur Ruhe gebrachten Unzufriedenen und Ungetreuen im Innern; und zweitens wegen der Spanier. In der That hatten diese bereits an den großen Rüstungen des Königs Anstoß genommen und ihre Garnisonen im Luxemburgischen verstärkt. Es hatte sich auch jemand gefunden, welcher dem madrider Kabinett anbot, Bouillon und Sedan in den Dienst des belgischen Erzherzogs zu ziehen. Zwar hatte dieses Mal die spanische Regierung den Vorschlag abgelehnt — er sei gefährlich und könne wenig nützen, meinte der Staatsrath[2]) — aber wer mochte dafür bürgen, daß die frühern Unterhandlungen zwischen Spanien und Bouillon nicht doch bei größerer Bedrängniß des letztern wieder angeknüpft wurden? Ferner waren die protestantischen Fürsten Deutschland's sehr aufgebracht darüber, daß Heinrich trotz des schon achtjährigen Friedens noch immer keine Miene machte, die ihnen früher entlehnten Summen zurückzuzahlen. Man war deshalb fest davon überzeugt, daß sie Bouillon, wenn auch nicht offen so doch unter der Hand, Beistand leisten würden. Bongars, der bisherige französische Gesandte bei diesen Fürsten, hatte Villeroy auf das eindringlichste in dieser Richtung gewarnt. Und nicht minder sah

---

[1]) Thou l. CXXXVI. p. 1122.

[2]) MS. Cons. des span. Staatsr. v. 11. April; Arch. v. Sim. K. 1426. — MS. Cons. dess. v. 20. April; ibid. K. 1607.

England diesen Krieg sehr ungern; sein Gesandter in Paris sprach mit offener Feindseligkeit gegen denselben.[1])

Aus allen diesen Gründen des Herzens und des Verstandes war Heinrich zu einer Aussöhnung mit dem Herzoge geneigt. Am 2. April wurde zu Donchery die Uebereinkunft endgültig festgestellt. Die Souveränität Sedan's verblieb Bouillon, der außerdem in alle Ehren und Aemter, die er in Frankreich gehabt, wieder eingesetzt wurde. Allen Anhängern des Herzogs wurde vollständige Amnestie bewilligt, Bouillon selbst eine Summe zur Entfernung der von ihm angeworbenen Fremden. Der König legt auf vier Jahre in das Schloß von Sedan einen Gouverneur und fünfzig Soldaten, die ihm ebenso wie die Schöffen der Stadt Treue schwören werden. Der Gouverneur soll Herr von Nettancourt sein, Hugenott — wie schon erwähnt — und Freund Bouillon's. Während dieser vier Jahre soll der Herzog Sedan nicht betreten, nach deren Verlauf aber in den freien Besitz der Stadt und des Schlosses wieder gelangen.

An demselben Tage stellte der König den sehr herzlich gehaltenen Gnadenbrief für Bouillon aus, und schon vier Tage später registrirte ihn das Parlament ein.[2])

Der König hatte seinen Zweck erreicht und Bouillon zur Unterwerfung gezwungen. Er war darüber sehr glücklich. „Meine „Cousine", schreibt er an die Fürstin von Oranien, „ich kann „sprechen wie Cäsar, Veni, vidi, vici, oder wie das Volkslied:

[1]) MS. Dep. Buzenval's v. 8. März; Nat.-Bibl. zu Paris, Manuscr. frçs. vol. 15,953. — MS. Dep. Ayala's v. 9. März; H. H. und St.-Arch. zu Wien C. 189. — Auf die Stellung des pfälz. Kurfürsten und seine Verhandlungen mit dem franz. Gesandten Montglat in Betreff der Bouillon'schen Angelegenheit kann ich hier nicht näher eingehen. Die bezügl. Dokumente und der oben erwähnte Brief Bongars' vom 23. März 1606, bei Ritter, I. 478 ff.

[2]) MS. Konvention zwischen Heinrich IV. und Bouillon; Arch. v. Sim. (Paris) K. 1460. — MS. Akten über die betreffenden Begnadigungen; Nat.-Bibl. zu Paris, Manuscr. frçs. vol. 4020 p. 106a. ff. — MS. Mémoires des événemens mémorables de 1605 à 1608, p. 93a. ff.; das. vol. 2947. — Außerdem verschiedene Circuläre und Briefe hierüber.

„Drei Tage hat meine Lieb' gedauert und war nach drei Tagen „zu End'; so sehr war ich Liebhaber von Sedan." Aber mehr der Wahrheit gemäß schrieb er an La Force: „Die Waare ist „etwas theuer, doch gut." In der That war die Uebereinkunft, die unumgängliche, einstweilige Unterwerfung Sedan's unter des Königs Macht vorausgesetzt, sehr günstig für Bouillon. Die Konvention von Donchery forderte vom Herzoge viel weniger, als der König vor seinem Ausmarsche von ihm verlangt hatte. Bouillon blieb, worauf er ja stets das meiste Gewicht gelegt hatte, Souverän seines kleinen Landes und kam nach Ablauf von vier Jahren wieder in den völlig freien Besitz desselben. Daß in der Zwischenzeit keine Uebergriffe gegen seine Autorität von Seiten der königlichen Besatzung unternommen wurde, dafür bürgte ihm deren geringe Stärke und die Person ihres Befehlshabers. Nettancourt, ein bescheidener und übrigens unbedeutender Mann, war ganz ohne sein Vermuthen zu der Ehre gekommen, Gouverneur von Sedan zu werden;[1]) nur der Wunsch des Königs, Bouillon jeden Verdacht zu nehmen, als werde doch vielleicht eine Ueberraschung gegen seine Souveränität beabsichtigt, konnte diese Wahl erklären. Bouillon selbst war sehr zufrieden mit dem Verlaufe der Angelegenheit, aber auch unter allen seinen Glaubensgenossen in Frankreich war die Freude groß; Aerssen's Einfluß schrieb man hauptsächlich den guten Erfolg zu.[2]) Aber es hatte sich doch recht deutlich gezeigt, daß Bouillon's Opposition eine durchaus persönliche, von keinem allgemeinern Prinzipe getragene war. Und damit war ihre völlige Aussichtslosigkeit gegenüber der von der Zeitströmung getragenen königlichen Macht völlig entschieden. Ein Glück für die Hugenotten, daß sie dies von vorn herein wenn nicht eingesehen, so doch geahnt hatten!

---

[1]) St.-Angel an La Force, 6. April; Mém. de la Force, I. Corresp. 425 ff.

[2]) MS. Dep. Irraraga's (des span. Gesandtschaftssekretärs in Paris) v. 17. April; Arch. v. Sim. K. 1460.

Wenige Tage nach Abschluß der Uebereinkunft (6. April) kam Bouillon in das Lager des Königs hinaus und beugte vor diesem das Knie. An demselben Tage wurde in Paris in allen Kirchen das Te Deum wegen des glücklichen Ausganges der Belagerung gesungen. Dann zogen Heinrich und seine Gemahlin unter Glockengeläut und Kanonendonner in Sedan ein, um so dem Siege über Bouillon und dem Protektorat Frankreichs über die Stadt einen sichtbaren Ausdruck zu geben. Erst nach fünf Tagen verließen der König und seine Gemahlin Sedan wieder, um langsam nach Paris zurückzukehren, wo sie (28. April 1606) mit großem Enthusiasmus und einer glänzenden Illumination empfangen wurden. Der Hofdichter Malherbe feierte in seinen eleganten und wohlgefügten Versen des Königs unbesiegbares und friedenbringendes Glück. Das große Heer, welches gegen Sedan gezogen war, wurde aufgelöst und die Leute meistentheils entlassen, ohne daß einer von ihnen einen Schuß gethan hätte.

So große Bedeutung auch der König schon durch äußere Zeichen seinem Siege über Bouillon beizulegen suchte; trug er diesem doch keinen Groll nach, sondern war im Gegentheile sichtlich bestrebt ihm zu zeigen, daß er, der alten Freundschaft eingedenk, ihn liebe und begünstige. Die enge Verbindung Bouillon's mit den Hugenotten und besonders auch mit den deutschen Protestanten ließen es dem Könige rathsam erscheinen, den Herzog wieder an seine Person zu fesseln. Die innern Verhältnisse des Hofes trugen auch dazu bei, Bouillon's Einfluß schnell steigen zu lassen. Die Königin wollte sich für den Fall einer Regentschaft — den sie, um so viel jünger als Heinrich, stets im Auge hatte — an Bouillon eine Stütze sichern. Sie wandte ihm deshalb ihre Gunst zu. Schon ehe sie von Paris zum Lager abgereist war, hatte sie ihn durch zuverlässige Leute wissen lassen, er möge die Dinge nicht zum äußersten treiben, sondern eine bessere Zeit abwarten; sie wolle ihm wohl und werde ihn dies, wenn die Gelegenheit es erlaube, schon merken lassen. Villeroy und der soeben

zum Siegelbewahrer ernannte Sillery waren zwar sonst eifrige Katholiken, aber der Haß, den beide — besonders Villeroy — gegen Sully hegten, trieb sie zur Parteinahme für Bouillon hinüber. Den schnellen und glücklichen Abschluß der Konvention setzten Unterrichtete zum guten Theil auf Rechnung dieser Stimmung Villeroy's, der jene auch schnell vor der Ankunft Sully's im Lager zu Stande gebracht hatte. Jedenfalls ging der König in dieser Angelegenheit mehr die Wege seines Ministers des Auswärtigen als die seines Ministers des Innern. Als Bouillon zum ersten Male vor ihm in Donchery erschien, sagte er demselben bereits: es liege ihm weniger an dem Platze Sedan, als an den guten Diensten, die er von seiner — Bouillon's — Person noch erwarte. Auf dem Wege nach Paris begleitete der Herzog das königliche Paar; Heinrich suchte eine Versöhnung zwischen jenem und Sully herbeizuführen und wünschte sogar die Vermählung des ältesten Sohnes Sully's mit einer Tochter Bouillon's. Indeß das gelang ihm nicht, vielmehr wurde der Aerger des eifersüchtigen Sully über die wachsende Gunst seines Gegners und über dessen enge Verbindung mit Villeroy und Sillery immer größer. Unmittelbar vor dem Könige zog Bouillon unter den Prinzen und Herzogen in Paris ein, allerdings einfach gekleidet und auf dunklem Pferde, aber in so stolzer und siegesfroher Haltung, daß es schien, als ob er den König in Triumph hinter sich her führe. Auch dem Parlamente — bei dem Bouillon ebenso wie bei allen Ständen des Volkes sehr beliebt war wegen seiner ritterlichen Tapferkeit und wegen seiner Feindschaft gegen den allgemein verhaßten Sully — erklärte Heinrich: er habe den Zug unternommen, nicht so sehr um Sedan wie um den Herrn desselben in seine Gewalt zu bekommen, dessen Arm und Rathschlag er von nun an zum Besten Frankreich's zu benutzen gedenke. Den protestantischen Fürsten in Deutschland drückte der König wenige Wochen später seine volle Befriedigung mit dem Betragen Bouillon's seit der Kapitulation aus. Allen

schien der Marschall bald der erklärte Favorit des Königs zu sein.[1])

Mit Strenge und Güte hatte Heinrich alle Aufstandsversuche gegen seine Person und gegen die königliche Gewalt niedergedrückt. Man braucht nur den Verlauf dieser Verschwörungen zu vergleichen mit den furchtbaren innern Kämpfen zur Zeit seiner unmittelbaren Vorgänger und noch in den ersten Jahren seiner eignen Regierung: um zu sehen, wie er immer fester und sicherer seine Macht begründet hatte. Immer wehrloser wurden die Unzufriedenen und Händelsüchtigen, immer ohnmächtiger ihre Versuche; unter Biron noch dem Könige und dem Lande, waren diese schließlich nur noch ihren eignen Urhebern gefährlich. An dem starken Felsen königlicher Autorität zerschellte leicht die schwache Brandung der Empörung. Das französische Volk war es von Herzen satt, sich auf das Gebot ehrgeiziger Großen oder fanatischer Priester unter einander zu zerfleischen. Es gab keine Familie, die nicht ein Glied in den Bürgerkriegen verloren, keine Provinz, die in denselben nicht ihre Fluren verwüstet, Dörfer und Städte geplündert und verbrannt gesehen hätte. Davor sollte das starke Königthum nun schützen. Da konnte alle Hülfe des eifersüchtigen Spaniens nichts nützen, der Energie Heinrich's, der Fülle seiner Gewalt und dem Ruhebedürfnisse des französischen Volkes gegenüber hatte kein Aufstand mehr Aussicht auf Erfolg. Heinrich IV. ist wie nach außen, so auch nach innen für das französische Königthum der Begründer einer Machtfülle, wie sie sonst nirgends im Europa des 17. Jahrhunderts existirte. Es war wie ein Aufathmen aus langer Noth, wenn man überall die Verse Malherbe's sich wiederholte:

---

[1]) MS. Dep. Irraraga's vom 17. April, 8. Mai, 24. Juni 1606. — MS. Dep. Ayala's v. 17. Febr. 1606. — Merc. frçs. I. 76*b*. — Bassompierre, Mémoires p. 46 f. (Mich. et Pouj. II. VI.). — Thou l. CXXXVI. p. 1122 f. — H. IV. an Moritz von Hessen, 20. Mai 1606; Rommel p. 306. — Benoist I. 431.

Die Furcht vor Heinrich gilt als Bollwerk unsern Orten,
Der Wache braucht's nicht mehr auf Mauern und an Pforten,
Den Posten zieht man ein auf unsrer Thürme Spitzen:
Das Eisen wird nur mehr dem Ackersmanne nützen;
Das Volk, noch zitternd jüngst, vom wilden Krieg erschreckt,
Wird nur zum Tanze durch die Trommel jetzt erweckt.[1])

Ruhig konnte nunmehr der König, nach seiner stätigen und bedächtig sichern Art an den innern Ausbau seines Reiches, an die Ordnung und Hebung von dessen innerm Zustande gehen.

---

[1]) Vgl. die enthusiastische Schilderung der Sicherheit in Frankreich im 182. Briefe von Bongars an Camerarius; Lettres latines de Bongars (Paris 1668, 12°.), p. 968.

Viertes Kapitel.

Frankreich's innere Zustände unter der Regierung Heinrich's IV. 1598 — 1610.

Frankreich unter Heinrich IV. eine wesentlich absolute Monarchie. — Schwäche aller dem Königthume gegenüberstehenden Gewalten. — Der König. — Marie von Medici. — Des Königs Geliebte. — Die Minister: der Kanzler, die Staatssekretäre, Villeroy, Sully. — Jeannin. — Die großen Rathskollegien. — Heinrich's Regierungsweise. — Grundsätze in Bezug auf die Verwaltung. — Sicherung von Ruhe und Ordnung. — Duellgesetze. — Vernichtung der Macht des hohen Adels. — Politische Polizei. — Sorge für die Gesundheitspflege. — Gerichtsordnung. — Die Paulette. — Advokatenordnung. — Steuersystem. — Erleichterung des Volkes durch Heinrich IV. und Sully. — Reformen in der Steuerverwaltung. — Einnahme- und Ausgabebudget. — Zunehmende Tilgung der Staatsschuld. — Günstiges Resultat von Sully's Finanzverwaltung. — Der Ackerbau; Olivier de Serres. — Preisverhältnisse der damaligen Zeit. — Befreiung des Getreidehandels von allen Schranken. — Austrocknung der Sümpfe. — Waldschutz. — Barbarische Jagdschutzgesetze. — Bergwerke. — Großartige Förderung der Industrie und ganz besonders der Seidenmanufaktur. — Innerer Handel. — Wege- und Brückenbauten. — Flußregulirungen und Kanalbauten; großartige Pläne des Königs. — Transportmittel; Posten. — Günstige Entwickelung des äußern Handels. — Heinrich's IV. Handelspolitik. — Französische Kolonisationsversuche; Kanada. — Völlige Neuschöpfung der französischen Armee; Artillerie-, Ingenieur- und Invalidenwesen. — Festungen. — Marine. — Bauten. — Zustand der Architektur und der bildenden Künste. — Unterrichtswesen; die pariser Universität. — Die Wissenschaft zur Zeit Heinrich's IV. — Aberglaube.

— Poesie; alte und neue Schule. — Drama und Komödie; Bühne und Schauspieler im Beginne des siebzehnten Jahrhunderts. — Große Preßfreiheit; lebhafte Broschürenliteratur. — Reichthum von Paris. — Luxus und Spielwuth der damaligen Zeit. — Charakterisirung der Franzosen durch einen Zeitgenossen.

Bei der Betrachtung der innern Zustände Spanien's entrollte sich uns das betrübende Bild eines schnell sinkenden, unaufhaltsam im Verfalle begriffenen Staatswesens und Volksthumes. In geradem und erfreulichem Gegensatze hierzu steht das Frankreich Heinrich's IV. Hier stoßen wir überall auf noch schlummernde aber doch lebensfähige Kräfte, die unter der geschickten Einwirkung eines intelligenten, scharfblickenden Regenten ins Dasein treten, sich entwickeln und erhöhen und hiernach auf allen Seiten die günstigsten Erfolge hervorbringen. Wenn Frankreich bald darauf an Reichthum, Glanz und allgemein verbreiteter Kultur ebenso wie an politischer Macht das erste Land Europa's wurde, so hat es die Anregung und Anleitung dazu Heinrich dem Vierten zu verdanken. Lange herrschte die Meinung, der König habe nur geschehen lassen, das Hauptverdienst komme seinem Minister Sully zu; ganz mit Unrecht, da Sully sich vielmehr den wichtigsten Reformen seines Herrn nach Kräften widersetzt hat. Der König selbst vielmehr darf auf den Ruhm Anspruch machen, die Größe seines Landes und Volkes neu begründet zu haben. Freilich lagen in seiner Schöpfung neben den Licht- auch bereits die starken Schattenseiten, welche ihr bei ihrer brillantesten Entwickelung eigen geblieben sind.

Als der Friede von Vervins Heinrich den Vierten auf dem bisher noch immer wankenden Throne befestigte, hieß er seit neun Jahren König von Frankreich, seit einem Vierteljahrhundert König von Navarra: aber erst jetzt eröffnete sich ihm die Möglichkeit, wahrhaft zu regieren. Bis dahin war er nur immer der Führer einer Partei, allerdings einer in den letzten fünf Jahren stetig

wachsenden Partei gewesen, Freunden und Feinden gegenüber gleich machtlos. Jene hatte er durch Bitten, Hoffnungen, Geschenke, Herablassung gewinnen, diesen das Opfer seines Gewissens, der Staatsmittel, mancher Kronprärogative bringen müssen. Das hatte in Heinrich's Seele einen tiefen Stachel zurückgelassen; und während die Außenseiten seines Charakters: sein Humor, seine sich stets gleich bleibende Freundlichkeit, seine gutmüthige Sinnlichkeit, noch für einige Zeit die Welt über sein wahres Wesen täuschten, trug er sich von Beginn an mit dem festen Plane, das durch die Religionskriege unterbrochene Zentralisationswerk seiner Vorfahren auf dem französischen Throne mit aller Kraft wieder aufzunehmen und zu verfolgen. Mit größter Geschicklichkeit benutzte er hierzu die Vortheile seiner persönlichen Stellung wie der allgemeinen Lage: die tiefe Friedenssehnsucht des französischen Volkes, den ritterlichen Ruhm, der ihn selbst umgab, die Popularität, welche sein geistreich gefälliges Benehmen ihm wenigstens zeitweise in allen Klassen des Volkes verschafft hatte. Es ist gezeigt worden, wie Heinrich die Religionsparteien in das Ganze seines Staates hineinzwang, wie er mit seinem Wesen sonst nicht eigener Strenge jede Regung aristokratischer Selbständigkeit vernichtete. Ligisten und Hugenotten gehorchten ihm, wenn auch murrend; ihre Führer, um deren Gunst der König lange Jahre hindurch demüthig hatte buhlen müssen, waren theils zu Boden gestreckt, theils lebten sie unterwürfig am Hofe des Monarchen, nicht frei von der Furcht, daß nach Biron, Auvergne und Bouillon auch an sie die Reihe kommen könnte, die Gewalt des Königthums erdrückend auf sich niederfallen zu sehen.

Weniger gewaltsam, aber mit derselben Entschiedenheit trat er allen populären Beschränkungen seiner monarchischen Machtvollkommenheit gegenüber. Die Generalstände des Reiches versammelten sich unter seiner Regierung zum letzten Male in den Jahren 1596 und 1597, d. h. zu einer Zeit, wo noch die Bretagne in Waffen stand und die Spanier siegreich im Norden

Frankreich's vordrangen, wo also der König dringend auf die Unterstützung durch das Volk angewiesen war. Aber mit dem Augenblicke, wo die innern und äußern Feinde unschädlich gemacht worden waren, und wo Heinrich sich mit Recht König von Frankreich nennen durfte, stand der Entschluß bei ihm fest, nie mehr diese Vertretung des gesammten Reiches einzuberufen. Freilich beging er auch nicht den Fehler, welcher so oft die Entwürfe absolutistischer Monarchen hat scheitern lassen, daß sie durch Verschwendung und Mißregierung das Volk beständig reizten, und sich doch schließlich an dessen Unterstützung zu appelliren gezwungen sahen. Vielmehr pflegte er die geistigen und zumal alle materiellen Interessen seiner Unterthanen sorgsam, und die musterhafte Finanzverwaltung machte es dem Könige möglich, ohne erhöhte Anforderung an die Steuerkraft des Volkes auszukommen. Was hätte näher gelegen, als im Jahre 1610, wo ein großer und populärer Krieg dem Reiche bevorstand, sich die unzweifelhafte Unterstützung der Nationalvertretung zu verschaffen? Doch man unterließ es. So beseitigte Heinrich ohne Gewaltsamkeit, ohne Ungesetzlichkeit und stillschweigend jene mächtigen Stände, die seinem Vorgänger das Gesetz diktirt hatten.

Mit den Provinzialvertretungen konnte Heinrich nicht in gleicher Weise verfahren. In den sogenannten pays d'Etats — in der Bretagne, dem größten Theile der Gascogne, dem französischen Navarra und Bearn, dem Langued'oc, der Provence, der Dauphine, der Bresse und Burgund — bedurfte man der dort seit lange mächtigen Stände nicht nur zur Erneuerung der Provinzialsteuern und der Regelung des Provinzialbudgets, sondern auch zur regelmäßigen Verwaltung dieser Provinzen, die durch altes Herkommen zum größten Theile in der Hand der Stände gelegt war. Nur eine gewaltsame Umwälzung, zu welcher bei dem im ganzen guten Verhältnisse zwischen König und Volk keine Veranlassung war, hätte die Autorität der Stände in diesen Provinzen vernichten können. In andern Gebietstheilen — in der

Picardie, der Normandie, dem Orleannais, Maine, Anjou, Touraine, Berry, Nivernais, Bourbonnais, der Marche, Auvergne, Poitou, Angoumois, Guyenne — spielten die Stände eine so bescheidene Rolle, daß sie dem Königthume nur erwünscht waren, indem sie ihm besoldete Beamte ersetzten: sie vertheilten die Steuern und trugen dem Könige die Wünsche und Bedürfnisse ihrer Provinz vor. Daß Heinrich IV. diese politisch unschuldige Art von Ständen begünstigte, wird uns nicht Wunder nehmen.[1])

Indeß die Freiheiten der pays d'Etats duldete der König nur unter der Bedingung, daß diese Stände ihm gehorsamten und seinen Wünschen nachkamen. Die Steuerverweigerungen in Poitiers und Limoges im Jahre 1602 wurden mit Gewalt beseitigt. Als in den Jahren 1605 bis 1608 die Stände von Burgund sich weigerten, die mit bedeutenden Geldopfern verknüpfte Expropriirung und Vernichtung mehrerer Adelsschlösser in dieser Provinz auszuführen, und dem Könige nur eine geringe Provinzialsteuer — don gratuit — bewilligten, beschied Heinrich ihre Deputirten zu sich nach Paris. Da fuhr er sie hart an: „die pays „d'Etats hätten ihn stets getäuscht; sie hielten nichts von dem, „was sie ihm versprächen, und es schiene ihnen, daß sie genug ge„than, wenn sie drei oder vier Jahre über eine Angelegenheit ver„streichen ließen." Indem er ihnen ihre Unterlassungssünden vorhielt und gute Rathschläge für ihr zukünftiges Benehmen ertheilte, enthüllte er zugleich seinen innersten Gedanken über die Repräsentativ-Verfassung: „Sie sprächen ihm immer von den Privilegien ihres „Landes; diese Privilegien seien nur da, um Aufwiegelungen zu „ermöglichen; die schönsten Privilegien, welche die Völker haben „könnten, seien die, in der wohlwollenden Gnade ihres Monarchen „zu verharren." [2]) Man sieht, das sind ganz die Grundsätze des

[1]) Vgl. Theil I. S. 50.

[2]) Poirson, Histoire, du règne de Henri IV. (3. Aufl. Paris 1866) III. 13 ff. — Gern ergreife ich diese Gelegenheit, um meinen Dank für die vielfache Anregung und Belehrung auszusprechen, die ich für dieses Kapitel

aufgeklärten Absolutismus, welche Richelieu und Ludwig XIV. später verwirklichten. Wenn Heinrich IV. dies unterließ, so war die Ursache dieser Schonung ein Rest von Gewissenhaftigkeit, die Furcht vor aufrührerischen Verbindungen mit dem noch mächtigen äußern Feinde und vor allem der Mangel an wichtigen Veranlassungen. Aber über seine Gesinnung und seine Wünsche in dieser Beziehung kann ein Zweifel nicht bestehen.

In mehreren Provinzen — der Champagne, Isle de France, dem Lyonnais und Limousin — war die Krone durch keine Art von Ständen beschränkt.[1])

Aehnlich war des Königs Benehmen den munizipalen Freiheiten gegenüber. Er bestätigte, ja erneuerte sie — aber nur unter der doppelten Bedingung, sich dem Staatsganzen unterzuordnen und ihm selbst nie unbequem zu werden. Die Städte hatten zwei Arten von Behörden. Die eine, die Assemblée générale, ursprünglich die Versammlung aller Bürger, war in den meisten Städten zu einer mehr oder minder beschränkten Menge von bestimmten Berechtigten oder von deren Abgesandten

---

aus dem Werke Poirson's erhalten habe. Ich habe es in diesem Abschnitte oft benutzt. Die innere Geschichte Frankreich's unter Heinrich's IV. Regierung ist mit unübertrefflichem Fleiße, großer Umsicht, Sachkenntniß und Geschicklichkeit auf wahrhaft grundlegende Weise von Herrn Poirson geschildert worden, so daß in Zukunft alle Darstellungen jener auf ihn werden zurückgehen müssen. Man muß ihm nur allzu große Bewunderung für seinen Helden und Mangel an jeder Kritik den Sully'schen Angaben gegenüber vorwerfen. Ich hoffe doch, in vielfacher Beziehung seine Darstellungen ergänzt zu haben. In Bezug auf die äußere Politik ist Poirson's Buch nicht zu gebrauchen, da er sich ausschließlich auf das hier recht mangelhafte gedruckte Material beschränkt und ihm die unbedingte Hochschätzung Heinrich's IV. sowie die altüberkommene Ansicht von der Rechtmäßigkeit und Naturgemäßheit französischer Vorherrschaft in Europa den freien Blick benehmen. — Leider läßt sich dem Buche von A. Moreau de Jonnès, Etat économique et social de la France de 1589 à 1715 (Paris 1867), ein entsprechendes Lob nicht zollen. Seine Berechnungen erscheinen durchgehends recht unzuverlässig; und zumal der Abschnitt über Heinrich IV. ist sehr oberflächlich.

[1]) Vgl. T. Laferrière, Etude sur les Etats provinciaux; Comptes rendus de l'Académie des sciences morales et politiques, LIII. (1860) 340 ff.

eingeschrumpft. Sie mußte bei allen wichtigen Angelegenheiten um ihre Zustimmung gefragt werden, und wählte selbst die eigentlich ausführende Stadtobrigkeit, das Corps de ville, unter dem Namen Maires, Capitouls, Jurats, Konsuln, Prevots des Marchands, Echevins (Schöffen). In Paris wurden die Schöffen und der Prevot des Marchands (Oberbürgermeister) jedes Jahr neu gewählt; der letztere aber — als der höchste Magistrat der Hauptstadt — bedurfte der königlichen Bestätigung.[1]) Die gewählten Obrigkeiten leiteten die Verwaltung der städtischen Angelegenheiten und des städtischen Vermögens, mußten aber bei der Auferlegung einer städtischen Abgabe die Genehmigung des Königs einholen.[2]) Auf die Bitte der Stände der Provence wurden die Magistratspersonen aller Kommunen der Verbindlichkeit, mit ihrer eigenen Freiheit für die Kommunalschulden zu stehen, enthoben.[3]) Die Magistrate übten ferner in vielen Städten und deren Bannmeilen die Polizeigewalt und die niedere Gerichtsbarkeit aus — ebenso wie die großen Vasallen auf ihren Gütern — während selbstverständlich die Appellation an die königlichen Gerichte jederzeit freistand. Zahlreiche Städte, große und mittlere, waren entweder ganz von königlichen Garnisonen befreit oder nur zur Aufnahme einer bestimmten Anzahl von Soldaten verpflichtet. Die geringe Stärke des stehenden Heeres überhob den König jeder Anwandlung, diese Bestimmungen zu verletzen. Zum größten Theile — und das war die beste Bürgschaft für ihre Freiheiten — mußten die Bürger den Schutz für die Sicherheit ihrer Stadt gegen innere und äußere Feinde selbst übernehmen. Häufige Uebungen und Vogelschießen machten die Bürger zum Waffenhandwerke geschickter.[4])

---

[1]) Mercure françois (Genf 1619) I. 83a.

[2]) So gestattet Heinrich, in Orleans zur Vollendung der Straßenpflasterung ein Octroi einzuführen; Manuscr. français der Nat.-Bibl. zu Paris, vol. 5809 fol. 217a.

[3]) Das. fol. 213a.

[4]) Das. fol. 130b. 133b. — Vgl. Relazione di Pietro Priuli (Barozzi e Berchet II., I., 202 f.): Die souveränen Fürstenthümer in Frankreich,

Indessen, hatte der König durch seine Aufsicht über das städtische Steuerwesen, durch sein Recht der Anordnung von Märkten und Messen, durch die Ausübung der Polizeigewalt gerade in den größten Orten und die Reservirung der Berufung an die königlichen Gerichte schon von vorn herein auch die mächtigsten Städte dem Staate untergeordnet: so unterließ er es doch auch nicht, in die gesetzlichen städtischen Freiheiten einzugreifen, wo sie ihm unbequem wurden. Nach der Steuerverweigerung in Limoges nahm er willkürlich der Bürgerschaft das Wahlrecht ihrer Magistrate, um es hundert Notabeln — oder, wie man sie in den Städten nannte, prud'hommes — zu übergeben. Die Städte, die sich weigerten, seinem Wunsche gemäß den Jesuiten Häuser bei sich einzuräumen und Unterhalt zu gewähren, wurden durch Drohungen des Königs hierzu gezwungen.[1]) Wollte der König einem vornehmen Fremden ein Fest geben, so trug er dasselbe seiner guten Stadt Paris auf, die natürlich die Kosten aufzubringen hatte. Seine Hochzeitsfeier mußte die Stadt Lyon ausrichten, welche zu diesem Zwecke auch alle Landstraßen der Umgegend herzustellen hatte. Auf seinen Befehl mußten die Städte durchreisende fremde Gesandte aus ihren eignen Mitteln prächtig aufnehmen und bewirthen.[2]) Diese letztern Beispiele betreffen gewiß keine wichtigen Dinge: aber sie beweisen, daß der König sich kein Gewissen daraus machte, überall mit angeblich festbegründeten Freiheiten nach eigenem willkürlichsten Ermessen zu verfahren. So unmerklich wie möglich, aber mit fester und stetiger Methode suchte man auf allen Gebieten die vom Staatsoberhaupte unabhängigen Gewalten zu Schattengebilden zu machen, indem man

---

welche das merum et mixtum imperium, das Recht, Münzen zu schlagen, und Gerichtsbarkeit ohne Appell besaßen, waren: Sedan, die Vizegrafschaft Turenne, das Fürstenthum Dombes, die Grafschaft Auvergne, Mousson und Yvetot.

[1]) Lettres Missives, VI. 354. 366, VII. 612.

[2]) Lettr. Miss., V. 21. 324. 349, VII. 569.

ihnen nur den Schein der Macht beließ, das Wesen derselben aber Agenten der Zentralregierung übertrug.[1])

Wie wenig die Parlamente dem Könige gegenüber ihre Ansicht durchzusetzen vermochten, haben wir an mannichfachen Beispielen gesehen.

Trotz der Gestattung provinzialer, kommunaler und persönlicher Selbständigkeit nach verschiedenen Seiten hin suchte Heinrich IV. es doch dahin zu bringen, daß sein Wille in allen Punkten, auf die derselbe sich zu erstrecken Veranlassung habe, siegreich sich durchsetze. Auch den Zeitgenossen erschien das Verhältniß im Staate so, daß der königliche Wille jederzeit allmächtig sei. In einer sehr lehrreichen Abhandlung „Bemerkungen über den Zustand Frankreich's", die bald nach Heinrich's IV. Tode abgefaßt ist, heißt es:

„Frankreich ist eine reine, wahre und absolute Monarchie. „Wahr ist es, daß sie scheinbar etwas von der Aristokratie hat, „aber das ist eben nur scheinbar; denn in Wirklichkeit ist dort „nur einer, der zu befehlen hat, der Souverän, von welchem die „andern ihre Autorität empfangen, nicht mehr noch weniger, als „wir unser Licht von dem der Sonne erhalten, und als diese sie „dem Monde und den Sternen mittheilt. In Kraft dieser „Autorität beschließt er den Krieg, verhandelt den Frieden, setzt „die höchsten Beamten ein, giebt neue Gesetze, kassirt die alten „und legt die unklaren aus, beaufsichtigt in höchster Instanz die „Urtheile der Behörden, ertheilt Gnade gegen die Strenge der „Gesetze, beruft die Stände ein, wann es ihm gut scheint, „legitimirt, naturalisirt und adelt, verleiht Markt-, Jagd- und „Holzprivilegien, entsendet ordentliche und außerordentliche Gesandte, „läßt Münzen schlagen und verfügt über die Finanzen. Er hat „höchste Gewalt über all' dieses, obwohl er nichts darin thut, ohne

[1]) So blieb in vielen Städten bis zur Revolution von 1789 das Scheinbild kommunaler Freiheit bestehen, aber unter der immer zunehmenden Beschränkung und Einmischung seitens der königlichen Beamten; Tocqueville, L'ancien régime et la révolution, l. II. ch. 3.

„es vorher durch die Prüfung seines Großen oder seines Ge„heimen Rathes gehen oder durch das Parlament, den Steuerhof „oder die Rechnungskammer bekräftigen zu lassen, und er je nach „der Wichtigkeit der Angelegenheiten bisweilen den Rath der drei „Stände des Königreiches einholt“.[1])

Ist nicht ein solches Staatswesen das vollkommenste Bild eines gemäßigten und durch die Gesetze geregelten Absolutismus?

Die Regierungsform war also in Frankreich im großen und ganzen dieselbe, wie in Spanien. Aber wie verschieden waren die Männer, die an der Spitze beider Staatswesen standen!

Heinrich IV. war von mittlerer, eher kleiner Statur, aber starkem und sehnigem Körperbau. Sein Kopf war im Verhältniß etwas groß, das Haar, der Schnurrbart und der volle Kinnbart schon frühzeitig grau, ja seit dem Beginne des siebzehnten Jahrhunderts weiß geworden. Der Mund, durch den Bart halb verdeckt, hatte einen unentschiedenen sinnlichen Ausdruck. Die Stirn war gewölbt, hoch und breit, energisch und entschlossen. Die Augen, nicht groß, mäßig tief liegend, lebendig funkelnd, drückten Keckheit und Humor aus, während die tiefen Furchen auf der Stirne und den magern stark hervorspringenden Wangen kluge List und zugleich Uebermaß der Nervenanreizungen ahnen ließen. Die Nase war scharf, adlerartig gebogen. Es war keine schöne, aber eine interessante und anziehende Erscheinung.[2]) Früher in den größten Anstrengungen und Mühseligkeiten stets ungestörter Gesundheit, war er, seitdem die Aufregung des Krieges ihn nicht mehr aufrecht erhielt, in Folge seiner Ausschweifungen den Qualen

[1]) MS. Remarques sur l'estat de la France (Bibl. de Bourgogne, Brüssel, nr. 10,741) fol. 1. — Alle venezianischen Relationen geben dasselbe Bild.

[2]) Venezianische Gesandtschaftsberichte. — Mercure françois (Genf 1619) I. 341 b. — Schilderung der 1793 von seinem wohlerhaltenen Kopfe abgenommenen Maske bei Michelet, XI. 163 f. — Tallemant des Reaux, I. 9. 19., schildert nach seiner medisanten Weise den König wahrhaft abschreckend.

der Gicht und anderer, besonders Haut-Krankheiten verfallen, die ihn nunmehr fast unablässig plagten und mehrfach selbst sein Leben in Gefahr brachten. Trotzdem konnte er körperliche Thätigkeit und Anstrengung nicht entbehren; es war deshalb die Jagd, und vorzüglich die Hetze der Hirsche, seine Lieblingsbeschäftigung. Alle Zeit, die er den Staatsgeschäften abzugewinnen vermochte, verwandte er auf diese Vergnügungen. Indessen man darf nicht glauben, daß er darüber seine Pflichten als König vernachlässigt hätte. Nicht in der geringsten Sache durfte eine Entscheidung getroffen werden, ohne daß vorher seine Willensmeinung eingeholt worden. War er einmal bei der Arbeit, so kannte seine ungestüme kräftige Natur keine Ermüdung noch Unterbrechung. Um so ungeduldiger trug er es, wenn die Krankheit körperliche und geistige Beschäftigung gleichermaßen verhinderte. Seine Bildung war sehr gering, aber er ersetzte diesen Mangel durch die Lebhaftigkeit seines Wesens, seine schnelle Auffassungsgabe und ein ungemein treues Gedächtniß, das ihm einen reichen Schatz persönlicher Erfahrungen darbot, aus welchem er vielfach und mit großer Ueberlegung zu schöpfen pflegte. Die feierlichen Formen haßte und vermied er, ein offenes Wort machte ihm Freude, jedem pflegte er auf seine Weise zu antworten; seine Kleidung war meist unscheinbar, ja ärmlich. Er liebte es auch nicht, feierliche Rathssitzungen zu halten — dazu war er schon allzu ungeduldig und eigensinnig — sondern verhandelte die meisten Angelegenheiten, indem er mit einem oder wenigen seiner vertrautesten Rathgeber in den Galerien oder dem Garten des Louvre oder des Schlosses von Fontainebleau auf und ab spazierte. Auf seinen Reisen, die er indeß selten — nie zum Vergnügen, sondern immer nur um politischer oder militärischer Zwecke willen — unternahm, begleiteten ihn stets seine vornehmsten Minister. Die wichtigsten Entschlüsse wurden hier von ihm gefaßt. Das Edikt von Nantes, die Rückberufung der Jesuiten wurden auf solchen Reisen von ihm festgestellt und verkündet. Während seiner Reise nach Metz im

Jahre 1603 brachte er in dem straßburger Bisthumsstreite eine wenigstens vorläufige Vergleichung zu Wege. Auf seinen Ausflügen und Reisen pflegte er die Bürger und Landleute, die ihm begegneten, anzuhalten, um sich von ihnen ihre persönliche Lage, den Gegenstand und die Weise ihrer Beschäftigung, den Preis der verschiedenen Dinge, ihre Ansichten und Wünsche auseinander setzen zu lassen. Ueberhaupt hatte er seinen Wachen befohlen, nach altüberkommener französischer Weise allen, die eine Klage bei ihm vorzubringen hätten, den Zutritt zu ihm zu gestatten. [1]) So unterrichtete er sich über die Zustände und Bedürfnisse seines Volkes, erlangte eine Menge nützlicher Kenntnisse und gewann zugleich an Popularität. Fand er bei solchen Gelegenheiten Mißbräuche auf, so zögerte er nicht, ihre sofortige Abstellung zu bewirken.

In gewöhnlicher Stimmung heiter, gesprächig, unzeremoniös, freundlich, von scheinbarer Herzlichkeit, ließ er sich doch leicht in Zorn bringen, in welchem er seine Ausdrücke wenig überwachte und neben Bravaden und Drohungen auch Schimpfreden und Flüche besinnungslos ausstieß. Indeß besänftigte er sich leicht wieder; und oft war sein Zorn ein nur erheuchelter, zu ganz bestimmten Zwecken wohl berechneter. Rachgier war ihm gänzlich fremd; nur den Feinden des Staates gegenüber war er unerbittlich, während er persönliche Kränkungen und Beleidigungen gern verzieh. Nachdem alle ernstliche Gefahr von Seiten der ligistischen Partei vorüber war, ließ er jedem, auch dem früher eifrigsten Anhänger derselben, auf vorhergehende Bitte Vergebung zu Theil werden. Eine umfassende Amnestie trat bei Gelegenheit der Taufe

---

[1]) P. Matthieu, Histoire de la mort de Henry IV., (Paris 1612, 8°) p. 184 f. — Mercure françois, I. 258b. — Fontenay — Mareuil (éd. Petitot I., L.) p. 54 f. — Du Plessis' Besorgnisse, daß der König im Frieden ganz in seinen Lüsten untergehen könnte (Histoire de la vie de Mess. Philippe de Mornay; Leyden 1647 p. 259 f.), waren nicht ganz unbegründet, haben sich aber doch nicht verwirklicht.

des Dauphins ein.[1]) Gern versprach er; doch mußte man sich nicht allzu fest auf die wirkliche Erfüllung des Verheißenen verlassen.

Auf die traurigste Seite von Heinrich's Wesen, sein Verhalten zu seiner Gemahlin und seinen zahlreichen Maitressen, wollen wir nur soweit eingehen, als es zur Charakterisirung des Mannes und der Zeit und zur Erklärung der Thatsachen unbedingt nothwendig ist. Zumal der Charakter Mariens von Medici muß kurz geschildert werden, da sie bestimmt war, später einen so entscheidenden Einfluß auf die Geschicke Frankreich's zu üben.

Diese Königin wird von den französischen Geschichtschreibern meist übel genug behandelt. Wenn man die brillante und phantastische Schilderung all' dieser Persönlichkeiten und Zustände bei Michelet liest, so sollte man Heinrich's Verirrungen nur für eine natürliche und höchst entschuldbare Folge seiner Verzweiflung über die körperlichen und geistigen Mängel seiner Gemahlin halten. Michelet schildert sie als trägen und niedrigen Geistes, abergläubig und bigott, ränkesüchtig, von einem Schwarm von Galanen und Cicisbeen umgeben. Was ihre körperliche Beschaffenheit angeht, so nennt er sie „eine schwere Fleischmasse", von harten und traurigen Zügen, früh gealtert. Wie sehr ist doch Henriette von Entragues, „die lebendige und reizende Französin", vorzuziehen dieser „dicken dummen Deutschen" — wie es Herrn Michelet die Maria wegen ihrer deutschen Mutter zu nennen beliebt. Wenn nun auch die übrigen französischen Geschichtschreiber etwas maßvoller und nüchterner in ihrer Schilderung Mariens sind, so kommt sie doch noch immer schlimm genug bei ihnen fort. Es ist das auch natürlich. Mußte doch die zurückgesetzte, tausendmal gekränkte Gemahlin in recht ungünstigem Lichte erscheinen, damit Heinrich's IV., des nationalen Liebling's, Fehltritte leicht Verzeihung fänden;

[1]) Vgl. Manuscr. frçs. der Nat.-Bibl. zu Paris, vol. 4020 fol. 33b ff.; vol. 5809 fol. 142a. 204a ff.

mußte doch diese „Italienerin mit deutschem Blute und spanischen Sitten" die dunkle Folie abgeben, auf der sich die glänzenden Gestalten des Bearners und Richelieu's um so strahlender abhüben.

Gewiß entsprach Maria von Medici nicht dem Ideale einer jugendlichen Braut. Wir sind in Hinsicht auf sie nicht auf die Berichte der Zeitgenossen angewiesen. Ihr Porträt in der dresdener Galerie, die lange Reihe ihr gewidmeter Bilder von Ruben's kräftiger Hand im Louvre führen sie uns lebendig genug vor. Bei ihrer Vermählung schon 27 Jahre alt, hatte sie nach Art der südlichen Frauen den Schmelz und die Zartheit der Jugend bereits verloren. Aber ihre Gesichtszüge sind regelmäßig, ihre Gestalt freilich etwas zu stark entwickelt, doch verhältnißmäßig und würdig; von bemerkenswerther Schönheit ist die feine längliche und doch zugleich fleischige Hand. Der erste Eindruck, den sie hervorbrachte, war ein gewinnender, günstiger; auch der König war in den ersten Tagen der Ehe sehr entzückt von ihr.[1]) Maria war fromm, ihrer Religion eifrig ergeben und hatte schon deshalb eine gewisse Neigung für das spanische Wesen, das überhaupt in dem Italien der damaligen Zeit vorherrschend war, aber ihr doch an einem Hofe kaum zum Vorwurfe gereichen kann, der später seine Königinnen mit Vorliebe direkt aus dem Hause Österreich nahm. Dagegen konnte von Unwissenheit und Rohheit bei ihr die Rede nicht sein, da sie von einer feingebildeten römischen Dame, Donna Francesca Orsini, auf das sorgfältigste unterrichtet worden war. Ihre Handschrift ist zierlich, ihr Briefstyl gewandt und

[1]) Dep. Winwood's v. 4. Dez. 1600 (A. St.); Winwood Memorials, I. 280. — MS. Dep. Philipp de Ayala's an Erzh. Albert, v. 18. Dez. 1600: A mon jugement c'est une belle et gratieuse Princ.^{se} et se faict aymer de touts (Wien, H. H. u. St.-A., C. 188). Was hatte Ayala der Königin zu schmeicheln, da doch die spanische Partei diese Heirath sehr ungern sah? — Relaz. di Angelo Badoer (Bar. e Berch. II., I.) p. 111: La regina è di qualità veramente angeliche. — Fontenay — Mareuil (éd. Petitot I., L. p. 14) sagt, die Königin sei viel schöner gewesen als die „schöne Gabriele".

angenehm; die Lektüre poetischer und selbst gelehrter Bücher machte ihre Lieblingsbeschäftigung in ihrer Mädchenzeit aus.[1]) Freilich trat sie zunächst ruhig, zurückhaltend, ja schüchtern und schweigsam auf, so daß Leute, die sie seltener sahen, sie für bornirt zu halten geneigt waren.[2]) Indeß diese Schüchternheit war nur eine Folge ihrer Erziehung — und ihr Gatte konnte sich von der Außenseite nicht täuschen lassen. Maria war die Tochter des Großherzogs Franz I. von Toskana und Johanna's, der Tochter Kaiser Ferdinand's I. Johanna starb frühzeitig vor Kummer wegen der unbezwinglichen Liebe, mit der ihr Gemahl der schönen Venezianerin Bianca Capello ergeben war. Die verhaßte Feindin war mit ausgesuchter Bosheit vom Großherzoge zur Erzieherin der kleinen Prinzessin ernannt worden; nach dem Tode der unglücklichen Mutter sah Maria deren Nebenbuhlerin sich zur Stiefmutter gesetzt. So wuchs sie freundlos und abgeschieden auf, von dem Vater fast ebenso gehaßt wie von jener Venezianerin; die Erinnerung an die Eltern, sonst auch dem Unglücklichsten ein sanfter Trost, rief in ihr nur Gefühle theils bitterer Abneigung theils herzkränkender Trauer hervor. Auch als mit dem Tode ihres Vaters und der Thronbesteigung ihres Oheims Ferdinand bessere Tage für sie angebrochen waren, lebte sie still und abgeschlossen sich und ihren Studien. Kein Wunder, daß Maria, als sie sich plötzlich inmitten des Glanzes königlicher Würde, in das Getümmel und Intrigenspiel eines großen Hofes versetzt sah, schüchtern und verlegen sich zeigte. — Daß die Siebenundzwanzigjährige schon früher eine Neigung für ihren glänzenden Vetter Don Virginio Ursini Herzog von Bracciano gehegt, ist wohl glaublich; indeß dieser hatte seitdem sich anderweitig vermählt, und die übelsten Lästerzungen

---

[1]) Galuzzi, Istoria del Granducato di Toscana, III. 111 f.; und Freer, Henry IV. and Maria de Medici, II. 157 f.

[2]) MS. Dep. Zuñiga's v. 5. Aug. 1605 (Arch. v. Sim. K. 1426). — Relaz. di Pietro Priuli; 208 f.

vermochten von unziemlichen Vertraulichkeiten der beiden nahen Verwandten nichts zu berichten.

Und nun stelle man sich diese junge blühende Prinzessin vor, die vom Leben noch alle seine Freuden zu fordern hatte, verheirathet an einen bejahrten grauhaarigen Gemahl, der sie zuerst zwei Monate hindurch in Frankreich allein ließ, um dann mit dem Staub und Schweiß der Reise bedeckt bei ihr einzutreten und sofort mit der Brutalität, an die er bei seinen Maitressen sich gewöhnt hatte, die Gattenrechte bei ihr geltend zu machen. Inzwischen hatte die Marquise von Verneuil nur einen Tag vor der Ankunft Mariens Lyon unter schimpflichen Drohungen gegen diese verlassen! Sie fuhr fort, sich für die rechtmäßige Königin zu erklären: und kaum war Maria einen Monat verheirathet, als sie ihren unbeständigen Gemahl ihre Gesellschaft wieder mit derjenigen der Verneuil vertauschen sah. Woher hätte sie wohl aufopfernde Liebe zu ihm schöpfen sollen? Richelieu, der ihr gewiß nicht allzu großes Wohlwollen zollte, bezeugt, daß sie zuerst alle Wege der Bitten und Vorstellungen beschritt, um Heinrich seinen Ausschweifungen zu entreißen; erst als nichts verfangen wollte, verlor sie die Geduld und begann, dem Könige heftige Szenen zu bereiten.[1])

Sie war in Zurückgezogenheit, in strenger spanischer Sitte und in Frömmigkeit aufgewachsen; nun sah sie sich plötzlich an den rauschenden, frivolen, halb ketzerischen französischen Hof versetzt, wo man ihre Schüchternheit verlachte, ihr fremdes Wesen verachtete, sie spottend mit den Geliebten ihres Gemahles verglich; wo dieser selbst ihr die Schmach anthat, bei ihrer ersten Ankunft in Paris sie zu öffentlichem Empfange der kecken Entragues zu zwingen.[2]) Das Schicksal ihrer Mutter stand der unglücklichen

---

[1]) Mémoires de Richelieu, 4 f. (ed. Petitot, Serie II. t. 21; Paris 1823).

[2]) Louise de Conti, Histoire des amours du grand Alcandre, Archives Curieuses, XIV. 335 ff. — Mémoires de Bassompierre (ed. Petitot, II., XIX., 287).

Marie deutlich genug vor Augen. Mit der ganzen Kraft ihrer getäuschten, gereizten und beängstigten Seele hing sie sich nun an die einzigen Vertrauten aus der Heimath, die ihr geblieben, ihre Kammerfrau Leonore Galigai und ihren Kavalier Concino Concini. Gewiß, diese Personen, ihres Vertrauens unwürdig, mißbrauchten dasselbe zu ihren eigensüchtigen Zwecken; aber es waren doch die einzigen, welche unter all' den Fremden und Gegnern der Königin Anhänglichkeit bezeugten, sei es auch nur aus egoistischem Interesse, da sie ganz auf dieselbe angewiesen waren.

Es ist hier nicht der Ort, auf die heftigen Szenen einzugehen, welche diese Verhältnisse unter den beiden hohen Ehegatten häufig genug hervorriefen; wer an diesen Dingen Interesse hat, kann darüber in den Memoiren und in den diplomatischen Berichten der Zeit genügende Nachricht finden.[1]) Maria verlangte vom Könige gebieterisch das Aufgeben des Verkehres mit seinen Geliebten, Heinrich von seiner Gemahlin die Verstoßung ihrer italienischen Vertrauten und mehr Kälte gegen ihre jungen Vettern, gegen welche sie in der That bei deren häufigem Besuche eine etwas demonstrative Zärtlichkeit an den Tag legte. Darüber vermochten sich beide nie zu einigen; es soll sogar zu Thätlichkeiten zwischen ihnen gekommen sein.[2]) Indeß sie versöhnten sich immer wieder, sei es aus einem Reste wahrer Zuneigung, sei es um den Skandal zu verhüten, sei es endlich weil der König nicht durch

---

[1]) Die betreffenden Stellen in den gleichzeitigen Memoiren, zumal bei Sully, sind allen zugänglich. Die spanischen Gesandten erzählen von dergleichen Vorfällen u. A. in ihren Depeschen vom 3. Febr. 1606, 18. Septbr. 10. Oktbr., 6. Nov. 1607, 19. Aug. 1608, 5. Febr. 1609. (Arch. v. Sim. [Paris] K. 1460—1461 B); die belgischen in ihren Dep. v. 12. Juli 1605, 22. Aug., 29. Dez. 1606, 27. Aug. 1607 (H. H. und St.-A. in Wien, C. 188—190); der englische Agent Winwood in seiner Dep. v. 17. März 1602 (gedruckt in Winwood Memorials, I. 398).

[2]) Richelieu, I. 6. — Um die Demüthigungen zu ermessen, welchen der König seine Gemahlin, seinen Maitressen gegenüber, fortwährend aussetzte, lese man nur seine Briefe an die Verneuil, Lettr. Miss. VII. 595. 604. 607. 661. — Doch wurden die Streitigkeiten der beiden Gatten vom Gerüchte oft übertrieben; L. M. VII. 377.

Verstoßung seiner Gemahlin einen Zweifel auf die Legitimität des Dauphins werfen wollte. Wenn man Richelieu Glauben schenkt, so wäre der erste Grund der bestimmende gewesen: Heinrich soll oft vor seinen Vertrauten geäußert haben, „daß, wenn Maria „nicht seine Frau wäre, er alles opfern würde, um sie zur Ge„liebten zu haben“.[1]) Die große Zahl von Kindern, die sie mit einander hatten, scheint dies einigermaßen zu bestätigen.

Wie aber dem auch sei, Mariens Charakter ist jedenfalls bei weitem fester, zuverlässiger und reiner, als der jener intriganten, gewissenlosen und untreuen Frau, die ein Jahrzehnt hindurch den König in schmachvollen Fesseln hielt: Henrietten's von Entragues. So oft der König auch den Entschluß faßte, sich von dem gefährlichen und leidenschaftlichen Weibe zu trennen, ihr heiter geistreiches Wesen, ihr anmuthiges Geplauder — und das vermochte er freilich bei der ernstern und schwerfälligern Marie nicht zu finden — zog ihn immer wieder zu ihr zurück. Kaum war die Verschwörung, in die sie gemeinschaftlich mit ihrem Vater und ihrem Bruder gegen ihn verwickelt gewesen war, unterdrückt: als Heinrich sie, allen seinen Vorsätzen, seinen Versprechungen gegen seine Gemahlin, den Rathschlägen seiner Minister, dem Wunsche des Volkes[2]) zum Trotze, von neuem zur frühern Gunst erhob. Einen Augenblick dachte er daran, ihr einen Gatten zu geben, um sich von ihr zu trennen; indeß schlau genug spannte sie ihre Ansprüche so hoch, daß er von diesem Gedanken wieder zurückkam.[3])

---

[1]) Richelieu, I. 11 ff.

[2]) Vauquelin des Yvetaux feierte in seinem Gedichte Adraste (Oeuvres p. 33) die Verstoßung der Marquise; es heißt da u. A.:

Enfin il a rompu ces chaines malheureuses
— — — — — — — — — —
Et se laissant aller aux amours de la France
Se faict de plus en plus de soy mesme vainqueur.

[3]) MS. Dep. Ayala's vom 22. Aug. 1606 (Wien, C. 181). — In Betreff der schmählichen Abhängigkeit des Königs von der Marquise vergleiche man u. A. dessen beide Briefe an sie. L. M. VII. 376 f.

Nach abermaligen Kämpfen mit der Königin verlangte die Verneuil noch einmal die Erlaubniß, das Reich verlassen zu dürfen — aber Staats- und Herzensgründe bewogen in gleicher Stärke den König, ihr dies zu verweigern.[1]) Er besuchte sie nach wie vor; bekanntlich hat er die Kinder, die er von ihr besaß, legitimirt. Und dabei verrieth ihn diese Frau in jeder Beziehung. Einmal in politischer: ungewarnt und unbeeinflußt von frühern Vorgängen, knüpfte sie von neuem mit den Spaniern an, zumal mit Don Pedro de Toledo, dem wüthendsten Feinde Frankreichs und insbesondere Heinrich's IV., den es überhaupt gab.[2]) Um so mehr auch in Herzensangelegenheiten: mit dem Herzoge von Guise unter andern unterhielt sie ein so intimes Liebesverhältniß, daß man von ihrer Verheirathung mit ihm sprach.[3]) Anderes vielfaches Gerede der Zeit über sie verschweige ich.

Als die Entdeckung der von der Marquise mitbetriebenen Verschwörung den König für einige Zeit gezwungen hatte, jene zu meiden, suchte er Entschädigung bei Jacqueline von Bueil Gräfin von Moret. Leider war deren Gemahl hiermit durchaus unzufrieden und sprach seinen Entschluß aus, jeden allzu intimen Verkehr seiner Frau mit dem Monarchen zu hindern. Indeß Heinrich wußte dagegen Mittel: jener wurde durch die Androhung der Bastille zur schweigenden Duldung gezwungen. Als die schöne Frau im Begriffe stand, dem Könige den zweiten Sohn zu schenken, hatte man wenigstens so viel Schicklichkeit, durch den Bischof von Paris ihre Ehe mit dem Grafen lösen zu lassen. Dabei waren alle fest überzeugt, daß sie dem Könige keineswegs treu sei, sondern ihm den Prinzen von Joinville vorziehe, der sich

---

[1]) MS. Dep. Pecquius' v. 23. Juli 1607 (Wien).

[2]) S. darüber MS. Brief der Verneuil an Don P. de Toledo, v. 20. Januar 1608; Arch. v. Sim. (Paris) K. 1461.

[3]) MS. Dep. Pecquius' vom 16. Januar 1608 (Arch. générales du Royaume in Brüssel, Négociat. de France, 3): . . . aucuns adjoustent que la Marquise est enceinte du Ducq. — Pierre de l'Estoile (ed. Petitot) III. 479.

deshalb, von Heinrich mit den schlimmsten Drohungen verfolgt, nach Lothringen begeben mußte.[1])

Noch schimpflicher war Heinrich's Verbindung mit einer der sittenlosesten Frauen der Zeit, Charlotte des Essars, die er zur Gräfin von Romorantin erhob. Obwohl sie — außer mit vielen andern — besonders mit einem Kirchenfürsten, Ludwig von Lothringen Kardinal von Guise, in innigem Verkehre gestanden und ihm sogar Kinder geboren hatte, ließ sich dennoch der König seit dem Jahre 1606 in eine Liebschaft mit ihr ein, die er der Königin auf keckste und brutalste Weise selber erklärt hat. Er erhielt eine Tochter von ihr, die im März 1608 legitimirt wurde. Indeß wenig später setzte die Marquise von Verneuil — dem Könige gegenüber fast noch eifersüchtiger und unduldsamer als seine Gemahlin — alle Hebel an, die Nebenbuhlerin aus Heinrich's Gunst zu verdrängen: was ihr auch bei ihrer weit überlegenen Schönheit und Klugheit leicht gelang. Der getreue La Varenne mußte mit der Gräfin über die Bedingungen handelseinig werden, unter welchen sie alle Ansprüche auf den König aufgab.[2])

Aber mit diesem Erfolge hatte die Marquise nicht viel gewonnen. Kaum war Charlotte des Essars beseitigt, als der leicht entzündbare Monarch sich in der Verneuil schöne Schwester, Marie Balzac von Entragues, verliebte. Er zeigte seine Neigung bald so offenbar, daß sie von jedermann bemerkt werden mußte. Oft blieb er mehrere Tage hinter einander bei dem Fräulein. Alle Welt war — trotz der niedrigen Moral der Zeit — über diese neue Liebschaft eines nun fast sechszigjährigen Mannes ent-

---

[1]) Ueber die Gräfin von Moret führe ich von noch unbenutztem Material an: die MS. Depeschen Ayala's vom 20. Nov. 1606, Pecquius' v. 28. März, 15. Okt. 1607 (Wien), und Irraraga's vom 26. März, 12. Mai 1607 (Sim.); ferner Relaz. di Ang. Badoer (Bar. e Berch. II., I.) 110, welcher behauptet: La freddezza di spiriti di questa donna è causa che la regina non ha a male che il re l'ami, purchè con tal mezzo ei si scordi della marchesa [sc. di Verneuil].

[2]) L. M. VII. 138. 510 f.

rüstet. Dessen ungeachtet setzte der König seine Werbungen bei Maria von Entragues fast ein ganzes Jahr hindurch fort, so daß man bereits erwartete, ihr Einfluß werde ihren Stiefbruder, den Grafen von Auvergne, aus dem langjährigen Kerker befreien.[1]) Und dabei wußte der König sehr wohl, daß sein glücklicherer Nebenbuhler bei der Schönen einer seiner Unterthanen, der jugendliche Genosse seiner Ausschweifungen, der schöne und feurige Lothringer Franz von Bassompierre war!

Ueber die letzte und verderblichste Neigung Heinrich's IV., die zu der kaum siebzehnjährigen Prinzessin von Condé, werden wir später noch zu reden haben. Sie stand auf dem Punkte, den kränklichen Greis in einen europäischen Krieg hineinzureißen, sie ist die mittelbare Ursache seines Todes geworden.

Unzählige vorübergehende Liebesaffairen lasse ich unerwähnt.

Was uns an dieses Königs erotischen Abenteuern so durchaus anwidert und für ihn betrübt, ist der unglaubliche Mangel an Zartgefühl und Selbstschätzung, den er in ihnen zeigte. Bei jeder von seinen Geliebten mußte er erkennen, wie sie ihm einen jüngern und schönern Nebenbuhler vorzog; aber seine greisenhafte Sinnlichkeit fragte nichts nach der Unwürdigkeit ihres Objektes, nichts nach der Lächerlichkeit und Geringschätzung, die solche Verhältnisse reichlich über die Person des Monarchen verbreiten mußten.[2])

Es war unumgänglich, diese trüben Dinge hier anzudeuten, theils weil sie wirklich oft die Wichtigkeit politischer Ereignisse besaßen, theils weil sie die Zeit und die Personen und zumal die ganze Richtung des absoluten Königthums in Frankreich charakterisiren helfen. Der frische geistige und sittliche Aufschwung, welchen die Wiedergeburt der Wissenschaften und die reformatorische Bewegung dem Frankreich des sechszehnten Jahrhunderts gegeben

---

[1]) MS. Dep. Toledo's vom 14. Nov. 1608 (Arch. v. Sim. K. 1461); und Dep. Cardenas' v. 13. Juni 1609 (das. 1461 B).

[2]) Vgl. Fontenay-Mareuil (éd. Petitot, I. L.) p. 15.

hatten, ging unter einer immer mehr sich entwickelnden materialistischen Richtung schnell zu Grunde. Reichthum, Macht, Genuß, wurde das Losungswort des Tages. Ohne Zweifel hat das vorwiegend praktische und sinnliche Wesen des Königs viel hierzu beigetragen. Wie Heinrich IV. nach innen und außen dem Königthume des vierzehnten und fünfzehnten Ludwig den Boden geebnet und das Beispiel gegeben hat, so war er auch in der rücksichtslosen Befriedigung der sinnlichen Lust ihr kaum noch übertroffenes Vorbild. Es knüpft eben das Ueble wie das Gute in der französischen monarchischen Zentralisation an die Person dieses Herrschers an. Nur daß bei allem dem der Bearner seine Geldmittel immer weislich zusammen zu halten wußte!

Doch gehen wir zu einer erfreulichern Seite von Heinrich's IV. Wirksamkeit über: zu seiner innern Verwaltung des Reiches. Hier erwuchsen ihm die schönsten unbefleckten Lorbeern, zumal er dabei, wie erwähnt, zwar tüchtige Räthe und Gehülfen gefunden hat, das wahrhaft Bestimmende und der Urheber fast alles hier Geleisteten aber selbst gewesen ist. Der König besaß die Hauptttugend eines Regenten, überall den richtigen Mann an den richtigen Ort zu stellen und gute Vorschläge so in sich aufzunehmen, daß die nach denselben angeordneten Thaten wahrhaft als sein eigenstes Werk erschienen. Nirgends begnügte er sich mit vereinzelten Maßnahmen; vielmehr ordnete in seinem klaren und systematischen Kopfe sich alles zu umfassendem Zusammenhange, und sein energischer Wille zögerte nicht, das so Erkannte durch einschneidende und weittragende That zu verwirklichen.

Von einem eigentlichen Ministerium in unserm heutigen Sinne kann zu Heinrich's IV. Zeiten nicht die Rede sein. Es gab damals für einen Herrscher nur zwei Weisen zu regieren: entweder er war ein Schwächling, wie Philipp III. und Ludwig XIII., dann wälzte er die Last der Geschäfte auf einen einzigen Vertrauensmann, einen Prinzipalminister, ab; oder er gedachte, selbst zu regieren, wie Philipp II. und Heinrich IV., dann wählte er sich

Rathgeber aus den verschiedenen Verwaltungszweigen, um sie einzeln oder beliebig vereint zu konsultiren, je nachdem es ihm gut dünkte. In jedem Falle war eine kollegialische Regierung nicht vorhanden; es galt nur der Wille des Einen, der an der Spitze des Staates stand, sei es als Monarch, sei es als dessen Großwesir.

Als erster aller Civilbeamten des Reiches, unmittelbar unter dem Könige, galt der Kanzler, als Siegelbewahrer und Haupt der Justizverwaltung. Der erste Kanzler Heinrich's IV. war Hurault de Chiverny, ein Mann, welchem die monarchische Sache mehr galt als der eifrige Katholizismus, zu dem er sich sonst bekannte. Chiverny war eigentlich unentschiedenen Sinnes, geneigt, bei niemandem anzustoßen, alle und alles zu schonen, sich der Mehrheit der Nation als frommer Katholik zu empfehlen: um so mehr ist es anzuerkennen, daß er sich vom Beginne an der Sache Heinrich's anschloß, die er als die einzig rechtmäßige und dem Lande heilbringende erkannte, und daß er ihr in den schlimmsten und zweifelhaftesten Zeiten treu blieb. Dabei war er dem Könige vom wesentlichsten Nutzen. Mit großer Umsicht und vielem Geschicke war er der hauptsächlichste Ausführer von dessen politischen Entwürfen zehn Jahre hindurch, in einer Zeit, während deren Heinrich's eigene Thätigkeit meist durch militärische Angelegenheiten in Anspruch genommen wurde.

Die Kanzler, die ihm nach seinem im Jahre 1599 eintretenden Tode folgten, waren weit davon entfernt, einen ihrer hohen Stellung ebenso entsprechenden Einfluß auf die Leitung der Geschäfte auszuüben. Der Präsident Pomponne de Bellievre (geboren 1529), welcher die Kanzlerwürde bis zum 9. September 1607, dem Tage seines Todes, inne hatte, war ein tüchtiger, rechtschaffener und gelehrter Justizbeamter — der unter anderm neue Reglements für das Kanzleramt entwarf[1]) — aber da ihm bedeutendere politische

[1]) MS. Evénements mémorables de 1605—1608, fol. 123 (Manuscr. frçs. der Nat.-Bibl. zu Paris, vol. 2947).

Fähigkeiten abgingen, so gehörte er nie zu den vertrauten Rathgebern des Königs. Vielmehr entzog Heinrich ihm aus Unzufriedenheit mit seinen politischen Leistungen im Jahre 1604 die Siegel, ihn sonst dem Namen nach im Genusse seiner Kanzlerwürde belassend. In politischer Beziehung bei weitem hervorragender, als Bellievre, war dessen Nachfolger als Siegelbewahrer und Kanzler, Nikolaus Brulart Marquis von Sillery (geboren 1544). Er hatte den wichtigsten Antheil an dem Abschlusse des Friedens von Vervins gewonnen. Dann hatte er in den Jahren 1599 und 1600 in Rom und Florenz mit Glück die Unterhandlungen geleitet, welche die neutrale Stellung des päpstlichen Stuhles während des französisch-savoyischen Krieges sowie die Vermählung des Königs herbeiführten. Er besaß, nach dem Zeugnisse eines sehr kompetenten und ihm keineswegs günstigen Beurtheilers[1]) Geist, Erfahrung und höfische Geschicklichkeit — er war zuerst vorzüglich durch die Gunst der schönen Gabriele, später durch blinde Unterwerfung unter die Absichten Villeroy's emporgekommen — und gehörte wegen jener Eigenschaften zu den Männern, welche der König bei allen bedeutsamen Angelegenheiten zu befragen pflegte: aber in der Rechtskunde war er ebenso unwissend wie in jeder andern Disziplin, und ferner war er ein geldgieriger, kalter, herzloser und selbstsüchtiger Mensch, ohne die Gabe, sich für eine Sache oder eine Persönlichkeit zu begeistern. Für seinen Herrn eifrig fleißig, mit all' seiner geduldigen Schlauheit und feinen Menschenkenntniß ihm dienend, zeigte er ihm doch nie herzliche Anhänglichkeit und hütete sich, für irgend eine politische Richtung bestimmt Partei zu ergreifen. So war er dem Könige im Grunde recht zuwider und hat zu dessen eigentlichen Freunden und Vertrauensmännern nie gehört.[2])

---

[1]) Richelieu, I. 19. — Vgl. Rel. di Ang. Badoer, 120; Relaz. di Pietro Priuli, 228. — Alle Berichterstatter sind einstimmig im Lobe seiner Klugheit, im Tadel seiner Unwissenheit und Falschheit.

[2]) Vgl. Pierre de l'Estoile, IV. (ed. Petitot I., XLVIII.) p. 233.

Wenn Heinrich IV. zu den höchsten Bewahrern der Gerechtigkeit nur Männer nahm, welche die Rechtskontinuität der französischen Monarchie nie durch eine Anerkennung der ligistischen Empörung geschädigt hatten, so war er in Beziehung auf seine übrigen Rathgeber weniger skrupulös. Neben dem Kanzler gehörten zu den eigentlichen Ministern die Staatssekretäre, etatsmäßig vier an der Zahl, welche alle je ein Quartal hindurch ihr eigentliches Amt als offizielle Sekretäre des Königs, die dessen Verfügungen und Edikte gegenzeichneten, zu verwalten hatten,[1] außerdem aber noch jeder an die Spitze eines besondern Zweiges der Administration gestellt zu werden pflegten. Unter ihnen war Philipp Forget Herr von Fresne (geboren 1544) mit der speziellen Leitung der religiösen Angelegenheiten betraut. De Fresne ist einer der edelsten und sympathischsten Charaktere der Zeit. Voll gelehrter Bildung und feinen Kunstgefühles, fern von jeder religiösen Intoleranz, hat er sich durch bescheidene und selbstlose Unterstützung von Wissenschaft und Kunst die hervorragendsten Verdienste erworben. Dabei hatte er sich als allezeit treuer Diener des Königthumes bewährt. Noch von Heinrich III. zum Staatsrath und Finanzsekretär erhoben und mit einer wichtigen Gesandtschaft nach Spanien betraut, war er von Heinrich IV. sofort nach dessen Regierungsantritte zum Staatssekretär ernannt worden. Als solcher verfaßte er die höchst geschickt stylisirten Kundgebungen und Proklamationen des Königs während des Bürgerkrieges; aber in noch bei weitem höhern Grade verdiente er den Beifall aller Gutgesinnten durch seinen hervorragenden Antheil an dem Edikte von Nantes, dessen Entwerfung wesentlich sein Werk war. Als Generalintendant der Bauwerke kommt ihm ein umfassendes Verdienst bei der lebhaften und ersprießlichen Bauthätigkeit unter Heinrich's Regierung zu. — Anton de Lomenie (geboren 1560)

---

[1]) MS. Remarques sur l'estat de la France (Bibl. de Bourgogne in Brüssel, vol. 10,741) fol. 24 a.

spielte eine viel geringere Rolle, als De Fresne. Auch er gehörte zu denjenigen, welche dem Könige von Beginn seiner Regierung an gedient hatten. Im Jahre 1591 von den Ligisten gefangen genommen, hatte er diesen Umstand benutzt, um Villeroy und andere ihrer bedeutendsten Politiker zum Könige herüberzuziehen. Unter dem Titel eines Sécrétaire des commandements du Roi hatte er die Leitung der königlichen Privatgeschäfte oder, wie wir heute sagen würden, das Ministerium des königlichen Hauses. — Louis Potier Herr von Gesvres, einer alten Parlamentsfamilie entstammt, schon unter Karl IX. und Heinrich III. in hohen Aemtern beschäftigt, Staatssekretär seit 1589, war gewissermaßen Minister ohne Portefeuille, indem er zu verschiedenen wichtigen Aufträgen verwendet wurde. Er hatte u. a. im Jahre 1602 die Voruntersuchung gegen Biron zu leiten.

Diese drei Staatssekretäre wurden an Bedeutung und Einfluß um vieles von ihrem vierten Kollegen Nikolaus von Neufville Herrn von Villeroy (geboren 1543) übertroffen. Ueber die Laufbahn und die Gesinnung dieses frühern Ligisten ist schon gesprochen worden.[1]) Was Heinrich an Villeroy besonders schätzte, war einerseits dessen trotz katholischer Tendenzen echt französische Gesinnung, welche denselben unter den Ligisten zu einem der entschiedensten Gegner der spanischen Sekundogenitur-Gelüste gemacht hatte, andrerseits dessen Besonnenheit und geschäftliche Geschicklichkeit bei der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Er kannte die Verhältnisse aller Staaten und Regierungen, wie kaum ein anderer in ganz Europa. Villeroy war ebenso, wie sein Freund und Gesinnungsgenosse Jeannin, Repräsentant derjenigen Partei, die in Wahrheit den Sieg im Bürgerkriege davon getragen hatte, selbst über den König: nämlich der, welche einen französischen, möglichst legitimen, aber durchaus katholischen Monarchen gewollt

[1]) Th. I. S. 234.

hatte.[1]) Es war natürlich, daß Heinrich einem scharfsichtigen, gewissenhaften und höchst geschäftsgewandten Vertreter dieser Partei, der er selbst sich hatte unterwerfen müssen, einen hervorragenden Antheil an der Staatsverwaltung einräumte. Zuerst zum fünften überzähligen Staatssekretär ernannt, wurde Villeroy nach dem Tode des Staatssekretärs Revol (17. Sept. 1594) dessen Nachfolger in der Leitung der äußern Angelegenheiten, die er bis zum Tode des Königs beibehielt, ohne auch nur einen Augenblick in seiner Stellung zu wanken. Der Eigensinn, der Egoismus und das abstoßende Wesen, welche man an Villeroy tadelte,[2]) beeinträchtigten seine Nutzbarkeit für den Staat nicht im mindesten. — Seit dem 4. März 1606 wurde der Gemahl seiner Enkelin, Peter Bruslart von Puysieux, ein Sohn des Kanzlers Sillery — ein fein gebildeter Mann, der unter Villeroy selbst seine diplomatischen Studien gemacht hatte — zum Gehülfen und präsumtiven Nachfolger desselben ernannt.[3])

Neben Villeroy war das wichtigste Mitglied des Kabinettes der Oberintendant der Finanzen, Maximilian von Bethune Herzog von Sully. Wir kennen den Charakter desselben bereits im Großen und Ganzen; seine Thätigkeit in den Finanzangelegenheiten werden wir noch zu besprechen haben. Hier nur einige allgemeine Bemerkungen. Sully war, wie die Reformirten damals insgemein, sehr wohl unterrichtet. Aber die gelehrte Bildung hatte ihm weder Fülle und Neuheit der Gedanken noch Geschmack verliehen. Um

---

[1]) Man fühlte das im Publikum wohl. Bei der Erhebung Villeroy's zum wirklichen Staatssekretär sang man in Paris auf den Straßen:

Le Roy n'a peu vaincre la Ligue:
Il n'appartient qu'à Villeroy,
Qui a si bien conduit sa brigue
Qu'enfin la Ligue a pris le Roy;

L'Estoile, III. 85.

[2]) Relaz. di Ang. Badoer, 119 f. — Rel. di P. Priuli, 231.

[3]) Flassan, Hist. de la Diplomatie française, 2. Aufl. Paris 1811, II. 241 f.

das letztere darzuthun, braucht man nur auf seine Oecomies royales zu verweisen. Der Styl derselben ist überladen pomphaft, von entsetzlicher Weitschweifigkeit, mit erdrückenden Wiederholungen und unnützen Phrasen überfüllt und dabei unklar und unkorrekt.[1]) Was nun die Weise seiner Geschäftsführung betrifft, so läßt sie sich, wie wir bald des nähern ersehen werden, in zwei Worte zusammenfassen: genaue und gewissenhafte Buchführung und Unzugänglichkeit den Forderungen der Hof- und Edelleute und der Finanzbeamten gegenüber. Es soll nun keineswegs die hohe Verdienstlichkeit dieser Verwaltungsgrundsätze verkannt werden; und zumal nach der schmählich unordentlichen und verschwenderischen Wirthschaft von Sully's unmittelbaren Vorgängern ist seine strenge Ordnung und seine Unerschrockenheit den Ansprüchen auch der mächtigsten Großen und der Maitressen selbst gegenüber höchlichst zu rühmen. Indeß von schöpferischer Thätigkeit, von Entdecken und Betreten neuer bis dahin ungekannter Wege zur Hebung des Volkswohlstandes und zur Bereicherung des Staates ist bei ihm nicht die Rede, vielmehr hat er sich allen dergleichen Maßnahmen des Königs nach Kräften widersetzt. Das Hauptverdienst an der schnellen Hebung der französischen Finanzen haben die Fruchtbarkeit des Landes, seine altüberkommene Kultur, die Betriebsamkeit seiner Bewohner und die zwölf Friedensjahre seit 1598. Wir wollen es Sully nicht zum Schlimmen anrechnen, daß seine Unzugänglichkeit in Finanzsachen ihm den Haß aller derer zuzog, die von den öffentlichen Geldern zu leben pflegten; es ist gewiß übertrieben, wenn ihm auch fremde Staatsgläubiger vorwarfen, „daß seine „Reformen im Grunde nur darin bestünden, die Gläubiger um „ihre rechtmäßigen Ansprüche zu betrügen“:[2]) aber ohne Zweifel schlimm war es, daß er, welcher andern den Staatsschatz sorgfältig verschloß, Mittel fand, sich selbst durch seine Stellung schamlos

[1]) Ein ähnliches Urtheil fällt u. A. der besonnene und nüchterne Sismondi, XXII., 23 f.

[2]) Galuzzi, Istoria del Granducato di Toscana, III., 101.

zu bereichern — nicht daß er wirklich gestohlen hätte, aber er ließ sich mit Pensionen und Einkünften vom Könige überhäufen, und jeder Bittsteller mußte ihn mit Werthgeschenken gewinnen.[1]) Dazu kam sein rauhes, barsches, anmaßendes Wesen, seine kindische Eitelkeit, die ihn zuerst in einen Streit mit dem Grafen von Soissons verwickelte[2]) und im Jahre 1609 alle Prinzen gegen ihn aufbrachte, da er dem Gesetze zuwider eine Kompagnie von 200 Gensd'armes auf seinen eignen Namen aushob.[3]) So war er verhaßt bei Groß und Klein;[4]) in Schmähschriften warf man ihm seine Grobheit und Rohheit vor, seine Wuth, seine Eitelkeit und Selbstsucht, seine unersättliche Habgier.[5]) Richelieu behauptet, der König habe ihn wegen dieser Eigenschaften entfernen und sein Amt auf Arnaud übertragen wollen, sobald der im Jahre 1610 bevorstehende Krieg in Deutschland zu Ende geführt sein würde: doch das wollen wir dahingestellt sein lassen, da Heinrich IV. wohl zufrieden war, einen Minister zu besitzen, der von ihm selbst den

---

[1]) MS. Dep. Ayala's vom 3. Juni 1605; Wien. — Michelet, XI., 13 f. — Die Schätze Sully's waren sprüchwörtlich; Bongars ad amicum; Lettres latines de Bongars, p. CXXXIV.

[2]) Neben Sully's eigener Darstellung davon sehe man MS. Sur la disgrace de Rosny envers le Comte de Soissons (Nat.-Bibl. in Paris, Supplém. vol. 911, ohne Seitenzahlen); Discours au vrai etc. (Estoile, ed. Petitot, III. 399 ff.)

[3]) MS. Dep. Cardenas' v. 13. Juni 1609; Arch. v. Sim. K. 1461 B.

[4]) MS. Dep. Pecquius' v. 13. März 1607 (Wien); man spricht von dem Sturze Sully's, peu aymé des grands et petits. — Vgl. Dep. Winwood's v. 29. Mai 1601 (Winw. Mem. I. 331). — Abrégé de Mezeray, VI. 209. — P. Mathieu, Hist. de H. IV., I. 93 b. ff. — Depesche des würtemberg. Agenten Buwinkhausen vom 30. August 1599 (mitgetheilt von M. Ritter, Sitzungsberichte der Münchener Akad., 1872, V., 580): . . . dasz im menniglich feind, (er) auch schwerlich seines Lebens sicher ist. — Ders., 13. Jan. 1603 (ebendas. 581), wirft Sully geitz, ungerechte unerhörte unbescheidenheit und undanckbarkeit vor; etc. Doch ist Buwinkhausen weder unparteiisch noch zuverlässig in seinem Urtheil; so gilt ihm Jakob I. von England als eine Art Ideal eines Fürsten!

[5]) Unter vielem andern sehe man die MS. Remonstrance faite à M. de Rosny (Nat.-Bibl. zu Paris, Supplém. vol. 911); und die MS. Mercurialle de M. de Rosny (das. Manuscr. franç. vol 4020 fol. 64 b. ff.).

Haß des Volkes wegen seines Geizes und seiner Geldaufspeicherung im vollen Maße auf sich nahm.[1])

Der Kanzler, die vier Staatssekretäre und der Oberintendant der Finanzen — der außerdem Großmeister der Artillerie und Oberaufseher aller Wege und Landstraßen war — machten das eigentliche Ministerium aus. Als oft befragter Rath des Königs ist außerdem noch der Präsident Jeannin zu nennen, der seinem Gesinnungsgenossen Villeroy in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten beigeordnet war. Indeß er spielte neben ihm doch nur die zweite Rolle, nicht nur des mindern Ranges wegen, sondern auch weil seine Tüchtigkeit mehr auf dem Gebiete der Einzelausführung, der praktischen Diplomatie lag.

Heinrich IV. hatte seine Werkzeuge und Helfer mit großer Geschicklichkeit gewählt. Es waren Männer von den verschiedensten Parteien — mit Ausnahme der Unversöhnlichen, der Ultras, die er allerdings nicht gebrauchen konnte. So war jeder Gesichtspunkt bei ihm vertreten, und keine Partei brauchte sich zurückgesetzt zu fühlen. Es war der lebendigste Gegensatz zu einem konstitutionellen Regimente: bei diesem regiert der Monarch mit der Mehrheit, die ihm aber deshalb ihren Willen aufdrängt; Heinrich umgab sich mit allen Parteien seines Volkes, um eben deshalb über alle erhaben zu sein und seine Beschlüsse, je nach seiner freien Ansicht und Wahl, bald nach der einen bald nach der andern Richtung treffen zu können. Gerade diese grundsätzliche Verschiedenheit unter seinen Ministern sicherte ihm selbst die völlige Freiheit seines Willens. Keiner der Minister hatte durch hohe Geburt eine selbständige, von der königlichen Gunst unabhängige Bedeutung. Ferner war ein jeder von ihnen vorzüglich in seiner beschränkten Art, keiner aber ein umfassendes Talent. Es ist klar, ein solches

[1]) So beurtheilt sehr richtig die Lage **Galluzzi** a. a. O. p. 151 f. — Vgl. **Rel. di Ang. Badoer**, 104 f. — Aehnlicher Ansicht ist übrigens schon der Zeitgenosse André d'Ormesson in seinen Memoiren (**A. Chéruel, Hist. de l'administration monarchique en France, I. 357**).

Kollegium konnte unmöglich auf eigenen Füßen stehen, es mußte von oben, von dem Herrscher her, Richtung und Leitung empfangen. Als der belebende Hauch, der, vom Könige ausgehend, diese Maschine in Bewegung setzte, mit seinem Tode verschwand, fiel sie auseinander, und dieselben Männer, die unter Heinrich's kräftiger und einsichtiger Führung Vortreffliches geleistet hatten, erwiesen sich, selbständiger geworden, höchst mittelmäßig.

Steigen wir die administrative Leiter etwas tiefer hinab.

Unter dem Ministerium gab es drei große Räthe.

Der Staats- und Privatrath (Conseil d'Etat et privé) bestand aus den Prinzen, den hohen Kron-Würdenträgern, den Pairs, den Gouverneuren der Provinzen und der Grenzfestungen, den französischen Kardinälen, einigen Erz- und Bischöfen, den Kanzlern von Frankreich und Navarra, den Staatssekretären, den diplomatischen Agenten im Auslande, den Parlamentspräsidenten und Generalprokuratoren und sonstigen vom Könige ernannten Mitgliedern. Die meisten Angehörigen dieser Kategorien hatten nur den Titel „Staatsrath"; die wirklichen Mitglieder erhielten einen jährlichen Gehalt von 2000 Livres (etwa 16,000 Francs nach heutigem Geldwerthe). Der Staatsrath hatte sich ausschließlich mit Fragen der innern Verwaltung und des Staatsrechtes zu beschäftigen. Eine eigene Abtheilung desselben bildete der Finanzrath (Conseil des finances), zu welchem noch zwanzig besondere Beamte unter dem Titel „Finanzräthe" gehörten.

Der Geheime Rath (Conseil secret) wurde jedesmal aus so vielen Männern des königlichen Vertrauens gebildet, als es gerade dem Monarchen angemessen erschien; es war also keine konstante Behörde. In dem Geheimen Rathe wurden die wichtigsten Angelegenheiten der äußern Politik verhandelt. Gegen Ende von Heinrich's Regierung wurden in denselben besonders der Kanzler, Sully, Villeroy, Jeannin berufen.

Die kirchlichen Angelegenheiten unterlagen der Beschlußfassung des Großen Rathes (Grand Conseil), der sich stets am

Aufenthaltsorte des Königs oder doch in einem Umkreise von höchstens zehn Lieues von demselben befinden mußte.[1])

Aber Heinrich litt nicht, daß — wie in Spanien — die Verwaltung sich zu einem Schreiberregimente verflache. Seiner energischen Natur gemäß war vielmehr die ganze Administration höchst persönlich zugespitzt. Er pflegte meist nur zwei Stunden am Tage in Staatsgeschäften zu arbeiten. Aber in dieser kurzen Zeit wurde unglaublich viel erledigt. Wenn nicht feierlichere Rathssitzungen zu halten waren, so mußten ihm seine Minister Vortrag halten, während er auf- und abging. Nach Anhören jeder Sache gab er schnell mit kurzen Worten einen bestimmten Bescheid, an dem meistens nichts mehr zu ändern war. Hatte er einmal eine Sache fest beschlossen, so betrieb er deren Ausführung mit unermüdlicher Zähigkeit. Die Kenntnisse seiner Minister, seine eigene Menschenkenntniß, Erfahrung und Intelligenz und sein bewundernswerther Instinkt für das allezeit Richtige ersetzten ihm den Mangel an Bildung und gelehrtem Wissen und ermöglichten ihm seine schnellen Entscheidungen. Bei wichtigen Fragen der äußern Politik berief er die wenigen Vertrauten des Geheimen Rathes um sich; in eine Fensternische gelehnt oder auf- und abgehend hörte er ihren Debatten zu, um dann schließlich kurz seine Willensmeinung und seine Befehle kund zu thun. Alles an diesem Manne athmete Thätigkeit und Energie. Wenn er fremden Gesandten Audienz ertheilte, fanden sie ihn nie sitzend. Stehend, umhergehend hörte er sie an und antwortete er ihnen. Von früh bis spät war er in körperlicher Bewegung; um so ungeduldiger ertrug er die stets häufiger wiederkehrenden Krankheiten.

[1]) MS. Remarques sur l'estat de la France (Brüssel), fol. 28b. ff. — Relaz. di Ang. Badoer, 113 f. — Relaz. di Andr. Gussoni e di Agost. Nani (1611), Bar. e Berchet, II., I., 463 f. — Die Organisation des Finanzrathes im Februar 1605 ersieht man aus den Mémoires d'A. d'Ormesson, bei Chéruel, Hist. de l'Administration monarchique en France dep. Philippe-Auguste jusqu'à Louis XIV., Paris 1855, I. 356.

Fast niemals wurde eine Angelegenheit vertagt; war sie zur Rede gekommen, so mußte sie auch zu Ende geführt werden. Für seine Freunde und zumal für seine Gegner mit Gunstbeweisen und Schenkungen verschwenderisch, besetzte er doch die wirklich wichtigen Aemter nur nach Verdienst oder Vortheil für den Staat. Hier war mit Bitten nichts zu erlangen, vielmehr suchte er oft die geeigneten Leute, ohne daß sie Ansprüche erhoben oder selbst in seiner Nähe gewesen wären. So machte er unter vielen andern De Vic zum Gouverneur von Calais, Lesdiguieres zum Marschall, D'Ossat und La Rochefoucault zu Kardinälen, während sie abwesend und ohne Ahnung von ihrer bevorstehenden Erhebung waren.[1]) Dagegen wurde von ihm die übermäßige Anzahl Beamter, die alle auf Kosten des Staatssäckels oder des Volkes lebten, beträchtlich vermindert.[2]) In diesem Sinne erließ er auch am 28. Mai 1599 ein Dekret, nach welchem alle, die von den Staatssekretären durch Ueberraschung oder Täuschung Anstellungen und Schenkungen erschlichen hatten, ohne daß die betreffenden Urkunden mit dem großen Siegel versehen wären, entfernt werden sollten.[3])

Ueberallhin erstreckte sich des Königs Aufmerksamkeit, keine Einzelheit entging seinem scharfen Blicke. Trat in einer Provinz durch Naturereignisse ein Nothstand ein, so war des Monarchen Fürsorge sofort bei der Hand, ihn durch die geeigneten Maßregeln zu mildern.[4])

Aber vor allem andern wurde Heinrich's ernstliche Thätigkeit erfordert zur Wiederherstellung von Ruhe und Sicherheit in seinem Reiche, ohne welche in der That an eine gedeihliche Entwickelung desselben nicht zu denken war. Der Zustand des flachen Landes

---

[1]) Fontenay-Mareuil, ed. Michaud, II., V., 18 ff. — P. di l'Estoile, III. 82.

[2]) Oec. Roy. ed. Petitot, II., IV., 62.

[3]) H. H. und St.-A. zu Wien, C. 188.

[4]) L. M. VII. 289 f.

zumal war in dieser Beziehung ein ungemein trauriger. In den langen Bürgerkriegen hatte der Soldat sich daran gewöhnt, auf Kosten des friedlichen Bauern zu leben, nicht allein Beköstigung von ihm zu verlangen, ihm seine Thiere fortzutreiben, sondern auch mit Mißhandlungen und Drohungen sein Geld zu erpressen. Als nach dem Ende der innern und äußern Kämpfe die Soldaten zum größten Theile verabschiedet wurden und nun mit den Waffen noch versehen beschäftigungslos sich umhertrieben, ward das Uebel wo möglich noch schlimmer. Diesen gesetzlosen Zustand benutzten dann auch die Landedelleute, um von ihren Schlössern die Umgegend plündernd und gelegentlich auch mordend zu durchstreifen. Unter solchen Umständen ließ man die Felder öde liegen, der Verkehr hörte auf. Aber Heinrich griff hier mit aller der Entschiedenheit, die so große Mißstände forderten, durch; es mußte in der That mit Schärfe, ja mit Grausamkeit verfahren werden, wenn man besonders die nördlichen Provinzen vor völligem Verderben retten wollte. Schon am 24. Februar 1597 ward den Kriegsleuten verboten, sich ohne Erlaubniß auf die Felder zu zerstreuen und jeder Zuwiderhandelnde für vogelfrei erklärt. Am 4. August 1598 aber wurde überhaupt das Tragen von Feuerwaffen auf den öffentlichen Straßen untersagt; die Edelleute durften sich ihrer nur auf der Jagd bedienen. Uebertreter durften und mußten von jedem gefaßt und ins nächste Gefängniß abgeliefert werden; Konfiskation und Geldstrafe wurden für die erste Uebertretung, für die zweite aber Todesstrafe verhängt. Dieselbe Strafe traf sogleich das erste Mal denjenigen, welcher die leicht zu verbergenden und deshalb um so gefährlichern Taschenpistolen trug.[1]) Diese Bestimmungen wurden mit großer Strenge gewahrt; ja, der König sorgte sogar dafür, daß auch die Länder seiner Nachbarn von seinen Soldaten keinen Schaden erlitten. Als sich im Jahre 1599 eine Anzahl

[1]) Isambert, Recueil des anciennes lois françaises, XV. (Paris 1829) 129 ff. 211. 359. — De Thou l. CXX., t. III. 826 (ed. Francof. 1621 fol.). — etc.

Kriegsleute aus den nordöstlichen Grenzfestungen zur Plünderung Luxemburg's zusammen gethan hatten: schickte der König den Groß-Profoß Nikolaus Rapin mit einer gehörigen Anzahl Richter dorthin, um diese Unruhestifter als Majestätsverbrecher streng zu züchtigen.[1]) Diese harten Gesetze und ihre unnachsichtige Ausführung hatten die besten Folgen. Während der Regierungszeit Heinrich's hört man nur selten von Unsicherheit der Landstraßen oder von Räubereien im größern Style.[2]) Auch für die städtische Polizei wurden eingehende Anordnungen getroffen: u. A. wurde bestimmt, daß nach Eintritt der Dunkelheit niemand ohne Laterne die Straße betreten dürfe.[3])

Es wäre wünschenswerth gewesen, daß Heinrich gleiche Entschlossenheit auch gegen eine der schlimmsten Unsitten der Zeit, gegen die überall herrschende Duellwuth, entfaltet hätte. Die sinnliche Richtung der Geister nach dem Ende der Bürgerkriege begünstigte die Duelle; das Abenteuerliche, Gefährliche übte auf diese abgestumpften und blasirten Menschen einen eigenthümlichen wollüstigen Reiz aus. Man wartete nicht etwa Beleidigungen ab, um sich zu schlagen, sondern man suchte die Zweikämpfe auf; jeden Kämpfer begleiteten drei bis vier Sekundanten, die sich dann gleichfalls mit der entsprechenden Anzahl von Gefährten des Gegners schlugen. Es gab Duelle, wo zehn, ja fünfzehn Streiter auf jeder von beiden Seiten fochten. So glichen die Zweikämpfe kleinen Schlachten; in achtzehn Jahren sollen 4000 Edelleute in Folge derselben ihr Leben verloren haben.[4])

---

[1]) Dekret Heinrich's IV. vom 22. Juni 1599, Brief Bouillon's aus derselben Zeit; H. H. und St.-A. in Wien, C. 188.

[2]) Der schlimmste Bandit war der Kapitän Guillery, welcher Bretagne und Poitou unsicher machte und bisweilen an 400 Mann um sich gehabt haben soll; i. J. 1608 ward er mit 62 seiner Gefährten gefangen genommen und in La Rochelle lebendig gerädert. E. Fournier, Variétés historiques et littéraires (Paris 1855) I., 289 ff.

[3]) Monteil, Histoire des Français des divers états (3. Auflage Paris 1847) III., 218.

[4]) Supplém. à l'Est. (ed. Petitot) IV. 37. 72. — Petro Priuli be-

Heinrich IV. fühlte, wie sehr ihm die Pflicht obliege, dieser Selbstzerfleischung seines Adels ein Ende zu machen, nicht zu dulden, daß das Land seiner tapfersten Vertheidiger beraubt, unzählige Familien zerstört würden. Auf der andern Seite hatte er selbst zu viele Lust an solchen Abenteuern und zu viele Achtung vor dem in ihnen entfalteten Muthe, als daß er gegen die einzelnen Duellanten einen recht lebhaften Zorn hätte fassen können. Er beschloß also, sich gewissermaßen selbst zur Strenge zu zwingen. Im April 1602 erschien ein Edikt, das alle Theilnahme an Duellen bei Todesstrafe untersagte. Sully hatte sich einer so sinnlos strengen Bestimmung von vorn herein widersetzt, da er wohl wußte, daß sie niemals zur Ausführung kommen werde. Was er vorausgesehen hatte, geschah: der König konnte sich nicht entschließen, einen einzigen von den Leuten auf das Schaffot zu schicken, an deren Stelle er — wie er sich recht wohl bewußt war — nicht anders gehandelt haben würde. Die Bände der königlichen Lettres patentes auf der pariser Bibliothek sind angefüllt mit Gnadenerklärungen für Duellanten. Es dauerte lange, bis der König sich zu einem neuen Dekrete über diesen Gegenstand aufraffte, das, indem es ausführbare Anordnungen enthielt, nicht ein bloßer Buchstabe blieb und das Uebel, wenn auch nicht vernichtete, so doch schwächte und einschränkte. Ein zweites Edikt vom Juni 1609 erklärte abermals die Duellanten für Majestätsverbrecher und enthielt von Seiten des Königs den Eid, ihnen niemals zu verzeihen; dagegen erlaubte es jedem, der sich in seiner Ehre gekränkt fühlte, sich an den König oder an die Marschälle zu wenden: diese würden über den Fall statuiren und, wo es unvermeidlich, selbst den Kampf anordnen. In der That kam in den wenigen

---

hauptet sogar, in den Jahren 1598 bis 1608 seien 8000 Edelleute in Duellen umgekommen senza quelli di minor condizione (Relaz. p. 212)! Das ist sicher sehr übertrieben. — Beispiele von Duellen in großer Anzahl finden sich erwähnt bei Brantôme, Discours sur les Duels; Oeuvres (Paris 1822. 3) VI., 1 ff.

Monaten von Heinrich's IV. fernerer Regierung kein einziges Duell mehr vor.[1])

Auch abgesehen von den Duellen, wurde jede Turbulenz der jungen Adligen unterdrückt. Als es zu Tage kam, daß mehr als hundert Edelleute einen „Grünen Bund" gebildet, mit dem Zwecke, den Feind eines jeden einzelnen von ihnen zum gemeinsamen Feinde zu haben (mit Ausnahme des Königs) — löste Heinrich ihn sofort auf und überschüttete seinen Leiter, den Herzog von Nevers, mit den heftigsten Vorwürfen.[2])

Wir haben gesehen, daß Heinrich die Gebiete seiner Nachbarn vor Schaden zu sichern suchte. Ebenso sehr hielt er aber darauf, daß Verbrecher, die über die Grenzen geflüchtet waren, der französischen Justiz wieder ausgeliefert wurden. Er glaubte solche Angelegenheiten wichtig genug, um wiederholt ihretwegen eigene Briefe an die fremden Herrscher zu richten.[3])

Wenn Heinrich IV. auf diese Weise für die Sicherheit und die Ruhe seiner Unterthanen sorgte, so konnte er doch dem allem eine feste und dauernde Unterlage nur verleihen, indem er, auf seinen eigenen Erfolgen und der Gunst der Umstände fußend, der Unabhängigkeit des hohen Adels für immer ein Ende machte und das Königthum bleibend und unwiderruflich über denselben erhob. Es war eine bedeutende Stärkung der Macht der französischen Krone, als Heinrich durch Edikt vom Juli 1607 die weiten und schönen Domänen des Hauses Bourbon mit ihr vereinigte. Damit brachte er ihr drei Herzogthümer — Albret, Beaumont und Alençon — und zwölf Grafschaften zu.[4]) Nur das Herzogthum Vendome reservirte er, um seinen ältesten Sohn

---

[1]) Isambert, Anc. lois frçses, XV. 266 ff. 351 ff. — Sully IV. 169 (ed. Petitot). — L. M. VII. 727. — Fontenay-Mareuil (ed. Petitot), 34. Vgl. übrigens dazu p. 93 f.

[2]) MS. Dep. Irraraga's vom 30. Nov. 1606; Arch. v. Sim. K. 1460: Confédération verte.

[3]) L. M. VII. 475 ff. — Estoile, IV. 55.

[4]) Isambert, XV. 20. 328 ff.

von der schönen Gabriele, Cäsar, damit auszustatten. Auch die Grafschaften Clermont und Auvergne, welche die Königin Margarethe auf Lebzeiten inne hatte, wurden mit der Krone vereinigt.[1] Seine souveränen Fürstenthümer Navarra und Bearn hat er unabhängig bestehen lassen, doch bereitete er ihre Einverleibung in Frankreich vor, die dann im Jahre 1620 erfolgt ist.

Es war nur eine weitere Ausführung dieses Planes, die Krone und die königliche Familie zu bereichern und weit über alle großen Adelsgeschlechter zu erhöhen, wenn er im Jahre 1598 den Herzog von Mercoeur zwang, seine einzige Tochter und Erbin mit dem soeben erst dem Säuglingsalter entwachsenen Cäsar von Vendome zu verloben: so fielen diesem Königssohne die ungeheuren Besitzungen des Hauses Penthievre zu, auf Grund deren Mercoeur noch als letzter die Fahne der Liga in der Bretagne hoch zu halten vermocht hatte.[2]

Ebenso eifrig wie der König die Macht der Krone stärkte und erhob, suchte er die Kräfte selbst der dem Throne zunächst stehenden großen Familien zu beschränken und wo möglich zu vermindern. Den Prinzen von Geblüt sowie vom Hause Lothringen ward jede glänzende und reiche Heirath verwehrt. Ein zeitgenössischer Schriftsteller[3] legt dem Könige geradezu die Absicht bei, diese Familien erlöschen zu lassen oder sie wenigstens durch arme Verbindungen der Macht und des Reichthums zu berauben. Man kennt in der That die tyrannische Hartnäckigkeit, mit welcher sich der König der treuen langjährigen Liebe seiner Schwester Katharine und ihres Vetters, des Grafen von Soissons, widersetzte und dadurch beide unglücklich machte. Soissons, noch mehr aber seinen andern Vetter, Condé, hielt er in solcher Armuth, daß sie gänzlich von seiner Gnade abhängig waren. Den Provinzialgouverneuren, die bisher kleinen Königen geglichen hatten, setzte er

[1] Merc. frçs. I. 288b.
[2] De Thou, l. CXX., t. III. 822 (ed. Francof. 1621 fol.).
[3] Fontenay-Mareuil, 25 f.

Stellvertreter (General-Lieutenants) an die Seite, deren Treue ihm gesichert war; jede Regung der Selbständigkeit bei jenen wurde unterdrückt; von der früher gebräuchlichen Erblichkeit in ihren Gouvernements war nicht mehr die Rede. Auch den Unterthanen gegenüber wurde ihre Macht vermindert, ihren willkürlichen Erpressungen ein Ende gemacht.[1])

Eine Reihe weiterer Maßregeln war bestimmt, das Werk des Königs in dieser Richtung zu sichern und zu vollenden. Es wurde verboten, ohne Genehmigung des Monarchen irgend eine Aushebung von Soldaten zu veranstalten,[2]) ein Gesetz, das freilich nur so lange Kraft behielt, als Heinrich IV. da war, um über seine Ausführung zu wachen. Die Waffen, welche die Privaten so oft zu ihrem eigenen und des Staates Verderben gegen einander angewendet hatten, sollten in der Hand des Staates vereinigt werden, welcher sie nur zum Schutze aller seiner Angehörigen benutzen konnte. Im Dezember 1601 erschien das königliche Edikt, welches die Bewahrung von schweren und leichten Feuerwaffen sowie deren Ein- und Ausführung über die Grenze von einer speziellen königlichen Erlaubniß abhängig machte. Alle nicht ausdrücklich gestatteten Waffen wurden konfiscirt. Die Bereitung des Schießpulvers wurde den Manufakturen des Staates reservirt.[3]) Wäre nur unter Heinrich's Nachfolgern für die genaue Beobachtung dieser Gesetze Sorge getragen worden, es hätte kaum der Eisenhand Richelieu's und der feinen Staatskunst Mazarin's bedurft, um das Ziel von Heinrich's IV. innerer Politik, die königliche Allgewalt, gegen jede Anfechtung zu sichern.

Wenn der König so beflissen war, seinem Adel jede Macht zur Auflehnung zu entziehen, durfte er auch nicht vergessen, ihm die Verbindung mit dem Auslande unmöglich zu machen, die demselben so oft erst die Mittel und Kräfte zur Empörung gegeben

[1]) Sully, III., 241 f.
[2]) Manuscr. frçs. der Nat.-Bibl. zu Paris, vol. 5809 fol. 64a.
[3]) Isambert, XV. 262.

hatte und wohl auch künftig noch geben konnte. Zu dem Ende ward zur Ueberwachung der fremden Gesandten eine förmliche Geheimpolizei organisirt. Ihre Häuser wurden ausgekundschaftet. Die Minister und Beamten durften nur auf jedesmaligen Befehl des Königs mit ihnen verkehren; die Hofleute wagten nicht, sie zu besuchen, ja kaum, mit ihnen zu sprechen. Der König und seine Minister äußerten oft und nachdrücklich, daß Se. Majestät den Umgang seiner Unterthanen mit den Fremden nicht wünsche.[1]) Man muß gestehen, daß diese Vorsicht von Seiten des Königs durchaus nicht unbegründet war. Trotz des traurigen Schicksals des Nikolaus l'Hoste fanden sich in den nächsten Jahren immer wieder Leute, bereit, die Interessen und die Sicherheit ihres Vaterlandes den Fremden zu verkaufen. Und man glaube nicht, daß es nur Menschen niedern Ranges, ohne Ansehen, Macht und Einfluß waren. „Man bedauert“, schreibt der belgische Agent im Jahre 1607 an Erzherzog Albert, „die lange Abwesenheit des „spanischen Botschafters, um so mehr, als es hohe Herren dieses „Hofes giebt, die gern mit ihm verhandeln möchten, aber es mit „seinen Sekretären nicht thun wollen“.[2]) Im Anfange des Jahrhunderts hatte Spanien einen Parlamentspräsidenten von Rouen für hundert Ecus monatlich gewonnen. Als man später seiner Dienste entrathen zu können glaubte, bestürmte er den Botschafter Zuñiga mit Bitten, ihn wieder zu besolden, da er sehr wichtige Nachrichten zu geben im Stande sei![3]) Wie weit war es mit der Moral einer Zeit gekommen, wo die höchsten Wahrer der Gerechtigkeit sich zu so schändlichen Dingen drängten! Aber wie Adel und Magistratur, so verriethen auch Kriegsleute schamlos den

[1]) MS. Chiffrirte Dep. Ayala's vom 7. Jan. 1603; H. H. und St.-A. in Wien, C. 188.

[2]) MS. Dep. v. 29. Mai 1607 (Wien): d'autant qu'il y a des seigneurs principauls [chiffrirt] de ceste Cour qui traicteroient volontiers auecq luy et ne le veuillent faire auecq ses secretaires.

[3]) MS. Dep. Pecquius' vom 8. Dez. 1607 (Brüssel, Arch. génér. du Roy., Négoc. de France, 3).

Dienst des Landes und des Königs. Im April 1608 übergab der französische Kapitän Cäsar von Rustici dem Sekretär der spanischen Botschaft einen genauen Plan, wie man sich mit leichter Mühe des Hafens von Marseille bemächtigen könne. Man hielt es damals in Madrid für gerathen, das Anerbieten abzulehnen.[1]) Natürlich bezahlte die französische Regierung Spanien mit gleicher Münze. —

Der alles umfassende, alles bevormundende Charakter des französischen Königthums erscheint deutlich genug schon zu Heinrich's IV. Zeiten. Auch auf die Ausgaben der Unterthanen erstreckten sich seine Anordnungen. Der Gebrauch von Gold- und Silberstoffen wurde mehrfach untersagt, im August 1609 wurde ein allgemeineres Edikt zur Beschränkung und genauen Bestimmung des Aufwandes in der Kleidung publicirt. „Das ist“, sagt ein Zeitgenosse, „ein Edikt, das alle Jahre ausgerufen und erneuert wird, aber in einem Jahre ebenso sehr gehalten, wie „im andern“.[2])

Weit vernünftiger und wirksamer war die Fürsorge, welche der König der damals so arg vernachlässigten Sanitätspolizei angedeihen ließ. Hier sind seine Verdienste sehr große und lang nachwirkende. Von den Straßenbauten in Paris und den großen Provinzialstädten, durch welche er diese nicht nur verschönerte, sondern auch gesünder machte, wird noch später die Rede sein: hier nur weniges über die sanitätspolizeilichen Maßregeln. Im Dezember 1607 hieß es in einem Edikte, für dessen Ausführung der Oberaufseher der öffentlichen Wege — damals der Herzog von Sully — zu sorgen hatte: „Wir haben verboten und verbieten allen unsern Unterthanen, in die Straßen Flüssigkeiten

[1]) MS. Chiffrirte Dep. Pecquius' v. 15. April 1608 (Brüssel). — MS. Conf. des span. Staatsr. v. 7. Mai 1608; Arch. v. Sim. (Paris) K. 1426.

[2]) Manuscr. frçs. (Paris) vol. 4020 fol. 426b. — Isambert, XV. 239. 263. 303. — P. de l'Estoile, IV. 194 (ed. Petitot). — P. Matthieu, II. 65b ff.

„oder Unrath des Tages oder in der Nacht zu gießen; Wiesen „oder Gärten mit vorspringenden Winkeln anzulegen; Haufen von „Erde, Holz oder andern Dingen auf den Straßen und öffent„lichen Wegen länger als vierundzwanzig Stunden liegen zu „lassen, und auch das ohne Hinderung für die Passanten. — „Wir verbieten, Rinnen anzulegen, die höher sich befinden als die „Erdgeschosse, wenn sie nicht bis zu den genannten Erdgeschossen „bedeckt sind". — Alle Unreinlichkeiten müssen außerhalb der Stadt an besondere Stellen gefahren werden. — „Es wird in „jeder Stadt ein Maurer oder eine andere kundige Person ein„gesetzt werden, um den Straßen Richtung zu geben". — Nicht minder wurden Vorkehrungen gegen die von toll gewordenen Hunden drohende Gefahr ergriffen.[1])

Solche Verordnungen kontrastiren in erfreulicher Weise mit der Sorglosigkeit, mit welcher man anderwärts diese wichtigen Fragen behandelte. Aber Heinrich IV. begnügte sich nicht, durch derartige Dekrete indirekt oder negativ für die öffentliche Gesundheit zu wirken, er war auch unmittelbar und in höchst positiver Weise für dieselbe thätig. In Paris gab es damals nur ein einziges Krankenhaus, und zwar von beschränkten Dimensionen, das Hotel-Dieu; bei ansteckenden Epidemien war dasselbe bald überfüllt und wurde dann eine Stätte des Verderbens nicht nur für die darin aufgenommenen Patienten, sondern für alle umliegenden Viertel der Stadt. Der König veranlaßte nun nicht allein die Brüder von St. Johann, mit seiner Unterstützung ein neues Hospital in Paris zu gründen: er erweiterte vielmehr auch das Hotel-Dieu beträchtlich und baute selbst zwei neue Krankenhäuser: das Sankt Annen-Hospital in der südlichen Vorstadt Saint-Marcel und das prächtige Sankt Ludwigs-Hospital für Pestkranke in der nördlichen Vorstadt Saint-Laurent. Eine bestimmte Abgabe, vom Salzhandel in dem Finanzbezirke

[1]) Isambert, XV. 335 ff. — Estoile III. 466.

von Paris erhoben, sicherte den Bestand und die Wirksamkeit dieser neuen Institute, welche schon in den nächsten Jahren die verderblichen Wirkungen der Epidemien unter den Bewohnern von Paris in auffallendem Maße verminderten.

Nicht weniger war der König auf Förderung und Neuerrichtung der nöthigen Hospitäler in den Provinzialstädten bedacht. Viele bestätigte er und ließ er umbauen, die ihnen entzogenen Güter wurden ihnen zurückgestellt, der Unterschlagung ihrer Einkünfte gesteuert. Im Dezember 1599 setzte er eine Kommission zur Reform der Hospitäler, Krankenanstalten und Siechenhäuser des Königreiches ein. Heinrich's Regierung trat auf diesem Gebiete vielfach schöpferisch auf; auch für die Sanitätsstatistik sorgte sie. Im Juni 1603 erhielt der Leibarzt des Königs, De la Riviere, die Anweisung, in jeder Stadt des Königreiches einen oder zwei Chirurgen mit der Einreichung eines regelmäßigen periodischen Rapportes an ihn über den Krankenstand der betreffenden Gegend zu beauftragen.

Wie hätte Heinrich die Fürsorge für seine Unterthanen schöner bethätigen können, als auf diese Weise? Er und seine Nachfolger wurden übrigens für ihren Eifer belohnt: kein Zweifel, daß die ungemein schnelle Zunahme der französischen Bevölkerung in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts zum großen Theil diesen sanitätlichen Veranstaltungen zuzuschreiben ist, die in mancher Beziehung noch bis auf den heutigen Tag in Wirksamkeit geblieben sind.[1]

Daß Heinrich's IV. Verdienste um eine bessere und zuverlässigere Rechtspflege, wie er sie durch sein Edikt vom Januar 1597 anstrebte, und damit um die moralische Gesundheit des Volkes kaum minder groß sind, als die um dessen leibliches Wohlergehen,

---

[1]) Poirson, III. 684 ff. — L. M. VI. 102. VII. 535. — Abrégé de Mezeray, VII. 204 f. — MS. Jeannin, A la memoire de Henry quatriesme (Brüssel, Bibl. de Bourg. 10,739). — Merc. frçs. I. 167b.

ist schon erwähnt worden. Betrachten wir hier nur kurz die damalige Organisation des Justizwesens.

Ganz Frankreich zerfiel in Gerichtsbezirke (Prevotes oder Vigueries), an deren Spitze ein Prevot oder Viguier des Königs oder der großen Vasallen oder endlich der städtischen Magistrate stand, welcher als Polizei- und Bagatellrichter und zugleich als eigentliche Polizeiobrigkeit fungirte. Mehrere solcher Bezirke standen zusammen unter einem Amtmann (im Norden Bailli, im Süden Seneschall genannt), der, früher Appellrichter, jetzt nur der ausführende Beamte des Präsidialhofes geworden war. Im 16. Jahrhundert waren nämlich 63 Präsidialhöfe errichtet worden und zwar in der Hauptstadt der größern und wichtigern Amtsbezirke; ein jeder Präsidialhof umfaßte Gerichts- und die kleinern Amtsbezirke in bestimmt abgegrenztem Sprengel (Presidialite), und empfing von hier die Appellationen. Er hatte Civilprozesse, bis zu einem gewissen Betrage des Streitobjektes, in letzter Instanz zu entscheiden, während in allen andern Angelegenheiten Appell an das Parlament der Provinz erhoben werden konnte. In Paris vertrat das Chatelet die Stelle zugleich des Prevotal- und des Präsidialhofes, während als Chef des Sicherheitscorps hier, wie in Orleans und Lyon, der Chevalier du Guet fungirte.[1]) Ein Parlament, also einen Gerichtshof höchster Instanz oder „Souveränen Hof", wie man es damals nannte, gab es in der Hauptstadt eines jeden größern Länderkomplexes: zu Paris für den gesammten Nordwesten, zu Rouen für die Normandie, zu Rennes für die Bretagne, zu Bordeaux für Guyenne und Gascogne, zu Toulouse für Languedoc, zu Aix für die Provence, zu Grenoble für die Dauphine, zu Dijon für Burgund. Die Parlamente hatten in letzter Instanz wichtigere Civil- sowie bei Appellation des Angeklagten oder der „Leute des Königs"[2]) alle Kriminalprozesse zu

[1]) Vgl. u. A. C. Dareste de la Chavanne, Hist. de l'administration en France, dep. Philippe-Auguste jusqu'à Louis XIV. (Paris 1848) I. 228 ff. 282 ff.

[2]) gens du Roi: procureurs, procureurs généraux, avocats généraux.

entscheiden. Auch Vorstellungen gegen die Entscheidungen der Feudal- oder königlichen Beamten konnten bei den Parlamenten angebracht werden, so daß gewissermaßen die Justiz der Verwaltung übergeordnet war. Königliche Edikte erhielten erst dann Gesetzeskraft in der betreffenden Provinz, wenn sie in die Register des Parlamentes eingetragen und von diesem veröffentlicht worden waren. Schien dem Parlamente ein Edikt ungesetzlich oder für das Reich verderblich zu sein, so durfte es die „Verifikation" desselben aufschieben und bei dem Könige Vorstellungen — „Remonstranzen" — dagegen erheben. Indeß einem ernsten Entschlusse des Königs gegenüber war der Widerstand der Parlamente machtlos. Wies der König die Remonstranz zurück, so hatte die Verifikation des Ediktes ohne weiteres zu erfolgen; und Edikte, die in Anwesenheit des Monarchen — im sogenannten Lit de justice — dem Parlamente überreicht wurden, mußten ohne weiteres eingetragen werden. Man sieht, weder dem Wesen noch den Befugnissen nach läßt sich irgend ein Vergleich zwischen den französischen Parlamenten und den Volksvertretungen irgend einer Art aufstellen, deren Rolle sie mehrfach, auf die Länge freilich immer unglücklich, zu spielen versucht haben. Uebrigens trat insofern eine nicht sehr vortheilhafte Verbindung richterlicher und administrativer Befugnisse ein, als die Parlamente es sich häufig beikommen ließen, wichtige polizeiliche Anordnungen zu treffen, die auch ohne königliche Bestätigung für ihren Sprengel völlig verbindliche Kraft besaßen. Freilich entschädigte der König sich dafür durch häufigen Eingriff in die Justizverwaltung, indem er in jedem beliebigen Prozesse den Parlamenten die Kognition einer Sache entziehen und dem öffentlichen Ankläger Schweigen auferlegen konnte.

Im Besondern soll uns hier nur die Organisation des Parlamentes von Paris beschäftigen, da es ein Muster für die andern abgiebt und das bei weitem wichtigste war, indem es zugleich als der privilegirte Gerichtshof für die Prinzen des königlichen Hauses,

für die Pairs und großen Kronbeamten sowie für gewisse besonders bedeutsame Hochverrathsprozesse galt.

Die Versammlung der Pairs des Reiches hatte zuerst das Parlament von Paris ausgemacht, so daß der Ursprung desselben allerdings demjenigen des englischen Parlamentes entspricht. Aber dann hatten diese aus gleicher Wurzel entsprossenen Stämme sich nach immer verschiedenern Richtungen entwickelt. Seit dem zwölften Jahrhundert waren der französischen Pairsversammlung Rechtsgelehrte beigesellt worden, um seine Urtheile zu leiten; und je mehr in der folgenden Zeit der hohe Adel Frankreich's die wirkliche politische Macht, weil sie mit vielen Pflichten verknüpft war, dem eitlen Glanze einer bevorzugten sozialen Geltung opferte, um so mehr hatte er sich auch gewöhnt, Sitz und Entscheidung im Parlamente den königlichen Rechtsgelehrten zu überlassen. Zu der Zeit, mit der wir uns hier beschäftigen, erschienen die Großen nur bei sehr seltenen, ganz besonders feierlichen Gelegenheiten im Parlamente, das dann den Namen des Pairshofes (Cour des Paires) annahm.

Das Personal des Pariser Parlamentes bestand damals aus einem ersten Präsidenten, zehn (Kammer-) Präsidenten, hundert alten und einigen neuen Räthen, einem Generalprokurator mit seinen Substituten, zwei Generaladvokaten, sechszehn Requetenmeistern, einem Gerichtsvollzieher (gréffier) mit seinen Gehülfen, vierzig Sekretären. Der gesammte Hof zerfiel in acht Kammern. Die erste und angesehenste von denselben war die Große Kammer (Grand' Chambre): sie hatte die Verifikation der Edikte und wurde bei allen wichtigern Fällen mit zugezogen. Die zweite Stelle nahm die Chambre de la Tournelle ein, welche die Kriminalsachen abzuurtheilen hatte. Dem Range nach zunächst stand dieser die Chambre de l'Edit, welche, einen Präsidenten, drei katholische und drei reformirte Räthe umfassend, in Folge des Ediktes von Nantes zur Aburtheilung aller Angelegenheiten, bei denen Reformirte interessirt waren, eingerichtet worden. Die

höchste Entscheidung in Civilprozessen war den fünf gleichberechtigten Enquetenkammern übertragen. Bei ganz besonders bedeutsamen Fällen, welche das Wohl des ganzen Staates oder sehr hochstehende Personen betrafen, versammelten die drei ersten oder auch alle Kammern sich in dem Saale der Grand' Chambre, um hier eine gemeinsame Berathung und Entscheidung eintreten zu lassen.[1]

Bekanntlich waren seit Ludwig XII. die Finanzämter, seit Franz I. auch die Gerichtsstellen käuflich. In Folge dieses traurigen Mißbrauches war man zu der Vorstellung gekommen, daß diese Aemter, die früher durch königliche Ernennung besetzt worden waren, Privatbesitzthum der Käufer seien. Indeß es gab immer noch einige Beschränkungen des Rechtes der letztern, wodurch unter gewissen Bedingungen dem Könige das Ernennungsrecht wieder überliefert wurde. Heinrich IV. aber hat, um einer seiner Lieblingsleidenschaften, dem Aufspeichern von Geld, zu genügen, auch die letzten Hindernisse dieses verderblichen Handels mit der Gerechtigkeit, dieser Monopolisirung der Justizämter beseitigt. Auf Vorschlag seines Finanzrathes Karl Paulet bestimmte er gegen Ende des Jahres 1604, daß die Amtsinhaber für eine jährliche Abgabe von vier Deniers auf jede Livre der letztbezahlten Kaufsumme (1⅔ %) ihre Aemter zu vollständigem, vererblichem und verkäuflichem Privatbesitze erhalten sollten. Zwar traf der König einige Einschränkungen, die auf den ersten Blick recht bedeutsam und vortheilhaft erscheinen möchten: die Uebernahme der Stellen war an Prüfungen der moralischen und wissenschaftlichen Tüchtigkeit des Berechtigten geknüpft und die Krone behielt sich das Recht vor, das Amt bei einem Todesfalle von dem Erben nach billiger Schätzung des augenblicklichen Werthes zurückzukaufen und dann nach Gutdünken zu verleihen. Allein es ist ersichtlich, daß solche Beschränkungen, im Einzelfalle immer schwierig auszuführen, mit

[1]) MS. Remarques sur l'estat de la France; Brüssel, Bibl. de Bourgogne, 10,741 fol. 30b ff.

der Zeit gänzlich außer Anwendung kommen, zu leeren Worten oder höchstens Formalitäten herabsinken würden. Auch hatte der König wohl die Absicht, auf diese Weise einen besondern, durch altüberkommene Traditionen gefestigten Richterstand zu bilden, der in der Lage und des Willens sei, sich allem Drängen von oben und unten gegenüber unbeeinflußt und unbeweglich zu behaupten, von jeder politischen Richtung und von den Launen der Günstlinge und Großen unabhängig. Das ist ja zum Theil nun auch eingetroffen; indeß wie bei allen Monopolen und Privilegien haben gleichfalls unter den Wirkungen der Paulette — so nannte man nach dem Erfinder dieses „jährliche Recht“ (droit annuel) im Volke — die schlimmen weit die guten Folgen übertroffen. Die Preise der Aemter stiegen durch ihre erhöhte Sicherung für den Inhaber ungemein; sie wurden zur Sache reiner Geldspekulation. Das Amt des Parlamentsrathes wurde gegen Ende von Heinrich's IV. Regierung mit 70,000 Livres (entsprechend heutigen 152,000 Thlrn.), das eines Requetenmeisters gar mit 100,000 Livres (=217,000 Thlr.) bezahlt. Den beträchtlichen Kaufschilling suchte man durch Höhe der Sporteln, Verschleppung der Prozesse und durch Annahme von Bestechungen baldmöglichst wieder einzutreiben. Nicht die allgemeinen Interessen, sondern nur die selbstsüchtigen oder höchstens die der Coterie wurden dem Richterstande maßgebend. Die Jugend des Standes ward hochmüthig und hielt es nicht für nöthig, sich für ihre zukünftige Stellung die unentbehrlichsten Kenntnisse anzueignen, da sie ja des Erbes ohnehin völlig sicher war. Der Richterstand trat bald selbst dem Königthume keck und aufrührerisch gegenüber. Allen Talenten aus der ärmern Klasse war die Richterkarriere vom niedrigsten Amte bis zum höchsten gänzlich verschlossen. [1])

---

[1]) De Thou, l. CXXXII., t. III. p. 1052 (ed. Francof. 1621 fol.). — Fontenay-Mareuil, 31 f. — Supplém. à l'Estoile, III. 509 f. IV. 154 f. 248 f. (ed. Petitot). — Abrégé de de l'histoire de Mezeray, VI. (Amsterdam 1773) 308 ff. — Testament politique de Richelieu, ed. Petitot II.,

Man sah dergleichen üble Folgen sogleich voraus. Die Abneigung gegen die neue Maßregel war eine allgemeine. Der Haß richtete sich wiederum gegen Sully, welcher die Einrichtung gebilligt hatte, und gegen Paulet, der sie vorgeschlagen; letzterer wäre im April 1609 darüber beinahe erdolcht worden.

Wenn Heinrich IV. mit der Einführung der Paulette ohne Zweifel der französischen Justiz einen schweren Schaden zugefügt hat, der freilich unter seiner starken und aufmerksamen Regierung sich kaum noch zeigte: so suchte er andererseits sie für das Volk so billig wie möglich zu gestalten. Vor der Kreirung neuer Stellen, welche dem Schatze sehr einträglich, dem Volke dagegen eine Erhöhung seiner Lasten zu sein pflegten, hat er sich sorgfältig gehütet. Nur wo das Bedürfniß des Dienstes selbst es erforderte, oder an geringerer und minder wichtiger Stelle hat er zu dem bei seinen Vorfahren und Nachfolgern so beliebten Finanzmittel der Aemtervermehrung gegriffen.[1]) Im Gegentheile ließ er im Jahre 1602 durch das Parlament befehlen, daß die Advokaten — um deren übermäßige Erpressungen und Geldschneidereien zu verhüten — über das von ihren Klienten empfangene Honorar genaue Quittung ausstellen sollten, und daß jeder Streit über die Höhe des ihnen geschuldeten Entgeltes vor dem betreffenden Gerichtshofe entschieden werden sollte. Die Advokaten des pariser Sprengels, dreihundert an der Zahl, weigerten sich hierauf, noch länger bei irgend einem gerichtlichen Akte theilzunehmen. Trotzdem setzten das Parlament und der König zunächst ihren Willen durch; aber die Gewalt der Thatsachen und der Einfluß des Advokatenstandes ließen diese segensreiche Anordnung bald wieder in Vergessenheit gerathen.[2]) Uebrigens waren sonst die pariser Advokaten

XI. — Merc. frçs. I. 256b. — Legrain, Decade de Henry le Grand (ed. Rouen 1633, 8°), 840 ff. — Vgl. Tocqueville, L'ancien régime et la révolution, l. II. ch. 4. 10. 11.

[1]) L. M. V. 272. 280. 466, VI. 163.

[2]) Sully, IV. 165 ff. — Manuscr. frçs. (Nat.-Bibl. zu Paris) vol. 4020

eine sehr ehrenwerthe Korporation, wie der König selbst ihnen dies in der Einleitung des Ediktes bezeugt; in der Versammlung ihres Standes, die sie zweimal in der Woche abhielten, übten sie auch Sittenaufsicht und Disziplin über ihre einzelnen Genossen aus.[1] —

Nachdem wir Einrichtung und Weise der Verwaltung in Frankreich unter Heinrich IV. kennen gelernt, ist es an der Zeit, uns mit den finanziellen Zuständen des Reiches in dieser Epoche zu befassen. Es ist dies eine der Glanzseiten von dieses Königs Regierung, welcher die hier erlangten Erfolge, nächst den allgemeinen Ursachen, hauptsächlich dem Herzoge von Sully zu danken hatte. Wir werden hier die erstaunlichen Folgen einer sorgfältigen Gebahrung und des sich entwickelnden Wohlstandes eines thätigen und intelligenten Volkes erkennen. Der Gegensatz gegen ein früheres Kapitel dieses Bandes wird sich uns auf jedem Schritte aufdrängen.

Es ist schon erwähnt worden,[2] daß es der Regierung gelungen war, bereits am Ende des Bürgerkrieges trotz der großen Ausgabe an Zinsen für die ungeheure Schuld (über 116 Mill. Ecus oder — nach heutigem Geldwerthe — ca. 757 Mill. Thlr.) ein ziemliches Gleichgewicht im Budget herzustellen. Freilich waren die Steuern nicht gering!

Die wichtigste Einnahmequelle des Königs war die Taille. Die Taille war eine Vermögenssteuer, welche der Tiers-Etat, also der Bürger- und Bauerstand, entrichtete — Adel und Geistlichkeit hatten sie nicht zu bezahlen — mit Ausnahme einzelner Privilegirter und der Bewohner der „Freien Städte“ (Villes franches) d. h. derjenigen Städte, welche der Sitz eines Parlamentes, Provinzialhauptorte oder Grenzfestungen waren, königliche Schlösser

---

fol. 66b ff. — P. de l'Estoile, III., 331 ff. — Thou l. CXXVIII p. 956 f. — P. Matthieu, II. 111b. ff.

[1]) Isambert, XV. 166.

[2]) Th. I. S. 45 ff.

enthielten oder von dem Könige wegen ihrer Verdienste um den Staat eximirt waren.[1]) Der Taillon, ein ursprünglich außerordentlicher Zuschlag von fünfzig Prozent zur Vermögenssteuer, der aber allmählich ebenso regelmäßig geworden war, wie diese selbst, ist bei den folgenden Angaben immer mit einbegriffen. Ferner rechnen wir unter den allgemeinen Namen der Taillen die Equivalents.[2]) Es war dies eine Abgabe, die ursprünglich die in den Städten zu Markte ziehenden Bauern hatten entrichten müssen. Indessen einsichtiger, als in Spanien, hatte man bald die moralische und ökonomische Verderblichkeit einer solchen Steuer erkannt und sie durch lokale Zuschläge zur Taille ersetzt. Endlich zählen wir dazu die sogenannten Subsidien, welche die von der eigentlichen Taille befreiten Villes franches an deren Stelle dem Könige entrichteten.

Im Jahre 1598 belief die Summe aller dieser Arten der Vermögenssteuer sich auf rund zwanzig Millionen Livres[3]) oder 54,200,000 Francs jetziger Münze oder endlich, wenn wir den relativen Werth des Geldes in jener und in unserer Zeit in Betracht ziehen, auf 43⅛ Mill. Thaler; das heißt etwas mehr, als die direkten Steuern in Preußen nach dem Voranschlage für das Jahr 1869 ausmachten (42,9 Mill. Thlr.). Wenn wir nun erwägen, daß Preußen zweiundeinhalbmal so viele Einwohner besitzt, als das damalige Frankreich, daß dieses von dem Bürgerkriege zerfleischt und ruinirt war, und endlich daß diese direkten Steuern ausschließlich auf der zwar zahlreichsten aber ärmsten Klasse des Volkes lasteten: so werden wir leicht erkennen, welche Bürde damit die Besteuerten drückte. Dazu kamen noch die Zehnten an die Geistlichen, die Frohnden und die Spezialabgaben, welche letztern

---

[1]) wie z. B. Bergerac; L. M. V. 316. — MS. Remarques sur l'estat de la France, fol. 36 ff.

[2]) Poirson (III. 135 f.) verkennt vollständig die Natur der Equivalents.

[3]) Sully, III. 222.

die großen Adligen sich leisten ließen; diese Art von Steuer zu erheben hat erst Sully den Vornehmen verboten.[1])

Des Königs und Sully's Verdienste auf diesem Gebiete sind unbestreitbar. Sie waren bestrebt, die Leiden des Volkes und zumal der Landbevölkerung, die aus vielen Gründen am härtesten von der Taille betroffen wurde, zu lindern. Zunächst durch absolute Herabsetzung der Steuer. Schon 1598 wurden alle Rückstände der Jahre 1589 bis 1595 erlassen: sie beliefen sich auf nicht weniger als 20 Mill. Livres, ein volles Jahreseinkommen.[2]) So wurden die ärmsten Theile des Volkes von einer vorzugsweise moralisch drückenden Last befreit — die Krone würde doch schwerlich viel von jenen Rückständen erhalten haben. Hierauf ließ Sully eine bedeutende Herabsetzung aller der unter dem Namen Grande crue zusammengefaßten Zuschläge zu der eigentlichen Taille (also des Taillon, der Equivalents u. s. w.) eintreten. Im Jahre 1599 hatten Taille und Zuschläge zusammen 16¼ Mill. Livres (35¼ Mill. Thaler nach heutigem Geldwerthe) Nettoertrag ergeben[3]) — die übrigen 3¾ Mill. wurden schon in den Provinzen selbst zur Auszahlung von Besoldungen und zur Deckung gewisser Zinszahlungen verwendet. In den nächsten drei Jahren trat eine Verminderung von durchschnittlich 1,400,000 Livres jährlich (bezügl. 3,033,000 Thlr.) ein.[4]) Im Jahre 1609 endlich beliefen Taille und Zuschläge sich zusammen auf nur 14,295,000 Livres (relativ nicht ganz 31 Mill. Thlr.) netto:[5]) also seit zehn Jahren

---

[1]) Georges Picot, Histoire des Etats Généraux, Paris 1872, III. 397.

[2]) Sully, III. 226. — P. Matthieu, I. 77 a. b.

[3])

Taille	9,771,717 L.
Zuschläge	6,458,700 L.
Summa	16,230,417 L.; Sully VIII. 12 ff.

[4]) Isambert, XV. 276.

[5])

Taille	9,849,000 L.
Zuschläge	4,446,000 L.
Summa	14,295,000 L.; Sully VIII. 17. 20.

eine Ermäßigung von 1,935,417 Livres (4,193,417 Thaler nach heutigem Geldwerthe) für das Jahr. Da nun außerdem fast zwei Millionen Livres von dieser Summe für dem Volke nützliche Arbeiten und Einrichtungen ausgegeben wurden, so konnte Sully gegen Ende seiner ministeriellen Laufbahn, im Jahre 1609, mit Stolz aussprechen, daß der König seit dem Frieden von Vervins seine armen Unterthanen um vier Millionen Livres erleichtert habe.[1])

Indeß dies war erst die eine Art des Verdienstes, welches der König und vorzüglich sein Finanzminister sich um die Erleichterung des Volkes erwarben. Dazu kommt noch die gerechtere Vertheilung der Vermögensteuer, indem man etwa 40,000 Leute, die sich während der Unruhen der Bürgerkriege unter verschiedenen Vorwänden von der Taille frei gemacht hatten, derselben wieder unterwarf und um ihre Beträge den armen Landmann erleichterte. Freilich ging das nicht ohne Ungerechtigkeit ab; denn denjenigen, welche von Heinrich III. den Adel gekauft hatten, nahm man ihn jetzt, nach Sully's rücksichtsloser Weise, ohne jede Entschädigung.[2]) Bei weitem wichtiger aber war die bessere Regelung der Steuererhebung und der Rechnungsablegung.

Das System war folgendes.[3]) Jedes Jahr schlug der Oberintendant der Finanzen dem Staatsrathe die Summe der zu erhebenden Vermögensteuern vor. Wenn der Staatsrath über dieselbe Beschluß gefaßt hatte, so wurde sie auf die zwanzig „Generalitäten“ oder Steuerprovinzen des Reiches vertheilt.[4]) In den

---

[1]) Das. S. 18.

[2]) Legrain, Decade de Henry le Grand, 786 ff. — Vorzüglich waren die Bewohner von Angers berüchtigt wegen ihrer Sucht, sich den Adelstitel anzumaßen; Beroalde de Verville, Le Moyen de parvenir (ed. Paris 1852), p. 134.

[3]) MS. Remarques sur l'estat de la France.

[4]) Verzeichniß der Generalitäten nach dem MS. Estat general des Finances de la France 1611 (Brüssel, Bibl. de Bourg. 14,287): Paris, Soissons, Amiens, Chalons, Rouen, Caen, Orleans, Tours, Moulins, Poitiers, Rion, Limoges, Lyon, Bordeaux, Montpellier, Toulouse, Provence, Dauphine, Burgund, Bretagne.

meisten Provinzen — pays d'élection im Gegensatze zu den pays d'Etats, wo die Stände die Verwaltung der Steuern hatten — vertheilte der Generaleinnehmer (receveur général) der Steuerprovinz die ihm aufgetragene Summe wieder auf die ihm untergebenen Steuerbezirke (Elections); das Haupt eines jeden derselben, der „Erwählte" (élu, übrigens ein vom Könige gewählter Beamter) legte die Steuer weiter auf die einzelnen Städte und Dörfer seines Bezirkes um. Hier wurden nun von den Bürgern oder Bauern selbst „Assessoren" gewählt, die jeden einzelnen ihrer steuerpflichtigen Ortsgenossen nach Verhältniß seines Vermögens einschätzten, die betreffenden Beträge einzogen und an die Steuereinnehmer (receveurs des tailles) abführten. Letztere beförderten das bei ihnen eingekommene Geld an die Generaleinnehmer, diese wieder an den Staatsschatz oder, wie man es damals nannte, „des Königs Sparkasse" (Epargne du Roi), von welcher sie darüber Quittung erhielten. Jährlich mußten die Generaleinnehmer in der Oberrechnungskammer (Chambre des Comptes) in Paris genauen Bericht erstatten.

Dieses System scheint gar nicht so übel angelegt und gegliedert. Aber unter dem schlaffen Heinrich III. und während der Bürgerkriege hatten alle Finanz- und Steuerbeamten, vom Oberintendanten und den Rechnungsräthen bis zum geringsten Steuerempfänger herab, sich zur unrechtmäßigen Selbstbereicherung, zur Plünderung des Volkes und Beraubung des Staates verbündet. Die entsetzliche Unordnung in der Zentral-Buchführung und der Zentralverwaltung überhaupt erleichterte die Betrügereien der Provinzialbeamten. Das wurde nun unter Sully anders. Es wurden von ihm wiederholt genaue Réglements gegeben, die Kosten der Erhebung und Beförderung des Geldes wenigstens annähernd bestimmt, die Buchführung geordnet, der Unsitte, den Generaleinnehmern bald Gelder über den gesetzlichen Termin zu belassen, bald sie ihnen vorweg zu nehmen — was natürlich beständige Verwirrung und endlose Betrügereien verursacht hatte —

für immer ein Ende gemacht.[1]) Dies kam dem Schatze und den Steuerzahlern gleich sehr zu gute. Eine große Erleichterung war es ferner für das Volk, daß, auf die Vorstellungen der Stände der Provence, der König den Quälereien der Beamten in Betreff der Geldarten der Steuerzahlungen ein Ende machte, indem er jede beliebige im Reiche gestattete Geldsorte anzunehmen befahl.[2]) —

Zu den direkten Abgaben können wir noch die von den Geistlichen entrichteten Steuern zählen. Alle Inhaber kirchlicher Benefizien mußten ein Zehntel ihrer Einkünfte an den Staat abgeben; außerdem mußten sämmtliche Geistliche zu der etwa von der allgemeinen Versammlung des Klerus festgesetzten Staatssteuer nach ihren Einkünften beitragen. Indeß dieselbe — im Jahre 1608 und den folgenden betrug sie 1,385,220 Livres[3]) oder nach jetzigem Geldwerthe 3,001,310 Thaler — war immer im Verhältniß zu den bedeutenden Einkünften der Geistlichen sehr gering, die im Jahre 1615 bereits den dritten Theil des jährlichen Einkommens des Königreiches besessen haben sollen.[4]) Diese Steuer wurde aber, ihrer veränderlichen Natur wegen, zu den außerordentlichen Einnahmen gerechnet, von denen unten die Rede sein wird.

Gehen wir zunächst zu den ordentlichen indirekten Steuern über, deren es in dem damaligen Frankreich eine große Menge, jede einzelne indeß meist von geringem Betrage, gab.

Die wichtigste derselben war die Gabelle, das Erträgniß des Salzverkaufes. Das Salz war eigentlich königliches Monopol, die Ausbeutung der Salinen ward aber an Privatunternehmer verpachtet. Jedes Jahr gingen Räthe des Steuerhofes (Cour des

---

[1]) Sully, III. 262 ff.; VII. 180 ff. 445 ff.

[2]) Manuscr. frçs. der Nat.-Bibl. in Paris, vol. 5809 fol. 50a ff.

[3]) Estoile IV. 133.

[4]) MS. Remarques sur l'estat de la France, fol. 39a: Ceux de leglise possedent la troisiesme partie du Reuenu de ce Royaume.

Aides) in den der Gabelle unterworfenen Provinzen umher, um die einzelnen Pfarreien nach ihrem Bedarfe abzuschätzen. Die Pächter entnahmen nun aus ihren Speichern nach dieser Taxation Salz, welches sie für theuern Preis der Pfarrei lieferten, die sie wieder unter ihre Angehörigen vertheilte. Hatte jemand zu viel erhalten, so durfte er es weder verkaufen noch selbst verschenken, während der noch nicht gedeckte Bedarf natürlich wieder dem Speicher des Pächters entnommen werden mußte. Diese tyrannische und drückende Steuer hatte unzählige Versuche des Betruges und damit unerträgliche Prozesse, Präventivmaßregeln, Quälereien zur Folge. Nicht weniger als zwanzigtausend Beamte waren zu ihrer Erhebung und Kontrolirung und der Schlichtung der dabei entstehenden Prozesse angestellt. Sully versuchte mehrmals, eine Linderung der durch die Gabelle herbeigeführten Leiden des Volkes zu bewirken: indeß eine durchgreifende Reform hat er nicht zu Wege gebracht.[1]) Die Steuer wurde übrigens in ihrem vollen Umfange nur von den Generalitäten Paris, Orleans, Tours, Bourges, Moulins, Burgund, Chalons, Soissons, Amiens, Rouen und Caen — den pays de grandes gabelles — bezahlt; in etwas geringerm in den pays de petites gabelles: Lyonnais, Forez, Beaujolais, Maconnais, Velay, Vivarais, Bresse, Provence, Dauphine, Rouergue und einem Theile der Ober-Auvergne. In den drei lothringischen Bisthümern wurde die Steuer von den Salzquellen selbst erhoben — pays de salines. Die Provinzen Poitou, Agenois, Auvergne, Quercy, Guyenne, Bretagne, Auvergne — die pays redimés, exempts oder de franc salé — und die Stadt La Rochelle hatten sich von der Gabelle losgekauft und bezahlten nur ein verhältnißmäßig geringes Aequivalent für dieselbe.[2])

[1]) Sully VI. 94; VII. 140 f. 183 f. — Die Richter in Gabelle-Prozessen hießen grenetiers; Le Moyen de parvenir (Paris 1852), p. 356.

[2]) MS. Dep. Cardenas' v. 1. Sept. 1609; Arch. v. Sim. K. 1461 B. — C. Dareste de la Chavanne, Hist. de l'administration en France, dep. Phil.-Aug. j'à Louis XIV. (Paris 1848), II. 101 f. — G. Picot, Hist. des Etats Généraux (Paris 1872), IV. 106.

Das Gesammt-Nettoerträgniß der Gabellenpacht betrug im Jahre 1610: 1,280,699 Livres; das des Salzverkaufes in den oben genannten Provinzen und nach dem Auslande 337,700 Livres: alle zusammen 1,618,399 Livres, nach heutigem Geldwerthe 3½ Mill. Thaler.[1]) Eine sicher viel höhere Summe verschlang der Gewinn der Pächter und die Erhaltung ihrer zahllosen Beamten.

Die Menge anderweitiger indirekter Steuern, wie Abgaben vom Detailverkauf der Lebensmittel (Aides), vom Weine — je nach der Provinz ein Achtel oder ein Zwölftel des Werthes der Ernte — die Ein- und Ausgangszölle (Foraines), die Steuern von der Fabrikation, von der Fischerei u. s. w. wollen wir hier nicht näher anführen, zumal sie in den verschiedenen Provinzen in bunter und verwirrender Mannichfaltigkeit bestanden, der Sully in keiner Weise abgeholfen hat. Wir finden hier bestätigt, was schon oben bemerkt worden ist: die Ordnung, Strenge und Regelmäßigkeit, welche Sully in die Finanzverwaltung einführte, sind bewunderenswerth, und ihre Folge Erhöhung des Staatseinkommens bei bedeutender Erleichterung des Volkes; aber von wahrhaft originellen und schöpferischen Gedanken ist bei ihm nichts zu finden. Mit einem Manne, wie Colbert, darf man ihn nicht vergleichen.

Das Gesammterträgniß dieser kleinen indirekten Steuern — die, weil sie sämmtlich verpachtet waren, unter dem Namen der „Pachten" (Fermes) zusammengefaßt wurden — betrug im Jahre 1610 netto 1,606,520 Livres[2]) oder nach heutigem Geldwerthe 3,481,000 Thaler.

So belief das Nettoerträgniß der indirekten Steuern in Frankreich sich nur auf 3,224,919 Livres, heute etwa 7,087,000 Thalern entsprechend. Das ist keine beträchtliche Summe. Die Gesammt-Nettoeinnahme aus direkten und indirekten Steuern machte demnach

[1]) MS. Estat general des Finances (Brüssel, Bibl. de Bourg. 14,287).

[2]) Ich habe das Ergebniß zusammengestellt aus den einzelnen Angaben in dem letztangeführten MS.

im Jahre 1610 etwa 17,500,000 Livres aus, nach jetzigem Geldwerthe gleich 38 Millionen Thaler. 6,025,000 Livres betrugen ferner die Kosten der Steuererhebung, die Besoldung der Provinzialbeamten sowie die Zinsen gewisser auf die Provinzialsteuern hypothekisirter Schulden, alles Beträge, welche, zu zwei Drittheilen aus direkten, zu einem Drittheile aus indirekten Steuern gezogen, von den Generalempfängern gar nicht nach Paris abgeliefert wurden.[1]) So betrug die gesammte Summe der ordentlichen Steuern, welche das Volk gegen Ende der Regierung Heinrich's IV, aufzubringen hatte, 23,525,000 Livres oder, nach relativem Werthe, etwa 51,075,000 Thaler. Im Jahre 1869 waren dieselben Steuern in dem dreimal so bevölkerten Frankreich in der Höhe von 320 Millionen Thaler. Wir sehen, an und für sich wäre der Druck nicht zu groß gewesen, hätte er nur nicht beinahe ausschließlich auf dem ärmeren Theile des dritten Standes geruht!

Bemerken wir den durchgehenden Unterschied in der Steueranlage zwischen Frankreich und Spanien. In diesem letztern Lande waren fast sämmtliche Steuern — auch diejenigen, welche die einzelnen Provinzen direkt an die Krone zu bezahlen hatten — indirekt, während in Frankreich die indirekten Steuern dreimal so gering waren wie die direkten. Die Folgen dieses Unterschiedes für die ökonomische Entwickelung der beiden Länder liegen klar vor Augen. Man war in dieser Beziehung in Frankreich damals besser daran, als heutzutage; wenn auch freilich jene günstige Entwickelung der Steueranlage mehr der Eigensucht der Bevorrechteten, welche an den indirekten Abgaben theilnehmen mußten, zuzuschreiben ist, als der Einsicht der Regierenden.

Zur Ueberwachung der Steuerpächter und höchsten Entscheidung

---

[1]) Poirson, III. 119. — Die Summe von 22 Mill., die Poirson nach Mallet für die gesammte Steuersumme giebt, ist also etwas zu gering.

der Prozesse in Finanz-, Gabell- und Steuersachen war in Paris der Steuerhof (Cour des Aides) errichtet. Hier wurden diese Dinge keineswegs in administrativen Formen, sondern in der Weise und unter der Garantie gerichtlichen Verfahrens entschieden. Sully kommt übrigens das Verdienst zu, die Steuerpachtungen aus den gierigen Händen der Großen gerettet und für den Staat bei weitem ergiebiger eingerichtet zu haben.[1])

Indeß mit dem Erträgniß der Steuern waren die Einkünfte der Krone noch nicht erschöpft. Die sogenannte Parties casuelles d. h. die Amtsverkäufe und die Ergebnisse der Paulette machten jährlich 1,200,000 Livres[2]) (entsprechend 2,600,000 Thalern) aus. Dazu kommen die Einkünfte von einem Theile der königlichen Domänen, sowie von denjenigen Budgetposten, die zu denselben gezählt wurden: als Strafgeldern, Konfiskationen, Stiftsvakanzen, Gebühren für Erhebung in den Adelstand, sowie für die von der Oberrechnungskammer ausgestellten Legitimationen und Naturalisationen. Aus diesen Posten gingen jährlich über eine Million Livres ein. Aus ihren Wäldern zog die Krone noch außerdem 282,271 Livres. So betrug das Einkommen aus diesem Kapitel des Einnahme-Budgets zusammen etwa 2½ Millionen Livres, oder, nach heutigem Geldwerthe, nicht ganz 5½ Millionen Thaler.

Die ordentlichen Einkünfte des Reiches waren

---

1) Sully, III. 228 ff.

2) 400,000 écus; MS. Remarques sur l'estat de la France. — Ich muß dieser Zahl, die in einer 1615 niedergeschriebenen wohl unterrichteten Denkschrift enthalten ist, mehr Glauben schenken, als der Angabe Mallet's (2,263,751 Livres, bei Poirson, III. 136), der über ein Jahrhundert nach dieser Zeit lebte. Wenn Sully sagt (VI. 92), daß er aus den parties casuelles und dem aydes (d. h. den Fermes ohne die Gabelle) jährlich mehr als drei Millionen zog, so stimmt das als runde Zahl völlig mit unsern Berechnungen:

die Fermes:	1,606,520 L.
die parties casuelles:	1,200,000 L.
zusammen:	2,806,520 L.

demgemäß jährlich 26,025,000 Livres,[1]) was jetzt 56,387,000 Thalern entsprechen würde.

Ein förmliches Chaos erwartet uns aber, wenn wir zu den außerordentlichen Einnahmen übergehen. Zu denselben gehörten die Steuern der Geistlichen, die Einkünfte des bei weitem größten Theiles der königlichen Domänen, die Ergebnisse der mit den Finanziers abgeschlossenen Geschäfte, die wiederholten bedeutenden Strafgelder derselben u. a. m.[2]) Eine genauere Uebersicht über diesen wichtigen Theil des Budgets besitzen wir nicht. Er wuchs beständig an Umfang, zumal in Folge der Vergrößerung des Domanialbestandes durch Rückkauf und ganz besonders durch Heinrich's IV. Schenkungen. Hier aber scheint Sully absichtlich ein völliges undurchdringliches Dunkel über seine Verwaltung gebreitet zu haben: ich denke, nur um sich unentbehrlich zu machen. Weder in seinen Oeconomies royales noch in Rechnungsbüchern oder Archiven hat man bis jetzt Aufschluß über die Beschaffenheit und Höhe der einzelnen Einnahmequellen dieser Art gefunden. Was die Höhe der gesammten außerordentlichen Einnahmen betrifft, so sind wir — mit Ausnahme eines einzigen Jahres — auf eine mehr als hundert Jahre später verfaßte, allerdings sehr gewissenhafte Arbeit angewiesen:[3]) in Büchern und Manuscripten der Zeit findet man nichts darüber. Das Ergebniß ist: in den Jahren 1600 bis 1605 betrug die außerordentliche Einnahme jährlich durchschnittlich 4⅕ Mill. Livres, im Jahre 1607 aber schon etwa sechs Millionen Livres,[4]) im Jahre 1609 nicht weniger als 13,086,864 Livres.

[1]) Dies stimmt mit der Gesammtsumme Mallet's (Poirson, III. 135), der sich nur in den einzelnen Posten geirrt hat.

[2]) Sully, IX. 63 f.

[3]) Mallet, Comptes rendus de l'administration des finances 1600 bis 1708 (ed. Paris 1789) p. 191.

[4]) P. Priuli (Relaz. p. 233) schätzt für dieses Jahr die gesammten Einnahmen Frankreich's auf 10,727,000 Ecus = 32,181,000 Livres; davon ab die ordentlichen Einnahmen mit etwas über 26 Mill. L., bleiben für die außerordentlichen Einnahmen c. 6 Mill. L.

Danach würden gegen Ende der Regierung Heinrich's IV. die gesammten Einkünfte der französischen Krone sich auf 39,112,000 Livres belaufen haben, nach jetzigem Maßstabe etwa 84,743,000 Thaler. Im Jahre 1869 betrugen die gesammten Einnahmen des inzwischen dreimal so bevölkerten Frankreich's 525 Mill. Thaler, folglich verhältnißmäßig das Doppelte. Das spanische Einnahmebudget war, wie wir gesehen haben, gleichfalls doppelt so stark, troß weit schwächerer und ärmerer Bevölkerung. Also noch einmal, abgesehen von der falschen Vertheilung der direkten Abgaben, war die Anspannung der Steuerkraft an und für sich keine übermäßige. —

Schwieriger noch, als die Feststellung der Einnahmen, ist die Fixirung der einzelnen Kapitel, unter welche die Ausgabe sich vertheilte, da hierüber irgend erschöpfende Angaben nicht vorhanden sind.

Der wichtigste Posten des Budgets der ordentlichen Ausgaben umfaßte die Zinsen der Staatsschuld. Etwas über sechs Millionen Livres wurden, wie wir schon bemerkt, von den Generaleinnehmern zur Bezahlung der Provinzialbeamten, zur Deckung der Erhebungskosten und zur Entrichtung der Zinsen gewisser auf die Provinzen hypothekisirter Schulden vorweg abgezogen, gar nicht an den Staatsschatz abgeliefert. Dazu aber kamen unter den ordentlichen Ausgaben noch unter verschiedenen Titeln Zinszahlungen im Betrage von zusammen 3,627,681 Livres.[1]) Vertragsmäßig mußte man ferner (1610) im Auslande placirte Schulden mit 310,000 Livres jährlich amortisiren. Endlich die fest übernommenen Renten (Pensionen) betrugen 1,720,554 Livres. So wurden außer den in jenen sechs Millionen zu Zinszahlungen etwa enthaltenen vier Millionen noch 5,658,235 Livres in den ordent-

[1]) Berechnet aus dem schon öfters angeführten MS. 14,287 der Bibl. de Bourg. in Brüssel. Ich bemerke, daß unter diese Summe die Provinzialschulden mit einbegriffen sind, da sie auf die Taille und Gabelle der betreffenden Provinzen hypotekisirt waren.

lichen Ausgaben zu vertragsmäßiger Zins- und Rentenzahlung und Amortisationen verwendet. Es ergeben diese Zahlen für den erwähnten Zweck eine Summe von mehr als 9½ Millionen oder, wenn wir die Kosten der Steuererhebung und Provinzialverwaltung gleich mitzählen, 11,683,235 Livres, was nach jetzigem Maaßstabe ungefähr 25,313,000 Thaler betragen würde — etwa neun Zwanzigstel der gesammten ordentlichen, neun Dreißigstel aller Einnahmen. — Davon waren 3,428,000 Livres auf das pariser Stadthaus eingeschrieben.[1])

Die Kosten des königlichen Haushaltes wurden für das Jahr 1611 mit 1,462,981 Livres veranlagt, also einer Zivilliste von etwa 3,180,000 Thalern nach jetzigem Geldwerthe entsprechend.[2]) Dazu kamen ferner vom Könige freiwillig verliehene, nicht vertragsmäßige Pensionen, die nicht unter die Staatsschuld gerechnet werden können, in großer Anzahl. Sie beschränkten sich keineswegs auf Frankreich. In Rom zahlte der König jährlich 60,000 L. in Pensionen, in Deutschland 36,000 Livres,[3]) in England und

---

[1]) Poirson, III. 147.

[2]) MS. Estat general etc. Die einzelnen Posten sind:

Chambre aux deniers	430	Livres
Escurye	186,000	"
Officiers	270,000	"
Argenterie	90,000	"
Menues affaires de la Chambre du Roy	120,000	"
Venerie	8,400	"
Cent Suisses	51,000	"
Garde du Corps	32,000	"
Preuost de l'hostel	200,151	"
Contant es mains du Roy	52,200	"
Maison de la Reyne	150,000	"
Cheuaux du Roy	80,000	"
Cent Gentilshommes de la Maison du Roy	21,000	"
Voyages	180,000	"
Grosses estrennes	36,000	"
Ordinaires du Roy	48,000	"

[3]) MS. Etat de toutes les Pensions que donne le Roy de France (Brüssel, Bibl. de Bourg. 10,742); am Ende steht die Bemerkung: Cest estat fust faict du temp du feu Roy Henry [IV.].

den Niederlanden zusammen 100,000 Livres. Am meisten nahmen die den Schweizern bezahlten Pensionen und Wartegelder den Staatsschatz in Anspruch; sie betrugen nicht weniger als 1,267,005 Livres oder, relativ, 2,745,178 Thaler jährlich. Die Gesammtsumme der freiwilligen Pensionen betrug im Jahre 1608: 2,075,157 Livres[1]) oder — relativ — 4,496,174 Thaler.

Das Kriegsbudget stellte verhältnißmäßig bescheidene Anforderungen an den Schatz. In dem Voranschlage zum Staatshaushalte des Jahres 1611 waren dafür 4,263,200 Livres ausgesetzt, jetzt 9,236,600 Thalern entsprechend; d. h. ½ Livre oder ⅔ Thaler auf den Kopf der Bevölkerung, während heute im deutschen Reiche jeder Bewohner durchschnittlich 2¼ Thaler für die bewaffnete Macht steuert.[2]) Die gesammte Marine des Atlantischen Ozeans wurde mit 18,000 Livres jährlich unterhalten, während die des Mittelmeeres allerdings 240,000 Livres erforderte. So mußte die Marine sich mit einer jährlichen Subvention von 258,000 Livres oder — verhältnißmäßig — 559,000 Thalern begnügen.

Für die diplomatischen Agenten Frankreich's im Auslande waren 190,000 Livres ausgeworfen — jetzt würden dieselben mit 411,700 Thalern nicht mehr zufrieden sein. Der Gehalt der Provinzialgouverneure war mit 100,000 Livres angesetzt. Zu außerordentlichen Belohnungen waren 180,000 Livres bestimmt. Zur Bestreitung der laufenden Finanzgeschäfte hatte Sully weitere 180,000 Livres in Händen. Nicht weniger als 1,350,000 Livres

---

[1]) Estoile IV. 133.

[2]) Die einzelnen Posten des Kriegsbudgets sind:

Gendarmerie	930,000	Livres
Gaiges d'officier de l'artillerie	75,000	„
Fortiffications	450,000	„
Achapt d'artillerie	170,000	„
Gens de Guerre en Campaigne	1,188,200	„
Garnisons	1,450,000	„
(Summa	4,263,200	Livres.)

— 2,925,000 Thaler nach heutigem Maaßstabe — waren für unvorhergesehene Ausgaben reservirt. Endlich waren die Unwerthe, Rückstände u. s. w. auf 179,022 Livres berechnet.

Die gesammte sichere ordentliche Ausgabe des königlichen Schatzes wurde für das Jahr 1611 — also auf Grund der letztjährigen Budgets Heinrich's — auf 15,000,627 Livres veranschlagt,[1]) d. h. nach jetzigen Werthverhältnissen 32,501,358 Thlr. Dazu kommen die dem Schatze nicht angerechneten, schon von den Generaleinnehmern verausgabten 6,025,000 Livres. So betrug die Summe der ordentlichen jährlichen Ausgaben Frankreich's am Ende von Heinrich's IV. Regierungszeit 21,025,627 Livres oder relativ 45,555,525 Thaler.

Aus diesen Ziffern ergiebt sich bereits die vortreffliche Lage, in welche Heinrich's IV. weise Politik, Sully's Strenge und Ordnungsliebe und des französischen Nationalwohlstandes glückliche Entwickelung die französischen Finanzen versetzt hatten. Da die ordentlichen Einkünfte um dieselbe Zeit 26 Millionen Livres be-

[1]) Sully (IX. 62) nimmt sie für 1610 ein wenig höher an: 15,697,000 L. Doch hatte der drohende Jülich'sche Krieg wohl größere Ausgaben in Aussicht gestellt. Zur Vergleichung theile ich das Ausgabebudget für 1607 (**Relaz.** di P. Priuli, p. 233 f.) mit. Die Ecus sind der leichtern Vergleichung halber sogleich in Livres (drei auf einen Ecu) verwandelt:

Königlicher Haushalt mit Kosten der Gebäude, Leibwache, Hofchargen rc.	3,699,000	Livres
Gesandte	190,002	"
Provinzialgouverneure	70,002	"
Geheime Pensionen	735,552	"
Gensdarmerie	930,000	"
Chevauxlegers	186,702	"
Marine	258,000	"
Verschiedene Pensionen	1,967,490	"
Pensionen in England und Holland	99,096	"
Dazu Zinsen, Befestigungen, Arsenale, geheime Belohnungen, Artillerie, Weg- und Brückenwesen rc. rc.		
zusammen	15,453,204	Livres.

Man beachte die genaue Uebereinstimmung einzelner Posten wie des Gesammtergebnisses mit dem oben angeführten Etat von 1611.

trugen, so ergiebt sich ein Ueberschuß von fünf Millionen Livres oder — verhältnißmäßig — fast elf Millionen Thaler. Indeß das war bei weitem noch nicht alles. Waren ja am Ende von Heinrich's Regierung auch noch über 13 Millionen Livres der außerordentlichen Einnahmen zur Verfügung des Finanzministers. Es stand also einer Einnahme von mehr als 39 Millionen eine Gesammtausgabe von nur 21 Millionen gegenüber: so hatte man einen reinen Ueberschuß von 18 Millionen Livres — nach heutigem Geldwerthe 39 Millionen Thaler!

Welch' Gegensatz zu Spanien! Dort unentwirrbare Unordnung, chronisches Defizit, von Zeit zu Zeit ein mehr oder minder verhüllter Staatsbankerott, Mangel auf allen Seiten. Hier Regelmäßigkeit, stets pünktliche Bezahlung der Gläubiger, ein Ueberschuß, der beinahe die Hälfte des Budgets beträgt!

Wie verwendete nun Sully diese beträchtlichen Ueberschüsse?

Auf dreierlei Weise: zur Anlegung eines bleibenden Staatsschatzes, zur Amortisirung der Staatsschuld und zum Rückkaufe der Renten und königlichen Domänen.

Ein Staatsschatz war in jener Zeit schwieriger und kostspieliger Kreditoperationen bei eintretenden Kriegsfällen von wesentlichstem, unbestreitbarem Nutzen. Am 26. Juli 1604 befahl ein königliches Dekret, alle baaren Ueberschüsse in die Koffer abzuführen, die man zu diesem Zwecke in den Gewölben der Bastille aufgestellt hatte. Im Jahre 1609 betrug dieser Schatz bereits 30 Millionen Livres — 65 Millionen Thaler nach heutigem Geldwerthe. Im Jahre 1610, zur Zeit von Heinrich's IV. Tode, lagen in der Bastille nur 23,460,000 Livres, doch waren dem Könige an baarem Gelde für die nächste Zeit noch 17,885,000 Livres geschuldet: so daß die gesammte Reserve an baarem Gelde 41,345,000 Livres oder nach jetzigem Maaßstabe 89,584,000 Thaler betrug — mehr als das Doppelte des heutigen deutschen Kriegsschatzes.[1])

[1]) Sully V. 413, VIII. 124, IX. 62. — Freilich ist die Genauigkeit

„Mehr Geld, als der König in der Bastille hat", wurde in Frankreich sprüchwörtlich für ungeheuren Reichthum.[1])

Was die Rückzahlung der Schulden betrifft, so begann Sully bald nach seiner Ernennung zum Finanzminister im Jahre 1598 damit, die fremden Souveräne und die Großen für ihre Antheile an den indirekten Steuern zu entschädigen, weil sie dieselben für eine allzu geringe Summe erhalten hatten, der Staat also aus anderweitiger Verpachtung derselben weit größern Ertrag erhielt. Mit richtiger Einsicht ging man dann an die allmählige Abbezahlung zunächst der im Auslande kontrahirten Schulden, weil dieselben die Zinsen aus dem Lande herauszuziehen pflegten. Man ließ sich hier andrerseits durch das Drängen der Fremden nicht übereilen, um nicht wieder Unordnung in den Staatshaushalt zu bringen, sondern widmete dieser Amortisation jährlich einige Millionen Livres. Im Jahre 1606 waren von den 67 Millionen Livres, welche diese Art der Schuld betrug, bereits 29¼ Millionen — also fast die Hälfte — abgetragen. Die Unterwerfung der Ligisten war mit 32 Millionen erkauft worden. Im Jahre 1606 hatte man davon 13¾ Millionen getilgt. Im ganzen belief im Jahre 1606 die Summe der Amortisationen sich auf 67,330,200 Livres. Vier Jahre später, bei Heinrich's Tode, soll die Summe der getilgten Schuld hundert Millionen Livres (216⅓ Mill. Thaler) betragen haben, so daß Heinrich noch eine Million Livres mehr getilgt als in dem langen Kampfe um die Ruhe des Reiches entlehnt hatte.[2])

Der Rückkauf der dem Staate auferlegten Renten und der

---

dieser Zahlen nicht sehr zuverlässig. An andern Orten giebt Sully etwas abweichende Summen. Wenn auch nicht in den Einzelheiten, so stimmt doch im Gesammtbetrage mit Sully's im Texte angeführter Angabe Fontenay-Mareuil (I., L., ed. Petitot) p. 62.

[1]) Regnier, Satyre XIII. V. 262 mit der Note Viollet-le-Duc's.

[2]) Sully III. 228, VI. 93. 129, VII. 158. 473.

Domänen war im Jahre 1610 in der Höhe von mehr als sechszig Millionen veranstaltet worden.[1])

Außerdem wurde eine besondere Kommission eingesetzt, um alle während der Bürgerkriege geschehenen Usurpationen von Kronländereien aufzuspüren und wieder rückgängig zu machen.[2])

So hatte Heinrich's IV. Regierung trotz der Kriege gegen Fremde und Bürger, die ihre erste Hälfte erfüllten, trotz der bedeutenden Subsidien, die sie ihren Verbündeten gab, trotz Steuererleichterungen und wichtigen Anlagen aller Art, dem Lande ein Kapital von 60 Mill. Livres wieder zugeführt und damit — nach dem damaligen Zinsfuß — eine Verringerung seiner jährlichen Ausgaben um mehr als vier Millionen Livres (nach jetzigem Maßstabe etwa neun Millionen Thaler) eintreten lassen!

Als Sully im Jahre 1598 die Verwaltung der Finanzen

---

[1]) Das. VII. 473. — Es ist die kleinste der verschiedenen von Sully über diesen Punkt mitgetheilten Angaben und deshalb die glaublichste. Ein wahres Kreuz ist es für den Forscher, daß bei den Berechnungen der Oecon. Roy. weder die Summe mit dem Ergebniß der einzelnen Faktoren noch die an verschiedenen Orten gegebenen Summen mit einander jemals genau übereinstimmen. — Die Summe von 60 Millionen entspricht übrigens den Angaben des Präsidenten Jeannin in seiner Rede: MS. A la memoire perpetuelle de Henry Quatriesme (Brüssel, Bibl. de Bourg. 10,739); nach ihm hätte Heinrich für 25 Millionen Livres Pensionen d. h. Renten getilgt und wegen Rückkauf der Domänen mit den Steuerpächtern auf 40 Millionen abgeschlossen. Demgemäß sind Poirson's Angaben (III. 147 ff.), der beide Posten auf zusammen 180 Millionen berechnet, um 120 Millionen zu hoch. In der That, woher hätte Heinrich IV. in zwölf Jahren 280 Millionen zur Schuldentilgung und zum Domänen- und Rentenrückkauf nehmen sollen? Er hätte dann jährlich 23⅓ Mill. Livres darauf verwenden müssen! Wir haben aber gesehen — und Poirson selbst stimmt damit überein — daß sogar am Ende von Heinrich's Regierung, also in der finanziell günstigsten Zeit, der zu solchen Zwecken verwendbare freie Ueberschuß nur 18 Mill. Livres betrug. Nach unserer möglichst gewissenhaften Schätzung — 160 Millionen — hätte man jährlich durchschnittlich 13⅓ Millionen Livres für diese Ausgaben reserviren können — und ich gestehe, diese Summe scheint mir schon beinahe zu hoch zu sein, zumal noch die für den Schatz reservirten Summen (41⅓ Millionen) hinzuzurechnen sind!

[2]) Manuscr. frçs. der Nat.-Bibl. zu Paris, vol. 5809, fol. 36 a. b.

übernahm, fand er die Staatsschuld in Höhe von 348,600,000 Livres vor:[1]) nach zwölfjähriger Verwaltung hatte er sie auf etwa 224 Millionen — zwei Drittheile! — ermäßigt. Das Aktivvermögen des Staates war durch Vermehrung der Domänen beträchtlich erhöht. Die Steuern gingen regelmäßig und ohne große Erhebungsverluste ein, waren nicht allzu drückend und durch ihre Veranlagung als hauptsächlich direkte Steuern der Zunahme des Wohlstandes nicht gefährlich. Dabei hatte Sully seinem Herrn die Mittel gegeben, eine in allen Ländern Europa's geachtete und einflußreiche Stellung einzunehmen. Solche Erfolge werden dem Oberintendanten der Finanzen für immer einen hervorragenden Platz in der Geschichte seines Landes anweisen, auch wenn wir den Ruhm eines finanziellen und ökonomischen Reformators, mit dem man ihn oft umgeben hat,[2]) nicht als berechtigt anzuerkennen vermögen.

Die Mittel, durch welche Sully dies alles erreicht, waren freilich zum Theil recht harte. Seine Untergebenen hatten ein schlimmes Leben, und oft genug erpreßte er von ihnen durch Androhung langwieriger gerichtlicher Untersuchungen Summen, mit denen er den Staatsschatz bereicherte. Indeß begnügen wir uns mit den glänzenden Resultaten, ohne uns die Befriedigung durch allzu genaue Betrachtung der zu denselben führenden Wege zu stören. —

Trotz aller Geschicklichkeit und alles Eifers würde es Sully nicht gelungen sein, die französischen Finanzen in eine so beneidenswerthe Lage zu versetzen: wenn nicht die durch die Bürgerkriege lang unterdrückte Produktionskraft des französischen Volkes nunmehr sich von neuem frisch entfaltet hätte. Freilich hat auch hieran die Regierung mehr als ein Verdienst. Das erste und wahrlich nicht unwichtigste war, daß sie sich nicht unnöthig bevormundend

---

[1]) Th. I. S. 48 Anm. 1.

[2]) So auch Michelet, Bd. XI.

in die Produktion mischte. Hier waren nicht, wie in Spanien, unzählige Barrieren aufgerichtet, hier waren nicht, wie auf jener Halbinsel, der Ackers- und der Handelsmann auf Schritt und Tritt durch Polizeivorschriften beengt und gequält.

Dem Ackerbau gab Heinrich die Grundbedingung zu einer günstigen Entwickelung zurück, die Sicherheit. Der Bürger, der mit vielen Genossen in der ummauerten Stadt wohnte, konnte sich leichter schützen: aber der Landmann im Einzelgehöfte oder in dem schwach bevölkerten Dorfe war jeder Unbill von Seiten der Kriegsmänner und der Edelleute ausgesetzt. In der That befand gegen Ende der Bürgerkriege der Ackerbau sich in trostloser Lage. Heinrich und Sully zogen ihn aus derselben. Welch' glänzender Gegensatz ist es gegen die Meinung der spanischen Regierung, daß nur in baarem Gelde der Reichthum eines Landes bestehe, wenn Sully sich äußert:[1]) „Ackerbau und Viehzucht sind die beiden Brüste, welche Frankreich ernähren, und die wahren Minen und Schätze Peru's!"

Gemäß dieser weisen Ansicht handelte auch der König. Durch Edikt vom 26. März 1595 wurden der Landmann von der Schuldhaft, seine Ackergeräthe und seine unentbehrlichen Hausthiere von der Pfändung befreit. Die Gesetze gegen die herumstreichenden Kriegsleute und gegen das Tragen von Waffen schützten ihn vor gewaltsamen Angriffen und ließen ihn in Ruhe und Frieden seine Arbeiten betreiben, auf welchen damals zum bei weitem größten Theile der Wohlstand des Landes und die Erhaltung des ganzen Staatslebens beruhte. Alle Bedrückungen des Bauernstandes wurden streng geahndet. „Was"! rief der König bei einer solchen Gelegenheit aus, „wenn man mein Volk zu Grunde richtet, wer „wird mich ernähren, wer wird die Lasten des Staates tragen, „wer wird Ihre Pensionen bezahlen, meine Herren? Bei'm

[1]) III. 195: disant souvent au Roy, que le labourage et pastourage estoient les deux mamelles dont la France estoit alimentée et les vrayes mines et tresors du Perou.

„Himmel, mein Volk beeinträchtigen, heißt mich beeinträchtigen.“[1]) Die Verminderung der Steuern, die genauere Kontrole, welche über die Steuerbeamten ausgeübt wurde, beließen dem Volke die Mittel zu kräftigerer Nahrung, zu sorgfältigerer Bebauung seiner Felder. Je ausgeprägter sonst noch die feudale Gliederung des französischen Volkes war, um so anerkennenswerther ist das königliche Edikt, welches jede Jagd in sprießendem und reifendem Getreide und vom 1. März bis zur Ernte in den Weinbergen untersagte.[2])

Aber der französische Landbau hatte nicht nur das Glück, in seinem Könige einen intelligenten und eifrigen Beschützer, sondern auch in einem schlichten hugenottischen Edelmann aus Langued'oc einen Förderer und Lehrer zu finden, der durch Wort und Beispiel ihm den größten Vortheil brachte.

Olivier de Serres (geboren 1539) hatte die sorgfältige Bildung, die ihm wie den meisten Reformirten seiner Zeit zu Theil geworden war, schon frühzeitig zum Studiren aller bekannten Schriften über den Ackerbau verwendet. Die so gewonnenen theoretischen Anschauungen hatte er der Prüfung einer mehrjährigen praktischen Anwendung unterworfen und sich demgemäß eine zuverlässige Meinung über dieselben gebildet. Nach mehreren Abhandlungen über die Zucht der Seidenwürmer veröffentlichte er im Jahre 1600 die Ergebnisse seiner Studien und Erfahrungen in dem Théâtre d'agriculture, von welchem in der That eine neue Epoche des französischen Ackerbaues datirt. Serres' großer Vorzug vor den bisherigen landwirthschaftlichen Schriftstellern war, daß er nicht bloßer Theoretiker war, sondern auch vollendeter Praktiker!

Sein „Theater des Landbaues“ hatte einen glänzenden Erfolg. In zehn Jahren erlebte es fünf Auflagen und wurde dann bis zum Jahre 1675 immer von neuem gedruckt. Man sieht, welche

[1]) Matthieu et Péréfixe, Recueil de quelques actions et paroles de Henry le Grand, 423 f.

[2]) Isambert, XV. 248.

tiefe Einwirkung es auf die französische Agrikultur geübt haben muß. Heinrich IV. hat durch sein Beispiel nicht wenig zur Popularität des Buches und seines Autors beigetragen. Er hatte schon vor der Veröffentlichung des Werkes Serres zu sich berufen, ihn zur Herausgabe desselben ermuthigt, die Widmung des „Theaters des Landbaues“ angenommen. Als es an's Licht getreten war, ließ der König sich drei bis vier Monate hindurch täglich aus demselben vorlesen.[1]) Es ist begreiflich, daß die von dem Monarchen für dieses Werk bewiesene Vorliebe zur Erhöhung der Popularität des letztern in hohem Grade beitrug. Auch war der König der erste, sich als gelehriger Schüler De Serres' zu zeigen, indem er die von ihm erfundenen „künstlichen Wiesen“ auf verschiedenen seiner Domänen anlegen ließ, allen seinen Unterthanen zum guten Beispiele.

Die Früchte dieser weisen Beschützung und einsichtigen Förderung des Ackerbaues konnten um so weniger ausbleiben, je ergiebiger der Boden Frankreich's an sich ist. Die Touraine „der Garten Frankreich's“, das Metzer Land, Quercy, Guyenne, die Picardie und die Normandie, vor allem aber die Beauce — die Gegend nördlich von Orleans, welche man den Kornspeicher von Frankreich nannte — zeichneten sich vor fast allen Ländern Europa's durch ihren intensiven Getreidebau aus. In der Provence kultivirte man Reis in großer Ausdehnung. Der Weinbau blühte vorzüglich in der Gegend von Orleans „dem Keller von Paris“, in der Guyenne, wo der Wein von Grave für den besten galt, in Langued'oc, wo der Chantoperdrix und der Muskat von Frontignac vorzüglich gepriesen worden, in der Champagne und in Burgund, wo die Weine von Beaune am höchsten geschätzt wurden. Südfrüchte erzielte man in Langued'oc — auch Weihrauchbäume wurden hier gepflanzt — und in der Provence. In dieser Provinz wurde zugleich die Kultur des Zuckerrohres eifrig betrieben.

---

[1]) Scaligerana, II. 306.

Aus der Dauphine holte man die bescheidenern Kastanien. Safran gewann man in der Auvergne. Die Wiesenwirthschaft und Viehzucht blühten besonders in Berry, von wo Paris zum größten Theile mit Schlachtvieh versehen wurde, in der Auvergne, Picardie und der Bretagne.[1]) Pferde wurden schon in jener Zeit vorzüglich in der Perche, dann in der Bresse gezüchtet. Der König legte selbst ein Mustergestüt in Meung an.[2])

Es mögen hier einige Andeutungen über die Höhe der Preise zu jener Zeit folgen. Ein Pfund Fleisch galt damals durchschnittlich vier Sols d. h. dem Metallwerthe nach 54 Centimes. Die tägliche Brodnahrung eines gesunden Mannes wurde auf zwei Sols oder 27 Centimes geschätzt. Ein Schoppen Wein kostete in der Mitte und dem Süden Frankreich's einen Sol oder 13½ Centime. Daher sei erwähnt, daß das Weizenbrod damals ein Luxus, der Weingenuß dagegen etwas durchaus gewöhnliches war. Ein Hammel galt vier Livres, an Metallwerth jetzigen 10 Fres. 84 Centimes oder zwei Thalern 26⅔ Sgr. entsprechend. Ein Schwein kostete etwa das Fünffache, also 14 Thlr. 13 Sgr. Das Pfund Butter wurde mit fünf Sols, d. h. mit 68 Centimes oder 5½ Sgr. heutiger Münze bezahlt, das Dutzend Eier mit zwei Sols (27 Centimes). Ein Puter kostete etwa 26 Sols, d. h. etwas über 28 Sgr. Der erste Ackerknecht erhielt jährlich 45 Livres Gehalt, das sind dem Metallwerthe nach 32⅓ Thaler; ein anderer Knecht 25 Livres oder 18 Thlr. Der Oberhirt bekam 36 Livres oder 26 Thlr. Damit waren die Knechte, bei damaligen Preisen, nicht schlechter gestellt, als heutzutage. Von fünfhundert Livres jährlich, an Metallwerth gleich heutigen

[1]) MS. Remarques sur l'estat de la France, fol. 57b ff. — Andrée du Chesne, Antiquitez de toute la France (4. Aufl. Paris 1629, 8°.), 247 ff. — Mit Krebsen, einem sehr beliebten Leckerbissen, ward Paris hauptsächlich von Etampes aus versehen; Du Chesne, 249.

[2]) L'Histoire du commerce de France, par Is. de Laffemas (Paris 1606; abgedruckt bei L. Cimber und F. Danjou, Archives Curieuses, Serie I. Bd. XIV. p. 421.

1355 Francs oder 361 1/3 Thlrn. konnte ein einzelner Mann höhern Ranges anständig aber ohne jeden Luxus leben.[1])

Noch lange wurde die Regierungszeit Heinrich's IV. als des französischen Bauern goldenes Zeitalter betrachtet, nach welchem jener sehnsüchtig zurücksah, als ob damals „die Felder von reicherm „Erträgniß, die Wiesen von frischerm Grün, die Bäume voller von Früchten gewesen wären.[2])

In allen Ländern Europa's wurde damals der Landmann mit der äußersten Ungunst behandelt, als eine Art Maschine betrachtet, die nur dazu vorhanden sei, für die übrigen Klassen der Nation Lebensmittel hervorzubringen. Wir haben gesehen, wie aus diesem Grunde in Spanien der Getreidehandel mit Fesseln aller Art umgeben wurde, in der Absicht, in jeder Provinz das Korn so billig wie möglich zu machen, und wie in Folge dessen der spanische Ackerbau mehr und mehr sank. Da ist es nun wahrhaft bewundernswerth, wie gänzlich sich Heinrich IV. von den beschränkten ökonomischen Anschauungen der Zeit emanzipirt hat. „Die Erfahrung lehrt uns", sagt er in einem seiner Edikte, und zwar ehe er Sully zu seinem Minister und Rathgeber gemacht hatte,[3]) „daß die Freiheit des Handels, welchen die Völker und „Unterthanen der Reiche mit ihren Nachbaren und den Fremden „treiben, eines der vorzüglichsten Mittel ist, sie wohlhabend, reich „und begütert zu machen, und in Hinsicht hierauf möchten wir „nicht verhindern, daß ein jeder seinen Vortheil aus seinem Besitz„thume ziehe durch das Mittel und die Wohlthat des Handels." Mit scharfem zugleich und weitem Blicke sah der König über alle

---

[1]) Du Haillan, Sur les causes de l'extresme cherté, nebst Noten; Fournier, Variétés historiques et littéraires, VII. 137 ff. — Le nombre des Ecclesiastiques de France; Arch. Curieuses, XIV. 435. 457 f. — Moreau de Jonnès, Etat écon. et social de la France, 40.

[2]) Mémoires de Michel de Marolles (éd. 1755, 12°.) II. 20. — Ennuis des Paysans champestres, addressez à la Royne regente, 1614; bei Fournier l. c. 295 ff.

[3]) Dekret vom 12. März 1595; Poirson, IV. 615.

lokalen und ständischen Beschränkungen hinweg und sprach den zu seiner Zeit so selten verstandenen Grundsatz aus: jeder hat das Recht, die Frucht seiner Arbeit so zu verwerthen, wie er es für sich am vortheilhaftesten glaubt. Wie in Bezug auf Steuerfragen so auch in Bezug auf Freihandel dachte Heinrich IV. einsichtiger als die heutigen Machthaber in Frankreich. „Die Einwohner „dieses Königreiches", fährt er in dem erwähnten Edikte fort, „haben für ihre Lebensbedürfnisse nicht nöthig, die Hülfe des „Nachbarn anzurufen, der seinerseits alle Tage gezwungen ist, „solche auf unserm Gebiete zu suchen."

Ohne Zweifel war dies, wie wir später sehen werden, im ganzen und großen für das damalige Frankreich richtig. Heinrich IV. begnügte sich aber nicht damit, solche Grundsätze auszusprechen, seiner energischen Weise gemäß setzte er sie vielmehr sofort und unbeirrt in's Werk. Es war dies keineswegs leicht. Vorurtheile und lokale Selbstsucht traten ihm immer wieder in den Weg. Im Sommer 1604 verbot das Parlament von Toulouse aus eigener Machtvollkommenheit die Ausfuhr von Getreide aus seiner Provinz. Drei Jahre später erließ der Richter von Saumur einen ähnlichen Befehl für die Ausdehnung seiner Jurisdiktion. Aber auf das Antreiben Sully's griff hier der König jedesmal energisch ein, bestrafte die schuldigen Beamten und kassirte deren Verordnungen.[1]) Sofort nach seiner Thronbesteigung im Jahre 1589 gestattete der König den getreidereichen Provinzen die ungehinderte, nur durch eine geringe Abgabe erschwerte Ausfuhr ihres Ueberflusses. Während des Krieges gegen Spanien (1595—1598) wurde die Erlaubniß freilich wieder zurückgezogen: aber nur aus ähnlichen Gründen, wie sie noch jetzt im Kriegszustande für das Verbot des Getreideexportes maßgebend sind. Seit 1598 wurde die Ausfuhr erst einzelnen Provinzen, 1601 aber dem ganzen Reiche wieder gestattet, ja zugleich von fast allen auf ihr lastenden

---

[1]) Sully, Oec. roy. V. 338 f. VII. 191. 255.

Abgaben befreit.[1]) Dieser Zustand dauerte, zum großen Vortheile des französischen Ackerbaues, bis zum Tode des Königs — ausgenommen den kurzen Zeitraum des spanisch-französischen Handelsstreites (oben S. 76). Die Folge war ein lebhafter Export französischen Getreides, besonders nach dem nördlichen Spanien. Was nun die Getreidepreise anbelangt, so waren dieselben damals wie überall so auch in Frankreich außerordentlich wechselnd. In dem schlimmsten Nothjahre dieser Zeit, 1595, stieg der Preis eines Septier (240 Pfund) Getreides auf 25 Livres, welche ihrem metallischem Werthe nach heutigem 67¾ Francs entsprechen, während er gewöhnlich nur 5⅗ Livres (= 15⅕ Frcs.) betrug. Luxusobst war damals bei weitem theurer als zu jetziger Zeit. Man machte sich kein Gewissen daraus, eine vorzügliche Birne mit einem Goldthaler — 2⅙ Thaler dem Metallwerthe nach — einen guten Apfel mit vierzig Sous — fünf Francs 42 Centimes — zu bezahlen.[2])

Indeß der König war nicht damit zufrieden, nur die allseitige und fleißige Bebauung des schon vorhandenen Ackerbodens wieder zu ermöglichen und auf jede Weise zu befördern: auch solche Ländereien, die bisher von der Natur selbst der Kultur entzogen worden waren, suchte er für dieselbe zu gewinnen. Vor allem wünschte er die Sümpfe in den Provinzen Poitou, Bordelais, Saintonge, Bretagne u. s. w. ausgetrocknet, um ihr Territorium dem Ackerbau zu übergeben. Er ging dabei mit dem ganzen Enthusiasmus ökonomisch naiver Anschauungsweise für dergleichen Unternehmungen zu Wege, keine Kosten und Anstrengungen sollten zur Vollbringung eines so nützlichen Werkes gescheut werden. Im April 1599 erschien ein Dekret, welches alle französischen Unterthanen zur Uebernahme der Austrocknung der Sümpfe aufforderte, ihnen dafür den Besitz der Hälfte des von ihnen ge-

---

[1]) Dekrete vom 12. März 1595, 26. Febr. 1601; Poirson, IV. 615 ff.

[2]) Estoile III. 134. 368. — Monteil, Histoire des Français aux cinq derniers siècles, III. (Paris 1847, 3. Aufl.), S. 145.

wonnenen Territoriums verheißend. Indeß den Franzosen schien es, und vielleicht nicht ohne guten Grund, daß der pekuniäre Nutzen für den Unternehmer bei dem Umfange der nöthigen Arbeiten ein sehr problematischer sei. Es fand sich niemand. Ein Nordbrabanter von wahrscheinlich englischer Abstammung, Humphrey Bradley, aus seiner niederländischen Heimath mit Wasserbauten vertraut, war kühn genug, das schwierige Werk zu übernehmen. Bradley sollte das Recht, die Austrocknung zu beginnen, bei allen denjenigen Sümpfen haben, deren Eigenthümer ihm nicht in den nächsten fünf Monaten zuvorkämen. Zum „Großmeister der Dämme" ernannt, mit mancherlei Vorrechten ausgestattet, sollte Bradley die Hälfte der von ihm trocken gelegten Ländereien erhalten; die andere Hälfte fiel der Krone zu. Den bisherigen Eigenthümern ward nur das Recht des Vorkaufes an den Bradley zukommenden Territorien gelassen. Ausgenommen von der Trockenlegung waren die Salzsümpfe, die Fischteiche und diejenigen Sümpfe, welche Festungsgräben, Häfen und schiffbaren Flüssen das unentbehrliche Wasser zuführten.

Jedoch Bradley's Bemühungen hatten nicht den gewünschten Erfolg. Ohne Zweifel stellten die Kosten sich höher, als der erzielte Nutzen. Aber der König ließ sich nicht entmuthigen. Durch sein Edikt vom Januar 1607 führte er Bradley eine Anzahl Associes und frischer Kapitalien zu, verhieß der neuen Gesellschaft vielfache materielle Vortheile, sowie ihren tüchtigsten Theilnehmern den Adel und erleichterte die Expropriation der zu bearbeitenden Ländereien. Er versprach ferner, zur Erhöhung des Werthes der trocken gelegten Strecken auf ihnen Ortschaften zu erbauen, in welche zahlreiche Einwohner gelockt werden sollten durch langjährige Befreiung von allen Steuern und verschiedene weitere Privilegien.[1])

Wenn nun auch diese Bestrebungen des Königs ohne großen Erfolg geblieben zu sein scheinen, so ist die Gesinnung, die sie

---

[1]) Isambert, XV. 212 ff. 313 ff.

hervorrief, darum nicht minder lobenswürdig. Von mehr egoistischen Gesichtspunkten gingen die Ordonnanzen aus, durch welche Heinrich die Wälder zu schützen suchte, da ein großer Theil derselben der Krone gehörten. Die Ausbeutung fremder Wälder ist bei der ländlichen Bevölkerung nie auf große Gewissensskrupel gestoßen; man mag sich nun vollends vorstellen, wie in den Zeiten der Bürgerkriege in den königlichen Forsten gehaust worden war. Heinrich stellte durch verschiedene Edikte eine genauere Ueberwachung der Forste her, verschärfte die Dienstreglements, schützte die Baumschulen und beschränkte die Abholzung.[1]) Diese war schon während des ganzen fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts mit Eifer betrieben worden; aber besonders in den letzten fünfundzwanzig Jahren waren die Wälder der Verwüstung und der Plünderung überliefert worden. Theils waren sie von den Parteigängern in Brand gesteckt worden, theils hatte man sie durch Wege und Schläge ohne Plan und Ziel zerstört. Das Geldbedürfniß jener unruhigen und verschwenderischen Zeiten hatte den Holzverkauf vervielfältigt, ja Privatleute hatten aus Staatswäldern Holz verkauft nach ihrem Belieben.[2])

So lassen die Anordnungen Heinrich's IV. zum Schutze der Wälder und zumal der Staatswälder sich nach jeder Beziehung rechtfertigen. Da der König dem Landmanne Gelegenheit gab sich seinen Lebensunterhalt auf rechtliche Weise zu erwerben, so hatte er wohl die Befugniß, das Besitzthum der Krone gegen Uebergriffe der Bevölkerung zu schützen, zumal da allein auf diese Weise Frankreich vor der reißenden Vernichtung seiner Wälder gerettet zu werden vermochte. Man könnte auch an und für sich nichts dagegen einwenden, daß Heinrich der Ungenirtheit der Epoche der Bürgerkriege in Bezug der Wilddieberei ein Ende zu machen suchte. In der That waren Hirsche, Rehe, Eber, Rebhühner,

---

[1]) Ebendas. 141 ff.

[2]) L. T. Alfr. Maury, Les forêts de la Gaule et de l'ancienne France (Paris 1867), S. 455 ff.

Schnepfen fast völlig ausgerottet. Aber die Weise, in welcher der König hier verfuhr, und die Strenge der Strafen, die er verhängte, beweisen recht deutlich, daß der bearner Landedelmann dem Könige immer noch im Blute steckte; er hat ihn nie ganz überwinden können und ließ ihn überall hervortreten, wo seine eigene Persönlichkeit, seine innersten Neigungen und Interessen in's Spiel kamen. Die Liebe zur Jagd, welcher ja Heinrich so oft wie möglich oblag, mag nicht wenig zu der in diesen Edikten entwickelten barbarischen Strenge beigetragen haben. „Was die „Kaufleute, Handwerker, Ackerbauer, Landleute und andere solche „Arten von gewöhnlichem Volke anbetrifft", so wurde ihnen die Jagd völlig untersagt, da der König „der Meinung war, sich „dieses Vergnügen vorzubehalten, um sich dessen mit seinen Prinzen „und seinem Adel zu erfreuen". Der Gebrauch der Feuerwaffen auf der Jagd wurde gar bei den Nichtadligen mit dem Tode bestraft; den Hunden derselben wurden, wenn man sie im Walde betraf, die Flechsen der Hinterbeine durchschnitten. Die Strafen, die auf Wilddieberei standen, waren bei dem ersten Male Geldbuße und Waffenkonfiskation, im Rückfalle die Peitsche und Verbannung auf acht Meilen, ja nach Belieben des Richters sechsjährige Galeerengefangenschaft! Ueber den hartnäckigen Wilddieb, der seine Verbannung übertreten und abermals der Jagd obliegen würde, verhängte Heinrich sogar die Todesstrafe. Endlich lud eine Bestimmung von schändlicher Immoralität jeden Landmann ein, den Verräther seines Nachbarn zu spielen, indem sie dem Denunzianten ein Drittel der Geldstrafen und Konfiskationen zusprach.

Das einzig Lobenswerthe an diesen ebenso bornirten wie barbarischen Verordnungen war der Paragraph, welcher die Beurtheilung der Jagdvergehen dem Belieben der Forstbeamten entzog und sie den ordentlichen Gerichten zur Garantie gegen tückische und grausame Willkür übertrug.[1])

[1]) Edikte vom Januar 1600, Juni 1601, August 1603, Juli 1607; Isambert XV. 228. 247. ff. 287. 330 ff.

Es wäre verkehrt, an solche Gesetze den Maßstab heutiger Anschauungen legen zu wollen; die rohen und harten Menschen der damaligen Zeit erforderten grausame Repressionsmaßregeln. Zumal die Wilddieberei führte häufig genug zum Raube und das Feuerrohr, das der verwilderte Bauer oder liederliche Soldat auf Hasen und Rehe anlegte, konnte leicht auch in der Brust des Menschen sein Ziel suchen, wenn großer Vortheil zu hoffen war. Aber kein Zweifel auch, daß Heinrich, von Vorurtheilen befangen, die Jagd in der That für ein spezifisch adliges Vergnügen ansah, dessen genießen zu wollen bei dem „Roturier" das Zeichen höchster Vermessenheit, strafbarer Anmaßung war; und daß er weniger aus moralischen Rücksichten, als zum Schutze seiner Jagdfreuden die Buße für den Wildfrevel so unverhältnißmäßig gesteigert hat. —

Auch die Ausbeutung der Bergwerke war in den unruhigen Zeiten der Lige unterlassen worden. Und doch konnte Frankreich sich großer metallischer Schätze rühmen, die um so wichtiger waren, als in England und Deutschland viele später entdeckte Minen noch nicht bekannt waren. Gold- und Silberminen, in schon früher von den Römern ausgenutzten Werken, waren erst kürzlich in den Pyrenäen und der Grafschaft Foix wieder aufgefunden, reine Goldplättchen in den Wassern der Ariege. Bei Carcassonne gab es Silberminen, in den Cevennen und dem Gevaudan Blei und Zinn, ebenso im Vivarais Blei, in der Auvergne treffliches Eisen, bei Briquebetz und Cotentin in der Normandie Silber.. Indeß am meisten Hoffnung erregten die anscheinend sehr reichhaltigen Silber- und Goldminen, welche man im Jahre 1601 bei dem Dorfe St. Martin in der Nähe von Lyon entdeckte. Als auf des Königs Befehl hier gegraben wurde, fand man große Stücke reinen Goldes. Alles jubelte, Schmeichler erklärten dem Könige, „zu den „übrigen Segnungen seiner Regierung habe Gott Frankreich auch „ein Peru geschenkt." Der König ging lebhaft auf diese glänzenden Hoffnungen ein. Durch Edikt vom Juni 1601 erklärte er alle Gold-, Silber-, Kupfer-, Blei- und Zinnminen für Regal

und richtete eine besondere Zentralverwaltung des neuen Staatseigenthums ein. Die Höflinge, voll Aussicht, sich auf diesen Posten zu bereichern, ließen sich die höchsten Stellen ertheilen. Der Groß-Stallmeister Bellegarde wurde Großmeister, der Lieblingskammerdiener des Königs Beringen — ein Deutscher — Generalkontroleur, und so fort. Privatunternehmer wurden zur Betheiligung an dem wichtigen Werke aufgefordert, indem sie die Ausbeutung der Minen, freilich unter beständiger Beaufsichtigung des Staates, in Pacht erhalten sollten. Der Eifer war so groß, daß die Arbeit an den Bergwerken selbst für die meisten Festtage gestattet wurde.

Indeß diese ausschweifenden Hoffnungen wurden völlig getäuscht; Frankreich sollte sein Peru nur nach Sully's Ausspruch im Fleiße und in der Geschicklichkeit seines Volkes finden. Der französische Arbeiter, an bequemes Leben und gute Bezahlung gewöhnt, zeigte sich für die beschwerliche Minenarbeit untüchtig und forderte zu hohen Tagelohn. Nun ließ man deutsche Arbeiter kommen: jedoch dieselben waren nicht lange in Frankreich, als sie dieselben Lohnsätze, wie die Franzosen, zu beanspruchen begannen.

Der Ertrag war nicht groß genug, um die Kosten zu decken. Hundert Jahre früher, als noch nicht die aus Amerika zuströmenden Massen des Edelmetalls den Preis des Goldes und Silbers gedrückt hatten, würde man vielleicht mit Nutzen gearbeitet haben, während jetzt die Pächter nur Schaden hatten.

Der König gab sich noch nicht für besiegt. Im Mai 1604 erschien ein Staatsrathsbeschluß, welcher die Pächter der Bergwerke zur Beschleunigung ihrer Arbeiten, unter Androhung des Verlustes ihrer Rechte aufforderte. Dieser Beschluß zeichnet sich durch die lobenswerthe Sorgfalt aus, die er für die Interessen der Arbeiter kundgiebt: dieselben sollten vor allen Gläubigern der

[1]) MS. Remarques sur l'estat de la France (Brüssel). — Isambert, XV. 253 ff. — Thou l. CXXIX. p. 988. — Matthieu, II. 96 a ff. — Sully, IV. 169. — Abrégé de Mezeray, VI. 254 f.

Bergwerke voll ausbezahlt werden; außerdem sollte ein Dreißigstel des Nettoergebnisses auf geistliche und zeitliche Hülfeleistung für kranke Arbeiter verwendet werden — eine Bestimmung, die bis jetzt einzig in der Gesetzgebung aller Länder dasteht.[1])

Praktische Folgen hatte sonst dieser Erlaß nur in geringem Maße. Die Gold- und Silberminen mußten fast gänzlich aufgegeben werden. Trotzdem blieb die durch Heinrich veranlaßte Bewegung in der Montan-Industrie nicht ohne gute Einwirkung. Die Blei- und Zinnminen des Gevaudan, die Eisenminen der Auvergne und des Nivernais, die Zinn- und selbst Silberminen der Normandie blieben in steter Ausbeutung. Hütten- und Eisenwerke befanden sich besonders in Burgund. Marmor und Jaspis wurde an einigen Orten des Langued'oc gebrochen, Kreide gleichfalls im Langued'oc und in der Provence, Kalk wurde in vorzüglicher Qualität und Menge in der Dauphine gefunden, die besten Bausteine bei Nevers, Steinkohlen bei St. Etienne.[2]) Leben und Bewegung, wie in allen industriellen und kommerziellen Zweigen, herrschte unter Heinrich's Regierung auch im Bergwerkswesen. Heilquellen wurden vorzüglich benutzt zu Vichy und Chaudes-Aigues in der Auvergne, Moulins und Bourbon im Bourbonnais, Pougues im Nivernais, Bagneres de Bigorres in Gascogne, Aix in der Provence, Bourbon-Lancy in Burgund.[3])

Ein ungeheures Feld der Thätigkeit eröffnete sich dem Könige in Bezug auf die Industrie. War diese doch hauptsächlich dazu berufen und befähigt, sozialen Zuständen ein Ende zu machen, wie sie schlimmer nicht gedacht werden können. Unter den ärmern Volksklassen in Folge der Bürgerkriege Liederlichkeit, Arbeitsscheu, entsetzliches Elend: Bettleraufzüge durch die Straßen, Lebensmittel und Kleidung theuer. Vom 1. Januar bis zum 10. Februar 1596

[1]) Isambert, XV. 290.

[2]) MS. Remarques sur l'estat de la France. — Palma-Cayet, Chr. sept. 208. — Du Chesne Antiquitez, 466 f. 656.

[3]) Du Chesne, pass.

starben allein im Hotel=Dieu in Paris 416 Personen, die meisten in Folge von Mangel und Entblößung. Eine Frau wurde verbrannt, die ihre verhungernden Kinder durch schnellen Tod hatte erlösen wollen. In einem einzigen Viertel von Paris gab es 7769 Arme. Die Armentaxe mußte verdoppelt werden. Andrerseits fröhnten der Adel und die großen Bankiers einem ausschweifenden Luxus in Speisen und zumal in Kleidung, zu welcher die Stoffe unter großen Kosten aus dem Auslande beschafft werden mußten.[1])

Wie sollte man diesen traurigen Uebelständen abhelfen? Sully mit seinem beschränkten und harten Sinne hatte die Antwort schnell bei der Hand: man muß den Luxus verbieten, die Ausfuhr von Gold untersagen, die Armen aus der Stadt auf das Land treiben, wo sie mit mühseliger Arbeit sich kargen Lohn verdienen sollen: denn nur so werden sie zu Soldaten tüchtig. Die Industrie schien ihm nur gut, Müßiggang und unnützen Aufwand zu erzeugen.[2]) Heinrich aber, von Oliver de Serres und Bartholomäus Laffemas, einem tüchtigen Praktiker und Theoretiker in Handelssachen, eines Bessern belehrt, erfaßte diese Dinge von einem viel höhern Gesichtspunkte. Den Sitten der Zeit durch Verordnungen erfolgreich Einhalt zu gebieten, schien ihm mit Recht unthunlich. Er hielt es auch für etwas gar nicht so Schlimmes, daß der, welchem die Mittel zum Genusse des Lebens zugefallen sind, sie wirklich benutze. Er kannte die Anstelligkeit, den guten Geschmack des französischen Arbeiters: deshalb wollte er den Luxus der Großen zur Wiedergewöhnung des Volkes an Thätigkeit und zur Ernährung desselben verwenden. So hoffte er es körperlich und moralisch von seiner tiefen Verkommenheit zu heilen, so ohne Zweifel es auch in politischer Hinsicht ruhiger und friedliebender zu machen, so endlich seine eigenen Einkünfte zu erhöhen. „Eines der hauptsächlichsten

[1]) P. de l'Estoile (ed. Petitot), III. 156 ff. — Thou l. CXXIX. t. III. p. 996 f.

[2]) Sully, V. 64 ff.

Mittel", sagt er selbst in einem Edikte,[1]) „unsere Unterthanen „aus den Verwirrungen und der Zerrüttung des Bürgerkrieges „zu ziehen, ist die Einrichtung von Gewerben und Manufakturen, „sowohl wegen der Hoffnung, die sie geben, dieses Reich zu be„reichern und zu verschönern, sowie, daß wir nicht mehr wie „Bettler und arm an Erfindung zu unsern Nachbarn unsere Zu„flucht nehmen müssen, um weit zu suchen, was wir bei uns be„sitzen; als auch weil dies ein leichtes und angenehmes Heilmittel „ist, unser genanntes Reich von so vielen Lastern zu reinigen, „welche der Müßiggang hervorbringt".

Also moralische und praktische Zwecke zugleich waren es, die Heinrich bei der Begünstigung der Industrie im Auge hatte: Besserung der untern Volksklassen, politische Beruhigung derselben, Erhebung Frankreich's zu dem ihm unter den Nationen gebührenden Range, Bereicherung des Landes. Wie groß das Uebel war, welches er bekämpfen wollte, geht daraus hervor, daß man berechnete, nur für Seidenstoffe gingen jährlich sechs Millionen Livres (= 13 Millionen Thaler), für alle vom Auslande bezogenen Kleidungsstoffe sogar sechs Millionen Ecus (= 39 Millionen Thaler) über die Grenze.[2]) Die andern Einfuhrartikel sind hier eben noch nicht mit einbegriffen. Der französische Export dagegen war damals fast gleich Null.

Der König begann sein schwieriges Werk mit der Belebung der noch im Lande vorhandenen Industrie. Das erste Mittel, welches er hierzu anwandte, war ein höchst rationelles, die Befreiung des Kleingewerbes von den drückendsten Fesseln. Durch Edikt vom April 1597 schaffte er die unendlichen Förmlichkeiten, Kosten und Schwierigkeiten, mit welchen Lokaltyrannei und Brodneid bisher die Erlangung der Meisterschaft erschwert hatten, mit einem Schlage ab. Die einzigen Bedingungen, welche dieses

---

[1]) Aug. 1603: Isambert, XV. 283.

[2]) MS. Jeannin, A la memoire perpetuelle de Henry Quatriesme (Bibl. de Bourg.. Brüssel, vol. 10,739). — P. Cayet, Chron. sept. 64.

merkwürdige Edikt für die Erlangung der Meisterschaft aufstellte, waren: Ablegung eines Eides durch den Kandidaten vor dem Richter oder der Handelskammer (gardes jurés de commerce) des Ortes, sein Gewerbe gewissenhaft ausüben zu wollen; und Erlegung einer einmaligen Gewerbesteuer von zehn Goldthalern oder darunter, je nach der Wichtigkeit und Einträglichkeit des Gewerbes. Nur die Apotheker, Wundärzte und Bader wurden — aus leicht begreiflichen Gründen — einer Prüfung, nicht etwa vor Berufsgenossen und Konkurrenten, sondern vor einer unparteiischen und wissenschaftlichen königlichen Kommission unterzogen.[1]) Indessen es ist völlig irrthümlich, wenn einige Schriftsteller behaupten, es sei hiermit das System völliger Gewerbefreiheit eingeführt worden — vielmehr blieb in allen Gewerben die bestimmte Zahl von Meisterstellen bestehen, die nur durch Erbschaft oder Kauf oder in einigen Fällen durch königliche Verleihung erworben werden konnten. Trotzdem war das Edikt von 1597 eine bedeutende Erleichterung, ein großer Fortschritt.[2]) Derselbe unbefangene Geist zeigt sich seitens des Königs in der Heranziehung tüchtiger fremder Arbeiter, welchen die Naturalisation mit großer Leichtigkeit ertheilt wurde.[3])

Ueberall verfolgte Heinrich den verständigen Weg, nichts von oben herab zu dekretiren, sondern allerwärts nur nach dem Gutachten Sachverständiger zu entscheiden. So setzte er aus Mitgliedern

---

[1]) Isambert, Recueil général des anciennes lois françaises, XV. 135 ff.

[2]) Poirson (III. 306 ff.) preist das Edikt als Eröffnung der Aera völliger Gewerbefreiheit; sehr mit Unrecht. Die Beschränkung in der Zahl der Maitrises wurde beibehalten. Ich verweise zum Belege hierfür auf Isambert XV. 211er, 127, wo die Zahl der Fischverkäufer in Paris noch weiter beschränkt wird; L. M. VII. 320, wo einige neue Stellen von Viehverkäufern in der Normandie errichtet werden; L. M. VII. 331, wo der König bei Gelegenheit der Geburt des Herzogs von Orleans je vier neue Maitrises für alle Gewerbe in allen Städten des Reiches errichten und verkaufen will; endlich auf den Art. 1 des Ediktes vom April 1597 selbst, wo solche Rechte der Krone ausdrücklich reservirt werden.

[3]) MS. Jeannin, A la memoire etc. — Manuscr. frçs. der Nat.-Bibl. zu Paris, vol. 5809 fol. 78a. b.

des Parlamentes, des Rechnungs- und des Steuerhofes sowie des Staatsrathes und einigen Privatpersonen eine „Kommission der Wiederherstellung des Handels“ ein, welche durch Bartholomäus Laffemas dem Könige ausgezeichnete Denkschriften und Vorschläge in Betreff des ihr zugewiesenen Gegenstandes überreichte. Wir sehen, wie in Frankreich überall frischer, lebendiger Kraft der weiteste Spielraum gelassen wird, während in Spanien alles von oben her in ein verknöchertes Beamten- und Formelwesen hineingezwängt wird. Frankreich erntete aus seinem Systeme die besten Früchte. Vom Könige auf das lebhafteste unterstützt und gefördert, entstanden in Paris selbst Tapetenfabriken — von flandrischen Arbeitern bedient — und ebenso in den Vorstädten Saint Marceau, Saint Honoré und Saint Jacques, in welchen beiden letztern hauptsächlich die kostbaren vergoldeten Leder verarbeitet wurden; in Etampes Eisenwerk; Stahlfabriken in der Vorstadt St. Victor in Paris; helle Gazen- sowie Leinewand-Fabriken in Mantes an der Seine; Töpfereien und Fayencemanufakturen in Paris, Nevers und Brisambourg; Glas- und Krystallfabriken nach venezianischem Muster in Paris und Nevers. Kein Mittel scheute der König, um die tüchtigsten Arbeiter aus Italien und den Niederlanden für diese Zwecke herbeizuziehen. Den flandrischen Teppichwebern schenkte er eine Summe von 100,000 Livres (= 216,667 Thaler), und so fand jede nützliche Industrie in ihm einen stets hülfebereiten Förderer. [1])

Vorzüglich aber wandte Heinrich IV. seine Aufmerksamkeit der hochwichtigen Seidenmanufaktur zu, für deren Erzeugnisse jährlich so viele Millionen in das Ausland gingen, und von der er die bestimmteste Hoffnung hegte, sie in Frankreich einbürgern zu können. Der erste Schritt zur Hebung derselben in seinem

[1]) Abr. de Mezeray, VI. 286 f. — P. Matthieu, II. 213a f. — Isambert, XV. 322. — Sully, VII. 171. — B. Laffemas, Recueil de ce qui se passe en l'assemblée du commerce à Paris, 1604; Archives Curieuses, XIV. p. 219 ff.

Reiche war ein im Januar 1599 veröffentlichtes Einfuhrverbot für alle Gold- und Silberbrokate und Seidenstoffe, das aber nur eine erhöhte Thätigkeit des Schmuggels zur Folge hatte. Der König überzeugte sich bald von der Unfruchtbarkeit dieses Mittels und schlug — gegen Sully's Willen — angemessenere Wege ein. Nach sorgfältigen Studien und Untersuchungen mit einem praktischen Geschäftsmann, wie Bartholomäus Laffemas, und einem Oekonomen, wie Oliver de Serres, ließ er im Jahre 1601 durch den letztern in den königlichen Gärten zu Paris und Fontainebleau viele Tausende von Maulbeerbäumen pflanzen und auf denselben Seidenraupen züchten; Leute, in dieser Beschäftigung erfahren, wurden nicht allein aus dem Süden Frankreich's sondern auch aus der Schweiz herbeigezogen. Die Privatindustrie, zuerst in Paris, dann in den Provinzen, ahmte das vom Könige gegebene Beispiel bald nach; unter der Aufsicht Laffemas' als Generalkontroleurs des Handels wurden Maulbeerschößlinge und Eier der Seidenraupen aus den königlichen Anstalten unentgeldlich an zahllose Gemeinden und Privatleute ausgegeben: weite Strecken Frankreich's bedeckten sich mit dieser nützlichen Kultur, die am Ende selbst Sully murrend in sein Gouvernement Poitou einführte. Vorzüglich blühte sie außerdem in den Generalitäten Paris, Orleans, Tours, Lyon. Vom Könige eingesetzte Kommissäre reisten in den Provinzen umher und hatten die erste Anpflanzung der Bäume, die Behandlung der Raupen, die Ernte und Bereitung der Seide zu überwachen. Ebenso ließ er mit großen Kosten aus Mailand einige Italiener, aus dem Oriente dort angesessene Spanier nach Paris kommen, um hier die Kunst der Gold- und Silberweberei zu lehren. Die Goldfädenmanufaktur des Mailänders Turato in Paris ersparte dem Lande jährlich 1,200,000 Ecus (= 7½ Mill. Thaler), die sonst für dieses Fabrikat in's Ausland gegangen waren.

Es dauerte nicht lange, daß Heinrich die Früchte aus diesen mit großer Umsicht und Energie und vielen Kosten betriebenen

Vorbereitungen zu ziehen vermochte. Natürlich konnte diese neue Industrie zunächst nur durch das Monopol begründet werden. Im August 1603 gab er einer Gesellschaft von sechs Kaufleuten auf zwölf Jahre das Monopol der Seidenfabrikation in Paris und Umgegend, der Gold- und Silbermanufaktur in ganz Frankreich. Die Unternehmer und ihre Nachkommen wurden geadelt, ihren Arbeitern — fremden und einheimischen — große Vortheile verheißen. Den Unternehmern schenkte der König 30,000 Livres und lieh ihnen 150,000 ohne Zinsen auf zwölf Jahre. Nach Verlauf dieser Zeit sollten ihre tüchtigen Arbeiter unentgeldlich Meisterbriefe für dieselben Geschäftszweige erhalten. Aber nicht allein dieses pariser Musterinstitut, auch in den Provinzen blühte die Seidenfabrikation nunmehr mächtig auf. Die Stadt Rouen veranlaßte der König, ihren Seidenfabrikanten ein Haus unentgeldlich zur Verfügung zu stellen. In Troyes ward sogar eine Damastfabrik errichtet. Die Einfuhr von Seide in das Königreich hatte fast völlig ein Ende erreicht, wie die zeitgenössischen Schriftsteller einstimmig berichten. Die Fabriken in Rouen, Paris, Lyon, Troyes, Tours u. s. w. reichten für das Bedürfniß des Landes in Seide, Gold- und Silberstoffen völlig aus. Ebenso wurde das Land von Rouen aus mit feinen Tuchen versehen. Nur gröbere Tuche mußten, wie später noch erwähnt werden wird, während Heinrich's Regierung aus England zugeführt werden. Vendome und Issoudun blühten durch ihre Handschuhfabriken, Beauvais durch Töpfereien und Spinnereien, Chatellerault und Moulins durch Messerfabriken, St. Etienne durch Waffenmanufakturen.[1])

In den zwölf Friedensjahren seit 1598 hatte sich die industrielle

[1]) Thou, l. CXXIII. CXXIX. p. 891. 996 f. Isambert, XV. 212. 278 ff. 283 ff. 291 ff. — P. Matthieu, I. 159b f., II. 212a ff. — L. M. V. 206 f., VI. 284, VII. 438. — B. Laffemas, Recueil de ce qui se passe etc., 222 ff. — P. Cayet, chr. sept., 258. 283 f. — B. Laffemas, Le plaisir de la Noblesse (1603); Fournier, Variétés, VII. 303 ff. — Du Chesne, Antiquetez, 259. 409. 488. 568. 624. 656.

Lage Frankreich's völlig umgestaltet. Während bis 1598 dessen Gewerbfleiß darnieder gelegen hatte, so daß das Land in dieser Beziehung gänzlich von den Fremden abhängig war: hatte es gegen Ende von Heinrich's Regierung sich nicht allein von diesen emanzipirt, sondern Frankreich hatte noch Ueberfluß an gewerblichen Erzeugnissen gewonnen, deren Placirung im Auslande eine der lebhaftesten Sorgen des Königs war. Freilich läßt dergleichen sich nicht ausschließlich von oben her schaffen. Aber die industrielle Geschicklichkeit und die natürliche Intelligenz des französischen Volkes würden weit weniger hervorgebracht haben, wenn der König nicht mächtig anregend auf den erschlafften gewerblichen Fleiß der Nation gewirkt hätte, wenn er nicht außerdem von verhältnißmäßig liberalen Gedanken in Bezug auf Handel und industrielle Thätigkeit erfüllt gewesen wäre. Aus einem faulen und verdummten Volke hätte der König bei dem besten Willen nichts machen können; aber mit Männern an der Spitze des Staates, wie Philipp III. und Lerma, hätte auch ein noch so tüchtiges Volk wenigstens zeitweise verkümmern müssen.

Es ist so recht einer von jenen durch einen wahren Instinkt der Popularität eingegebenen Gedanken Heinrich's IV., daß er das untere Stockwerk der von ihm theils erbauten theils beabsichtigten Galerien zwischen Louvre und Tuilerien tüchtigen Gewerbsleuten zur Ausstellung und zum Verkauf ihrer Waaren unentgeldlich überlassen wollte.[1]) „Im Louvre würden“, wie Michelet sich ausdrückt, „König und Volk unter demselben Dache gewohnt haben“.

Die Industrie, von Heinrich IV. ermuthigt, unterstützt, gefördert, würde trotzdem nur ein kurzes, künstliches Leben haben führen können, wenn ihr nicht durch die Schaffung ausgedehnter Absatzgebiete die Möglichkeit gewinnreicher Verwerthung ihrer Produkte gegeben worden wäre. Zu der Zeit aber, wo der vierzig-

---

[1]) Legrain, Décade, p. 863 f. — Fontenay-Mareuil, p. 88 (ed. Petitot)

jährige Kriegszustand durch den Frieden von Vervins beendet wurde, war es mit den Aussichten zu einem vortheilhaften Verkehre in Frankreich nicht besser bestellt, als etwa zu derselben Zeit in Spanien. Die streitenden Armeen auf ihren stets wiederholten Kreuz- und Querzügen durch das Land hatten zu ihrem Schutze die meisten Brücken abgeworfen. Niemand hatte Geld zu ihrem Wiederaufbau oder zur Ausbesserung der Landstraßen gehabt. Diese letztern befanden sich deshalb im traurigsten Zustande. An große Herren — Geistliche und Laien — waren von der Krone Zölle verliehen worden, unter der Bedingung, jene dafür stets in passirbarem Stande zu erhalten. Die Herren hatten zwar fortgefahren, die Zölle zu erheben, aber die ihnen dafür obliegenden Pflichten vernachlässigten sie gänzlich. In Folge dessen waren auch die Flüsse versandet, unbefahrbar geworden. Zwischen ganz naheliegenden Orten konnte aus Mangel brauchbarer Kommunikationen kein Verkehr mehr stattfinden.[1]) Diese Hindernisse standen dem Aufblühen des innern Handels im Wege; noch mehrere und größere Schwierigkeiten aber lähmten die Ausfuhr des Ueberschusses französischer Produktion nach dem Auslande.

Wollte man Heinrich's IV. Grundsatz, „daß jeder aus seinem Besitzthum nach freier Wahl möglichst vielen Nutzen solle ziehen können", in Wirksamkeit versetzen; wollte man verhüten, daß der Ueberfluß der einen Provinz nutzlos zu Grunde gehe, während die benachbarte darbte; wollte man erzielen, daß die ländliche und die Gewerbthätigkeit durch die Hoffnung leichter und reichlicher Verwerthung ihrer Produkte zu gedeihlicher Anstrengung gespornt werde: so mußte man ohne jeden Zweifel zunächst für gute Straßen Sorge tragen. Das Wichtigste unter diesen waren wieder zuerst die Landstraßen mit den Brücken.

Heinrich IV. fand hierbei das rechte Werkzeug in Sully;

---

[1]) Isaac Laffemas, Histoire du commerce de la France (Archives Curieuses XIV.) passim.

im Jahre 1599 wurde dieser mit dem beträchtlichen Gehalte von 10,000 Livres (entsprechend 21,667 Thalern) zum Groß-Wegemeister von Frankreich und besonderen Wegemeister von Paris ernannt.[1]) Sully sah ein, daß man sich hier nicht mit bloßen Aushülfen, gelegentlichen Anlagen oder Wiederherstellungen begnügen könne, sondern daß die Wichtigkeit des Gegenstandes die Entwerfung eines umfassenden und allgemeinen Planes erheische. Einen solchen legte er im Jahre 1601 dem Könige vor, und zwar mit genauer Unterscheidung dessen, was bei diesem Werke vom Staate, was von den Provinzen, Gemeinden und Privaten geleistet werden müsse. In der That hatte er ein Recht, diese Beihülfe zu fordern, indem den Städten gewisse Steuern zu dem ausdrücklichen Behufe, die Wege im Stande zu halten, überwiesen worden waren. So zwang er sowohl die Gemeindewesen als auch die mit Zöllen belehnten Großen, ihren Verpflichtungen in dieser Hinsicht genau nachzukommen. Im Jahre 1606 bezahlte die Normandie allein für ihre Brücken, Wege und Kanäle 100,500 Livres jährlich, jetzt 217,800 Thalern entsprechend. Dennoch versäumte auch die Regierung ihre Pflichten zur Herstellung guter Kommunikationen nicht. Es wäre vielmehr zu wünschen, das das betreffende Kapitel in unsern jetzigen Budgetvorlagen verhältnißmäßig ebenso freigebig bedacht wäre, wie unter der Verwaltung Sully's. Im Jahre 1607 waren bereits für Wege, Chausseen und Brücken, allerdings auch die Wasserbauten, die Summen von 4,855,000 Livres ausgegeben, nach heutigem Maßstabe 10,519,000 Thaler. Dies würde auf das Jahr etwa 600,000 Livres (= 1,300,000 Thaler) ausmachen.[2]) Diese Ausgaben nahmen seit 1604 jährlich zu und erreichten 1609 die Höhe von 1,149,000 Livres (= 2,490,000 Thaler). Da nun die ge-

[1]) Sully, VI. 331. — Isambert. XV. 222 ff.

[2]) Sully, IV, 20. 30. VII., 143 f. 161. — Die Zahlen VIII. 14 ff. weisen nach, daß die Ausgaben für diese Zwecke besonders seit d. J. 1604 zunahmen. Es bestätigt dies die (III. 357) von Poirson angeführte Stelle aus Forbonnais.

sammten Ausgaben des Staates um diese Zeit 21 bis 22 Millionen betrugen, so nahmen die Kommunikationsmittel mehr als den zwanzigsten Theil derselben in Anspruch.

Die Ergebnisse entsprachen diesen Anstrengungen. Frankreich bedeckte sich mit prachtvollen Landstraßen, welche schon damals dasselbe in dieser Beziehung zum Muster für Europa machten, wie dieses Reich es heutzutage noch ist. An beiden Seiten waren die Straßen mit Ulmen bepflanzt, welche dem Wanderer am Tage Schatten und in der Dunkelheit sichere Führung gewährten. Man behauptet, daß das Volk diese Bäume noch heutzutage nach dem Namen des Ministers „Rosnis" nenne. Auch waren die Chausseen zum großen Theile gepflastert.[1]

Mit der Herstellung der Wege hing die Anlage von Brücken naturgemäß zusammen; sie wurde nicht vernachlässigt. Die in den Bürgerkriegen oder durch spätere Ueberschwemmungen zerstörten Brücken über Seine, Marne und Loire wurden wiedergebaut.[2] Mit nicht minderm Eifer und nach wohldurchdachtem Plane ging man an die Errichtung neuer Brücken. Ueber die betreffenden Bauten in Paris werden wir später zu berichten haben. Während man hier am Pont-Neuf arbeitete, erhielt die untere Seine Brücken zu Saint-Cloud, Nantes und Rouen. Es hing dies mit der Absicht des Königs zusammen, der untern Seine überhaupt eine große Bedeutung für den Handel zu geben. Deshalb wollte er das Bett der Seine zwischen Rouen und Havre reinigen und rektifiziren — was er allerdings nicht mehr hat fertig bringen können, deshalb legte er in Rouen einen Hafen an, welcher die Hauptstadt der Normandie zu einem Seehandelsplatze machen

[1]) Laffemas, Hist. du commerce; Arch. Curieuses XIV. 426. — H Martin, Hist. de France (4. Aufl.), XII. 25. — MS. Jeannin, A la memoire de Henry Quatriesme (Bibl. de Bourg., Brüssel, 10,739): „Il fist restablir les pontz que la fureur des guerres auoit desmollies, en bastir de nouveaux, aplanir les chemins, refaire les Antiens pauez, en faire daultres..."

[2]) P. Cayet, Chron. septén. (ed. Michaud) p. 282. — Mercr. frç. I. 210b. — Sully, VII. 449, VIII. 16. 18.

sollte. Die häufigen Brücken über den Unterlauf der Seine mußten natürlich zu der Belebung des Verkehres in diesen Gegenden mächtig beitragen. Im Jahre 1608 waren die Brücken- und Hafenarbeiten in Rouen vollendet. — Indeß auch der Süden des Reiches wurde nicht vernachlässigt. Die Brücke über die Rhone, die nach Avignon führte, und welche in strategischer Beziehung nicht minder wichtig war als in kommerzieller, war halb in Trümmer gesunken, zumal der Papst als Herr von Avignon mit dem Könige wegen der Oberhoheit über dieselbe sich nicht einigen konnte. Sully ließ die Angelegenheit genau untersuchen: selbstverständlich kamen die königlichen Juristen in Toulouse zu der Ueberzeugung, daß die Brücke ausschließlich und zweifellos dem Könige gehöre. Hierauf ward sie, wenn auch ziemlich nothdürftig, wieder hergestellt.[1]

Es giebt bekanntlich keine Staatsausgabe, die sich besser rentirte — zumal wenn wirklich nach Bedürfniß und festem Plane verfahren wird — als die auf Straßenbauten verwandten Summen. Diese Erfahrung konnte man in dem damaligen Frankreich alle Tage machen. Das von der Natur so reich und mannichfaltig bedachte Land sah bald zwischen allen seinen Provinzen einen lebhaften, für alle gleich vortheilhaften Verkehr entstehen. Die Weine, kostbaren Früchte und Wohlgerüche des Südens wurden eingetauscht für das Getreide des Zentrums oder die Industriewaaren des Nordens und Ostens. Das Schlachtvieh und die Fische der westlichen Gegenden — das erstere brauchte damals noch nicht aus Deutschland und Ungarn eingeführt zu werden — ernährten die großen Städte des Reiches, zumal Paris mit seinem schon zu jener Zeit ungeheuern Konsume. Die Kapitalien der Bankiers, die außer in Paris vorzüglich in Lyon ihren Sitz aufgeschlagen hatten, zirkulirten durch das Land und belebten Industrie und Handel.[2] Auch auf diesem Gebiete Gedeihen, Thätigkeit, Aufblühen,

[1] Michelet, XI. 141 f. — Sully, V. 400 ff., VII. 143. 161. 408.
[2] MS. Remarques sur l'estat de la France.

während in Spanien das kommerzielle Leben immer mehr erstarb, und wie im Anbau so in Wandel und Verkehr todte Oede sich über die weiten Fluren Kastilien's lagerte.

Wir müssen hier noch einen Augenblick auf die wahrhaft großartigen Wasserbauten eingehen, welche während der Regierung Heinrich's IV. betrieben wurden. Großes wurde vollbracht, noch bei weitem Größeres geplant und begonnen. Diese Dinge werden stets einen unbestreitbaren Ruhmestitel für jenen ersten Bourbon auf dem französischen Throne ausmachen.

In einer Zeit, wo die Transportmittel zu Lande im ganzen noch so wenig ausgebildet waren, hatten die Wasserstraßen eine bei weitem größere Wichtigkeit, als heutzutage, wo man auch auf andere Weise umfängliche Lasten zu billigen Preisen befördern kann. Der König legte mit Recht auf die Herstellung jener ein so großes Gewicht, daß er nicht nur seinen Groß-Wegemeister sondern auch das von ihm eingesetzte Allgemeine Handelskonseil mit der Berathung und Leitung der betreffenden Arbeiten beauftragte. Es kann hier unsere Aufgabe nicht sein, die Einzelheiten dieser mühsamen und unablässig fortgesetzten Arbeiten zu verfolgen: genug, die Oise und der Therain in Isle de France und Picardie, der Armançon und der Arroux in Burgund, die Aisne und Vesle in der Champagne, die Vienne und der Clain in Poitou wurden in ihrem Bette verbessert und schiffbar gemacht.[1]) Auf ganze Provinzen erstreckten sich die Segnungen dieser Maßregeln; leider hat spätere Nachlässigkeit wieder vieles von dem durch diese Arbeiten Geschaffenen verfallen lassen.

Noch um vieles großartiger waren die Ideen, mit welchen die Regierung sich trug in Betreff einer Verbindung aller großen Flüsse Frankreich's unter einander und damit auch des Atlantischen Ozeans mit dem Mittelmeere. Ja, noch mehr. Man wollte, wie auf der einen Seite die Seine mit der Loire, diese mit der Ga-

[1]) Treffliche Auseinandersetzung bei Poirson. III. 367 ff.

ronne und die Garonne mit dem Mittelmeere, so auf der andern die Loire mit der Saone, die Saone mit der Maas verbinden. Auf diese Weise hätte man eine Frankreich durchschneidende direkte Wasserstraße hergestellt von der Nordsee zum Hafen von Marseille, um so wichtiger für die Schifffahrt, als man damals zur Umseglung Spanien's oft fünf bis sechs Monate gebrauchte. Die Regierung hoffte hiermit, ganz abgesehen von andern Vortheilen, allein an Durchgangszöllen für Waaren, die bis dahin die Straße von Gibraltar hatten durchfahren müssen, zwei Millionen Goldthaler (= 13 Millionen Thaler) jährlich zu gewinnen.[1] Man hätte übrigens mit diesen Kanälen eine vierfache Straße hergestellt: erstens von der Seine durch Loire und Garonne nach dem Löwengolf; zweitens von der Seine durch Loire, Saone und Maas nach der Nordsee; drittens von der Seine durch Loire, Saone und Rhone nach dem Hafen von Marseille; und endlich von der Nordsee durch Maas, Saone und Rhone nach dem Hafen von Marseille. Das waren herrliche Pläne. Leider sind sie nur zum allergeringsten Theile ausgeführt worden.

Der König beschäftigte sich zunächst mit der wichtigsten von diesen Linien, die, von der Seine nach dem Löwengolfe führend, die kürzeste Verbindung des Atlantischen Ozeans mit dem Mittelmeere herstellen, Rouen und Paris, Nantes und Tours, Bordeaux und Toulouse in unmittelbaren Zusammenhang bringen sollte mit Narbonne, Marseille und Toulon. Man begann mit dem, der Hauptstadt zunächst liegenden Theile dieser Linie, der Strecke zwischen der Seine und der Loire. So entstand der Kanal, der bei Montargis den Loing, einen Nebenfluß der Seine, verläßt und bei Briare, etwa sechs Meilen oberhalb Orleans, die Loire erreicht. Der Kanal hat eine Länge von zwölf Lieues, also von mehr als sieben deutschen Meilen. Bei des Königs Tode war er bis auf zwei Lieues vollendet; er war mit nicht weniger als

[1] P. Cayet, Chr. sept. 283. — Sully. V. 207. VIII. 80.

33 Schleusen wegen der großen Ungleichheit des Terrains versehen. Dem Staate hatte er bis dahin ungefähr 1,260,000 Livres (= 2,730,000 Thaler) gekostet; ferner hatten aber noch die betheiligten Seine- und Loireprovinzen beitragen müssen, die Normandie allein jährlich 30,000 Livres (= 65,000 Thaler), also zusammen 210,000 Livres (= 455,000 Thaler).[1] Wir können ohne Uebertreibung die Beiträge der übrigen Provinzen auf zusammen das Vierfache rechnen. Es würde sich demnach aus Provinzialmitteln ein Zuschuß von 1,050,000 Livres, entsprechend 2,275,000 Thalern nach heutigem Geldwerthe, ergeben. Der Seine-Loire-Kanal hätte also unter Heinrich's IV. Regierung etwa 2,300,000 Livres oder nach jetzigen Preisverhältnissen 4,987,000 Thaler erfordert.

Schon ehe Heinrich die Arbeiten an dem Kanal von Briare beginnen ließ, hatte er an die Ausführung der entgegengesetzten Sektion gedacht, welche vom Löwengolfe nach der Garonne geführt werden sollte. Er beauftragte den Kardinal von Joyeuse mit der vorläufigen Untersuchung der Oertlichkeiten, welcher über das Ergebniß seiner Nachforschungen am 2. Oktober 1598 dem Könige Bericht abstattete.[2] Der Kanal sollte bei Toulouse die Garonne verlassen und nach einem Laufe von vierzehn Meilen bei Carcassonne die Aude treffen, welche sich in den Löwengolf ergießt. Dieser Plan ist später wirklich ausgeführt worden — ein Beweis auch für seine technische Vortrefflichkeit. Die Schwierigkeit, welche das Steigen des Terrains auf der Wasserscheide zwischen jenen beiden Flüssen der Füllung des Kanales entgegensetzte, sollte dadurch gehoben worden, daß man die hochgelegenen Gewässer der

[1]) Sully, V. 396, VII. 143 f, VIII. 14 ff. — Legrain, Decade de Henry le Grand (Rouen 1633), p. 859. — Thou l. CXXXII. p. 1056. — MS. Jeannin, A la memoire etc. Wenn er dem Kanale 17 Lieues giebt, so rechnet er wohl den Lauf des Loing mit ein. — Relaz. di Ang. Badoer (Bar. e Berch. II., I.). 83.

[2]) Manuscr. frçs. der Nat.-Bibl. zu Paris, vol. 4019 fol 405a ff.

Kriege in denselben leitete. Die Breite des Kanals wurde auf sechszig, die Tiefe auf sechs Fuß Wasser bestimmt: so sollte er Schiffe von tausend Zentnern zu tragen im Stande sein. Die Gesammtkosten schlug Joyeuse nur auf 600,000 Ecus (etwa 3,900,000 Thaler nach jetzigem Geldwerthe), die Dauer der Arbeitszeit nur auf 21 Monate an. Dieses großartige Werk, welches jetzt, ausgeführt, den Namen Canal du Midi trägt, damals aber als Canal de Langued'oc projektirt wurde, ist zu Heinrich's Lebzeiten nicht mehr begonnen worden.

Für andere Sektionen wurden gleichfalls Vorarbeiten gemacht: so für den Kanal des Charolais, der von dem Arroux, einem Nebenflusse der Loire, nach Chalons-sur-Seine gehen sollte, wie man dies in den Jahren 1783 bis 1793 auch ausgeführt hat; und für den Kanal von Burgund, der von dem Armançon, einem Seitenflusse der Yonne, bei Dijon in die Ouche, einen Seitenfluß der Saone, geleitet werden sollte.[1]) Indeß mannigfache andere Angelegenheiten, besonders aber der frühe Tod des Königs und die bald darauf folgende Verabschiedung des Ministers — des Herzogs von Sully — ließen es nicht einmal zum Beginne der Ausführung kommen. —

Der König begnügte sich nicht damit, seinem Volke Straßen zu Lande und zu Wasser zu schaffen, er sorgte auch dafür, daß jenem auf denselben genügende Transportmittel zu Gebote stünden. Die Reisevorkehrungen waren damals noch auf einem recht ursprünglichen Stande. Männer pflegten ihre Reisen zu Pferde zu machen, Damen sich in Sänften tragen zu lassen. Wer zu jenem nicht kräftig oder zu beidem nicht bemittelt genug war, sah sich auf zwei Arten von Reisegelegenheiten angewiesen: auf die königlichen Posten und die öffentlichen Kutschen. Jene beförderten außer den Regierungsdepeschen auch Privatbriefe, Reisende und endlich Waaren ganz geringen Umfanges; aber sie

[1]) Poirson, III. 419 ff.

waren sehr theuer. Billiger waren die unter der Regierung Karl's IX. entstandenen öffentlichen Kutschen. Unter Heinrich III. hatte ein Privatmann das Monopol erhalten, in denselben Reisende von Paris nach Amiens, Orleans sowie Beauvais und Rouen und von diesen Städten wieder nach Paris zu führen. Indeß diese Einrichtung war sehr mangelhaft: denn wie bis vor kurzem noch der italienische Vetturin, suchte der Kutscher von den Reisenden möglichst hohe Fahrpreise zu erpressen; die Fahrzeit war ganz in sein Belieben gegeben; und endlich die Fahrt war auf verhältnißmäßig wenige und kurze Strecken beschränkt. Der König griff hier mit seinem bekannten Organisationstalente ein; er zeigte sofort, wie ernst er eine Sache nähme, welche dem Oberflächlichen als durchaus unbedeutend erscheinen mochte. Ein Edikt vom April 1594 stellte die öffentlichen Kutschen unter die Aufsicht eines Generalkommissärs, welcher dafür zu sorgen hatte, daß Pferde und Wagen stets in gutem Stande seien, die Kutscher ihr Handwerk wohl verstünden, und daß die Kutschen dreizehn bis vierzehn Meilen am Tage zurücklegten. Zugleich wurde ein Tarif festgestellt: von Paris nach jedem der Endpunkte der drei Linien und wieder zurück kostete 1¼ Ecu (etwas über acht Thaler heutigen Geldes), und so weiter nach Verhältniß; der Waarentransport war sehr theuer, indem jedes Pfund Waare einen Sou kostete, 3¼ Silbergroschen nach jetzigem Werthe, der Zentner also fünf Livres (entsprechend 10 Thalern 25 Silbergroschen)!

Der hohe Preis, die Unbequemlichkeit und vor allem die geringe Ausdehnung dieser Institution waren große Mißstände, welche den König lebhaft berührten. Sobald er einigermaßen Herr der Lage war, ging er deshalb mit umfassender Reform der Transportverhältnisse voran. Ein Edikt vom März 1597 ermunterte Privatleute durch große Vorrechte, an bestimmten Orten der wichtigern Straßen in Entfernung von jedesmal zwölf bis fünfzehn Meilen Relais von Pferden aufzustellen, welche auf je einen Tag für eine bestimmte mäßige Taxe — 30 bis 35 Sous (= 3¼ bis 3⅔ Thlr.),

das Futtergeld mit einbegriffen — dem Reisenden zum Reiten oder Vorspannen geliehen wurden oder auch längs der Flüsse sein Boot zogen. Auch konnte man die Pferde tagweise zum Ziehen oder Tragen von Lasten oder zur Bebauung des Feldes miethen. Diese Pferde waren mit der königlichen Namenschiffre gekennzeichnet; wer sie entwendete, sollte mit dem Tode bestraft werden, und wer sie gegen den Willen des Relaismeisters gebrauchte, verfiel gleichfalls schwerer Strafe. Die Relaispferde durften unter keiner Bedingung gepfändet werden. Ihre Herren waren von den meisten Steuern frei.

Diese Einrichtung der Relais hatte solchen Erfolg, daß sie die Post gänzlich zu Grunde zu richten drohte. Durch neues Edikt vom August 1602 vereinigte deshalb der König die Relais mit der Post, indem er den Postmeistern das ausschließliche Monopol, solche Relais zu unterhalten, ertheilte. In allen als Handelsstädte oder Sitze von Parlamenten und andern höhern Behörden bedeutsamen Orten wurden zur Bequemlichkeit der Reisenden die Relais eingerichtet.[1]) Man darf freilich die Wichtigkeit dieser Anordnungen nicht überschätzen. Der große Kaufmann that immer besser daran, sich selbst Pferde zu halten, zumal da er den Wagen sich unter allen Umständen beschaffen mußte. Der Großhandel hat also aus den Postregulirungen keinen besondern Nutzen gezogen. Um so praktischer waren sie für den kleinen Kaufmann und den Bauer, die nur gelegentlich Sendungen größern Umfangs zu machen hatten und sich so für verhältnißmäßig billigen Preis die Transportmittel verschafften; sowie für denjenigen, der nur selten reiste, und dem dabei Stand und Verhältnisse die Haltung eines Reitpferdes untersagten. Ebenso wie praktischer Nutzen ergab sich auch erhöhte Annehmlichkeit des Lebens für weite Kreise aus dieser vom Könige bewirkten Erleichterung der Transportmittel.

---

[1]) Ueber diese Posteinrichtungen sehe man Isambert, XV. 88 ff. 131 ff. 267 ff.

Bemerkenswerth ist übrigens die große Theuerung der Gasthöfe. Ein Logis in einem Hotel ersten Ranges kostete für einen Tag zwei Livres, also 5½ Franken dem Metallwerthe nach — so viel wie heutzutage, bei sonst dreifach mäßigern Preisen; die tägliche Verköstigung sogar vier Livres, elf Franken. Miethete man sich auf Wochen ein, so mußte man in allem fünf Livres, 13½ Franken, täglich Pension bezahlen. Auch möblirte Zimmer waren, wenigstens in der Hauptstadt, sehr theuer. Ein solches der feinern Art mußte mit sechs Ecus den Monat, 48¾ Franken dem Metallwerthe nach, bezahlt werden.[1]) —

Es ist natürlich, daß alle diese Einrichtungen: Anlegung von Wegen, Erbauung von Brücken, Regulirung von Flußbetten, Führung von Kanälen, Entwickelung des Transportwesens, einen überaus fördernden Einfluß ausübten nicht nur auf den innern Handel der Nation sondern auch auf den äußern, internationalen, vorzüglich soweit er eben auf der Ausfuhr französischer Erzeugnisse beruhte. Denn selbstverständlich mußte das Vorhandensein vielfacher, sicherer und billiger Kommunikations- und Transportmittel es dem französischen Kaufmann ermöglichen, seine Preise im Auslande niedriger zu stellen, als früher, wo er dieser Vortheile noch entbehrt hatte, und so den französischen Waaren einen immer ausgebreitetern Absatz auf den fremden Märkten gewinnen. Es war denn auch in den spätern Jahren von Heinrich's IV. Regierung die Handelsbilanz Frankreich's eine ungemein günstige.

Als Heinrich IV. durch den Frieden von Vervins die Möglichkeit erhielt, sich ernstlich um die Wohlfahrt seines Reiches zu kümmern, fand er den französischen Handel nach dem Ausland ebenso sehr daniederliegend, wie alle andern Erwerbsthätigkeiten. Frankreich entbehrte gänzlich einer Kriegsmarine, welche die europäischen und afrikanischen, mohammedanischen und christlichen

---

[1]) Ch. Read, Journal du voyage de Dan. Chamier (Paris 1858). S. 25. 29. 39.

Seeräuber in Respekt zu halten vermocht hätte. Und da es zu den andern Mächten seit 1589 stets entweder in dem Verhältnisse eines Feindes oder in dem eines Hülfebittenden gestanden hatte, so vermochten auch diplomatische Vorstellungen hier keine Hülfe zu bringen. Die angenehme Gewohnheit, französische Schiffe auszuplündern, wurde also zunächst auch nach Abschluß des Friedens von allen seefahrenden Nationen fortgesetzt. Es ließ sich noch rechtfertigen, daß die Türken und Berbern ebenso wie alle andern christlichen Völker auch die Franzosen zur See belästigten.[1]) Schwerer war es schon zu ertragen, daß auch die Spanier mitten im Frieden nicht nur französische Fahrzeuge kaperten, sondern französische Unterthanen, die des Handels halber nach der pyrenäischen Halbinsel gekommen waren, durch Polizeimaßregeln belästigten oder sogar unter allerlei Vorwänden zu Grunde zu richten suchten.[2]) Aber was sollte man dazu sagen, daß die schlimmsten von allen Feinden der französischen Handelsflotte des Königs beste und älteste Freunde, die Engländer, waren? Und doch verging fast kein Monat, ohne daß Engländer gegen hülflose französische Fahrzeuge Akte barbarischer Piraterei ausübten.[3]) Unter den unzähligen Fällen dieser Art will ich nur einige herausheben, damit man sich einen Begriff von dem Zustande der Seefahrt in damaliger Zeit zu machen im Stande sei. Im Frühling 1600 trafen englische Kosaren zwei französische Fahrzeuge aus St. Malo; nicht nur beraubten sie dieselben, sondern versenkten auch das eine von ihnen mit der gesammten Mannschaft. Zwei Jahre später tödtete eine englische Equipage einen Theil der Mannschaft eines französischen Fahrzeuges vom Havre, mißhandelte die übrigen; dann wurde dasselbe nebst seiner Ladung an die Berbern verkauft, und wenn nicht einige in Fez wohnende Franzosen es verhindert hätten, würde auch der Rest der Mannschaft von ihren christlichen Brüdern

[1]) L. M. 197. 757, VII. 441 ff.
[2]) Das. V. 223. 416. 434.
[3]) Das. V. 16. 77. 197. 200. 202. 737. 738. 749 etc.

an die Ungläubigen als Sklaven verkauft worden sein: so begnügte man sich, dieselben irgendwo nackt und bloß auszusetzen.[1]) Und während die englischen Privaten das Faustrecht gegen die wehrlosen Franzosen in Anwendung brachten, maßte ihre Regierung sich die Befugniß an, die französischen Fahrzeuge durch die englischen visitiren zu lassen, ob sie nicht etwa den Spaniern oder Belgiern Kriegskontrebande zuführten.[2]) Die maritime Schwäche Frankreich's ermuthigte selbst die Beamten eines Großherzogs von Toskana und eines Herzogs von Savoyen, sich die empörendsten Uebergriffe und Bedrückungen gegen die französischen Kaufleute, die in ihr Bereich kamen, zu gestatten.[3])

Solchen Zuständen mußte vor allem ein Ende gemacht werden, wenn dem französischen Export die Aussicht auf gedeihliche Entfaltung nicht gänzlich genommen werden sollte; und zwar mußte der König zunächst bestrebt sein, hier eine Besserung ohne Hülfe einer Marine herbeizuführen, für die er einstweilen noch keine Mittel besaß.

Mit den Engländern hielt es schwer, zu besserm Einverständniß zu gelangen. Die Königin war über Frankreich ungehalten, weil Heinrich in der Rückzahlung des ihm früher von ihr vorgeschossenen Geldes saumselig war; und Geldfragen machten bekanntlich Elisabeth's empfindlichsten Punkt aus. Ihre Minister waren wenig geneigt, den englischen Unterthanen diese einträgliche Quelle der Bereicherung zu entziehen. Die Admiralitätsgerichte entschieden fast stets zu Ungunsten der Franzosen. Vereinbarungen über ein Verbot alles Seeraubes von beiden Seiten — wie die von den Jahren 1599 und 1600[4]) — hatten nur wenig Erfolg. Einige Monate später war man schon wieder im heftigsten Streite,

[1]) Das. V. 231. 686. 757.

[2]) Das. V. 752.

[3]) Das. V. 744, VI. 126.

[4]) Camden, Rerum Anglicarum Annales regnante Elizabetha (Leyden 1625), II. 766 f. — Isambert, XV. 224 ff.

welcher den französischen Gesandten in London bis zu persönlichen Injurien gegen die Königin fortriß.[1]) Als gar keine Genugthuung für die französischen Ansprüche abzusehen war, drohte endlich der König mit Repressalien. Er kündigte an, daß er auf dem Punkte stehe, seinerseits Korsaren gegen die englischen Schiffe auszurüsten und Kaperbriefe gegen sie auszustellen.[2]) Indeß auch dieses heroische Mittel verfing nicht, da Frankreich nur wenige solcher Schiffe aufzustellen vermochte. Heinrich versuchte nochmals mildere Wege. Vergebens: auch die lebhaften Verhandlungen, die im Jahre 1602 zwischen zwei französischen Gesandten und dem englischen Ministerium über die Handelsstreitigkeiten betrieben wurden, führten zu keinem Ergebnisse.[3]) Nur erst als der hartnäckigen Elisabeth der nachgiebigere Jakob gefolgt war, erreichte Heinrich's IV. Beharrlichkeit ihr Ziel. Im Februar 1606 wurde zwischen England und Frankreich ein Vertrag abgeschlossen, welcher die Freiheit des Handels zwischen beiden Nationen, vorbehaltlich der gesetzmäßigen Eingangsabgaben, stipulirte und durch eine Reihe zweckmäßiger Bestimmungen sicherte. Die Kaperei ward einstweilen gänzlich verboten.[4])

Ehe noch der französische Handel von seinem schlimmsten Feinde, den englischen Piraten, erlöst war, hatte Heinrich auch mit dem Sultan Achmed unter dem 20. Mai 1604 eine Vereinbarung getroffen, welche den Franzosen im Oriente weitgehende Privilegien verlieh. Sie sollten in Zivil- und Kriminalfällen durch ihre eigenen Konsuln gerichtet werden. Jeder gegen sie begangene Seeraub sollte mit dem Tode bestraft werden. Andere christliche Nationen durften nur unter französischer Flagge im türkischen Reiche Handel treiben und standen unter der Jurisdiktion der

---

[1]) Neville an Winwood, 29. Jan. 1601; Winw. Mem. I. 291.

[2]) Dep. Winwood's, v. 3. Juni 1601; Winw. Mem. I. 333 — Instr. an Boissise und Beaumont, v. 6. März 1602; L. M. V. 752.

[3]) Winw. Mem. I. 389 ff.

[4]) Dumont, Corp. diplom., V., II., 61 ff. — Isambert, XV. 294 ff.

französischen Konsuln. Alle französischen Gefangenen in den Barbareskenstaaten sollten sofort, mit Restitution aller ihrer Habe, in Freiheit gesetzt werden.[1]) — Der im Jahre 1604 mit Spanien abgeschlossene Handelstraktat ist schon öfter erwähnt. Der Herzog von Savoyen wurde im Juli 1603 gezwungen, seinen Zoll bis Villafranca, der bis auf 20 Seemeilen in das Meer hinaus ausgeübt worden war, aufzugeben.[2])

So hatte Heinrich seinen Unterthanen sichern und ungehinderten Verkehr nach allen Ländern Europa's erschlossen. Freilich kamen noch einzelne Fälle von Seeraub gegen sie vor; aber es waren dieselben doch nur gering an Zahl, und der König sorgte jedesmal dafür, daß den Gekränkten ihr Recht werde.[3]) Mit unermüdlicher Aufmerksamkeit verfolgte er unter sonstigen noch so ernsthaften Händeln die kommerziellen Interessen seiner Unterthanen. Jede Unbill wehrte er von ihnen ab: auch den französischen Reformirten verschaffte er die bisher ihnen verweigerte Erlaubniß, in Spanien zu verkehren. Er verfügte die Einsetzung von Konsuln in allen dem französischen Handel wichtigen Orten, selbst in den Hauptstädten der Berberei. Uebrigens pflegte er, seiner verständigen Weise getreu, keine den Handel betreffende Angelegenheit zu entscheiden, ohne die bei derselben Betheiligten und Interessirten zu Rathe zu ziehen.[4]) Beiläufig mag noch erwähnt werden, daß kein französisches Schiff ohne einen von dem Admiral von Damville ausgestellten Paß auslaufen durfte, und daß der König auch seinerseits für das vertragsmäßige Verhalten seiner Unterthanen zur See Sorge trug.[5])

Mit großem Eifer warfen die französischen Kaufleute und Rheder sich in die ihnen so erschlossene Bahn. Die hauptsäch-

[1]) Dumont a. a. O. p. 39 ff.
[2]) Picot, Etats Généraux, IV. 136.
[3]) Eine Reihe von Briefen über diesen Gegenstand, L. M. VII. 440 ff.
[4]) L. M. 197. 241. 417.
[5]) Das. V. 16. 200, VII. 922.

lichsten Mittelpunkte des Exportverkehrs waren: Amiens in der Picardie, das zumeist mit den spanischen Niederlanden Handel trieb; in der Normandie und Bretagne, die hauptsächlich mit England, daneben auch noch Spanien und dem Oriente[1]) handelten, Rouen, Havre, Dieppe und Caen, Brest, St. Malo, Vitré, Sables d'Olonne, Nantes; in Saintonge La Rochelle, von wo Kaufleute bis nach Rußland gingen;[2]) in Guyenne und Langued'oc, die besonders mit Spanien verkehrten, Bordeaux, Bayonne, Saint Jean de Luz; in der Provence und dem Lyonnais, deren Handelsrichtung nach Italien und dem Oriente ging, Marseille und Lyon. In diesen Städten sammelten sich die Produkte der eigenen und der benachbarten Provinzen an, um in das Ausland verführt zu werden. Nach England gingen hauptsächlich die grobe Leinewand der Bretagne zur Segelverfertigung, das grobe dunkle Salz von Poitou, die Weine der Guyenne. Aus letzterer Provinz wurden Salz und gesalzene Fische nach Spanien geführt. Die feinen Linnen von Laval, die Luxuspapiere von Angoulême und von Clermont in der Auvergne, die Waffen, Werkzeuge und Maschinen von Lyon, die feinen Leinen von Beauvais, die Stahlwaaren von Moulins waren in ganz Europa beliebt. Einer der gesuchtesten französischen Ausfuhrartikel war der Safran der Provence und Langued'ocs. Die Beauce sandte ihr Getreide nach Spanien, das von der französischen Kornzufuhr völlig abhing. Große Mengen von Schlachtvieh wurden von Frankreich nach Italien, besonders nach Venedig, gebracht.[3]) Das Land begann, die günstigen Folgen dieses lebhaften Verkehres zu empfinden. „Der „König", sagt ein Zeitgenosse, „zog das Geld der Fremden herbei

---

[1]) L. M. V. 223. 749. 754, VII. 451.

[2]) Das. VII. 449.

[3]) MS. Remarques sur l'estat de la France, fol. 57b ff. — Lettres et Ambassades de Fresnes-Canaye (Paris 1605), I. passim. — Relaz. di Angelo Badoer (Bar. e Berch. II., I.) 84. — Du Chesne, Antiquitez, 409 f. 624. — Causes de l'extresme cherté, nebst Note 2, bei Fournier, Variétés historiques et littéraires, VII. 153.

„durch den Verkauf der Dinge, welche die Fruchtbarkeit Frankreich's „in größerer Fülle hervorbringt, als es sie für seine Bedürfnisse „nöthig hat. Und mit diesem Gelde stärkte er sich gegen die „Fremden selbst. Denn man sah in Frankreich nur Pistolen, Doppel- „und Halbdukaten aus Spanien; Gulden und Alberts der Nieder- „lande; Jacobus, Engel und Nobel aus England; Zechinen aus Polen; „Dukaten aus Deutschland: mit welchen sich die Koffer des Königs „füllten, und die Börsen der Privatleute waren reich damit versehen."[1])

Der Haupt-Exporthafen war übrigens Marseille. Venezianische Gesandte, die ihn kurz nach dem Tode des Königs sahen, schildern ihn als Venedig weit überlegen, ja als „das Emporium ganz Europa's". In seiner weiten und sichern Rhede lagen meist über 300 große Fahrzeuge. Mit siebzig Schiffen handelten die Marseiller selbst nach dem Oriente allein, die nach Italien und Spanien bestimmten Schiffe uneingerechnet. Sie führten Korallen, Tuche, Seidenzeuge und Wolle dorthin aus und brachten hauptsächlich Gewürze, Spezereien, Baumwolle, Rohseide von dort zurück. Acht Millionen Goldthaler (nach jetzigem Geldwerthe 52 Mill. Thaler) sollen dort jährlich verdient worden sein.[2])

Das Land begann, großen Geschmack an dem internationalen Handel zu finden. Während in Spanien die Cortes nach Ein- und Ausfuhrverboten um die Wette riefen, weil sie fühlten, daß die Spanier weder in der Fremde noch daheim die Konkurrenz der Ausländer mehr zu ertragen vermöchten: war man in Frankreich über die kurze Untersagung des Verkehres mit Spanien im Jahre 1604 sehr ungehalten und übertrat sie trotz der strengen darauf gesetzten Strafen.[3]) Man war in Frankreich damals so aufgeklärt, auch die Einfuhr fremder Produkte keineswegs für ein nationales Unglück zu halten — ein Standpunkt, zu dem sich bekanntlich manche Staatsmänner jetzt noch nicht zu erheben vermögen. Im Jahre 1599

[1]) Legrain, Decade, 854.

[2]) Relaz. di Andr. Gussoni e di Ag. Nani, 494 ff.

[3]) Sully, V. 337. — Estoile, III. 426.

lichsten Mittelpunkte des Exportverkehrs waren: Amiens in der Picardie, das zumeist mit den spanischen Niederlanden Handel trieb; in der Normandie und Bretagne, die hauptsächlich mit England, daneben auch noch Spanien und dem Oriente[1]) handelten, Rouen, Havre, Dieppe und Caen, Brest, St. Malo, Vitré, Sables d'Olonne, Nantes; in Saintonge La Rochelle, von wo Kaufleute bis nach Rußland gingen;[2]) in Guyenne und Langued'oc, die besonders mit Spanien verkehrten, Bordeaux, Bayonne, Saint Jean de Luz; in der Provence und dem Lyonnais, deren Handelsrichtung nach Italien und dem Oriente ging, Marseille und Lyon. In diesen Städten sammelten sich die Produkte der eigenen und der benachbarten Provinzen an, um in das Ausland verführt zu werden. Nach England gingen hauptsächlich die grobe Leinewand der Bretagne zur Segelverfertigung, das grobe dunkle Salz von Poitou, die Weine der Guyenne. Aus letzterer Provinz wurden Salz und gesalzene Fische nach Spanien geführt. Die feinen Linnen von Laval, die Luxuspapiere von Angoulême und von Clermont in der Auvergne, die Waffen, Werkzeuge und Maschinen von Lyon, die feinen Leinen von Beauvais, die Stahlwaaren von Moulins waren in ganz Europa beliebt. Einer der gesuchtesten französischen Ausfuhrartikel war der Safran der Provence und Langued'ocs. Die Beauce sandte ihr Getreide nach Spanien, das von der französischen Kornzufuhr völlig abhing. Große Mengen von Schlachtvieh wurden von Frankreich nach Italien, besonders nach Venedig, gebracht.[3]) Das Land begann, die günstigen Folgen dieses lebhaften Verkehres zu empfinden. „Der „König", sagt ein Zeitgenosse, „zog das Geld der Fremden herbei

[1]) L. M. V. 223. 749. 754, VII. 451.

[2]) Das. VII. 449.

[3]) MS. Remarques sur l'estat de la France, fol. 57b ff. — Lettres et Ambassades de Fresnes-Canaye (Paris 1605), I. passim. — Relaz. di Angelo Badoer (Bar. e Berch. II., I.) 84. — Du Chesne, Antiquitez, 409 f. 624. — Causes de l'extreme cherté, nebst Note 2, bei Fournier, Variétés historiques et littéraires, VII. 153.

nicht nur in Förderung des Exportes aus dem eigenen Lande, sondern auch in Bezug auf die Einfuhr aus der Fremde.

Zuerst ist zu bemerken, daß überhaupt der Import ausländischer Waaren in Frankreich, im Anfange dieses Zeitraums sehr beträchtlich, nach der durch den König selbst bewirkten Hebung der heimischen Industrie naturgemäß bedeutend abnahm; nun genügte das Land im großen und ganzen sich selbst. Es waren hauptsächlich dreierlei Arten von Waaren, die gegen Ende von Heinrich's Regierung noch eingeführt wurden. Einmal die nordischen: Felle, thierische Fette, Schiffsbauholz, Metalle und dergleichen. An diesem Handel waren die deutschen Hansestädte sehr stark betheiligt, weshalb auch im Herbste 1604 eine Gesandtschaft derselben in Frankreich erschien, um Bestätigung und Erweiterung ihrer Handelsprivilegien zu bewirken.[1]) Zweitens mittlere und und gröbere Tuche aus England. Hier entspann sich nun bald nach dem Frieden von Vervins ein langdauernder Zwist, welcher das gegenseitige Verhältniß England's und Frankreich's nicht wenig verbitterte. Die französische Regierung behauptete nämlich, daß die englischen Tuche, die hauptsächlich in der Bretagne und Gascogne und in La Rochelle eingeführt wurden, nicht in vorschriftsmäßiger Weise gearbeitet seien und ohne Beobachtung der Formalitäten und Zollgesetze importirt würden. Sie ließ deshalb im April 1600 alle in Frankreich befindlichen englischen Tuche mit Beschlag belegen und verbot künftighin die Einfuhr aller fremden gefärbten Wollenstoffe. Alle Bemühungen der englischen Regierung, eine Rücknahme dieser Anordnungen durchzusetzen, blieben fruchtlos, bis der schon erwähnte Vertrag mit König Jakob vom Februar 1606 den frühern Zustand ungehinderter Einfuhr wieder herstellte.[2]) —

---

[1]) MS. Dep. Ayala's v. 4. Nov. 1604 (Wien). — Causes de l'extresme cherté, 186.

[2]) Lettr. Miss. V. 752, VI. 392. 419. — Zahlreiche Aktenstücke im Bd. I. der Winw. Mem.

verbot der König auf das Andringen mehrerer Fabrikanten in Tours — dieses Mal gegen die Ansicht Sully's — die Einfuhr fremder Manufakturen. Aber die Klagen, die aus dem Lande selbst gegen diese Maßnahmen erschollen, wurden so laut, daß Heinrich schon nach einem halben Jahre sein Edikt zurücknahm.[1])

Freilich ganz vermochte selbst die damalige französische Regierung es nicht, sich den thörichten Vorurtheilen der Zeit zu entziehen und von dem alles erfüllenden Geiste der Handelsbeschränkung frei zu machen. So hielt sie an der schon seit Franz I. bestehenden Einrichtung fest, daß alle vom Norden und Osten nach Frankreich eingeführten Waaren nach Lyon gebracht und hier verzollt werden mußten. Die Folge davon war, daß der Transithandel zwischen dem Nordwesten und dem Süden Europa's den sonst nächsten Weg durch Frankreich sorgfältig vermied. Ebenso mußten alle zum Export bestimmten Gegenstände aus den Provinzen Languedoc, Provence und Dauphine nach Lyon in das Entrepot gebracht werden, um hier eine ganz widersinnige Ausfuhrsteuer zu bezahlen. Auch von den innern Duanen konnte man sich keineswegs völlig trennen.[2]) Ferner theilte besonders Sully die verkehrte Ansicht jener Epoche, daß man durch Gestattung der Goldausfuhr die Verarmung des Landes herbeiführe; auf sein Betreiben verbot ein Dekret vom 13 Oktober 1601 die Ausfuhr aller Edelmetalle in geprägtem und ungeprägtem Zustande. Mit ingrimmiger Freude theilte der habgierige Minister die Gelder, die seine Späher bei dem Versuche des Exportes an der Grenze abgefaßt hatten, mit dem Könige.[3])

Abgesehen von diesen, bei den allgemein verbreiteten ökonomischen Ansichten jener Zeit leicht verzeihlichen Fehlern, war die Handelspolitik Heinrich's IV. eine gesunde, kräftige und heilsame,

---

[1]) Sully, III. 304.

[2]) P. Matthieu, I. 167a ff. — H. Martin, XII. 36 f.

[3]) Manuscr. frçs. der Nat.-Bibl. zu Paris, vol. 5809 fol. 8b. — Sully, IV. 59 ff. — P. Matthieu, II. 65a. b.

dem Tode bedroht; alle Schenkungen und Uebertragungen ihrer Güter, durch welche die Gläubiger beeinträchtigt würden, für nichtig erklärt; diejenigen, welche solche Schenkungen und Uebertragungen in betrügerischer Absicht angenommen, gleichfalls der Todesstrafe unterworfen; bei gleicher Buße jede Unterstützung und Aufnahme der Schuldigen verboten; endlich den Gläubigern bei Verlust ihrer Ansprüche und noch weiterer Strafe jedes Uebereinkommen mit solchen Bankerotteuren untersagt. Es sind das gewiß sehr strenge Bestimmungen, indeß die Größe des Uebels hatte solche erfordert. Wie bedeutend ihre Wirkungen waren, zeigte sich bald, nachdem sie gegen einen gewissen Pingray zum ersten Male angewendet worden. Viele, die ihr Gewissen nicht rein fühlten, verschwanden schleunigst in das Ausland mit Rücklassung fast aller ihrer Besitzthümer.[1])

Es war ferner eine im Geiste der Zeit vernünftige Anordnung, welche durch Regelung des Zinsfußes das Volk vor den Wucherern zu schützen suchte. Der Zinsfuß wurde auf das Maximum des 16. Pfennigs, d. h. also 6¼ Prozent, festgesetzt.[2])

Viel weniger gut berathen, als bei diesen Maßnahmen, waren Sully und der König bei ihren Münzanordnungen. Sie wollten verhüten — und diese Absicht war an sich recht lobenswerth — daß das Königreich mit schlechten ausländischen Münzen überschwemmt wurde, für welche häufig die vollwichtigen französischen in die Fremde wanderten. Indeß bei der Lebhaftigkeit des internationalen Handels und bei der geringen Menge des französischen Geldes im Verhältniß zu dem fremden und besonders zum spanischen war dies unmöglich. Da Sully sah, daß sein Münzausfuhrverbot nichts nutzte, so traf er (1602) die thörichte Bestimmung, daß die Livre anstatt zwanzig Sous in Zukunft

[1]) Sully. IV. 169, VIII. 104. — Merc. frçs. I. 245a ff. — Isambert. XV. 302 f.

[2]) Isambert, XV. 263. — P. Matthieu, II. 67a. — Legrain, Decade de Henry le Grand, 811. 833 ff.

21⅓ Sous gelten sollte, d. h. er erhöhte willkürlich den Werth des Goldes und Silbers um 6⅔ Prozent! Alle Welt murrte gegen dieses Edikt, dessen schädliche Folgen für den Verkehr und zugleich dessen Ohnmacht gegen den Mißstand, welchen es bekämpfen sollte, jedermann leicht erkannte. Das Parlament trotzte einer zweimaligen Aufforderung, das Edikt zu registriren: endlich mußte es Sully's Eigensinne, dem bestimmten Befehle des Königs weichen; hoffte dieser doch bedeutend durch jenes Gesetz zu gewinnen! Vernünftiger war die Bestimmung, nicht mehr nach Goldthalern zu drei Livres zu rechnen: denn in der That lehrt die Erfahrung, daß, wenn die Landesmünze eine zu hohe Werth-einheit repräsentirt, auch die Preise zu steigen pflegen. Für die damaligen Verhältnisse, wo im allgemeinen das Geld noch dreimal billiger war, als jetzt, war aber ohne Zweifel der Goldthaler (gleich 8 Francs 13 Centimes oder 2 Thalern 5 Sgr. dem Metallwerthe nach) eine zu hohe Einheit.

Ohne sich durch die üble Aufnahme dieser Anordnungen schrecken zu lassen, bereitete Sully im Juli 1609 ein neues Münzedikt vor, das in der That der Gipfel der Ungerechtigkeit war. Alle fremden Münzen sollten verboten, alles Gold und Silber im Königreiche eingeschätzt, die bisher zirkulirenden fremden und einheimischen Münzen eingezogen, aber nur nach ihrem wirklichen, nicht nach ihrem Nominalwerthe und dann noch unter Abziehung der Münzgerechtsame bezahlt werden: hierauf sollte eine neue allein gültige französische Münze ausgegeben werden. Auf diese Weise hätte jeder ein Zwanzigstel bis ein Zehntel von seinem Baarvermögen verloren; und besonders die Hälfte der französischen Kaufleute und Bankiers hätten Bankerott machen müssen, zumal auch der Handel für lange aus Mangel an Münze stillgestanden hätte; denn es gab in Frankreich an spanischem Gelde allein mehr als an französischem.[1]) Glücklicherweise gab der König vor

[1]) So versichert wenigstens Cardenas in seiner Dep. v. 5. April 1610 (Arch. v. Sim. K. 1462.)

dem allseitigen Widerspruche der höchsten Gerichts- und Finanzhöfe und vor dem lauten Murren des gesammten Volkes das Edikt auf.[1])

Anordnungen, welche die Interessen der Privatleute so ernstlich schädigten, hatten die nie ausbleibende Reaktion des Ungehorsams gegen die Gesetze und der Falschmünzerei zur Folge. Es ist schon erwähnt, daß der Schmuggel des französischen Geldes über die Grenze das Edikt von 1601 unnütz machte. Die Falschmünzerei aber wurde so stark betrieben, daß eine besondere Chambre des Monnaies nur zur Aufspürung und Bestrafung der Münzdelikte eingesetzt wurde. In den Motiven des Gesetzes heißt es, die königlichen Münzbeamten selbst hätten das Gewerbe der Falschmünzerei betrieben.[2]) Uebrigens unterdrückte der König auch energisch die Versuche, für das Ausland bestimmte falsche Münzen in seinem Reiche zu fabriziren. Jede Art der Falschmünzerei wurde mit dem Tode bestraft. Um den Umlauf leichter fremder Münze in seinem Reiche verhindern zu können, wurde das Recht des Geldwechselns auf wenige erblich hiermit belehnte Leute beschränkt, die strenger Kontrole seitens der Münzkammer unterworfen waren.[3])

Mit dem scharfen Blicke für das Nützliche und Angemessene,

---

[1]) Isambert, XV. 270 ff. — Sully, IV. 168 f. (Sully irrt, wenn er behauptet, es seien alle fremden Münzen durch das Edikt von 1601 außer den spanischen verboten worden; man sehe die zahlreichen erlaubten fremden Münzsorten in § 2 des authentischen Ediktes; Isamb. 273). — Dep. Winwood's v. 15. Sept. 1602; Winw. Mem. I. 434. — P. Cayet, Chr. sept 208. — P. Matthieu, II. 179a. — Merc. frçs. I. 257a ff. — Thou, l. CXXIX., t. III. p. 988 (ed. Francof.). — L'Estoile, III. 348 f., IV. 290 ff. 308 ff. 316 ff. — Dep. Marino Cavalli's v. 9. Sept. 1602 (Bar. e Berch. II., I. 43) sehr verständig über das erste Edikt: più facilmente e con minor alterazione si avrebbe rimediato colla sola regolazione delle monete forestiere che di peggior qualità s'introducano in Francia per esportarvi le buone.

[2]) Manuscr. frçs. der Nat.-Bibl. zu Paris, vol. 5809 fol. 69b f. — MS. Remarques sur l'estat de la France.

[3]) L. M. VII. 464. — Isambert, XV. 323 ff. — P. de l'Estoile, IV. 174.

der ihm die mangelnden Kenntnisse ersetzen mußte, erkannte Heinrich, einen wie großen Nutzen, zumal unter den Verhältnissen der damaligen Zeit, Kolonien dem Handel seines Landes bringen mußten. Sein Verdienst ist um so größer, als er hierbei auf den entschiedenen Widerspruch seines Ministers, Sully, stieß, der überall, wo es sich nicht um das Alterprobte und dabei augenblicklich Praktische handelte, völlig unzulänglich wurde, dem jedes Verständniß für alles weiter Entlegene, für jede kühne Neuerung abging; und namentlich in Bezug auf Kanada meinte er, man würde niemals großen Nutzen aus Gegenden ziehen, die über den vierzigsten Breitegrad hinaus lägen.[1])

Ganz Westeuropa war damals in Bewegung, um in die von den Portugiesen und Spaniern eröffnete Bahn der Entdeckungen und fernen Eroberungen mit einzutreten. In Holland, in England entstanden privilegirte west- und ostindische Handelsgesellschaften. Die Engländer suchten die nördliche Durchfahrt nach Asien an den amerikanischen, die Holländer die nach Amerika an den asiatischen Küsten. Am 13. März 1607 wurde die erste englische Niederlassung in Nordamerika, Jamestown in Virginien, gegründet.[2]) Die Holländer zogen es inzwischen vor, den Spaniern ihre ostindischen Besitzungen zu entreißen. Da wollten auch die Franzosen ihren Antheil an den Eroberungen in den neuentdeckten Gegenden haben; kühner Trieb nach der Ferne und dem Unbekannten, Gewinnsucht, Nationalgeist hatten daran gleichermaßen Antheil.

Der König, wie gesagt, ging mit vollem Eifer auf diese Bewegung ein, die er auf alle Erdtheile zu leiten suchte. Im Juni 1604 begründete er eine Gesellschaft für den ostindischen Handel. Sie erhielt auf fünfzehn Jahre das Monopol des Verkehrs mit Ostindien; aber mit der Weite und Freiheit der

---

[1]) Sully, V. 69 f

[2]) Neumann, Geschichte der Vereinigten Staaten, I. (Berlin 1863), 10.

Ansichten, durch welche Heinrich IV. sich überhaupt in allen kommerziellen Fragen auszeichnete, beschränkte er das Monopol nicht auf die Gründer der Gesellschaft, sondern setzte vielmehr fest, daß dieselbe jeden als Mitglied aufzunehmen habe, der mindestens 3000 Livres (nach jetzigem Maßstabe 6500 Thaler) ihr zubringe. Durch einen Holländer, Peter Lintgens, ließ er — zur großen Unzufriedenheit der Generalstaaten, welchen die Rivalin keineswegs lieb war — in den Vereinigten Provinzen erfahrene Matrosen und Arbeiter für die Gesellschaft anwerben. Schließlich brachte er die Holländer sogar dahin, daß sie, um seine Gunst nicht zu verlieren, seiner ostindischen Kompagnie acht wohlbewaffnete Schiffe stellten.[1]) Indeß, all' seine Mühe war vergeblich; die französischen Kaufleute wollten ihre Kapitalien nicht auf so weite Entfernungen wagen: die Gesellschaft ging ein, ohne auch nur eine Fahrt nach Ostindien veranstaltet zu haben.

Heinrich ließ sich von diesem Mißerfolge keineswegs entmuthigen. Im Jahre 1608 gestattete er einem Herrn De l'Hospital, Eroberungen am Kap der Guten Hoffnung zu machen. Alle Landstrecken, die er dort einnehmen würde, sollten ihm gehören; nur die Souveränität über dieselben behielt der König sich vor. Indeß bald stellte sich heraus, daß der Franzose allein seinen Zweck zu erreichen nicht im Stande sei. Bei der zahlreichen Flotte, welche im Sommer 1609 wirklich nach dem Kap abging, spielten die Franzosen nur die zweite, die Holländer die erste Rolle.[2])

Merkwürdig ist ferner Heinrich's Plan — der noch von keinem Schriftsteller erwähnt worden ist — die durch vortreffliche Lage und gesunde Luft gleich ausgezeichneten, damals aber ganz unbewohnten Hyerischen Inseln vor der Bai von Toulon zu kolonisiren. Ein Flamänder, Comans, hatte ihm den ersten Gedanken

---

[1]) L. M. VI. 430. — MS. Dep. Zuñiga's v. 14. März 1605. — MS. Remonstranz Aerssen's, 23. Febr. 1605; Bibl. Nat. in Paris, vol. 15,955.

[2]) Manuscr. frçs. der Nat.-Bibl. zu Paris, vol. 4020 fol. 390b. — MS. Dep. Cardenas' v. 5. Aug. 1609 (Arch. v. Sim. K. 1461 B).

hierzu gegeben. Der König wollte (1608) die Inseln mit Holländern und der Reformation ergebenen Flamändern bevölkern und eine Menge Docks zur Erbauung von Schiffen dort errichten. Dieser Plan gefiel ihm so sehr, daß keine Einsprache des päpstlichen Nuntius ihn von demselben zurückbringen konnte — jener fürchtete nämlich, es werde die Ketzerei sich von den nahen Hyeren aus nach Italien verbreiten.[1]) Nur der frühe Tod des Königs scheint ein Unternehmen verhindert zu haben, welches der französischen Handels- und Kriegsmarine sowie der Machtstellung Frankreich's im Mittelmeere gleich vortheilhaft gewesen sein würde.

Bei weitem fruchtbarer waren die Kolonisationsversuche der Franzosen in Kanada. Die Verdienste derselben um die Kenntniß des nördlichen Amerika sind überhaupt beträchtlich. Im Jahre 1504 hatten sie Neufundland entdeckt, wo sie zuerst den Stockfischfang betrieben. Unter Franz I. fanden sie Cap Breton, wo im Jahre 1542 Cartier eine Niederlassung gründete; während Alphonse Labrador besuchte. Außer auf Cap Breton erbauten die Franzosen im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts Forts und Ortschaften auf der Orleans-Insel im St. Lorenz, in Florida, in Karolina (das nach Karl IX. seinen Namen erhielt), selbst in Brasilien; aber alle diese Gründungen waren, von der Heimath nicht unterstützt, bald wieder untergegangen. Doch war der Wunsch, Kolonien in Amerika zu gründen, welche den Reichthum der Nation erhöhen und zugleich zur Ausbreitung der katholischen Religion dienen würden, in vielen ausgezeichneten Köpfen zurückgeblieben. Freilich gab man sich über die Ergiebigkeit jener nördlichsten Gegenden des West-Kontinents und über die Zahl ihrer Einwohner wohl übertriebenen Hoffnungen hin.

Kaum begann Frankreich sich einigermaßen von den Wunden, welche der Bürgerkrieg ihm geschlagen, zu erholen, als man die

---

[1]) MS. Instruktion an Irraraga, vom 2. März 1608 (Arch. v. Sim. K. 1452). — MS. Dep. Irraraga's v. 20. März 1608 (das. K. 1461).

Kolonisationsideen in Bezug auf das von noch keinem christlichen Volke bewohnte Kanada wieder aufnahm. Die erste Expedition, welche im Jahre 1598 unter Leitung des Marquis de la Roche in See stach, scheiterte in Folge der Unwissenheit und Thorheit ihres Führers. Zwei neue Unternehmungen (1600 und 1601) unter dem gewissenlosen Chauvin hatten keinen bessern Ausgang. Inzwischen waren die Spanier auf diese Versuche aufmerksam geworden. Da Kanada westlich von der berühmten Linie Alexander's VI. lag, so hielten sie dasselbe natürlich für ihr rechtmäßiges Eigenthum. Sie protestirten deshalb bei Heinrich IV. ganz ernstlich gegen jede französische Festsetzung daselbst. Aber der König war nicht geneigt, ein Privileg als verbindlich für Frankreich anzuerkennen, welches damals bereits von Engländern und Holländern verlacht wurde. Er erwiderte, „es sei den Franzosen unbenommen, „in unbewohnten Gegenden Eroberungen zu suchen“.[1])

Ununterbrochen gingen die Reisen nach Kanada vor sich. Nach einer Entdeckungsfahrt von Du Pont und Champlain im Jahre 1603 wurde Gua de Monts zum Generallieutenant und Vize-Admiral von Neu-Frankreich, das heißt aller Länder vom 40. bis zum 52. Grade nördlicher Breite, von (dem jetzigen Staate) New-York bis zur Nordspitze von Neufundland, ernannt. Nach sorgfältigen Vorbereitungen, mit den umfassendsten Vollmachten ausgerüstet, stach De Monts am 7. April 1604 im Havre in die See. Er führte besonders viele verheirathete Paare mit sich, damit die Kolonie sich um so schneller bevölkere.[2]) An der Küste der Fundy-Bai, auf der Halbinsel Akadien (Neu-Schottland), ward eine Niederlassung gegründet, welche den Namen Port-Royal erhielt. Aber einerseits die große Sterblichkeit unter den Kolonisten,

---

[1]) MS. Consulta des spanischen Staatsraths v. 4. August 1601; Archiv v. Sim. (Paris) K. 1426. — Näher auf den interessanten Gegenstand der französischen Kolonisation in Kanada einzugehen, muß ich mir versagen. Ich hebe nur einige, bis heute noch nicht oder weniger berührte Punkte hervor.

[2]) MS. Dep. Zuñiga's v. 14. Februar 1604; das. K. 1606. — MS. Consulta des span. Staatsr. v. 1. April 1604; das. K. 1426.

andrerseits der Neid der französischen Kaufmannschaft gegen die privilegirte nordamerikanische Handelsgesellschaft zwangen De Monts, im Jahre 1607 die kaum gegründete Kolonie wieder aufzugeben.

Indeß der König nahm sich der Kompagnie kräftig an. Er erneuerte ihr durch den Staatsrath für erloschen erklärtes Monopol des Pelzhandels und sorgte mit großer Energie dafür, daß keine andere Nation Schiffe nach Kanada sende.[1]) So ermuthigt, schickte die Kompagnie abermals im März 1608 drei Fahrzeuge mit Kolonisten aus. Dieses Mal ward der Beharrlichkeit ihr Lohn; das Unternehmen glückte, weil der rechte Mann an seiner Spitze stand. Während Champdoré die kleine Kolonie Port-Royal wieder bevölkerte, legte nämlich Champlain — der durch seine Reisebeschreibungen und Karten von Kanada sowie durch seinen Eifer und seine Einsicht der verdienteste unter allen den ersten Kolonisten Kanada's ist — den Grund zu Quebec. Die Lage der Stadt, die zugleich Binnenhandelsplatz und doch den größten Seeschiffen zugänglich ist, ihre fruchtbare Umgebung, ihr gemäßigtes und mildes Klima lockten bald neue Ansiedler herbei und ließen sie binnen kurzem über alles Erwarten hinaus aufblühen.

So wurde unter Heinrich IV. und mit dessen lebhafter Beihülfe die französische Kolonisation Amerika's begonnen, die ein und ein halbes Jahrhundert hindurch die glänzendsten Fortschritte machte, und die selbst zu einer gewissen Zeit die angelsächsischen Gründungen daselbst zu erdrücken drohte. Wäre dies gelungen, so würden Franzosen und Spanier sich in Amerika die Hand gereicht haben, dieser Erdtheil würde, sicherlich zu seinem Nachtheile, gänzlich der lateinischen Rasse und Weise anheimgefallen sein. Zu derselben Zeit, als Friedrich der Große mit Preußen's auch Deutschland's Zukunft rettete, ward dies vereitelt. Den ersten französischen Kolonisten aber kann man seine Sympathie nicht versagen; sie waren treffliche Repräsentanten eines frischen, tüch-

[1]) L. M. VII. 466.

tigen, aufstrebenden Volkes. Von den Spaniern unterschieden sie sich sehr vortheilhaft durch den Umstand, daß nicht Abenteurer, sondern durchgehends nur tüchtige und ehrenhafte Leute unter sie zugelassen wurden; von Spaniern und Engländern durch ihre Milde gegen die Eingeborenen, die sie nicht zu vernichten sondern zu französiren bestrebt waren. Jeder bekehrte Eingeborene wurde in allen Stücken als Franzose behandelt, genoß alle Rechte eines französischen Bürgers![1]) —

Wenn Heinrich IV. mit aller Mühe bestrebt war, die innern Kräfte seines Reiches zu entwickeln, dessen Wohlstand zu erhöhen, auch — wie später gezeigt werden wird — Kenntniß und Geschmack in demselben zu verbreiten: so versäumte er doch darüber nicht, die Wehrhaftigkeit desselben zu stärken. Seine feste Absicht, die Obmacht des Hauses Oesterreich in Europa zu stürzen, mußte ihm vielmehr die gedeihliche Entfaltung des Heerwesens als das wichtigste Ziel seiner Regierungsthätigkeit erscheinen lassen. Die Grundlagen, auf welchen unter diesem Könige das französische Militärwesen beruhte, sind schon bezeichnet worden: möglichst niedriger Präsenzstand mit möglichster Fähigkeit der sofortigen Verstärkung und Mobilisirung; und Zurückdrängen des feudalen Charakters der Heere, wie er bisher hauptsächlich in der Kavallerie vorherrschend gewesen war.[2])

Freilich die geringe Stärke, auf welche Heinrich nach den Friedensschlüssen in Vervins und Lyon sein Heer gebracht hatte,

---

[1]) Charlevoix, Histoire et Description générale de la Nouvelle France, I. (Paris 1744, 12°.), livre III. p. 166 ff. — Dussieux, Le Canada sous la Domination française (2. Aufl. Paris 1762. 12°.), p. 24 ff. — Poirson, III. 514 ff. — Thou l. CXXXII. p. 1053 ff. — P. Cayet, Chr. septen., 263 ff. — Merc. frçs. I. 226b ff. — Legrain, Decade, 832 f. — U. v. a.

[2]) Theil I. S. 46 f. — Ich erwähne hier sogleich, daß meine Darstellung des französischen Heerwesens unter Heinrich IV. viel nüchterner und bescheidener ausfallen wird, als die Poirson's; und zwar weil dieser alle Prahlereien Sully's in den Oec. roy. als baare Münze nimmt, die sich doch den unzweifelhaft echten Quellen gegenüber durchaus nicht aufrecht erhalten lassen.

ließ sich bei den zahlreichen innern und äußern Verwickelungen nicht beibehalten. Zu den vier Regimentern französischer National-Infanterie, die hauptsächlich zur Besetzung von Paris und der Grenzstädte verwandt worden waren,[1]) kamen bei Gelegenheit der Biron'schen Verschwörung dauernd noch zwei neue Regimenter. Aber das war auch die ganze Verstärkung, welche die Armee erfuhr. An Kavallerie betrug der Stand nur vier Kompagnien leichter Reiter — die übrigens zum Schutze auch Brustpanzer und Sturmhauben, sonst Degen und Pistolen trugen —[2]) und eine wechselnde Anzahl von Gensd'armes-Kompagnien, wohl nie mehr als sieben. Außerdem blieben während Heinrich's gesammter Regierung die beiden französischen Infanterie-Regimenter und beiden Reiter-Kompagnien in Holland bestehen. Ferner wurden bis kurze Zeit vor seinem Tode zwei Schweizer-Regimenter besoldet. Rechnet man dazu die wenigen Hunderte von den am Hofe Dienst thuenden Schweizern und Gardes-du-Corps,[3]) so hat man die gesammte Kriegsmacht — nicht über 20,000 Mann — welche Heinrich in gewöhnlichen Zeiten unterhielt.

Nur durch diese geringe Zahl stehender Truppen wurde es dem Könige ermöglicht, seinen Finanzen so aufzuhelfen, wie er es gethan hat. Während Spanien seine letzten pekuniären Kräfte in großen stehenden Armeen verzehrte, hielt Heinrich es für vortheilhafter, einerseits das Geld, andrerseits die Waffen und Vorräthe anzuhäufen, um sich stets binnen kurzem ein bedeutendes Heer beschaffen zu können. Und hier stand ihm Sully's bewunderungswürdiges Verwaltungstalent zur Seite, das in der That die Militär-Administration auf das trefflichste einrichtete.

Vor allem kam es darauf an, in den Arsenalen ein beträcht-

[1]) P. Matthieu, I. 74 b. — Es wären die Regimenter Piemont, Champagne, Navarra und Picardie, die sogenannten alten Regimenter; Giguet, Hist. militaire de la France, (Paris 1849), I. 207.

[2]) Relaz. di Ang. Badoer, 89.

[3]) MS. Estat general des Finances (Brüssel).

liches Material für dringende Fälle aufzuhäufen. Im Jahre 1604 besaß Frankreich im Zeughause von Paris allein hundert Feldgeschütze, Waffen für 15,000 Mann zu Fuß und 3000 Mann zu Pferde, zwei Millionen Pfund Pulver, hunderttausend Kanonenkugeln. Im Jahre 1607 waren seit zehn Jahren 12 Millionen Livres (= 26 Millionen Thaler) auf Armeematerial verwandt worden. In den nächsten Jahren wurde dann der Ankauf von Geschützen und Waffen in geringerm Maße fortgesetzt.[1]) Frankreich war ohne Zweifel das am besten gerüstete Land von Europa.

Kein Wunder, daß es unter solchen Umständen dem Könige möglich war, binnen kurzem große Armeen aufzustellen. Gegen Bouillon hatte er in einigen Wochen 24,000 Mann zusammengebracht. Die Heere, die Ende Mai 1610 in Deutschland, Italien und Spanien agiren sollten, waren auf etwa 70,000 Mann berechnet, die zum größten Theile auch bereits beisammen waren.[2]) Mit den Besatzungstruppen würde man etwa 80,000 Mann unter den Waffen gehabt haben.

Eine aktive Feldarmee von 70,000 Mann vermochte damals keine andere Macht der Christenheit aufzustellen; Heinrich hatte Frankreich, ohne es allzu sehr anzustrengen, zum ersten Militairstaate Europa's gemacht. Betrachten wir nun die Organisation der einzelnen Waffen, da Heinrich auch hier wichtige Neuerungen traf.

Die Infanterie machte er zum Hauptbestandtheile des Heeres; sie verhielt sich unter ihm zur Kavallerie gewöhnlich wie fünf oder sechs zu eins.[3]) Die Kompagnie Infanterie betrug auf dem Kriegs-

---

[1]) Sully, V. 213, VII. 160. — 1609 für Artillerie: 288,000 Livres. — 1611: achapt d'artillerie 170,000 L. (MS. Estat general etc.)

[2]) Nach der MS. Korrespondenz des spanischen Botschafters in Paris Don Iñigo de Cardenas mit seinem Hofe; ferner: La Force, Memoires, I. 215 ff.; Mercure frçs., I. 297a; Siri, Mem. recond. II.

[3]) S. 318. — MS. Consulta des spanischen Staatsraths vom 13. Februar, 28. März 1610; Archiv v. Sim. K. 1427. — MS. Dep. Cardena's vom 7. Mai 1610; das. K. 1462.

fuße regelmäßig 200 Mann, während die Zahl der Kompagnien im Regimente unbestimmt, die Bataillonseintheilung ganz unbekannt war.[1]) Besonders wichtig aber war es, daß Heinrich das fremde Element, das zur Zeit Franz I. und der Bürgerkriege in der Infanterie vorgewogen hatte, so viel wie möglich zurückdrängte. Neben der Lehnsreiterei waren es deutsche Landsknechte gewesen, die bei Marignano gesiegt, schweizer Söldner, welche die Hugenotten bei Dreux und Montcontour geschlagen hatten. Heinrich dagegen beschloß, sich auf eine nationale Infanterie zu stützen. Er pflegte zu sagen, es gebe in Frankreich 300,000 Leute, alles Veteranen, die auf ihre eigenen Kosten im Bürgerkriege den militärischen Dienst gelernt hätten.[2]) Diese wollte er benutzen. Deutsche hat er gar nicht mehr angewendet, und die Schweizer traten immer mehr in den Hintergrund. Bei der Belagerung Sedan's gab es unter 24,000 Mann noch 6000 Schweizer, bei der großen Aushebung im Jahre 1610 unter 80,000 nur 8000.[3]) Heinrich also ist als der eigentliche Schöpfer der nationalen Infanterie Frankreich's zu betrachten. Am Ende seines Lebens hatte er wenigstens für die Friedenszeit die Rolle der Schweizer in der Armee auf die einer Luxus- und Haustruppe reduzirt. Unter seiner Garde waren 300 Schweizer und 200 wallonische Landsknechte, aber mehr zum Prunke und zur Bewahrung des alten Gebrauches, als um eines reellen Zweckes willen.[4]) Freilich mußte auf die Heranbildung der französischen Infanterie viele Mühe verwendet werden. Kecken Muth besaß zwar der französische Soldat, aber an Ausdauer und Disziplin fehlte es ihm gänzlich; die mußten ihm nun erst beigebracht werden. Als der beste Infanterist galt der bewegliche, anstellige und ausdauernde Gaskogner.[5])

[1]) S. 249. — Sully, VIII. 361. MS. Dep. Cardenas' v. 27. Jan. 1610.
[2]) Relaz. di Andr. Gussoni e di Ag. Nani, 457.
[3]) MS. Dep. Ayala's vom 14. Februar 1606 (Wien). — MS. Dep. Cardenas' v. 7. Mai 1610.
[4]) Relaz. di Andr. Gussoni e di Ag. Nani, 457.
[5]) Relaz. di Ang. Badoer, 89.

Die Reiterei hatte in den Bürgerkriegen zum größten Theile aus freiwillig dienenden Edelleuten bestanden. Nichts war bewunderungswürdiger als deren kühner, jeder Gefahr trotzender Muth; aber nicht weniger auffallend war ihr völliger Mangel an Disziplin; und was das Schlimmste war, sie glaubten sich berechtigt, jeden Augenblick, wann es ihnen beliebte, die Fahne zu verlassen und nach dem heimischen Schlosse zurückzukehren. Eine solche Truppe konnte Heinrich nicht gebrauchen, welcher aus seiner Armee ein gefügiges Werkzeug für die Machtpläne des französischen Königthumes nach innen und außen zu machen gedachte. Von 1598 bis 1610 hat er deshalb seinen Adel nie zum Dienste aufgerufen. Im Jahre 1610 freilich, bei der wichtigen bevorstehenden Entscheidung, wollte er sich mit seinen getreuen Edelleuten umgeben: aber unter den 10,000 Reitern, die zusammen bei dieser Gelegenheit aufgestellt werden sollten, beabsichtigte er nur 1000 Edelleute zur Leibwacht unter der „weißen Standarte" zu vereinigen.[1]) — Auch die Kompagnie Kavallerie zählte auf dem Kriegsfuße 200 Mann.

Nicht minder folgenreich für die Zukunft der Armee war die ausgezeichnete Entwickelung, welche Sully der französischen Artillerie als deren Großmeister gab. Die Verwaltung war vorzüglich organisirt, der Ankauf des Rohmaterials zu Geschützen, Kugeln und Pulver geschah stets aus erster Hand und wurde genau kontrolirt.[2]) Sämmtliche Geschütze waren gleichmäßig aus Bronze gearbeitet.[3]) Ein starkes stehendes Offizierkorps der Artillerie ward errichtet. Es ward zusammen mit 75,000 Livres besoldet;[4]) nehmen wir an, daß jeder Offizier durchschnittlich 500 Livres erhielt (c. 1100 Thlr. nach heutigem Geldwerthe), so ergiebt sich ein Corps von 150 Offizieren, die sicher im Stande waren, zweihundert Geschütze zu dirigiren. Der Armee von 36,000 Mann, welche im Mai 1610

---

[1]) Sully, IX. 66.
[2]) Sully, III 322, VII. 136.
[3]) MS. Dep. Ayala's v. 21. Okt. 1600 (Wien).
[4]) MS. Estat general des Finances (Brüssel).

bei Chalons gebildet wurde, gab man 40 Kanonen und noch einige Couleuvrinen und dergleichen bei. Die gesammte französische Feldarmee von 70,000 Mann hätte dem entsprechend alles in allem ungefähr hundert Feldgeschütze gehabt — eine für die damalige Zeit, welche mit sechs bis höchstens zwanzig Kanonen ihre Schlachten auszufechten pflegte, ganz unerhörte Leistung! Aus dem pariser Arsenal allein hatte man auf einmal 32 Geschütze mit allem Zubehör ziehen können.[1]) Sully selbst war ein umsichtiger und thatkräftiger Artilleriegeneral, wie er durch seine damals wundergleichen Leistungen bei den Belagerungen des savoyischen Krieges bewiesen hatte.

Man hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht,[2]) daß Heinrich IV. auch das französische Geniewesen geschaffen hat. Bisher hatte man nur Fremde, zumal Italiener, zur Leitung der Befestigungs- und Belagerungsarbeiten gehabt. Indeß der König, welcher die Unzuverlässigkeit dieser Leute, die sich stets dem Meistbietenden verkauften, wohl kannte, bildete sich unter Sully's Beihülfe tüchtige Ingenieure, wie Saint-Luc, Chastillon und Errard, heran, die schon im spanischen Kriege (1595—1598) ihre Meisterschaft bewährten.

Nicht mindere Sorgfalt schenkte der König dem Verpflegungswesen, das in den übrigen Armeen des damaligen Europa auf ziemlich niedriger Stufe stand. Aber Heinrich wußte, daß Fleisch und Brod für den Soldaten und Heu für dessen Pferd nicht minder wichtig seien, als Pulver und Eisen. In dem Feldzuge von 1597 liegt ihm nichts dringender am Herzen, als seine Magazine und die Verpflegung für Mann und Roß.[3]) Bereits im März 1610 war die Verpflegung für die Armee in der Champagne, die sich erst im Mai bilden sollte, geordnet, die Kontrakte

[1]) MS. Korrespondenz Cardenas' mit seinem Hofe, Januar bis Mai 1610. — Vgl. Merc. frçs. I. 297.
[2]) Poirson, III. 641 ff.
[3]) L. M. IV. 699 ff.

abgeschlossen: täglich sollten 50,000 Brode zu zehn Deniers (= 2 Sgr. 9 Pf. heutigen Geldwerthes), vierzig Last Hafer zu 65 Livres (= 141 Thaler) und 4000 Zentner Heu zu 28 Sous (= 3 Thlr. 1 Sgr.) geliefert werden.[1]) Sully gedachte für jeden Feldzug 1,800,000 Livres (= 3,900,000 Thaler) für Geräthe, Brod, Wein, Heu und Hafer auszugeben.[2]) Von Fleisch ist bei diesen Berechnungen merkwürdiger Weise keine Rede; es scheint fast, als ob die Armeen, zum Kampfe in Deutschland und Italien bestimmt, sich jenes durch Requisition zu verschaffen gedachten.

Indeß nicht nur äußerlich wurde durch Heinrich IV. die französische Armee gänzlich neu organisirt, auch für ihre innere Tüchtigkeit traf er die geeignetsten Maßregeln.

Jedem Regimente wurden bestimmte Aushebungsbezirke angewiesen, um so eine provinzielle Einheit und Selbständigkeit für jeden Theil des Heeres herzustellen. Die Rekruten wurden tüchtig eingeübt, bei dringenden Gelegenheiten vorzüglich im schnellen und richtig gezielten Schießen. Die gute Laune, die Disziplin und die Selbstachtung der Soldaten wurden durch ausreichende und regelmäßige Löhnung erhöht. Bei der Infanterie erhielt der Gemeine acht Sous (= 26 Sgr.), der Unteroffizier (sergent) zehn Sous (= 1 Thlr. 2½ Sgr.) täglich, wenn sie außer Verpflegung waren; ihre Kleidung mußten sie unter allen Umständen sich beschaffen. Der Reiter mußte, da er für sein Pferd zu sorgen hatte, ungefähr das Doppelte bekommen. In gewöhnlichen Zeiten rechnete man für eine Garnison, sämmtliche Ober- und Unteroffiziere mit einbegriffen, auf den Kopf monatlich 18 Livres oder täglich zwölf Sous (= 1 Thlr. 9 Sgr.) Ausgaben. Jedenfalls war die Löhnung für den gemeinen Mann bedeutender als jetzt. Die Aushebung geschah durch einen, von einem Kriegszahlmeister begleiteten Kriegskommissar.[3]) War man ganz besonders beeilt, so

---

[1]) MS. Pecquius an Praetz 30. März 1610 (Wien).

[2]) Oec. roy. IX. 67.

[3]) Sully, VIII 346 361. — Pecquius schreibt unter'm 26. April 1610

erhielten freilich die Hauptleute Geld, um selbst ihre Kompagnien so schnell wie möglich zu kompletiren.[1])

Urlaub wurde den höhern Offizieren oft auf längere Zeit ertheilt, doch mußten sie bereit sein, sich auf den ersten Befehl des Königs sofort wieder zu ihrem Truppentheile zu begeben. Im Allgemeinen war jeder Unterthan verpflichtet, die ihm zuertheilte Einquartierung bei sich aufzunehmen; doch wurden gewisse Klassen der Bevölkerung — besonders die Beamten — von dieser Last befreit.[2])

Es war eine Maßregel, die nicht weniger von der Klugheit, als von der Menschlichkeit diktirt war, daß der König für diejenigen Offiziere und Soldaten Sorge trug, die im Dienst des Vaterlandes ihre Gesundheit oder ihre Glieder eingebüßt hatten. Er wußte, daß nichts mehr, als guter Unterhalt und Hoffnung auf sorgenfreie Zukunft, den Muth des Soldaten erhöhe. So bestimmte er im Juli 1604 das „Königliche Haus der christlichen Barmherzigkeit", ein weites Gebäude in der Vorstadt Saint-Marceau, zur Aufnahme der Invaliden. Ein zweites Edikt vom 7. Juli 1606 vervollständigte diese Maßregel im liberalsten Sinne. Es wurden der genannten Anstalt reiche Einkünfte „zum Leben, zur Ernährung und zum Unterhalte der armen verwundeten, alten und schwachen Edelleute, Hauptleute und Soldaten" angewiesen; eine besondere Kommission, „Kammer der christlichen Barmherzigkeit", aus den höchsten Adligen und Beamten unter Vorsitz des Connetable zusammengesetzt, hatte die souveräne Verfügung über diese Gelder und den Schutz über die Interessen der Invaliden.[3])

Allein nicht nur das körperliche, auch das geistige Wohl seiner

an Praetz (Wien, H. H. und St.-A., C. 19?): „Alles ist voll von Kriegsvorbereitungen, man hört die beständigen Salven der neuen Soldaten, welche einexercirt werden."

[1]) MS. Dep. Ayala's v. 17. Febr. 1606 (Wien, C. 189).

[2]) L. M. VII. 903. — Manuscr. frçs. der National-Bibl. zu Paris, vol. 5809 fol. 209b.

[3]) Isambert, XV. 291. 301. — Merc. frçs. I. 79b. — MS. Evenements memorables (Manuscr. frçs., National-Bibl. zu Paris, vol. 2947) fol. 101a ff. — Legrain, Decade, 851 ff.

Armee lag dem Könige am Herzen. Er wollte nicht nur ein tapferes, sondern zugleich ein wohl unterrichtetes Offizierkorps haben. Bemerken wir beiläufig, daß wir, wenn auch die meisten Offizierstellen von Adligen eingenommen waren, doch selbst höhern Offizieren mit bürgerlichem Namen begegnen. Wir haben schon von der Art Universität gesprochen, welche der König den Jesuiten in La Fleche gründete und die er mit einem königlichen Schlosse und 33,000 Livres jährlich (entsprechend 71,500 Thalern) ausstattete: er that dies nur unter der Bedingung, daß hier eine Anzahl junger Edelleute körperliche und wissenschaftliche Ausbildung zum bürgerlichen oder militärischen Berufe empfingen. Vielleicht war es zu diesem Zwecke, daß er im Jahre 1606 diesem „Kolleg" die beträchtliche Summe von 300,000 L. (650,000 Thlr.) schenkte. Ebenso mußte besonders der Armee die Akademie zu Gute kommen, die er für die Söhne von adligen und guten bürgerlichen Familien an seinem eigenen Hofe errichtete.[1])

Das Offizierkorps war in Bezug auf Subaltern- und Stabsoffiziere ähnlich wie das spanische zusammengesetzt; die Stufenleiter war Fähnrich (enseigne, cornette), Lieutenant, Hauptmann, Oberst (mestre de camp). Dagegen war die Organisation des Generalats etwas verschieden. Ueber den Obersten standen die Marechaux de Camp, die weder mit den eigentlichen Marschällen noch mit unsern Feldmarschällen zu verwechseln sind.[2]) Dann hatte jede Waffe ihren eigenen Oberbefehlshaber. Der Herzog von Epernon war General-Oberst der französischen, der Herzog von Rohan General-Oberst der schweizer Infanterie, der Graf von Auvergne General-Oberst der leichten Kavallerie, Sully, wie erwähnt, Großmeister und General-Kapitän der Artillerie. Die ge-

[1]) Sully, VII. 137. — P. Cayet, Chr. sept. 276. — Legrain Decade, 877. — Spezielle „Etablissements d'instruction publique pour l'armée", wie Poirson sie in seiner etwas übertriebenen Weise nennt, kann ich in diesen Ritterakademien nicht sehen.

[2]) Manuscr. frçs. der Nat.-Bibl. zu Paris, vol. 5809 fol. 81 a.

sammte Armee stand endlich unter dem Kollegium der Marschälle, an dessen Spitze sich der Connetable — der Herzog von Montmorency — befand. Nur die höchsten Befehlshaber hatten das Recht, sich tüchtige und durchbildete Offiziere als Adjutanten (aides de camp) beizugesellen. Der Connetable hatte ein Gehalt von 83,000 Livres (entsprechend etwa 179,800 Thalern), die Marschälle von 10 bis 36,000 Livres (21,660 — 78,000 Thaler). In Folge ihrer gleichsam kriegsministeriellen Stellung übten die Marschälle durch ihre Profossen (prevosts) Gerichtsbarkeit über Deserteure und weiter über Liederliche und Vagabunden überhaupt aus.[1])

So hat auf dem Gebiete der Armee, wie auf allen übrigen, Heinrich IV. die Elemente zu der später alles überragenden Größe Frankreich's geschaffen. Soldaten, deren natürlicher Muth durch sorgfältige Uebung und gute Verpflegung gehoben wurde, wohl unterrichtete Offiziere, ein tüchtiges Ingenieurkorps, eine starke und vorzüglich bediente Artillerie, treffliches Material: das waren in der That alle Elemente zu einer Armee ersten Ranges. Nur der Tod hinderte den König, sein Werk noch weiter auszubilden und zu vollenden, er mußte das seinen Nachfolgern überlassen. Aber diese konnten weiterbauen auf den überall von ihm hergestellten Grundlagen.

Ebenso erhöhte der König die Sicherheit seines Reiches durch Verstärkung und Vermehrung von dessen festen Plätzen. In den zehn Jahren von 1598 bis 1607 hatte er auf diese Arbeiten eine Summe von 5,785,000 Livres, damals an Werth gleich heutigen 12,538,000 Thaler, verwendet. In den nächsten Jahren wurde eine entsprechende Summe von je 570,000 Livres für diesen Zweck bestimmt, während man im ersten Budget der Regentschaft nur 450,000 L. dafür auswarf. So wurden unter Heinrichs IV. Regierung von Staatswegen ungefähr 7½ Millionen Livres oder

---

[1]) MS. Remarques sur l'estat de la France, fol. 24b. — MS. Estat de toutes les pensions (Brüssel, Bibl. de Bourg. 10,742). — Fontenay-Mareuil (ed. Petitot, I., L.), 36.

nach heutigem Geldwerthe über 16 Millionen Thaler für Befestigungen ausgegeben. Dazu aber kamen noch die Summen, welche Provinzen und einzelne Städte auf ihre eigenen Vertheidigungswerke verwandten.[1]) Es waren vorzüglich die Plätze der Nord-, Ost- und Südgrenze, wo Frankreich überall an spanisches oder den Spaniern ergebenes Gebiet stieß, welche der König neu befestigen ließ: Calais, Montreuil, Abbeville, Beauvais, Amiens, Ham, einige Plätze in der Champagne, ferner Bourg, Barrault, Exilles, Grenoble, St. Tropez, Antibes, Marseille.[2]) Heinrich IV. hat so mit Hülfe tüchtiger Ingenieure, zumal Errard's, die ersten Schritte zur Anlegung des mächtigen mehrfachen Festungsgürtels gethan, welchen Vauban's Genie später vollendete, und der seine Wichtigkeit erst nach den neuesten Fortschritten der Kriegskunst zum Theil verloren hat. Diese Festungen haben bekanntlich im spanischen Erbfolgekrieg Frankreich gerettet. —

Weniger glückte es dem Könige mit einer Institution, die zur Sicherung eines von zwei großen Meeren umspülten Staates, wie Frankreich, nicht minder nothwendig ist, als Heer und Festungen: mit der Marine.

Als er nach dem Frieden von Vervins die Lage seines Reiches überschaute, fand er, daß eine Kriegsflotte ihm gänzlich abgehe. Er erkannte sehr wohl, welche üblen Folgen dieser Zustand nicht nur für den Handel Frankreich's, sondern auch für dessen Ansehn in den entlegenern Ländern haben müsse, und faßte deshalb schon im Jahre 1598 den Entschluß, einige Galeeren zu bauen „für „die Sicherheit meiner Küsten, und um meine Freunde in Italien

[1]) MS. Estat des Finances. — Sully, IV. 112, VII. 161.

[2]) Oec. Roy. und Lettr. Miss. passim. — Die großen Pläne in Betreff der Westküste, die Hr. Poirson nach Sully erwähnt, gehören, so lange kein weiterer Beweis dafür beigebracht wird, ebenso wie des Königs andere „magnifiquen Entwürfe“, unter denen sie stehen, in das Nebelreich. Ebenso wenig kann ich Hrn. Poirson bei Sully's Angaben in Betreff der Marine folgen, da sie mit allem von anderer, zuverlässigerer Seite Berichteten in zu grellem Gegensatze stehen.

„und anderswo besser begünstigen zu können".[1]) In der That war es ein des neuen Frankreich's unwürdiger Zustand, daß Provence und Langued'oc jedesmal zitterten, wenn sich in irgend einem Hafen der apenninischen oder pyrenäischen Halbinsel einige spanische Galeeren zusammenfanden. Indeß die nächsten Jahre waren so voll Unruhen, daß er an dieses Projekt nicht ferner denken konnte. Endlich, im Beginne des Jahres 1603, fand er Muße, abermals ernstlich an die Ausführung maritimer Pläne zu gehen. Er hatte dabei hauptsächlich das Mittelmeer im Auge, da es in der That politisch wichtiger für ihn war als der Atlantische Ozean. In diesem vertheidigten Holländer und Engländer ihn im Nothfalle gegen die spanischen Armaden, aber seine südlichen Küsten mußte er selbst schützen. Ferner wollte er die Verbindung mit Italien, die er durch die Abtretung Saluzzo's selbst aufgegeben hatte, durch die Flotte wieder herstellen. Endlich gab es auf dem Mittelmeer mindestens ebenso viele Korsaren, wie auf dem Ozean. So faßte der König den Entschluß, in Marseille eine Flotille von zunächst 20 bis 30 Galeeren zu bauen. Sechs waren im Jahre 1603 bereits vollendet; vier andere hatte ein genuesischer Unternehmer, Lommelini, für zusammen 40,000 Dukaten (entsprechend 264,000 Thalern nach heutigem Geldwerthe) zu liefern unternommen; man sieht daraus zugleich, daß nur kleine Galeeren gebaut wurden. Zwei von diesen Galeeren besorgten die Polizei im Hafen von Marseille.[2]) Es scheint indeß, daß nur diese zehn Galeeren wirklich fertig gestellt worden sind; denn — ab-

[1]) L. M. VI. 893. 905.

[2]) Dep. Winwood's v. 24. Jan. 1601 a. St., d. h. nach jetziger Weise zu zählen 3. Februar 1602 (Winw. Mem. I. 380); aber nach ihrem Inhalte ist die Depesche in das Jahr 1603 zu setzen. — Angelo Badoer weiß selbst im Jahre 1605 nur von sechs Galeeren (Relaz. 91). — Vgl. oben S. 252. — Wo Hr. Poirson gefunden hat, daß die Oec. roy. VII. 191. 255 erwähnten Bemühungen, Ersatz für die von den frühern Galeerenkapitänen unterschlagenen Kanonen zu erhalten, den Zweck hatten, d'en former un equipage entier pour un armement de galères dans le besoin (III. 671), begreife ich nicht; in den von ihm angef. Briefen steht kein Wort davon.

gesehen von einigen nichtsbedeutenden Redensarten — führt Sully in seinen Rechnungen keinen Posten für bestimmte Marinezwecke an. Man hatte zwar einen Admiral — den Herzog von Damville, jüngern Bruder des Connetable — und dazu noch einen General der Galeeren (den Grafen von Joigny:[1]) aber die Flotte mangelte diesen fast gänzlich.

Erst im Jahre 1607 wurde vom Könige ein neuer Ansatz zur Hebung des Flottenwesens gemacht. In diese Zeit gehört des Königs Plan, auf den Hyerischen Inseln eine Kolonie von Niederländern anzusiedeln, die hier eine ganze Anzahl von Werften zur Erbauung von Schiffen errichten sollten.[2]) Zu gleicher Zeit wurden 300,000 Livres, die man von der Geistlichkeit erhielt, zu maritimen Zwecken bestimmt. Der Staat selbst widmete in den Jahren 1607 bis 1610 ganz beträchtliche Summen der Marine, z. B. 1607: 258,000 Livres (gleich 559,000 Thalern), 1609: 465,175 Livres (entsprechend 1,007,779 Thalern), 1610 wieder 258,000 Livres. Auch hier übrigens wird fast nur die Mittelmeerflotte, die Marine du Levant bedacht, während für die Flotte des Ozeans, die Marine du Ponant, eine nur ganz unbedeutende Summe — 38,675 oder gar 18,000 Livres — bestimmt wird.

Jedoch großer Erfolge vermochte die französische Marineverwaltung sich trotzdem nicht zu rühmen; dieses Departement scheint unter Heinrich's IV. Regierung das am schlechtesten verwaltete gewesen zu sein. Es war für die Flotte ein Unglück, daß der König selbst vom Seewesen auch nicht das mindeste verstand und sich deshalb im Grunde wenig für dasselbe interessirte. Ferner wußte er hier nicht, wie in andern Verwaltungszweigen, die geeigneten Männer an die Spitze der Administration zu stellen. Wenn die Marine zu jener Zeit irgend eine beträchtliche Stärke gehabt hätte, so würde sie bis zum Jahre 1624 nicht

---

[1]) MS. Remarques sur l'estat de la France.

[2]) MS. Instruktion an Irraraga, 2. März 1608; Arch. v. Sim. K. 1452.

wieder völlig untergegangen sein. Von dieser Periode aber versichert uns Richelieu: „die Sorge um die Marine war bis dahin „dermaßen vernachlässigt worden, daß sie kein einziges Fahrzeug „besaß“.[1]) —

Wir haben bisher unsere Aufmerksamkeit denjenigen Maßregeln gewidmet, die Heinrich IV. zum Schutze Frankreich's gegen äußere Feinde und innere Unruhen sowie zur Hebung von dessen materiellem Wohlstande getroffen hat. Jetzt haben wir in Betracht zu ziehen, wie er für die geistige Entwickelung des Volkes, für die Ausschmückung und Verschönerung des Lebens Sorge trug, und wie seine desfallsigen Bemühungen von der Nation aufgenommen und erwidert wurden. Wenn hier das Ergebniß nicht ganz dem Eifer und guten Willen des Königs entspricht, so ist das freilich zum Theile auch dessen eigene Schuld. Die französische Nation, ganz den materiellen Arbeiten des Wiederaufbaues ihres durch die Bürgerkriege zerstörten Wohlstandes hingegeben, hatte wenig Kräfte für literarische und künstlerische Thätigkeit übrig. Der Sinn für das gesund Praktische, für das Regelmäßige und ein für alle Male Geordnete, der Widerwille gegen alle „Ideologie“, die Vorliebe für die groben Genüsse des gewöhnlichen Lebens, welche sich von den höchsten Regionen des Staates aus verbreiteten, waren wenig geeignet, trotz materieller Unterstützung, bei den Unterthanen die Phantasie zu begeistern, den Geschmack anzuregen.

So liegen in Bezug auf seine ausgedehnte Bauthätigkeit die Verdienste Heinrich's IV. hauptsächlich auf dem Gebiete der Nützlichkeitsbauten. Hier hat er zumal für Paris Großes und Bleibendes geschaffen. Die französischen Städte waren damals alle häßlich und ärmlich aussehend, da der Adel sie sorgfältig vermied.[1]) Paris im Besondern war, mit Ausnahme weniger neuer von den

---

[1]) Richelieu, Testament politique (ed. Petitot, II. XI. 276).

[2]) Relaz. di Ang. Badoer, 85.

reichen Financiers gebauter Straßen, eine Ansammlung enger, krummer und schmutziger Gassen, wie man sie noch in einigen Theilen des Quartier Latin erblicken kann, mit Plätzen, die kaum diesen Namen verdienten und Regelmäßigkeit ebenso wenig wie Breite, Licht und Luft kannten. Der größte freie Raum war der Greve-Platz, von elenden Häuseln umgeben und mit seinem schrecklichen Schauspiele täglicher Marter und Hinrichtungen. Ungescheut baute man die Häuser in die Straßen hinein, errichtete Verkaufsbuden noch vor den Häusern, sperrte die ohnehin so schmale Passage durch steinerne Treppen. Nach mittelalterlicher Weise sprangen die Stockwerke immer weiter hervor und schnitten der Straße Luft und Licht ab. Holz- und Kohlenhändler, Steinmetzen, Zimmerleute, Wagenbauer pflegten ihre Arbeit bei schönem Wetter vor dem Hause zu verrichten, während Gerber, Färber und Wäscher ihre nassen Zeuge zum Trocknen in die Straßen flattern ließen. Das Pflaster war schlecht und unordentlich, der Weg schmutzig nicht nur durch die Wasser des Himmels, sondern auch durch die Unreinlichkeiten, welche man aus den Häusern darauf zu gießen pflegte. [1])

Der König brachte in dieses düstere Chaos zuerst Luft und Licht, indem er durch Polizeiverordnungen die ärgsten Mißbräuche abstellte und für möglichste Alignirung der Straßen energische Sorge trug. Es wurde eine Gesellschaft von Unternehmern zur Reinigung der Straßen und Abfuhr der Abfälle gebildet, welche durch einen Oktroi vom Wein entschädigt wurde. Unter des Königs Einwirkung ließen nach einander die Prevots des Marchands (Ober-Bürgermeister) Miron und Sanguin mehrere Sackgassen öffnen, viele Straßen verbreitern, noch mehrere neu pflastern. Eines der dringendsten Bedürfnisse jeder großen Stadt, das reichlichen und gesunden Wassers, wurde durch zahlreiche Brunnen sowie durch Errichtung einer Maschine zur Hebung des Seine-

[1]) Lambert, XV. 239 ff. 335 ff.

wassers — letztere eine neue Erfindung des Finanzpräsidenten Claude de Monconnis — befriedigt.[1])

Aber Heinrich IV. trug auch selbst zur Verschönerung und Hebung von Paris bei. Mit dem Jahre 1605 beginnend, legte er auf der Stelle des alten Königsschlosses der Tournelles die Place Royale an, einen regelmäßig quadratischen Platz von damals unerhörter Größe (5184 Quadrattoisen = 1296 Quadratruthen) mit soliden, hellen und luftigen Häusern, die, von 35 Pavillons unterbrochen, nach der Weise der Zeit sämmtlich ganz gleich gebaut sind und sich im Erdgeschoß mit 144 rings den Platz umlaufenden Arkaden öffnen.[2]) Dieser Platz, von den Zeitgenossen als unvergleichliches Wunderwerk angestaunt, macht in der That durch die Regelmäßigkeit seiner Gestaltung sowie durch die gefällige Mischung von Ziegeln, Hausteinen und Schiefer und seine Terrakottenverzierungen noch jetzt einen tüchtigen und befriedigenden Eindruck, wenn auch die ganze Anlage der Gebäude etwas schwerfällig und plump ist. Die Festigkeit des Baues, die Trefflichkeit der dazu verwendeten Materialien freilich verdienten der heutigen Architektur als Muster vorgeführt zu werden; es hat an diesen Gebäuden seit den 270 Jahren ihres Bestandes keine einzige größere Ausbesserung vorgenommen werden müssen.

Noch nützlicher war die große Verbindungsstraße, welche Heinrich IV. zwischen dem linken Seineufer, der Cité auf der Insel und dem Hauptttheile der Stadt auf dem rechten Ufer herstellte. Paris hatte damals nur eine steinerne und mit Wagen befahrbare Brücke.[3]) Heinrich III. hatte den Bau einer neuen steinernen Brücke, des Pont-Neuf, begonnen, welche die Spitze der Cite-Insel mit den beiden Ufern verbinden sollte; aber es waren erst

[1]) Merc. frçs., I. 83a b. 257b. — Legrain, Decade 868 f. — P. Matthieu, II. 265b. — Vgl. André du Chesne, Antiquitez de toute la France (4. Aufl. Paris 1629. 8°), 99 f.

[2]) Merc. frçs. I. 163b. — Legrain, Decade 864 f.

[3]) P. Cayet, Chr. sept. 282.

zwei Bogen derselben vollendet, die übrigen Pfeiler nur begonnen. Im Jahre 1601 ließ der König die Arbeiten wieder aufnehmen, die bereits am Ende des Jahres 1603 vollendet waren. Diese prachtvolle Brücke ward die Lieblingspromenade der damaligen Pariser. An ihrer Mitte auf der Westspitze der Insel, legte man in Nachahmung der Weise der Place Royale das regelmäßige Dreieck der Place Dauphine (von 3120 Quadrattoisen = 780 Quadratruthen) an, in welche sich mehrere grade und verhältnißmäßig breite Straßen öffneten. Freilich ist dieser Platz noch einfacher, strenger und nüchterner gehalten, als die Place Royale. Nach Heinrich's Plan sollte hier, in der unmittelbaren Nähe des Justizpalastes, sich die Börse erheben. Indessen diese Konstruktionen brachten einstweilen nur halben Nutzen, weil am linken Seineufer sich der Pont-Neuf, abgesehen von den Quais nur auf die Gärten des Kapuzinerklosters öffnete. Der König ließ deshalb seit dem Jahre 1607 hier die gerade, dreißig Fuß breite Rue Dauphine anlegen, welche vom Pont-Neuf aus das Quartier St. Germain bis zur Porte Bussy durchschnitt.[1])

Im Jahre 1608 ward eine schöne hölzerne Brücke, der Pont Marchant — wie sie nach ihrem Erbauer genannt wurde — in der Nähe des heutigen Pont-au-Change erbaut. Auf ihr wurden, wie auf dem Pont-Neuf, nach damaliger Sitte zahlreiche Häuser errichtet, welche der Hauptsitz der pariser Goldschmiedekunst wurden. Weitere vom Könige beabsichtigte Brücken kamen unter seiner Regierung nicht mehr zur Ausführung, und ebenso wenig sein großer Plan, durch Umwallung der Vorstädte diese mit der eigentlichen Stadt auf's engste zu verschmelzen.[2])

Paris hob sich zusehends. Im Jahre 1605 zählte es bereits wieder 400,000 Einwohner. Es enthielt mehr als sechszig Kirchen,

---

[1]) Abrégé de Mezeray, VI. 304 f. — Merc. frçs. I. 225a. — L'Estoile, IV. 34 f. — Legrain, 865 f.

[2]) L'Estoile, IV. 203. 244. — P. Matthieu, Histoire de la mort de Henry l. Gr., 180. — Regnier, Satyre XVI. (XVIII.) V. 59 ff.

von denen einige zwanzig Pfarrkirchen waren, drei große Abteien, acht Priorate, zahlreiche Klöster. Fünfzehn Thore führten in die Stadt.[1]) Die Großen und die Reichen ahmten dem Beispiele des Königs nach; alle erweiterten und schmückten Paris mit prächtigen Hotels. „Heute", sagt im Jahre 1608 ein Pariser mit Stolz, „heute ist diese große Stadt die erste und schönste Europa's".[2]) Ohne Zweifel wäre sie es geworden, wenn Heinrich dazugekommen wäre, seine großartigen Bauentwürfe durchzuführen. Wenigstens behauptet des Königs Topograph, Chastillon, derselbe habe im Viertel der Marais einen halbkreisförmigen Platz, Place de France, anlegen wollen, von welchem acht Straßen mit sechszehn Querstraßen — deren jede den Namen einer französischen Provinz tragen sollte — fächerartig auszugehen hätten; eine monumentale Verherrlichung der durch Heinrich IV. wiederbegründeten nationalen Einheit Frankreich's, welche der Großartigkeit in Gedanken und Anlage nicht entbehrt haben würde. Keiner von des Königs Nachfolgern hat diesen Plan wieder aufgenommen.[3])

Mehr als acht Millionen Livres (= 17,330,000 Thaler) hat Heinrich IV. auf Gebäude verwendet.[4]) Neben den erwähnten Nützlichkeitsbauten ist auch die monumentale Architektur von ihm berücksichtigt worden. Unter seiner Einwirkung ließ der Bürger-

---

[1]) A. du Chesne, Antiquitez de toute la France, (4. Aufl. Paris 1629 8.) p. 33 ff. — Die drei Abteien waren: Ste Genevieve, St. Victor (beide Augustiner-A.) und St. Germain des Prés (Benediktiner-A.); Klöster besaßen die Karthäuser, Jakobiner, Dominikaner, Augustiner, Cluniacenser, Cistercienser, Prämonstratenser, Cölestiner, Bernardiner (Feuillants).

[2]) Abr. de Mezeray. VI. 305. — L'Estoile, IV. 176. 203. — P. Matthieu, II. 266a. — Relaz. di Ang. Badoer, 85.

[3]) Man hat bisweilen bezweifelt, ob Heinrich wirklich diesen Plan gehegt habe. Indeß dieser Zweifel wird widerlegt durch folgende Stelle aus des unverdächtigen Jeannin Rede: A la memoire perpetuelle de Henry Quatriesme (Brüssel, Bibl. de Bourg. MS. nr. 10,739): Il fist faire . . . les places Royale et du Temple, autant de belles rues dans les Marais du Temple qui'l y a de provinces. Jeannin glaubt also sogar an die baldige wirkliche Ausführung des Planes.

[4]) MS. Jeannin, A la memoire etc.

kräftige und feine Ausführung. Barthelemy Prieur's, des bekannten Portraitbildhauers, Glanzzeit war während Heinrich's Regierung bereits vorüber. Er arbeitete freilich noch fleißig, selbst an Idealstatuen, aber das Streben nach Eleganz und Künstlichkeit hatte die frühere Schlichtheit und Naturwahrheit gänzlich bei ihm überwunden; Kraft und Großartigkeit der Auffassung hatte er nie besessen. Peter Biart's (gest. 1609) Meisterwerk ist die schöne Reiterstatue Heinrich's IV. über dem Portal des Stadthauses. Aber von Talenten ersten Ranges, die mit einem Jean Goujon oder selbst Germain Pilon verglichen werden könnten, ist zu Heinrich's IV. Zeit nichts zu spüren. Sie ist schon die Vorläuferin der Roccocoepoche; alles wird schwer und manierirt.

Noch schwächer, als die Skulptur, war die Malerei in dieser Epoche in Frankreich vertreten. Und doch förderte der König sie auf jede Weise. Junge Leute, die ihm talentvoll schienen, ließ er ausbilden und schickte sie zur Vollendung ihrer Studien nach Rom. Seinem dortigen Gesandten trägt er in einem trefflichen Briefe auf, für die jungen Künstler „väterlich" zu sorgen.[1]) Aber das Genie läßt sich nicht geben. Das frisch sprudelnde Leben der Renaissance ist erloschen; nüchterne Verständigkeit ist an seine Stelle getreten. Es hatte sich damals der allgemeinen und souveränen Herrschaft die bolognesische Schule der Carracci bemächtigt. Die Strenge, Gewissenhaftigkeit, Keuschheit und ausgebildete Technik dieser gelehrten eklektischen Malerschule behüteten deren Anhänger davor, geradezu Schlechtes hervorzubringen. Aber die Begeisterung, der mächtige Impuls, die erhabene Entfaltung der Einbildungskraft, welche allein geniale Werke einzugeben vermögen, fehlten, und so gehen denn die Bilder, mit denen Dubreuil, Jacob Lunel und viele andere die Galerien des Königs im Louvre und in den Tuilerien schmückten, nicht über das Mittelmäßige hinaus; das einzige, worin sie Besseres leisteten, war das Portrait.

---

[1]) Lettr. Miss. VII. 771.

Indeß ein Künstler ragt über seine Genossen um vieles hinaus: Martin Fréminet. Er wußte sich von den bologneser Einflüssen völlig zu befreien und schloß sich direkt Michel Angelo an, einem gewiß etwas gefährlichen Muster, dem aber seine kühn und originell entworfenen, schwungvoll und natürlich ausgeführten Arbeiten keine Unehre machen. Sein trefflichstes, wahrhaft großartiges Werk sind die Fresken in der Dreifaltigkeitskapelle in Fontainebleau, welche die Geschichte der Welt von der Schöpfung bis zum Tode Christi schildern, sie durch zahlreiche allegorische Figuren unterbrechend und vervollständigend.

Fréminet hatte keine Schüler. Seine wie des wenig jüngern Vouet Bemühungen, einen selbständigen frischen Zug in die französische Malerei zu bringen, waren vergebens. Die eklektisch-antikisirende Richtung erhielt entschieden das Uebergewicht.[1])

Im Guten wie im Schlimmen wurde in Heinrich's IV. Zeit der Keim gelegt zu allem, was wenig später die Glanzzeit Frankreich's charakterisirte. Auch die Kunstrichtung des „Zeitalters Ludwig's XIV." ist im Beginne des 17. Jahrhunderts begründet worden. —

Mit kaum geringerm Eifer als für die Kunst sorgte der König für Unterricht und Wissenschaft. Freilich müssen wir hier sofort eine bedeutende Einschränkung machen. Wenn wir von Unterricht sprechen, so wird dabei nur von dem höhern Unterrichte die Rede sein. Für Volks- oder professionellen Unterricht hat der König nicht das mindeste gethan. Wir haben uns deshalb die Volksbildung auf dem Lande auf der möglichst niedrigen Stufe vorzustellen; während in den Städten das lebhafte politische Interesse der letzten dreißig Jahre die Kunst des Lesens ziemlich allgemein gemacht hatte.

Frankreich besaß damals dreizehn königliche Universitäten:

---

[1]) Vgl. hierzu F. Kugler, Geschichte der Malerei, II. 273 ff.; freilich gerade über unsere Periode recht wenig enthaltend.

Paris, Toulouse, Bordeaux, Poitiers, Bourges — durch Cujacius verherrlicht —, Orleans, Angers, Cahors, Caen, Nantes, Valence, Montpellier und Rheims.[1]) Montpellier war zu einer der reformirten Akademien geworden, deren es außerdem noch vier: zu Montauban, Saumur, Nimes und Sedan, gab.[2]) Indessen müssen wir uns die Universitäten nicht nach heutiger Weise eingerichtet vorstellen; sie umfaßten vielmehr in ihren Kollegien auch den Unterricht, welchen wir jetzt den Gymnasien zuweisen würden. Lateinische und griechische Grammatik, die Lektüre der lateinischen und griechischen Schriftsteller wurde in elementarer Weise betrieben. Die sogenannte Artisten-Fakultät hatte sich mit anderem fast gar nicht zu beschäftigen; sie sollte eine Vorbereitungsstufe für die andern Fakultäten sein.[3])

Die bei weitem bedeutendste von diesen Universitäten war die pariser, seit einem halben Jahrtausend die berühmteste Schule der Christenheit, „die Mutter der Wissenschaften". Sie bestand damals aus vier Fakultäten: der Theologie, der Jurisprudenz, der Medizin und der freien Künste. Die letztere, als die zahlreichste, zerfiel in vier Nationen: Franzosen, Picarden, Normannen, endlich Deutsche und Engländer; jede Nation stand unter einem Prokurator. An der Spitze der gesammten Universität befand sich der Rektor, an der jeder Fakultät und der Körperschaft der königlichen Professoren je ein Dekan. Die 47 Kollegien der Universität wurden durch ebenso viele „Regenten" geleitet.[4]) Indeß trotz äußeren Glanzes waren die Studien an der Hochschule recht gesunken. In der juristischen Fakultät durfte nur noch kanonisches Recht gelehrt werden; in der artistischen Fakultät las man an Stelle der alten

---

[1]) MS. Remarques sur l'estat de la France, fol. 10b.

[2]) Th. I. S. 165 Anmerk. 2.

[3]) Statuta facultatis artium artic. XIII. ff; Recueil des lois et règlements concernant l'instruction publique, I. 4 f.

[4]) MS. Remarques etc., fol. 48b. — L'Estoile, III. 57 f. — Die Doktoren und Professoren der philosophischen Fakultät durften nicht verheirathet sein; Du Chesne, Antiquitez, 119.

Klassiker mittelalterliche und moderne Latinisten von geringem Werthe.[1]) Sowie Heinrich im Jahre 1594 Paris betreten hatte, ließ er es eine seiner ersten Sorgen sein, die Universität zu reorganisiren, zumal er deren Einfluß in den Zeiten der Liga zu seinem Nachtheile wohl erfahren hatte. Es wurde zu diesem Zwecke eine Kommission ernannt, welcher Reinald von Beaune Erzbischof von Bourges, ein durch Gelehrsamkeit und Welterfahrung gleich hervorragender Mann, vorsaß. Im Jahre 1600 hatte diese Kommission für die gesammten Fakultäten neue Statuten ausgearbeitet, die sich wirklich durch verständigen Sinn und ziemlich liberale Gesichtspunkte empfehlen. In feierlicher Sitzung der Universität wurden sie im Beisein einer Parlamentsdeputation am 18. September 1600 verkündigt. Jeder Baccalaureus und Doktor mußte künftig dem Könige und den Staatsgesetzen Treue schwören.[2])

Indeß des Königs Interesse an der Anstalt bethätigte sich durch noch verdienstlichere Maßnahmen. Er besoldete zwei öffentliche Professoren der Theologie, die von der Sorbonne gewählt, täglich unentgeldliche Vorlesungen über die Gottesgelehrsamkeit hielten. Er stellte das von Franz I. gestiftete, in den Unruhen der Bürgerkriege aber untergegangene College Royal (das heutige College de France) wieder her mit zwanzig Lehrstühlen; den Gehalt der Professoren erhöhte er von 600 auf 900 Livres (von 1300 auf 1950 Thaler nach heutigem Geldwerthe). Heinrich bemühte sich, der Universität den alten Glanz zurückzugeben, indem er die bedeutendsten Gelehrten an dieselbe berief. So ließ er, wie mehrmals erwähnt, Casaubon von Montpellier nach Paris kommen, um hier die humanistischen Studien wieder zu beleben, und sorgte für dessen Wohlergehen auf alle Weise. Neben Griechisch und Lateinisch wurde auch Hebräisch an der Universität ge-

[1]) Statt. fac. artium artic. XXIII. p. 5.

[2]) Thou l. CXXIII. p. 896 f. — L'Estoile, III. 295 f.

lehrt, wie dies auf den protestantischen Akademien längst Brauch war. Freilich, der Gebrauch der Muttersprache blieb von der gesammten Universität, allen ihren Kollegien verbannt. Die Unterrichtssprache war und blieb auch nach dieser Reorganisation ausschließlich die lateinische. Die Unterrichtsstunden dauerten von sieben Uhr Morgens bis fünf Uhr Nachmittags.

Das College Royal wollte Heinrich gegen Ende 1609 zu einer eigenen Anstalt erheben. Er beabsichtigte zu diesem Zwecke ein großes Gebäude mit Hörsälen, Bibliothek, Wohnräumen für die Professoren und dergleichen zu errichten und es mit 10,000 Goldthalern (65,000 Thaler nach heutigem Geldwerthe) jährlich zu dotiren. Es sollte ein Musterinstitut werden, an welchem die bedeutendsten Gelehrten der Welt zu unterrichten hätten. Indeß der Tod entriß ihn der Ausführung dieses Planes, für welche er bereits eine Kommission, bestehend aus den kompetentesten Männern, gebildet hatte: dem Kardinal Du Perron, Sully, dem Parlaments-Präsidenten de Thou — dem berühmten Geschichtsschreiber — und dem Rathe Gillot, einem der Verfasser der großen Menippischen Satyre.[1])

Nicht minder wie die Universität hat der König das kaum weniger wichtige Institut der öffentlichen Bibliothek gefördert. Diese, von Karl V. gestiftet, war durch ihren diebischen Verwalter De Nully fast ganz zerstört worden. Kaum nach Paris zurückgekehrt, übergab Heinrich ihre Verwaltung dem ebenso feingebildeten wie ehrenhaften Präsidenten De Thou, welcher den Dieb zur Rückgabe der meisten geraubten Schätze nöthigte. Thou vereinigte mit diesen die Bibliothek der Königin Katharine von Medici, die sich vorzüglich durch 800 griechische Manuskripte auszeichnete, brachte sie in einem würdigen Lokale unter und eröffnete sie dem

---

[1]) L. M. V. 80. — Sully, III. 207 f. 341. — Legrain, 870 f. — MS. Jeannin, A la memoire de Henry Quatr. (Brüssel). — Merc. frçs. I. 288 b. f. — Vgl. zu diesem Abschnitte Ludwig Hahn, das Unterrichtswesen in Frankreich (Breslau 1848), I. 74 ff. 99 f.

Publikum. Seit dem Jahre 1603 erhielt die Bibliothek in Casaubon den angemessensten Leiter.

Zahlreiche französische und auswärtige Gelehrte und Dichter bedachte Heinrich mit Geschenken und Pensionen, so dem Muster Franz I. folgend und selber seinem Enkel Ludwig XIV. ein viel nachgeahmtes Beispiel gebend. Hugo Grotius, Justus Lipsius, mehrere andere große Gelehrte des Auslandes suchte er durch hohe Versprechungen nach Paris zu ziehen.[1])

Es ist nicht möglich, hier eine Geschichte der Wissenschaften zur Zeit Heinrich's IV. zu geben. Das würde den Zweck und den Rahmen dieser Darstellung völlig überschreiten. Erwähnen wir nur einige hervorragende Männer, um die geistige Thätigkeit in dem neuen Frankreich, welches Heinrich IV. begründet hatte, zu charakterisiren. Die verschiedensten Gebiete wurden mit großem Erfolge angebaut. Der kritische Geist, durch Rabelais und Montaigne nach Frankreich verpflanzt, ließ in allen Wissenszweigen neue Bahnen einschlagen. Franz Viète erhob die Algebra durch Einführung der Buchstabenrechnung zu dem Range einer Wissenschaft und wandte dieselbe auf die Geometrie an: eine Entdeckung, die man fälschlich Descartes zugeschrieben hat. Karl Duchesne benutzte die Chemie zu medizinischem Zwecke, und seine „Pharmakopöe" bildete noch zu Boerhaave's Zeit ein allgemein benutztes Lehrbuch. Der jüngere Johann Riolan war ein vorzüglicher Anatom, der Vertheidiger der praktischen Medizin gegen die ausschweifenden Theoreme der Chemiker. Freilich wurden Arzneien in großer Menge und in hoher Kostspieligkeit verschrieben; so war es auch nicht selten, daß Apotheker ganz außerordentliche Reichthümer erwarben. Oliver de Serres' bahnbrechende Verdienste um Theorie und Praxis der Landwirthschaft sind schon erwähnt worden. Die französischen Philologen: Joseph Scaliger,

[1]) Merc. frçs. I. 345 b. — L'Estoile, IV. 294. — Ueber Heinrich's IV. Liebe zu den Wissenschaften (aus dem Französ.); Helmst. 1792; S. 16 f. 150 f.

Mercier des Bordes, Casaubon, waren damals die bei weitem vorzüglichsten in ganz Europa. Während sie die antiken Schriftsteller herausgaben und erklärten, wurden dieselben von Du Vair, Malherbe, Coëffeteau, freilich recht mangelhaft, übersetzt. Der Geist der Antike war noch mächtig in den Männern der Bürgerkriege; Heinrich IV. selbst hatte sich einen klassischen Wahlspruch erkoren: ἢ νικᾶν ἢ ἀποθανεῖν; und den Plutarch bezeichnete er seiner Gemahlin als „den Unterweiser seiner Jugend".[1]) — Peter Pithou, eine Zierde des Juristenstandes, veröffentlichte die Lex Wisigothorum und vertheidigte siegreich die gallikanische Kirche gegen die Anmaßungen der Ultramontanen. In der Philosophie ist ausschließlich Montaigne's Schüler und Nachfolger, der kühne und konsequente Skeptiker Charron zu erwähnen.[2]) In der Geschichtschreibung war man außerordentlich thätig. Eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten auf diesem Gebiete war La Popeliniere (1540—1608). Er vertheidigte nicht nur die Verwendung der französischen Sprache für gelehrte Werke lebhaft gegen die lateinische, sondern war auch der erste, der sich bemühte, die Kritik auf den Boden der Historiographie zu verpflanzen. In seinem Buche „Geschichte der Geschichten"[3]) giebt er eine räsonnirende Uebersicht alter und moderner Geschichtschreiber, bemüht, bei jedem die demselben eigenthümlichen Vorzüge und Mängel, besonders die letztern, aufzuweisen. Alten Fabeln tritt er, auch wenn sie noch so festgewurzelt sind, mit bestimmtestem Unglauben entgegen; die zu seiner Zeit allgemein angenommene Geschichte von dem Trojaner Francus, welcher das Volk der Franken begründet habe, verwirft er. Auch Johann von Serres', eines jüngern Bruders des berühmten Oliver, muß hier gedacht werden. Er gehörte zu dem großen Kreise tolerant und unabhängig denkender

[1]) P. Cayet, Chronologie novénaire (Michaud et Poujoulat, I, XII.) 166. — L. M. V. 462 f. — Journ. inéd. de L'Est. p. 9.

[2]) Ueber Charron findet man ausführliche Nachricht bei Tennemann. Geschichte der Philosophie, IX. 458—487.

[3]) Histoire des Histoires, Paris 1599, 8°.

Männer, welche damals die Boten einer bessern, freier gesinnten Zeit waren, wie De Thou, Sully, De Fresnes, L'Estoile, Casaubon; wie letzterer und wie später Leibnitz strebte er, der geborene Kalvinist, die Versöhnung der neuen und der alten Kirche an. Als er so kühn war, ein eigens diesem Zwecke gewidmetes Buch herauszugeben,[1]) wurde er von den Assembleen seiner Glaubensgenossen in die Acht gethan. Heinrich IV., der nicht leicht einen so gesinnten Mann unbeachtet ließ, entschädigte ihn für jene Unduldsamkeit, indem er ihn zum Historiographen von Frankreich ernannte. Auch als Geschichtschreiber bewahrte er seine Unabhängigkeit den überkommenen Autoritäten gegenüber:[2]) die Erzählungen von König Pharamund führte er nur mit beständigem „soll“ und „man sagt“ kurz an, um sich dafür weitläufig und mit gutem Verständniß mit den Sitten und Einrichtungen der alten Franken zu beschäftigen. — Als Historiker von bleibendem Werthe sind freilich nur zwei Männer — von sehr verschiedenen Richtungen — zu nennen: De Thou und Aubigné, die ich übrigens schon an einer andern Stelle zu charakterisiren versucht habe.[3])

Es ist bereits bemerkt worden, daß der hohen Bildung in einem Theile der obern Schichten des französischen Volkes die grobe Unwissenheit in den untern gegenüber stand. Man kann sich deshalb über die ausgedehnte Herrschaft des Aberglaubens in dem damaligen Frankreich nicht wundern. Noch immer zog der wilde Jäger mit Peitschengeknall und Hundegebell durch die Wälder, noch immer fraßen in Wehrwölfe verwandelte Menschen die Frauen und Kinder: während die Dämonen mehr als je sich darin gefielen, menschliche Leiber zu ihren Wohnstätten zu erküren.

Im Jahre 1599 gab es einen höchst erbitterten Streit zwischen den Kapuzinern — den Teufelsbeschwörern von Beruf — und den Aerzten, welche letztern bereits von der Aufklärung angesteckt waren,

[1]) Apparatus ad fidem Catholicam, Paris 1597 fol.

[2]) Inventaire général de l'histoire de France, Paris 1597, 12°.

[3]) Th. I. S. 382 f. 388 ff.

wenn sie auch prinzipiell die Teufeleien noch nicht zu leugnen wagten. Brossier, ein Weber aus dem Städtchen Romorantin, ward der mühsamen und wenig einträglichen Arbeit überdrüssig und stiftete seine Tochter Martha, ein Mädchen von zwanzig Jahren, an, sich als vom Teufel besessen zu geberden; so zog er mit ihr in Städten und Dörfern herum und stellte sie für Geld zur Schau aus. Endlich kam er mit dem Mädchen, das seine Rolle geschickt in Gemäßheit der über diesen wichtigen Gegenstand geschriebenen Bücher zu spielen wußte, auch nach Paris. Die Kapuziner bemächtigten sich dieses interessanten Falles, aber bei einer großen Probe in der Kirche St. Genevieve — dem Pantheon — gelang es dem Doktor Mareschot, den angeblichen Dämon ohne Exorzismus ganz trefflich im Zaune zu halten. Die berühmtesten Aerzte, unter ihnen auch Riolan, erklärten, hier könne von einer Besessenheit nicht die Rede sein, das Mädchen sei theils Betrügerin, theils hysterisch. Die Geistlichen aber wollten die willkommene Beute sich nicht entreißen lassen; ganz Paris theilte sich in zwei Parteien über die Frage, ob Martha Brossier wirklich besessen sei oder nicht, Tumulte fanden Statt: da schritt das Parlament ein, nahm die Betrügerin in Gewahrsam und unterwarf sie genauer ärztlicher Untersuchung. Die Geistlichen riefen nun freilich von den Kanzeln über Religionsverletzung, da das Exorzisiren ausschließlich Sache der Kirche sei; aber das Parlament ließ sich nicht einschüchtern. Es bestrafte die kecken Prediger und sandte Martha Brossier sammt ihrem Vater unter scharfer Verwarnung nach Romorantin zurück, das sie fürder ohne richterliche Erlaubniß nicht mehr sollten verlassen dürfen.[1])

Diese Niederlage der Exorzisten verhinderte freilich nicht, daß wenige Jahre später eine „Besessene", deren Dämon wahrzusagen verstand, ungeheuren Zulauf hatte: selbst der kluge Beichtvater

[1]) Thou l. CXXIII. p. 879 f. — P. Matthieu, I. 161 b ff. — Estoile, III. 246 f. 249 ff. — Abr. de Mezeray, VI. 202.

des Königs, der Jesuit Cotton, machte sich lächerlich, indem er an die Betrügerin Fragen über die wichtigsten Gegenstände in Politik und Wissenschaft richtete.

Der verderbliche Glaube an Hexen und Zauberer war allgemein und fuhr fort, zahlreiche Unschuldige, Betrüger und Betrogene zum Opfer zu fordern. Im Jahre 1606 ward ein Zauberer in Grenoble hingerichtet. Im Jahre 1608 wurde ein Edelmann in Paris enthauptet, weil er ein wächsernes Abbild des Königs mit Nadeln durchbohrt hatte, um den Tod jenes herbeizuführen.

In demselben Jahre wurden mehrere Leute unter der Anklage der Zauberei eingezogen. Sie sollten sich zum Sabbathe auf der alten Richtstätte zu Montfaucon versammelt, Teufelsmessen gesungen und mit den Worten: Hoc est enim corpus diaboli, vom Leibe des Teufels das Abendmahl genommen haben; ein Priester, behauptete man, habe statt der Hostie eine Kröte konsekrirt. Im Juni 1609 wurden die Unglücklichen sämmtlich verbrannt. Denselben Tod erlitten in Bordeaux im März 1610 drei Spanier und eine Spanierin, die durch Zaubereien Feldfrüchte vernichtet, Thier und Menschen bis zum Tode geschädigt und die Kunst besessen haben sollten, augenblicklich die weitesten Entfernungen zu durchfliegen. Es versteht sich, daß in einer Zeit, wo der Aberglaube ebenso allgemein verbreitet war, wie die Sucht nach Reichthum und Genuß, die Schatzgräberei in hoher Blüthe stand. Ebenso wußten die Verfertiger von Zaubertränken von unglücklichen Liebhabern viel Geld zu ziehen.[1])

So standen sich damals alte und neue Zeit in unvermitteltem Zwiespalt gegenüber. Auf der einen Seite Bildung, Aufklärung, gelehrtes Streben; auf der andern Verdummung und finsterster Aberglaube, der leider das praktische Leben noch auf weiten Ge-

---

[1]) Thou l. CXXXII. 1053. — Manuscr. frçs. der Nat.-Bibl. zu Paris, vol. 4020. fol. 267 a ff. — Estoile, IV. 130. 167 f. — Merc. frçs. I. 247 a ff. — Discours de trois Espaignols et une Espagnolle etc.; bei E. Fournier, Variétés historiques et littéraires, I. 87 ff.

bieten beherrschte und von den höchsten Autoritäten des Staates anerkannt und getheilt wurde.

Mit diesem Aberglauben ging dann zum Theil in den gebildetern Kreisen der krasseste Unglaube Hand in Hand. Es gab Gesellschaften in der Hauptstadt, wo der Materialismus um so willkommener war, je cynischer er auftrat. Ein Sekretär des Königs scheute sich nicht, auf dem Sterbebette zu sagen, daß er stets sehr gern seinen Antheil am Paradiese für fünfzig Jahre längern Lebens aufgeben würde, und sich folgende Grabschrift zu setzen:

„Ich lebte sorgenlos und sterbe ohne Schmerz;
„Da keinen ich beweint, wird niemand mich beklagen.
„Wohin ich jetzo geh', davon weiß nichts mein Herz;
„Mag doch der Theolog drob, was er wolle, sagen."

Nicht weniger kam es vor, daß Verbrecher auf dem Richtplatze jeden priesterlichen Beistand zurückwiesen und laut ihren völligen Unglauben aussprachen.[1])

Auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens ist die Regierung Heinrich's IV. eine Zeit des Ueberganges, wo das Alte, längst Ueberlieferte zwar noch seinen Platz behauptet, aber nur in immer mühsamerm Kampfe gegen das mächtig andringende Neue, das vom Throne selbst aus lebhafte Begünstigung erfährt: ohne daß damit gesagt sein soll, das Neue sei auch immer das Bessere gewesen.

Auf manchen Gebieten ist dies ganz entschieden nicht der Fall; und zu denselben gehört vor allem die Dichtkunst. Kein Zweifel, daß die Epoche Heinrich's IV. den Grund zu der ganzen Weise der spätern französischen Poesie gelegt hat, daß damals die Richtung und die Grenzen bestimmt worden sind, innerhalb welcher die Litteratur Frankreich's im 17. und 18. Jahrhundert sich bewegte. Die neue Schule, die mit Malherbe hervortritt, trägt den Sieg davon über die Dichter, welche noch den Spuren Marot's, Ron-

[1]) Estoile, III. 428 f. 530.

sard's und der Pleiade folgten. Aber nicht zum Heile. An Stelle des rauhen, kecken, oft ungeschliffenen und selbst rohen, dabei aber stets frischen, selbstbewußten, stolzen, lebenslustigen und wahren Frankreich, wo jeder Stand, jedes Individuum seine eigenthümliche Berechtigung besitzt und ausüben will: tritt auch in der Poesie ein höfisch feines, abgemessenes, wohlgebildetes oft geschmackvolles Wesen, dem aber leider Originalität, Kraft, Innerlichkeit, Wahrheit gänzlich abgehen. „Ihre Hauptaufgaben", sagte ein ausgezeichneter Kritiker von dieser Art der Poesie,[1] „waren Lob der „Fürsten und Frauen; Unterhaltung der Gesellschaft, sei es ihr „schmeichelnd durch sinnreiche Galanterie, sei es auf ihre Kosten „durch witzige Medisance, immer aber innerhalb gewisser kon„ventioneller Schranken und nach einem normalen, Alles nivellirenden „und daher auch Allen erreichbaren Maße, dem jeweiligen bon ton „der eleganten Gesellschaft, mit Zurückdrängung jeder abnorm sich „aussprechenden, darüber sich erhebenden Subjektivität, die leicht „als mauvais genre angesehen werden könnte; und daher Gleich„förmigkeit bis zur Monotonie, Aeußerlichkeit bis zur Flachheit, „Beobachtung des Herkömmlichen bis zur Banalität".

An der Spitze dieser neuen Schule stand François de Malherbe (1555 bis 1628).[2] Man weiß, wie übermäßig dieser Dichter von den Kritikern des goldenen Zeitalters, Boileau, Laharpe und andern, gefeiert worden ist. Enfin Malherbe parut, ruft Boileau aus, von diesem Manne die neue, schöne Epoche der französischen Litteratur datirend. In der That besitzt er der „klassischen Periode" pedantische Regelmäßigkeit, wohlklingende Verse, elegante und gelehrte Anspielungen und knechtische Gesinnungen. Malherbe hat nach einander ohne Unterschied Heinrich III., die Ligisten, Heinrich IV., die Regentin, Ludwig XIII., Richelieu und dessen Feinde gepriesen, je nachdem sie die Herrschaft

---

[1]) Ferd. Wolf, Studien zur Geschichte der spanischen und portugiesischen Nationalliteratur (Berlin 1859) S. 732.

[2]) Poésies de Malherbe, Paris 1800, 12°.

in Händen hatten. Daß er formell viel zur Vollendung der französischen Dichtkunst beigetragen hat, möchte ich nach dem Zeugniß so kompetenter Richter nicht in Abrede stellen. Aber sonst leitet er die Wendung zum Schlimmen ein; von Originalität, Witz, Phantasie zur Kälte, Gezwungenheit, Nüchternheit, Einförmigkeit! Man hat in neuerer Zeit gesagt, Malherbe sei überhaupt kein Dichter, sondern nur ein Vers- und Sprachkünstler gewesen; und wenn wir Reichthum der Erfindung, Enthusiasmus, Schwung, lebhafte Phantasie zu den nothwendigen Erfordernissen eines wahren Dichters zählen, so ist Malherbe sicherlich keiner. In seiner langen Schriftstellerlaufbahn gelang es ihm nur selten, in seinen mühsam gearbeiteten Gedichten einen originellen und erfreulichen Gedanken, eine glückliche Wendung anzubringen; und selbst wo er dies einmal erreicht, wie in den Stanzen an Du Perrier über den Tod von dessen Tochter:

Et rose elle a vécu ce que vivent les roses
L'espace d'un matin;

verwässert er den Eindruck wieder durch unendliche Verse voll der gewöhnlichsten Gemeinplätze. Den gerühmten „Geschmack" bei Malherbe zu finden, ist mir unmöglich. Was soll man zu einem Dichter sagen, der den König Heinrich IV. seiner Geliebten mittheilen läßt: er sei aus Liebe ein Skelett geworden und seine Haut so trocken, wie ein verfrorenes Veilchen?[1]) oder welcher eine langathmige Schilderung von Bellegarde's Kummer über den Tod Heinrich's IV. damit endet, „man hätte schließlich ‚Alcippen' „wohl trösten können, indeß derselbe habe sich die Ohren verstopft,

---

[1]) Chanson pour Henri le Grand sur l'absence de la princesse de Condé:

Aussi suis-je un squelette;
Et la violette
Qu'un froid hors de saison
Ou le soc a touchée,
De ma peau séchée
Est la comparaison.

Wie kann man dergleichen mit dem Namen „Poesie" belegen!

„aus Furcht etwas zu hören?“ [1]) oder der von seinem Liebchen behauptet, „sie sei eigentlich die Sonne, welche der Welt den „Wechsel der Jahreszeiten anzeige?“ [2]) Und den Mann, der solche Flachheiten und Abgeschmacktheiten aus seiner Feder bringen konnte, rühmt Laharpe als das „erste Muster des edlen Styles und den Schöpfer der lyrischen Poesie“; und noch ein ganz moderner französischer Schriftsteller läßt sich von dem langgehegten Vorurtheile so befangen, daß er sagt: „Malherbe vollendete bei uns „die Schöpfung der höhern Dichtungsart; er vervollkommnete eine „der Spezies dieser Art, die lyrische Poesie, in dem Maße, daß er „als deren wahrer Schöpfer zu betrachten ist.“ [3]) In der That, Malherbe ist das würdige Muster jener durch zwei Jahrhunderte in Frankreich herrschenden Dichterschule, welche „die Muse zu den Regeln der Pflicht zurückführte“ [4]) und kalt und pedantisch in sorgfältig gefeilten Versen eine unwahre und deshalb bombastisch aufgeblähte Leidenschaft zur Schau ausputzte, und deren Poesien Byron mit Recht als „leeres Wortgeklapper“ bezeichnete.

Malherbe genoß die Freude des Gerechten, durch sein Beispiel einen Sünder sich bekehren zu sehen. Bertaut (1552—1611), einer der geschmacklosesten und langweiligsten Anhänger der Ronsard'schen Schule, verließ dieselbe in seinen letzten Lebensjahren; er fühlte sich durch die öde Regelmäßigkeit Malherbe's

[1]) Stances sur la mort de Henri le Grand, au nom du duc de Bellegarde:

Ainsi de cette cour l'honneur et la merveille,
Alcippe soupiroit, prêt à s'évanouir.
On l'auroit consolé; mais il ferma l'oreille,
De peur de rien ouir.

[2]) Stances pour Alcandre, au retour d'Oranthe:

Certes l'autre soleil d'une erreur vagabonde
Court inutilement par ses douze maisons;
C'est elle (die Geliebte) et non pas lui, qui fait sentir au monde
Le change des saisons!

[3]) Poirson, IV. 405.

[4]) Qui réduisit la muse au règles du devoir.

Boileau.

unwiderstehlich angezogen.[1]) Ein anderer Dichter, den man gewöhnlich für einen Schüler Malherbe's ausgiebt, zeigt in Wahrheit nicht die mindeste Aehnlichkeit mit demselben: Honorat de Bueil, Sieur de Racan[2]) (1589—1670). So viel Hochachtung Racan auch persönlich Malherbe bezeugt hat, so ist er doch keineswegs in dessen Manier verfallen; nur in Bezug auf Reinheit des Versbaues und der Sprache hat er seine Ermahnungen und sein Beispiel sich zu Herzen genommen. Sonst ist Racan ebenso anmuthig, natürlich, liebenswürdig, anspruchslos, wie Malherbe gespreizt, unwahr, hochtrabend und doch flach. Racan will von dem „höhern Genre" des Malherbe nichts wissen; Liebe, Frühling, Hirten, Wein sind seine Gegenstände.

Noyons nostre ennuy dans le verre
Sans nous tourmenter de la guerre,
Du tiers-état et du clergé.

Phillis und Tircis, die unschuldigen Schönen, besingt er mit ungekünstelter Bewunderung. Er kümmert sich nicht um Haupt- und Staatsaktionen, Fürsten und Große; und ebenso wenig mischt er sich in konfessionelle Streitigkeiten:

Pour moy, comme une humble brebis,
Je vais où mon pasteur me range,
Et n'ay jamais aimé le change
Que des femmes et des maris.

Viel deutlicher noch steht auf Seiten der Alten gegen die Neuen Vauquelin des Yvetaux,[3]) ein Mann, der zu seinen Lebzeiten bekannter durch die Skandalgeschichten war, zu welchen er bis in sein achtzigstes Jahr Veranlassung gab, als durch seine Gedichte. In der That war er zu leichtsinnig, um ein bedeutender Dichter zu sein. Die meisten seiner Verse sind leicht hingeworfen,

---

[1]) Oeuvres poétiques de J. Bertaut, Paris 1605.

[2]) Champagnac, Poëtes français du second et du troisième ordre (Paris 1825, 12°), II. 41 ff.

[3]) Oeuvres poétiques de Vauquelin des Yvetaux, par Blanchemain, Paris 1854.

meist um irgend einer besondern Gelegenheit willen oder auf Befehl eines Großen. Aber Anmuth und Bestimmtheit fehlen ihm nie. Und an manchen Stellen, wie in der Elegie über die Werke Desportes' und einigen Zeilen in der „Prinzenerziehung", zeigt er, daß er Bedeutendes hätte leisten können durch die Energie und wahre Originalität, zu denen er aber sich leider nur stets für kurze Zeit zu erheben vermag. In jener Elegie über Desportes zeigt er sich als erbitterten Feind von Malherbe's Anhängern, jenen gewöhnlichen Geistern, welche die herrliche Blume der Dichtkunst in groben Fingern zerdrücken.

An der Spitze aber derjenigen, welche der neuen Schule eine hartnäckige Opposition machten, stand der größte der damaligen Dichter, Mathurin Regnier (1573 bis 1613[1]). Er hat sich auf die Satyre beschränkt; aber in dieser hat er Unvergängliches geleistet, das seinen Werth und seine Anziehungskraft behalten wird, so lange die Menschen ihre Natur nicht ändern werden. Regnier besitzt den Vorzug wahrer Dichter, daß er bei der Schilderung individueller Eindrücke und der Sitten seiner bestimmten Zeit doch zugleich das ewige Wesen des menschlichen Herzens enthüllt und darstellt. Alle irdischen Verkehrtheiten und Schwächen werden uns vorgeführt: der Ehrgeiz des eitlen Strebers, die Geldgier des Habsüchtigen, die Prahlerei des falschen Helden, die Bestechlichkeit des gewissenlosen Richters, die Heuchelei des Ueberfrommen; der einfältige und schmutzige Pedant, der ewig hungernde und sich selbst überschätzende Dichterling, der eingebildete und armselige Mäcen, die alte Kokette, die ihre noch immer regen Lüste unter dem Mantel der Frömmigkeit verbirgt, der gezierte Stutzer, der gewissenlose, allen Parteien dienende Advokat treten vor uns auf: und durch das Kostüm des sechszehnten Jahrhunderts scheinen deutlich die ewig wahren Typen. Alle seine Personen leben, bewegen sich, handeln und reden vor unsern Augen: wir glauben

[1]) Oeuvres de Mathurin Regnier, par Viollet le Duc, Paris 1822.

wahrhaft der Komödie des Lebens beizuwohnen. Dabei sucht Regnier nicht zu verwunden oder den Geist des Lesers zu betrüben und herabzustimmen: Gutmüthigkeit und Lebenslust lassen sich vielmehr unter der Maske des strengen Richters erkennen. Regnier weiß, daß er die Welt nicht umgestalten wird, und daß er selbst seinen guten Theil an den Lastern hat, die er schildert: das bewahrt ihn vor der Heftigkeit und Bitterkeit des Juvenal. Niemand wird die Satyren Regnier's ohne Erheiterung und Genuß durchlesen. Er ist geistreich, lebhaft, witzig, unerschöpflich an Einfällen. Seine Versifikation ist gewandt, er überrascht durch stets neue Wendungen, kühne Bilder, treffende Aperçus. Er ist nicht immer originell in seinen Schöpfungen; aber was er entlehnt, nimmt unter der Einwirkung seines energischen Geistes stets die ihm eigenthümliche Beschaffenheit und Form an. Seine Sprache gehört nur ihm an, er hat sie sich selbst gebildet, voll von Kühnheiten, Ellipsen, eigenthümlichen Wendungen. Wenn er durch Mängel im Versbau, archaistische und gewöhnliche Ausdrücke und Frivolität oft anstößt, so sind das Fehler, die einem Satyriker am ehesten verziehen werden können. Sein Urtheil, auch das poetische, ist gesund und zutreffend; und so ist er der erbitterte Gegner jener höfischen, fein konventionellen Poesie Malherbe's. Schon äußerlich hing er mit der Ronsard'schen Schule zusammen; sein Oheim und väterlicher Freund, Philipp Desportes, hatte durch gute Dichtungen in deren Manier Ruhm und Reichthum gewonnen. Aber selbst ohne diesen Umstand mußte Regnier's Genie ihn zum unversöhnlichen Feinde dieser Poeten à la Malherbe machen, die in ihrer Unfruchtbarkeit und Gefühlsarmuth nichts konnten als

, . . proser de la rime et rimer de la prose,[1])

die, wie sie selbst nur auf die äußere Form Acht geben, um

---

[1]) Vgl. C. Lenient, La satyre en France (Paris 1866), p. 560. — Sainte-Beuve in seinem trefflichen Tableau de la poésie française au seizième siècle ist der erste, der Regnier in seinem wahren Werthe gewürdigt hat; er stellt ihn Montaigne an die Seite.

Prendre garde qu'un qui ne heurte une diphtonge,

so auch bei Beurtheilung der alten Dichter die Schönheiten des Inhaltes gänzlich übersehen

Et pour quelque vieux mot estrange ou de travers
Prouvent qu'ils ont raison de censurer leurs vers.

Man muß diese ganze neunte Satyre „An Rapin" lesen, die beste und witzigste, wahrhaft prophetische Verurtheilung des französischen sogenannten Klassizismus! Regnier hat den gegen diesen angestrengten Prozeß bei der Mitwelt und seinen nächsten Nachfolgern verloren; aber die deutsche Literatur seit Lessing und ein guter Theil der französischen Kritiker und Dichter seit der Restauration geben ihm vollständig Recht.

Die Romanliteratur wurde zu Heinrich's IV. Zeiten durch ein Werk repräsentirt, welches ein Jahrhundert hindurch das Entzücken der guten Gesellschaft Frankreich's ausmachte: die „Asträa" von Honoré d'Urfée, ein Schäferroman, dessen erster Theil, Heinrich dem Vierten gewidmet, im Beginn des Jahres 1610 erschien.[1]) Es ist in unserer, dem Realen zugewendeten Epoche schwer, sich in diese fiktive Welt hineinzuversetzen, uns für Verhältnisse und für Menschen zu interessiren, wie sie nie existirt haben. Indeß die Sprache der „Asträa" ist anmuthig, wohlklingend, reich und abwechselnd; sie hat ohne Zweifel sehr viel zu dem Beifall beigetragen, den dieses Werk so lange gefunden hat — der König selbst ließ es sich während einer langdauernden Krankheit täglich vorlesen.[2]) Und wenn wir es über uns gewinnen, uns den Voraussetzungen des Autors zu unterwerfen, wirklich an das Vorhandensein dieser eleganten und gebildeten Schäferrepublik zu glauben, so mögen uns immerhin einige flüchtige Stunden hindurch die Liebesleiden Celadon's und Asträa's, die Abenteuer des schönen Alcippus, die Eifersucht Celion's und Belindens fesseln. Aber sich durch die ganzen fünf Theile des Werkes durchzuarbeiten: das ist

---

[1]) Hon. d'Urfée, L'Astrée, Lyon 1624 (2 Theile 8°.)
[2]) Mém. de Bassompierre, ed. Petitot, II., XIX., 385.

eine Aufgabe, welcher ein moderner Mensch nicht gewachsen ist; wenn Urfée auch Sorge getragen hat, hier und da durch Anspielung auf wirkliche zeitgenössische Ereignisse die etwas einförmigen Erzeugnisse der bukolischen Muse zu beleben. Man muß nun, um die Begeisterung für die Schäferromane — den „Pastor fido", die „Diana" des Montemayor u. v. a. — sich zu erklären, sich in's Gedächtniß rufen, daß es außer den Ritter- und einigen satyrischen Romanen keine umfassenden Schilderungen romanhafter Natur gab; und gegen die Rittergeschichten machen in der That die Schäferromane einen großen Fortschritt aus, sie kommen der Wirklichkeit, dem wahrhaft Menschlichen doch schon bei weitem näher; es tritt in ihnen doch schon das psychologische Moment, Charakterschilderung und Charakterentwickelung hervor. Sie bilden den Uebergang von jenen unmöglichen Ausgeburten einer wilden und erhitzten Phantasie zu der Darstellung des realen Lebens in der neuern Romanliteratur. Es mag dann noch erwähnt sein, daß die zahlreichen in die Asträa verstreuten Gedichte gewandt und, nach dem Geschmacke der Zeit, der freilich nicht mehr der unsere ist, elegant und gefühlvoll sind.

Das Lustspiel, unter Heinrich III. durch Larivey einigermaßen gehoben, verfiel unter seinem Nachfolger wieder völlig in das Burleske und Possenhafte. Die Tragödie war bei dem Ende des 16. Jahrhunderts gleichfalls gänzlich in das Gedankenlose und Rohe versunken; den ersten Versuch, sie zu heben, machte Alexander Hardy (1560—1631).[1]) Seine eigentlichen Tragödien zeichnen sich durch vergleichsweise Reinheit und Schicklichkeit der Sprache, durch Regelmäßigkeit der Anordnung und der Handlung und die Einführung einer größern Menge von Personen aus. Aber an Erfindung ist er unglaublich arm, indem er sich so eng wie möglich der heiligen und Helden-Geschichte und der Mythologie anschließt,

---

[1]) Ausgewählte Werke (54 Stücke) erschienen 1623 bis 1628 in sechs Bänden 8°.

denen er seine Gegenstände sämmtlich entnahm. Dazu kommt, daß alle seine Persönlichkeiten, so verschieden auch ihre Epoche oder ihre Lebensstellung sein mag, sich einer völlig gleichförmigen Sprachweise befleißigen. Das beste seiner Trauerspiele ist die „Mariamne“. Er brachte auch die geschmacklose „Pastorale“, das Schäferdrama, auf die Bühne und das Schauspiel im engern Sinne oder, wie man damals zu sagen pflegte, die Tragikomödie. In beiden ahmte er knechtisch Italienern und Spaniern nach, in beiden leistete er gar nichts bedeutendes. Dieser Dichter konnte sich mit Lope an Fruchtbarkeit vergleichen; nicht weniger als sechshundert Stücke soll er verfertigt haben, alle in heroischen Versen geschrieben. Sein hauptsächliches Verdienst besteht in dem Interesse, das er dem Publikum für das Theater einzuflößen verstand. Alle Stände des Volkes nahmen an demselben Antheil; auch der König begünstigte lebhaft diese Art von Volksbelustigung.[1]) Die Truppe, für welche Hardy schrieb, vermochte um das Jahr 1600 das erste ständige Theater in Paris zu gründen, das Theatre du Marais, in der Vieille Rue du Temple; hier wurde regelmäßig die Woche dreimal unter großer Betheiligung des Publikums gespielt; die Schauspieler, die zugleich Eigenthümer waren, erlangten einen gewissen Wohlstand. Später kam noch unter Heinrich's Regierung eine zweite stehende Bühne hinzu, im Hotel d'Argent. Außerdem waren oft fremde Schauspielergesellschaften in Paris; im Jahre 1603 spielte die italienische Truppe Isabelle Andreini's mit großem Beifall vor dem Hofe und der Hauptstadt; im Jahre 1604 waren spanische Schauspieler in Paris; im Jahre 1608 besoldete der König selbst eine italienische Truppe. Aber nicht allein hier, auch in der Provinz — z. B. in Bourges — gab es Theater.[2]) In den Lustspielen scheute man sich nicht im mindesten, derbe Anspielungen auf die Gebrechen der Zeit und die Mißbräuche in der

---

[1]) Legrain, Décade, 821.

[2]) P. Matthieu, II. 209 a. — P. de L'Estoile, III. 472, IV. 102. — Lettr. Miss. VII, 566: Der König an Sully, 6. Juni 1608.

Staatsverwaltung einfließen zu lassen. In einer Posse, die vor dem Könige und dem ganzen Hofe im Januar 1607 im Hotel de Bourgogne gespielt wurde, legte man ohne Scheu das Elend des Volkes und die Spitzbübereien der Steuer- und der Finanzbeamten dar. Der König, der bei dieser burlesken Darstellung bis zu Thränen gelacht hatte, verbot, den Schauspielern dafür das mindeste Ueble anzuthun. Selbst die vom Könige so begünstigten Jesuiten durften in Possen lächerlich gemacht werden.[1])

Für das Theater wie für so vieles andere war die Regierung Heinrich's IV. die Zeit der Wiedergeburt, der Revolution. Freilich wurde im Drama ebenso wenig, wie in den meisten andern Literaturzweigen, sehr Bedeutendes geleistet: aber aus Hardy's Schule sind Rotrou, Corneille, Racine hervorgegangen.

Ein Edikt, welches Heinrich IV. am 12. November 1609 erließ, damit die Schauspieler nicht zu späten Stunden ihre Aufführungen veranstalteten und überhaupt der Nachbarschaft kein Aergerniß gäben,[2]) mag uns einigen Einblick in die damaligen Zustände des Theaters gewähren. Man scheint mit dem Beginn der Darstellung so lange gewartet zu haben, bis das Theater sich füllte; denn das Edikt setzt ausdrücklich fest, man solle die Aufführung zu den angeordneten Stunden beginnen mit dem Publikum, das sich inzwischen eingefunden. Die Vorstellungen fanden Nachmittags Statt; im Winter mußte schon um 2 Uhr begonnen und um 4½ Uhr geschlossen werden; die Thüren mußte man, um jeden Andrang zu verhüten, schon um ein Uhr Nachmittags öffnen. Es gab nur zwei Rangstufen in dem Zuschauerraume: das Parterre einer-, Gallerien und Logen andrerseits. Ersteres kostete an Eintrittsgeld fünf Sous (= 68 Centimes, dem Metallwerthe nach), letztere das Doppelte.

Alle Theaterstücke mußten vor der Aufführung dem königlichen

[1]) P. de L'Estoile, IV. 27 ff. — Benoist, Hist. de l'Edit de Nantes, I. 401.

[2]) Isambert, Anciennes lois françaises, XV. 359 f.

Prokurator unterbreitet werden; indeß seine Zensur scheint weder in moralischer noch politischer Hinsicht sehr streng gewesen zu sein. —

Was nun die nebensächlichen Dichtungsarten betrifft, so fanden die poetische Erzählung, das leichte Epigramm einen in seiner Art trefflichen Meister in Jean Passerat,[1]) den Vorläufer Lafontaine's. Passerat's ganzes Wesen in seinen Vorzügen und seiner Beschränkung liegt in der Strophe:

Laissons, laissons regrets et pleurs
A la vieillesse!
Jeunes il faut cueillir les fleurs
De la tendresse.
En ce temps joli de mai,
Ores que le ciel est plus gai,
Aimons mignonne;
Ne combattons point le désir:
En ce monde n'a de plaisir
Qui ne s'en donne.

Und auch der komisch-satyrische Roman ist vertreten durch Beroalde de Verville's Moyen de parvenir (1610).[2]) Das Buch ist von einer widerwärtigen Obszönität; zugleich aber enthält es zahlreiche Funken jenes altfranzösischen Witzes, dessen vorzüglichster Repräsentant Franz Rabelais war, auf welchen in der That die ursprüngliche Anlage dieses Werkes zurückgeführt wird.

Die Literatur hat in Heinrich IV. keinen lebhaften Förderer gefunden. Dafür ist er ihr aber auch nicht durch strenge Preßgesetze in den Weg getreten. Niemand war weniger rachgierig, als dieser König; ein guter Scherz, wenn er selbst auf seine eigenen Kosten, zumal aber wenn er auf Kosten seiner nächsten Diener und Freunde gemacht war, war sicher, ihm zu gefallen, und selbst bittere Kritik kränkte ihn wenig, wenn er auch noch weniger sich von ihr bestimmen ließ. Er war zu sehr Franzose,

---

[1]) Champagnac, Poëtes du second ordre, I. 159 ff.

[2]) Ausgabe Paul Jacob's, Paris 1852.

zu sehr Gascogner, um es nicht natürlich zu finden, daß jeder redete, wie der Mund ihm gewachsen war. Er ließ sich fast alle Erzeugnisse der Tagespresse, freundliche und feindliche, vorlesen und hatte seine Freude daran. Forderte man ihn zur Bestrafung der Pasquillanten auf, so pflegte er wohl zu sagen: „Wenn sie weiter nichts Böses thun, als mit dem Munde, so ist es ihnen wohl zu verzeihen". Das wunderte die Fremden sogleich, wenn sie nach Paris kamen: das lebhafte politische Interesse, welches man sich noch von den Bürgerkriegen her bewahrt hatte, und die große Freiheit des Volkes in seinen Reden.[1]) Zeitungen hatte man freilich noch nicht; aber Neuigkeiten — oft selbst geheimere Sachen — gingen in Abschriften oder auch in gedruckten fliegenden Blättern von Hand zu Hand.[2]) Unermeßlich aber war die Zahl der ernsten und satyrischen Schriften gegen die Verwaltung, die Minister, den König selbst. Oft genug trafen sie den Nagel auf den Kopf. So die Remonstrances faictes au Roy sur l'administration et le gouvernement de l'Estat (1598), in welchen die Mißbräuche in der Finanzverwaltung schonungslos aber ohne Uebertreibung enthüllt wurden. Daß man Heinrich selbst nicht vergaß, zeigt der Titel eines im Jahre 1602 verbreiteten Pamphletes: Tyrannie des Tyrannies du Roy Henry IV. de France. 1605 erschien der Discours d'Estat pour faire veoir au Roy, en quoi Sa Ma.té est mal servie: hier waren die Bitterkeiten schon grundloser, meist nur von Rosny's Härte hergenommen.[3]) In demselben Jahre wurde der Hof selbst auf das keckste in seiner Lasterhaftigkeit gegeißelt durch Arthur Thomas „Beschreibung der Hermaphroditeninsel". Das Büchlein wurde mit Begier gekauft,

[1]) MS. Dep. Avala's v. 12. Nov. 1600; Dep. Pecquius' vom 8. October 1607 (Wien). — Dep. Buwinkhausen's vom 22. Januar 1604 (1605); M. Ritter in den Sitzungsber. der Münch. Akademie 1872, S. 589.

[2]) P. de l'Estoile, III. 365. 435.

[3]) Manuscr. frçs. vol. 4020 fol. 160a ff. 384b ff. (Nat.-Bibl. zu Paris). — Dep. Winwood's v. 24. Jan. 1602; Winw. Mem. I. 380.

man bezahlte für ein Exemplar zwei Goldthaler (jetzt dreizehn Thalern entsprechend). Der König ließ es sich selbst lesen, obwohl darin entwickelt war, „Frankreich sei jetzt die Höhle und das Asyl „jedes Lasters, jeder Wollust und Schändlichkeit, während es „früher eine ehrenvolle Akademie, eine Pflanzstätte der Tugend „gewesen". Heinrich fand das wohl etwas frei und kühn, verbot aber, den Verfasser zu bestrafen; „denn", sagte er lächelnd, „ich „mache mir ein Gewissen daraus, einen Menschen zu kränken, weil „er die Wahrheit gesagt".

Der „französische Soldat", welchen der König sich gleichfalls lesen ließ, drängte zum Kriege gegen die jedem guten Franzosen bitter verhaßten Spanier und zürnte auf Villeroy und Jeannin, die alten Ligisten, welche er „gute Spanier" nannte. Der „französische Bauer" machte sich über die innere Verwaltung der Minister des Königs lustig. Gegen die Parlamente wandte sich das Buch Treslon's — des Sohnes eines Parlamentsrathes — „Die Gerechtigkeit zu den Füßen des Königs" (1608).[1])

Unzählbar waren die von den verschiedenen religiösen Parteien ausgehenden Streitschriften; zumal die Reformirten, durchgehends gut gebildet und mit der Feder nicht minder vertraut als mit dem Degen, waren unermüdlich in der Broschürenliteratur. Ihre scharfen Publikationen vom Jahre 1596, welche das Zustandekommen des Ediktes von Nantes beschleunigten, sind schon erwähnt worden.[2]) Dann erschienen „Der deutsche Edelmann an König Heinrich IV. über die Sicherheitsplätze der Reformirten" — ein gut geschriebenes aber kühnes und dem Könige keineswegs freundliches Werk —[3]) und Du Moulin's „Wasser Siloah's, um das Fegefeuer auszulöschen". Solchen Angriff auf ihre Dogmen konnten die Katholiken nicht dulden, und es erschienen dagegen

[1]) Estoile, III. 422. 442. 490 f., IV. 158. 234. — Vgl. Beilage III.

[2]) Th. I. S. 147.

[3]) In dem vor. Seite Anm. 3 angef. MS. fol. 249a ff.

zu sehr Gascogner, um es nicht natürlich zu finden, daß jeder redete, wie der Mund ihm gewachsen war. Er ließ sich fast alle Erzeugnisse der Tagespresse, freundliche und feindliche, vorlesen und hatte seine Freude daran. Forderte man ihn zur Bestrafung der Pasquillanten auf, so pflegte er wohl zu sagen: „Wenn sie weiter nichts Böses thun, als mit dem Munde, so ist es ihnen wohl zu verzeihen". Das wunderte die Fremden sogleich, wenn sie nach Paris kamen: das lebhafte politische Interesse, welches man sich noch von den Bürgerkriegen her bewahrt hatte, und die große Freiheit des Volkes in seinen Reden.[1]) Zeitungen hatte man freilich noch nicht; aber Neuigkeiten — oft selbst geheimere Sachen — gingen in Abschriften oder auch in gedruckten fliegenden Blättern von Hand zu Hand.[2]) Unermeßlich aber war die Zahl der ernsten und satyrischen Schriften gegen die Verwaltung, die Minister, den König selbst. Oft genug trafen sie den Nagel auf den Kopf. So die Remonstrances- faictes au Roy sur l'administration et le gouvernement de l'Estat (1598), in welchen die Mißbräuche in der Finanzverwaltung schonungslos aber ohne Uebertreibung enthüllt wurden. Daß man Heinrich selbst nicht vergaß, zeigt der Titel eines im Jahre 1602 verbreiteten Pamphletes: Tyrannie des Tyrannies du Roy Henry IV. de France. 1605 erschien der Discours d'Estat pour faire veoir au Roy, en quoi Sa Ma.té est mal servie: hier waren die Bitterkeiten schon grundloser, meist nur von Rosny's Härte hergenommen.[3]) In demselben Jahre wurde der Hof selbst auf das keckste in seiner Lasterhaftigkeit gegeißelt durch Arthur Thomas „Beschreibung der Hermaphroditeninsel". Das Büchlein wurde mit Begier gekauft,

---

[1]) MS. Dep. Ayala's v. 12. Nov. 1600; Dep. Pecquius' vom 8. Oktober 1607 (Wien). — Dep. Buwinkhausen's vom 22. Januar 1604 (1605); M. Ritter in den Sitzungsber. der Münch. Akademie 1872, S. 589.

[2]) P. de l'Estoile, III. 365. 435.

[3]) Manuscr. frçs. vol. 4020 fol. 160a ff. 384b ff. (Nat.-Bibl. zu Paris). — Dep. Winwood's v. 24. Jan. 1602; Winw. Mem. I. 380.

man bezahlte für ein Exemplar zwei Goldthaler (jetzt dreizehn Thalern entsprechend). Der König ließ es sich selbst lesen, obwohl darin entwickelt war, „Frankreich sei jetzt die Höhle und das Asyl „jedes Lasters, jeder Wollust und Schändlichkeit, während es „früher eine ehrenvolle Akademie, eine Pflanzstätte der Tugend „gewesen". Heinrich fand das wohl etwas frei und kühn, verbot aber, den Verfasser zu bestrafen; „denn", sagte er lächelnd, „ich „mache mir ein Gewissen daraus, einen Menschen zu kränken, weil „er die Wahrheit gesagt".

Der „französische Soldat", welchen der König sich gleichfalls lesen ließ, drängte zum Kriege gegen die jedem guten Franzosen bitter verhaßten Spanier und zürnte auf Villeroy und Jeannin, die alten Ligisten, welche er „gute Spanier" nannte. Der „französische Bauer" machte sich über die innere Verwaltung der Minister des Königs lustig. Gegen die Parlamente wandte sich das Buch Treslon's — des Sohnes eines Parlamentsrathes — „Die Gerechtigkeit zu den Füßen des Königs" (1608).[1])

Unzählbar waren die von den verschiedenen religiösen Parteien ausgehenden Streitschriften; zumal die Reformirten, durchgehends gut gebildet und mit der Feder nicht minder vertraut als mit dem Degen, waren unermüdlich in der Broschürenliteratur. Ihre scharfen Publikationen vom Jahre 1596, welche das Zustandekommen des Ediktes von Nantes beschleunigten, sind schon erwähnt worden.[2]) Dann erschienen „Der deutsche Edelmann an König Heinrich IV. über die Sicherheitsplätze der Reformirten" — ein gut geschriebenes aber kühnes und dem Könige keineswegs freundliches Werk —[3]) und Du Moulin's „Wasser Siloah's, um das Fegefeuer auszulöschen". Solchen Angriff auf ihre Dogmen konnten die Katholiken nicht dulden, und es erschienen dagegen

[1]) Estoile, III. 422. 442. 490 f., IV. 158. 234. — Vgl. Beilage III.

[2]) Th. I. S. 147.

[3]) In dem vor. Seite Anm. 3 angef. MS. fol. 249a ff.

Duval's „Eliasfeuer“ und des Konvertiten Palma-Cayet „Brennender Ofen“.[1])

Der bestverleumdete Mann in Frankreich war ohne Zweifel Sully, welcher neben seinen vielen reellen unliebenswürdigen Eigenschaften schon die, Finanzminister zu sein, allgemein verhaßt machte. Wir haben einige von diesen Schriften schon erwähnt. Bereits 1600 erschien die Remonstrance faite à Mr. de Rosny, die noch ziemlich gemäßigt ist. Der Tod Biron's, den man — fälschlich — Rosny zuschrieb, gab dann Gelegenheit zu den heftigsten Angriffen in Prosa und Versen auf ihn. Im März 1609 erschien ein bitteres Pasquill gegen Sully, „Privilegien und Freiheiten der Hauptstadt des souveränen Fürstenthumes Bosbelle“, welches sich Se. Majestät selbst mit vielem Behagen vorlesen ließ und dann eigenhändig an Sully's ärgsten Feind, den Grafen von Soissons, sandte. Des Ministers Zorn kannte keine Grenzen, indeß schon wenige Tage später kam eine neue Satyre gegen ihn heraus, die an Heftigkeit jene noch übertraf; und im September desselben Jahres heftete man im Louvre selbst ein Pamphlet gegen Sully an, das ihm den Galgen in nahe Aussicht stellte. Sully hatte aber weniger Geduld als der König; dem Herrn von Juvigni, der ihn im Discours d'Estat bitter angegriffen, ließ er als Majestätsverbrecher den Prozeß machen und ihn hängen — glücklicher Weise nur in effigie, da der Kritiker sich rechtzeitig geflüchtet hatte.[2])

Heinrich IV. dagegen verlor ob solcher Dinge keinen Augenblick den Gleichmuth. „Die Preßfreiheit“, sagt eine offiziöse Chronik der Zeit, „ist groß in Frankreich. . . . Das ist einmal „die Mode bei uns. Jedes Jahr muß es eine Feder geben, die „irgend eine neue These vertheidigt, um alle Federn zu gehöriger

[1]) Estoile, III. 388. 394. 488.

[2]) Manuscr. frçs. Supplém. 911 (Nat.-Bibl. zu Paris). — Estoile, III. 498, IV. 235. 237. 312.

„Antwort in Thätigkeit zu setzen; und das Volk füttert sich damit, „ohne daß es deshalb mehr Verwirrung gäbe. Se. Majestät „kümmerte sich wenig um diese Schriften".

Nicht alle Regierungen vor und nach Heinrich IV. haben so stoische Ansichten in Betreff der Preßfreiheit gehabt!

Die immensen Dienste, welche Heinrich IV. seinem Volke geleistet hat, mußten auch dem blödesten Auge erkennbar sein. Außerdem besaß der König persönlich so viele gefällige Eigenschaften, daß er schon dadurch der Popularität hätte sicher sein müssen. Später ist sie ihm ja auch reichlich zu Theil geworden; in der zweiten Hälfte seiner Regierung aber war er — nicht gerade verhaßt — aber durchaus nicht volksthümlich. Doch dürfen wir es ihm zum Ruhme anrechnen, daß die gesammte Intelligenz des Landes ihm völlig ergeben war. Der aufgeklärte, edle und wahrhafte De Thou, der gelehrte Casaubon, der geniale De Serres, der geistvolle Regnier: alle zeigen sich als warme Bewunderer von Heinrich's Genie. Ligisten, wie Villeroy und Jeannin, eifrige Reformirte, wie Du Plessis und Aubigné, unterwarfen sich mit gleicher Anerkennung den hohen geistigen Eigenschaften, den allseitigen Verdiensten dieses Monarchen.

Anders die große Masse der Bevölkerung. Es hatte allerdings eine Zeit gegeben, wo Heinrich IV. populär gewesen war. Als er nach zahlreichen Siegen über seine französischen Gegner durch seine Bekehrung zum Katholizismus den letzten Stein des Anstoßes beseitigt, den gehaßten Spaniern den Krieg erklärt und über sie bei Fontaine-Française einen wahrhaft romantischen Sieg davon getragen hatte: da freilich war sein Lob in aller Munde. Aber dies dauerte nicht lange. Als im Jahre 1596 Calais, Amiens, viele andere Festungen des Nordens den Spaniern in die Hände fielen, während Heinrich sich mit den Tändeleien der schönen Gabriele die Zeit vertrieb: schlug die Stimmung plötzlich um, und das Volk äußerte seinen Unwillen in zahlreichen Epigrammen, die — nach der Sitte der Zeit — zu stark gewürzt sind, um hier

wiedergegeben zu werden.[1]) Aber es kamen ernstlichere und bleibendere Gründe der Unzufriedenheit hinzu. Die Katholiken hielten instinktmäßig — trotz aller entgegenstehenden Thaten und Erklärungen Heinrich's — seinen Uebertritt für erheuchelt; und die überwiegende Masse des Volkes in den großen Städten besaß noch genug religiösen Zelotismus, um ihm deßhalb abgeneigt zu sein. Die Reformirten dagegen konnten ihm den Abfall nicht vergessen und grollten darüber, daß er sie im Zaume hielt. Die städtische Menge war ferner unzufrieden mit der strengen Zucht und der scharfen Gerechtigkeit, welche der König ausübte, und murrte über die drückende Last der Steuern. Der Adel war ergrimmt über das Aufhören der verschwenderischen Gaben, mit welchen die letzten Valois das Staatsvermögen an jeden vornehmen Bettler vergeudeten; über seine Entfernung von den Staatsgeschäften; über die bestimmte und schneidige Weise, welche man des Königs Tyrannei nannte: kurz über die Einrichtung einer geordneten und zwar absolut-monarchischen Staatsverfassung.[2]) Das Landvolk, welches am meisten die Wohlthaten des Königthums empfand, hatte damals gar keine politische Bedeutung, die ihm ja in Frankreich überhaupt erst durch das allgemeine Stimmrecht gegeben worden ist. Zur Zeit des Münzediktes war die Unbeliebtheit des Königs auf ihrem Gipfel; man durfte sich nicht scheuen in öffentlichen Gesellschaften

[1]) L'Estoile, III. 165.

[2]) Daß dies Bild nicht übertrieben ist, dafür giebt es Zeugnisse der verschiedensten Art. MS. Dep. Toledo's v. 14. November 1608: Der Adel ist unzufrieden, das Volk wüthend über die Steuern. Toledo ist ein Spanier, aber auch der dem Könige sehr ergebene Venetianer Angelo Badoer (Relaz. p. 98 f.) spricht von den continui lamenti ed esclamazioni de'sudditi, von tante male soddisfazioni date ad ogni grado di persone u. s. w. Der unparteiische Engländer Winwood bemerkt (24. Jan. 1602; Winwood Mem. I. 380): The discontents of the Communallitie do daily multiply, for the Grievances of the Impositions; of the Nobillity, for that their Services are not remembred, their Pensions retrenched, and they themselves not respected, nor admitted to the Government of the Estate etc.

zu äußern, daß man zu den Gebeten ein Libera nos domine für einen geldgierigen König fügen müsse, denn nicht zufrieden, den Unterthanen das Blut ausgesogen zu haben, wolle er ihnen jetzt auch die Eingeweide entreißen. Der Marschall Ornano sagte dem Könige geradezu, nie sei Heinrich III. so verhaßt gewesen, wie jetzt er selbst; das Volk liebe ihn nicht im mindesten mehr.[1]) Klüglich gab der König in dieser Angelegenheit nach.

Das war überhaupt der große Vorzug des Königs, daß er zur rechten Zeit zu weichen verstand. Und so entwickelte doch der augenblickliche Grimm sich nie zu bleibendem Hasse, wie der hartnäckige Sully sich ihn redlich zugezogen hatte. Ein Umstand kam dem Könige sehr zu Gute: seine Gegnerschaft gegen die Spanier, die bei den Franzosen im allgemeinen und zumal bei den Parisern von ihrem Auftreten im Bürgerkriege her sehr schlecht angeschrieben standen. Selbst die Boten des erwünschten Friedens im Jahre 1598 waren, wo sie sich blicken ließen, mit dem Spottrufe „Marannen" empfangen. Affen, mit spanischer Tracht angethan, wurden ihnen zum Hohne vorgewiesen; Prügel und Dolchstiche zwischen Spaniern und Parisern wurden nur allzu häufig gewechselt.[2]) Bekanntlich gab man ihnen zunächst auch die Ermordung des Königs Schuld.

Wie viel Frankreich an Heinrich IV. besaß, kam dem Volke — wie so häufig — erst nach dessen Tode zum Bewußtsein. Ravaillac hatte geglaubt, mit der Ermordung des Königs eine der großen Menge der Franzosen höchst genehme That zu vollbringen; dieser merkwürdige Schwärmer war tief erschüttert, als er bemerkte, wie viel Achtung und Anhänglichkeit man doch — trotz vielfacher Mißstimmung — für den König bewahrt hatte.[3]) Aber mehr als die durch das Mitleid erhöhte und wieder hervorgerufene

[1]) Estoile, IV. 300. 309 f.

[2]) Das. III. 227, IV. 161 f.

[3]) Matthieu, Histoire de la mort de Henri IV.

Neigung des Volkes haben verschönernde Ueberlieferung und die Schriften theils gerechter theils schmeichelnder Autoren das Andenken Heinrich's allmählich zu dem populärsten in Frankreich gemacht.

Gerade die Pariser hatten am wenigsten Ursache, dem Könige gram zu sein; alle Berichterstatter stimmen darin überein, daß unter seiner Regierung Paris, unter der Liga verkommen und verarmt, eine der reichsten Städte der Welt geworden sei. Unmittelbar nach der Uebergabe an den König hatten dort die traurigsten Zustände geherrscht. Die Stadt war voll Armer, die bei dem Mangel jeder polizeilichen Aufsicht durch den beständigen Zuzug des Proletariats aus der Umgegend vermehrt wurden. In zwei Wochen waren einst 14,000 Bedürftige in die Stadt hineingekommen, wo sie doch noch eher einen Bissen zu erlangen hofften. Die Armentaxe mußte verdoppelt werden. Ein Einkommen von sechs- bis siebentausend Livres galt als beispielloser Reichthum. Zumal in der Pfarrei St. Nikolas, in den Vierteln Montmartre und Petits Champs, den Vorstädten St. Honore, St. Martin und St. Denis — jetzt den Sitzen entweder der glänzendsten Aristokratie oder lebhaftester Geschäfts- oder Fabrikthätigkeit — war das hungernde Volk in engen schmutzigen Wohnungen zusammengehäuft; nur die häufigen verheerenden Krankheiten lichteten einigermaßen dieses grauenhafte Chaos. Die Unsicherheit in der Umgegend und auf den Straßen war groß; selbst Wölfe drangen bis in das Herz der Stadt und fielen dort Menschen an.[1]) Unter Heinrich's IV. ordnender und fördernder Regierung wurde das schnell anders; Wohlstand und Wohlleben wuchsen in überraschend kurzer Zeit. Man zählte 200 reiche Kaufleute mit einem Vermögen von mehr als 500,000 Livres (etwas über eine Million Thaler nach heutigem Geldwerthe), 20,000 mit mittlerm Vermögen.[2])

---

[1]) Estoile, III. 134 ff. 141. 154. 163. 175.

[2]) Monteil, Français des divers états, III. 216.

So reichlich — im Jahre 1605 — auch die Zufuhr aller Lebensbedürfnisse war, herrschte doch schon damals daselbst große Theuerung, und zwar deshalb, weil jeder tüchtig verdienen und gut leben wollte. Leben und leben lassen, war das allgemein verbreitete Losungswort. Die Beamten sahen durch die Finger, wenn die Höker und Kaufleute zu hohe Preise forderten, alle Handwerker ließen ihre Arbeiten sich gehörig bezahlen — sechsmal höher, als in Venedig, meint Angelo Badoer.[1]) Eine ungeheure bunte Menge wogte in den Straßen, die von den lauten Anpreisungen der Trödler und Höker erklangen.[2]) Der Pariser war damals schon, wie heute, keck, freimüthig, keine Würde achtend — mit des Königs Person pflegte man ohne viele Umstände umzugehen, jeder begehrte für seine Angelegenheiten freien Zutritt zu ihm — maliziös, vorlaut. „Ein wahrer Pariser", meint einmal Estoile,[3]) „das heißt ein Schwätzer und Leichtsinn". Die Unsittlichkeit in den großen Städten und auf dem Lande war wohl weder schlimmer noch geringer, als jetzt: nur trat sie damals viel freier und offener an das Tageslicht, und niemand, sei es Mann oder Weib, machte viel Hehl aus seinen Ausschweifungen. In Paris vollends sorgte die allgemeine Geschwätzigkeit dafür, daß das Privatleben der irgend hervorragenden Persönlichkeiten jedermann offen und bekannt war, um sofort in gereimten oder nicht gereimten Witzen dem unerschöpflichen Spotte der Menge zu verfallen. Wenn es wahr ist, daß, wie La Rochefaucould gesagt hat, die Heuchelei eine Huldigung des Lasters an die Tugend ist, so haben wir in dieser Hinsicht allerdings seit jenen Tagen bedeutende Fortschritte gemacht.

---

[1]) Relaz. p. 86.

[2]) Vgl. Regnier, Satyre X. V. 214.

[3]) IV. 161: vrai parisien à la verité, c'est à dire badaut et estourdi. — Du Chesne, Les antiquitez de toute la France, p. II. leitet den Namen Parrisii von παῤῥησία ab, weil die Pariser bekanntlich die am freiesten und kühnsten redenden Leute der Welt seien.

In Folge des lockern Lebens war leider auch damals schon der Kindesmord in den großen Städten an der Tagesordnung.[1])

Die Rohheit war freilich, zum Theil in Folge der Bürgerkriege, zum Theil auch dem allgemeinen Charakter der Zeit gemäß, erschrecklich. So fanatisch fromm man auf der einen Seite war, so wenig scheute man sich doch vor beständigen Verwünschungen, Flüchen und lästerlichen Anrufungen des göttlichen Namens. Bei Exekutionen drängten Vornehm und Gering, Männer und Weiber, sich auf dem Greveplatze, um Menschen köpfen, hängen, rädern, viertheilen, mit glühenden Zangen zwicken, mindestens auf's Blut peitschen zu sehen. Weit davon entfernt, auch nur das mindeste Mitleid mit den Unglücklichen zu empfinden, weidete man sich an den Qualen derselben, und oft suchten die Zuschauer dem Henker an seinen Opfern zuvorzukommen. Edelleute stiegen vom Pferde, um dasselbe zur Zerreißung eines Verbrechers zu leihen. Der Haufe brüllte dem Missethäter Vorwürfe und gemeine Schimpfwörter entgegen. Man rief dem Henker zu, es ihm tüchtig zu geben. Die Kriminaljustiz war dem entsprechend von furchtbarer Härte. Diebstahl wurde mit dem Galgen, Gotteslästerung und Blutschande mit dem Feuertode oder dem Rade bestraft, selbst der Versuch des Raubmordes wurde mit dem Rade geahndet.

Vorzüglich offenbarte sich auch die Rohheit aller Klassen bei Zusammenkünften des Volkes, auf Jahrmärkten und Messen. Die große Messe von St. Germain ging nie ohne umfangreiche Prügelei, selten ohne Todtschlag ab. Es war ein Lieblingsvergnügen der Hofleute, mit einer Schaar Bedienten in das Volksgewühl zu fallen und alle, denen sie begegneten, weidlich durchwalken zu lassen. Lakaien und Soldaten, Studenten und Lakaien lieferten sich meistens bei solchen Gelegenheiten förmliche und blutige Schlachten.[2])

[1]) Estoile, III. 186. — Man hat nur die Memoiren Bassompierre's und das Tagebuch Estoile's zu durchblättern, um über die sittlichen Zustände der damaligen Zeit hinreichend erbaut zu sein.

[2]) Aus vielen Quellen.

Diese Rohheit war mit dem ausschweifendsten Luxus gepart. Der Aufwand in Kleidung und Speise war unermeßlich, in den obern Klassen viel größer als in der Gegenwart. Der pariser Hof war derjenige in Europa, wo am meisten Luxus getrieben wurde, so bescheiden auch der König selbst auftrat; die Edelleute, die nicht durch ein Amt an den Hof gefesselt waren, hatten die Gewohnheit, neun Monate ärmlich auf ihrem Gute zu leben und Geld zu sammeln, um dann ein Vierteljahr hindurch mit um so mehr Glanz am Hofe auftreten zu können. Von diesem verbreitete sich der Luxus über den gesammten Bürgerstand. Den ganzen Winter erfüllten Bälle und Maskeraden, wo die Herren und die Damen geschminkt, wohlfrisirt und in kostbarsten Gewändern erschienen, um sich mit dem „Fünfschritt-Tanze“ und daneben mit Liebeshändeln und Spottreden über der guten Freunde Wesen, Betragen und Bildung zu unterhalten: Man gab Bankette, wo das Gericht fünfundvierzig Goldthaler — nach jetzigem Geldwerthe über 290 Thaler — kostete! Bei der Taufe des Sohnes des Connetable waren allein die Früchte mit 350 Ecus — also heutigen 2275 Thalern — bezahlt. Besonders lebhaft ging es gerade in den auf die Bürgerkriege folgenden Jahren 1598, 1599 und 1600 in der Hauptstadt zu. Bälle, Maskeraden und andere Festlichkeiten fanden ununterbrochen Statt; am meisten veranlaßte und nahm an ihnen Theil der berüchtigte Graf Karl v. Auvergne. In den Häusern der reichen Finanzbeamten baten die Adligen sich oft ganz ungenirt zu Gaste. Gold, Silber und edle Steine bedeckten die Kleidung bis zur Schuhspitze. Ein einziges Taschentuch, das sich die „schöne Gabriele“ sticken ließ, kam derselben auf 900 Ecus — jetzt etwa 5850 Thaler — zu stehen! Indeß das ist nicht zu verwundern, da es auch vorkam, daß die Frau eines einfachen Advokaten sich ein Kleid machen ließ, bei welchem die Schneiderrechnung allein sich auf hundert Livres — jetzt etwa 217 Thalern entsprechend — belief. Der Gebrauch seidener Gewänder, nicht nur für Frauen sondern nicht minder für Männer,

ward so gewöhnlich, daß selbst im Mittelstande niemand mehr Wolle und Tuch tragen mochte.[1]) Wenn wir den Satyrikern Glauben schenken wollen, so waren damals vorzüglich bei den Damen die mannichfaltigsten Toilettenkünste nicht weniger gebräuchlich, als heute.[2])

Eine Seite dieses Luxus war die Spielwuth, die sich aller Stände des Volkes bemächtigt hatte. Hier ging das Beispiel von oben aus. Der König war ein sehr starker — übrigens, wie es scheint, meist unglücklicher — Spieler. Alles ahmte ihm nach. Es wurden öffentliche Spielhäuser eingerichtet, in welchen Adlige, Aerzte, Advokaten, junge Kaufleute sich ruinirten. „Tausend „Pistolen", sagt ein Zeitgenosse, „sind, wenn man sie sprechen „hört, weniger, als ein Sou zur Zeit König Franz des Ersten „war". Im Jahre 1609 ward eine Art Spielhaus gegründet, wo man nicht Geld, sondern verschiedenartige Gegenstände gewann, und erfreute auch dieses sich bald großen Zulaufes.[3])

Ebenso ungescheut fröhnte man der Völlerei im Trinken. Die Vornehmsten, Leute in vorgerücktem Alter und hohen Würden, hielten es nicht für unangemessen, einander unter den Tisch zu

---

[1]) Venezian. Relazionen. — Estoile, III. 97. 156 f. 166. 192. — Thou l. CXXIX. p. 997. — Regnier, Satyre V. V. 219 ff. — Mém. d'Ormesson, bei Chéruel, I. 339.

[2]) Regnier, Sat. IX. V. 184 ff.:

L'amant juge sa dame un chef d'oeuvre d'icy bas,
Encore qu'elle n'ayt sur soy rien qui soit d'elle;
Que le rouge et le blanc par art la fasse belle,
Qu'elle ante en son palais ses dents tous les matins,
Qu'elle doive sa taille au bois de ses patins,
Que son poil, des le soir frisé dans la boutique,
Comme un casque au matin sur sa teste s'aplique;
Qu'elle ait, comme un piquier, son corselet au dos, etc.

[3]) Merc. frçs. I. 235a. — Estoile IV. 239 f. — Die Summen, welche nach Bassompierre's wiederholten Angaben am Hofe im Spiel gewonnen und verloren wurden, sind ganz unglaublich groß. — Beliebte Beschäftigungen der vornehmen Müßiggänger waren sonst Scheinfechten, Ringelstechen, Turnen, Pferdezureiten ꝛc.; Regnier, Sat. V. V. 224 ff.

trinken. Bei einem Gastmahle im Jahre 1596 mußten die Herzöge von Mayenne und Epernon, die Herren von Schomberg und Sancy von ihren Dienern besinnungslos trunken nach Hause getragen werden. Ganz besonders aber scheinen auch damals die Poeten, obwohl von der ihnen stets anhaftenden Armuth geplagt, die Annehmlichkeiten des Weines geschätzt zu haben; ihr Rendezvous war im altberühmten „Tannenapfel" bei der Notre-Dame-Brücke.[1])

Es war natürlich, daß die Menschen der damaligen Zeit, durch die langen Unruhen und Kriege an beständige Aufregung, körperliche Anstrengungen und soldatische Unbedachtsamkeit gewöhnt, sich, da mit dem Frieden Ruhe und Wohlstand zurückkehrten, den Ausschweifungen, dem Luxus und dem Spiel in die Arme warfen.

Geben wir zum Schlusse noch die Schilderung, welche ein gleichzeitiger Venezianer von den Franzosen entwirft; der Leser möge selbst beurtheilen, in wie fern sie heute noch gilt.[2])

„Es lieben die Franzosen die Freiheit, sie sind freigebig, „generös und den Waffen sehr zugethan und deshalb kühn in „Gefahren. Im Gegentheil aber, obwohl sie die Freiheit lieben, „lassen sie sich zu Sklaven machen durch anscheinende Leutseligkeit „ihrer Könige und Großen. Die Freiheit besteht bei ihnen in „Geschwätzigkeit oder Verschwendung oder nutzlosem Gepränge. „Weil sie nun in keiner Sache Maß oder Ziel kennen, so erweisen „sie sich, wenn sie kühn in den Waffen sind, meistens verwegen „und berechnen in keiner Weise die Gefahr, da sie es auch für „Feigheit halten, sich derselben zu entziehen. Hieraus entstehen so „viele Duelle. . . . Sie vermögen nicht viel auszuhalten, weil sie

---

[1]) Estoile, III. 175. 349. — Ueber die Armuth der Dichter spricht Regnier, Satyre II. V. 41 ff:

Et que, la grace à Dieu, Phoebus et son troupeau,
Nous n'eusmes sur le dos jamais un bon manteau, etc.

und V. 129 ff; sowie Satyre X. V. 158 nebst der Note von Viollet-le-Duc.

[2]) Relaz. di Pietro Priuli, Bar. e Berch. II., I. 211 f.

„in einem Lande aufgewachsen sind, das ihnen alle Bequemlich-„keiten des Lebens reichlich liefert. Die meiste Treue findet sich „bei ihnen im Duelle, in welchem sie weder einen Verrath noch „irgend eine Schändlichkeit begehen würden; für dieses halten sie „die Ehre hoch. Sonst meinen sie, daß der Mensch sich der „Schlauheit und der von dieser gewährten Vortheile in jeder „Weise und in allen Fällen bedienen muß. Sie rühmen ihre „Nation und verachten die andern, was von der großen Meinung „herkommt, die sie von sich selbst haben, und dadurch werden sie „hart und eigensinnig. Die Leidenschaften ihres Charakters er-„weisen sie allgemein, indem sie nun fast die ganze Welt mit „Krieg belästigt haben und in ihrem eigenen Lande selbst in „steten Unruhen leben“.

Beilagen.

I.

Zeitgenössische Romanze über die Austreibung der Morisken 1610.

De como y por qué el rey Don Felipe III. expelió á los Moriscos de España, y de la pena que les causó este destierro.

(Aus dem Romancero general des D. Agustin Duran, Bd. II. [Madrid 1851] p. 190 ff.

Gran revuelta hay en España,
Los reinos alborotados
De la morisca nacion,
Enemigos de cristianos.
Viva Dios y viva el Rey
A pesar de los paganos;
Y la Santa Inquisicion
Téngala Dios de su mano.
Castíguese al que es hereje,
Conózcase al que es cristiano,
Y todos vivamos unos
Como muy fieles hermanos.
Viva Margarita de Austria
Y gócela muchos años
El Leon, que con su nombre
Tiene al Gran Turco temblando.
Tiemblen nuestros enemigos,
Lloren con ojos entrambos,
Que mas vale que ellos lloren
Que no leales vasallos.
Y aquel cuchillo sangriento,
Y el corvo alfanje afilado
Que tenian para nosotros,
Sea en ellos ejecutado.
Pasen presto á Berbería,
Tomen sitio reformado,
Que aquí se comen las capas,
Oltro poquito á otro cabo.
El morisco que ponia
Duro alpargate de esparto,
Ahora trae borceguíes
Argentados alosados,
Vestido de terciopelo
En tafetan aforrado,
Y espada muy plateada,
Y puñal sobredorado.
Yel morisco que solia
Estar sujeto á su amo,
Quiere ahora que le sirvan
Criados de cuatro en cuatro.
Tan arrogantes andaban
Por las calles paseando,

Que miraban con donaire
Al christiano desgarrado,
Que por ellos no se pone
Si un vestidillo de paño:
Por ser mucha su pobreza
Andan contino arrastrados.
Y la morisca tendera
Que solia fregar platos,
Saca barretas de plata
En los champines dorados,
Con gran vestido de seda
Collaretes extremados,
Y gran cadena de oro
Eslabones esmaltados;
No solo salen con amas,
Mas en coches adornados,
Que parecen ser mujeres
De señores venticuatros.
Los adornos de sus casas
De criadas y criados,
Y el estrado de su asiento
De brocados muy preciados.
Las bodas y los bautismos
Regocijos extremados,
Las celebran con las zambras
Compuestas á lo gallardo.
Era tanta ya su pompa
Y triunfo demasiado,
Que por ellos no conócen
El caballero y hidalgo.
Estaban ya por Espanna
Conjunto tan remontado
Que cada cual ya pretende
Oficios de mucho cargo.
Habia muchos doctores,
D'ellos muchos escribanos,
Procuradores á vueltas
Y muy peritos letrados.
Los tratos y mercancias
Estaban tan de su mano,
Porque en solo su poder
Estaban ya los estancos,
Y el hombre que era de plaza
Paseaba tan lozano,
Con tal ser y gravedad
Cual si fuera un veinticuatro
Yendo á la iglesia por fuerza
Por minuta los llamando,
Vestidos de oro y seda,
De telas y de brocados;
Mas no por la devocion
Sino para ser mirados,
En su grande triunfo y pompa
Con que estaban levantados.
Aquestos polvos, sennores.
Estos lodos han causado:
La desórden pone órden·
Al que está mas descuidado.
Tantos annos de secreto
El mortal tiempo operando
Del hilo de nuestras vidas,
¡Quién pudiera imaginarlo!
No vive mas el leal
De lo que quiere el contrario,
Y este lance fué lanzada
Que á vosotros se ha tornado.
¡No confieis en Mahoma!
¡Mirad que es profeta falso,
Y que es ahora el que os tiene
A todos juntos llorando!
A todos los de Valencia
Y Aragon que viven cautos,
Los de Madrid y Toledo,
Los de Córdoba y Hornachos,
De Sevilla y de Granada,
Por traidores publicados
A la corona real
Que Dios guarde muchos annos,
Y la insigne Andalucia
Y sus pueblos comarcanos,
Todos juntos van á un tiempo
Pues en un tiempo pecaron.
¡Sabe Dios cuanto nos pesa
Siquiera por ser criados,
Nacidos en nuestra patria
Y en nuestra fe confirmados!
Quiero el remedio decir
De los que vais embarcados,
De la muy noble Sevilla,
Que por copia se han sacado.
Treinta mil y mas van juntos
Hombres, mujeres, muchachos,

De grande y pequenna edad,
De pobre y de rico estado.
Del Aljarafe vinieron
Cinco mil y veinticuatro:
Otros cabos que no cuento
Casi llegon á otros tantos,
Embarcados juntos llevan
Que á quien los está mirando,
Le quiebran el corazon
Por ser forma de cristianos.
Unos dicen: — ¡Ay mi tierra!
¿Quién d'ella me ha desterrado? —
Mas no hay que lo preguntar,
Pues lo han hecho mis pecados.
Y las moriscas mujeres
Torciendo las blancas manos,
Alzando al cielo los ojos
A voces dicen llorando:
— ¡Ay Sevilla, patria mia!
¡Ay iglesia de San Pablo,
San Andres, Santa Marina,
San Julian y San Márcos! —
Otros lloran por los sitios
Donde tenian sus tratos:
Unos dicen el Alfafa,
Otros la puerta el Osario,
La Macarena y Carmona,
El Arenal y su trato,
La de Jerez y la Carne,
La del Sol que se ha eclipsado.
Otros lloran por la feria
Con sus cambios y recambios,
Sus tratos y sus comercios,
Con los del Canno — Quebrado.
Plaza de San Salvador,
La famosa Cal de Francos,
Cal de Génova y las Arenas,
Lo público y cultivado.
Otros llamaban á voces
A la virgen de Rosario
Y á la virgen de Belen:
Ella sea en nuestro amparo.
Tanto es su sentimiento
Que á los ninnos en los brazos,
Que criaban á sus pechos
Por leche les daban llanto.
Las insinias que llevaban
Gran devocion provocando,
Todas mantellinas blancas
Compuestas á lo cristiano.
Cada cual lleva sus cuentas,
Que son devotos rosarios;
Va con ellas un pendon
Dibujado y esmaltado
Un devotísimo Cristo,
Adonde van contemplando;
Y muchos de los moriscos,
Antes de ser embarcados,
Dejaron muy ricas mandas
A los templos sennalados.
Hubo entre ellos mercader
Que en San Julian es nombrado,
Que á la virgen de la Iniestra
Dejó cuatro mil ducados.
Otros dejan para misas,
Otros hacen cabo de anno,
Celebrando por sus almas
Las obsequias de cristianos.
Aquesto, Sennores, basta
Para los que acá que damos,
A que roguemos á Dios
Que los tenga de su mano.
Al marques de San German
Prospérele Dios su estado,
Y sobre todo la vida,
Pues asi cumple el mandado
De su real Majestad,
Tercer Felipo llamado,
Que como buenos pastores
Tan bien guardan su ganado,
Apartando del que es bueno
El que es insolente y malo.
Con esto que dará Espanna
Limpia del Mahometo bando
Y acrisolada la fe
Cual oro de Dios formado.
Con esto, sennores, basta,
Aunque corto ne he quedado,
Porque vean por lo ménos
Lo mas de lo que he tratado.

II.

Etat der hohen spanischen Räthe.

(Nach A. de Salazar, Inventaire général des plus curieuses récherches des Royaumes d'Espagne [Paris 1612, 8°.] fol. 153 ff.)

1. Staatsrath.

Außer den Ehrenmitgliedern

2 Staatssekretäre zu 262 Dukaten $4^{1}/_{5}$ Realen . 524 Dukaten $8^{2}/_{5}$ Realen.

2. Rath von Kastilien.

1	Präsident	1,604 Dukaten	$5^{1}/_{5}$	Realen.
15	Räthe zu 802 D. $2^{3}/_{5}$ R.	12,033 „	6	„
4	Fiskale zu 802 D. $2^{3}/_{5}$ R.	3,208 „	$10^{2}/_{5}$	„
4	Referendare zu 200 D. $5^{4}/_{5}$ R.	802 „	$1^{1}/_{5}$	„
6	Sekretäre zu 200 D. $6^{1}/_{5}$ R.	1,203 „	$4^{1}/_{5}$	„
1	Taxator	299 „	5	„
1	Registrator	534 „	$8^{2}/_{5}$	„
1	Kassirer	80 „	$2^{2}/_{5}$	„
1	Zahlmeister	1,069 „	$7^{1}/_{5}$	„
12	Portiers à 80 D. $2^{2}/_{5}$ R.	962 „	$9^{1}/_{5}$	„
1	Unterzahlmeister	802 „	$2^{3}/_{5}$	„
1	Kommis desselben	267 „	$4^{3}/_{5}$	„
48	Beamte mit zusammen	22,869 Dukaten	$—^{2}/_{5}$	Realen.

3. Rath von Aragon.

1	Präsident	3000 Dukaten
5	Regenten à 1000 D.	5000 „
2	Referendare zu 300 D.	600 „
1	Fiskal	1000 „
1	Generalschatzmeister	3000 „
1	Stellvertreter desselben	600 „
4	Kommis desselben zu 200 D.	800 „
1	Registrator	600 „
5	Kommis zu 100 D.	500 „
1	Quittirer	100 „
4	Portiers zu 80 D.	320 „
1	Huissier	50 „
1	Protonotar	800 „
1	Stellvertreter desselben	500 „
1	Rechnungsrath	2000 „
1	Stellvertreter desselben	600 „
6	Kommis desselben zu 100 D.	600 „
3	Sekretäre zu 500 D.	1500 „

16	Unterschreiber zu 12 D.	192	Dukaten
4	Schreiber zu 150 D.	600	"
2	Greffiers zu 150 D.	300	"
16	weitere Schreiber zu 100 D.	1,600	"
1	Wachsheizer	50	"
1	Kurier mit 2 Leuten	500	"
25	Furiere zu 100 D.	2,500	"
120	Kapläne und Ordinarien zu 200 D.	24,000	"
227	Beamte mit zusammen	51,312	Dukaten.

4. Rath von Italien.

1	Präsident	2000	Dukaten
6	Regenten zu 1000 D.	6000	"
1	Sekretär	2000	"
1	Fiskal	1000	"
2	Referendare zu 500 D.	1000	"
6	Offiziale zu 1000 D.	6000	"
3	Portiers zu 120 D.	360	"
20	Beamte mit zusammen	18,360	Dukaten.

5. Rath von Indien.

1	Präsident	2,673	Dukaten	—	Realen
8	Räthe zu 1336 D. 9³/₈ R	10,695	"	—	"
2	Fiskale zu 1336 D. 9³/₈ R.	2,673	"	8¹/₈	"
2	Referendare zu 267 D. 5 R.	534	"	10	"
2	Sekretäre zu 267 D. 5 R.	534	"	10	"
2	Kommis derselben zu 133 D. 10 R.	267	"	9	"
2	Huissiers zu 106 D. 10¹/₂ R.	213	"	10	"
1	Registrator	267	"	4	"
1	Siegelbewahrer	267	"	4	"
1	Zahlmeister	534	"	8	"
1	Kassirer	534	"	8	"
1	weiterer Sekretär	534	"	8	"
24	Beamte mit zusammen	19,732	Dukaten	2¹/₈	Realen.

6. Finanzrath.

1	Präsident		6000	Dukaten	—	Realen
1	Rechnungsführer	zu 267 D. 4 R.	3208	"	4	"
4	Räthe					
1	Schatzmeister					
1	Sekretär					
1	Fiskal					
4	Huissiers					
13	Beamte mit zusammen		9208	Dukaten	4	Realen.

7. Rath der Orden.

1	Präsident	1604	Dukaten	2	Realen
4	Räthe zu 802 D. 1 R.	3208	„	4	„
1	Fiskal	802	„	1	„
1	Kommis desselben	802	„	1	„
3	Advokaten zu 802 D. 1 R. . . .	2406	„	3	„
1	Fiskalsolizitor	80	„	$\frac{2}{3}$	„
1	Referendar	267	„	4	„
1	Kommis desselben	267	„	4	„
1	Fiskal von San Jago	160	„	$1\frac{1}{2}$	„
1	Sekretär von Alcantara	160	„	$1\frac{1}{2}$	„
1	Siegelbewahrer von San Jago .	106	„	$10\frac{1}{2}$	„
1	Siegelbewahrer von Calatrava . .	80	„	$\frac{2}{3}$	„
1	Ordensregistrator	133	„	$7\frac{2}{3}$	„
1	Expedient	267	„	4	„
19	**Beamte mit zusammen . . . . .**	**10,346**	**Dukaten**	**$1\frac{1}{2}$**	**Realen**

8. Inquisitionsrath.

1	Generalinquisitor	1604	Dukaten	4	Realen
6	Inquisitoren zu 802 D. $2\frac{2}{3}$ R. . .	4813	„	$4\frac{2}{3}$	„
1	Fiskal	802	„	$2\frac{2}{3}$	„
2	Sekretäre zu 267 D. 4 R.	534	„	8	„
1	Referendar	267	„	4	„
1	Oberalgazil	802	„	$2\frac{2}{3}$	„
1	Prokurator	802	„	$2\frac{2}{3}$	„
1	Geheimsfiskal	802	„	$2\frac{2}{3}$	„
2	Huissiers zu 80 D. $2\frac{2}{3}$ R.	160	„	5	„
1	Solizitor	80	„	$2\frac{2}{3}$	„
17	**Beamte mit zusammen . . . . . .**	**10,669**	**Dukaten**	**$5\frac{2}{3}$**	**Realen**

9. Rechnungsrath.

4	Rechnungsräthe zu 802 D. $2\frac{2}{3}$ R. . . .	3,208	Dukaten	$10\frac{2}{3}$	Realen
1	Fiskal	802	„	$2\frac{2}{3}$	„
1	Referendar mit Kommis	802	„	$2\frac{2}{3}$	„
4	Portiers zu 41 D. $1\frac{1}{3}$ R.	164	„	5	„
30	Zähler zu 800 D.	24,000	„	—	„
2	weitere Fiskale zu 802 D. $2\frac{2}{3}$ R. . . .	1,604	„	$5\frac{1}{3}$	„
2 1	Schreiber Cruzada-Rechner } zu 802 D. $2\frac{2}{3}$ R. .	2,406	„	$7\frac{1}{3}$	„
1	Empfänger	267	„	4	„
12	Unterzähler zu 133 D. 7 R.	1,603	„	7	„
59	**Beamte mit zusammen . . . .**	**34,860**	**Dukaten**	**—$\frac{2}{3}$**	**Realen**

10. Kriegsrath.

1 Präsident 4 Auditeure 1 Sekretär	zu 424 D. $8^2/_5$ R.	3148 Dukaten	$6^2/_5$ Realen
2 Offiziere zu 133 D. $7^3/_5$ R.		267 „	$4^1/_5$ „
2 Portiers zu 80 D. $^7/_{10}$ R.		160 „	$1^2/_5$ „
1 Referendar		106 „	$10^1/_2$ „
11 Beamte mit zusammen		3683 Dukaten	—$^1/_2$ Realen

11. Kammerrath.

3 Auditoren 1 Geh. Großoffizial	zu 267 D. $4^1/_5$ R.	1069 Dukaten	$5^4/_5$ Realen
2 Portiers zu 80 D. $^7/_{10}$ R.		160 „	$1^2/_5$ „
1 Referendar		106 „	$10^1/_2$ „
7 Beamte mit zusammen		1336 Dukaten	$6^7/_{10}$ Realen

12. Rath von Portugal.

2 Präsidenten 4 Räthe 1 Sekretär 1 Fiskal	durch Sporteln bezahlt.
8 Beamte.	

III.

Um die außerordentliche Lebhaftigkeit der Flugschriftenlitteratur jener Zeit zu erweisen, will ich hier nur kurz den Titel und Inhalt der durch den Soldat français von 1603 hervorgerufenen Brochüren anführen, soweit dieselben zu meiner Kenntniß gekommen sind.

1) Der Soldat françois, verfaßt von Pierre l'Hostel de Roquebonne, aber anonym herausgegeben, erschien zuerst Ende 1603 (vgl. Pierre de l'Estoile, ed. Petitot, I., XLVII. 422). Ich habe eine Duodezausgabe vom Jahre 1605 in Händen gehabt. Diese Broschüre, lebendig und interessant geschrieben, fordert den König dringend zu Eroberung des spanischen Navarra auf, das von Rechtswegen ihm gebühre. Sie athmet glühenden Haß und große Verachtung gegen die Spanier, die sie wegen ihrer eitlen Prahlsucht heftig verspottet. Sie deckt unbarmherzig die Schwächen des anscheinend so starken spanischen Reiches auf.

2) L'Anti-Soldat françois von Du Souhait erschien April 1604. Das Buch ist mir nur aus L'Estoile l. c. p. 442 bekannt, wo es wegen seiner hispanisirenden Tendenz scharf getadelt wird.

3) Response du Roy au Soldat François qui demande la guerre: et au soldat Espagnol qui demande la paix; Douay 1604, 12°. Der kriegswüthige hugenottische Gaskogner und der listig in betrügerischer Absicht um

Frieden bittende Spanier tragen dem Könige ihre Wünsche vor. Dieser antwortet: er sei der Herr und werde nach seiner Ansicht handeln. Da er sie wohl durchschaue, werde er keinem folgen, er wolle weder Krieg beginnen noch (wahren) Frieden halten.

4) **La response de Maistre Guillaume au soldat François.** 1605, 12°. Der Verfasser haßt die Spanier nicht minder als der Sold. frçs. oder stellt sich doch so, aber er räth vom Kriege ab, zu weiser Erziehung des Dauphins, zur Bereicherung des Volkes u. dgl. m. Er verspottet das Hugenottenthum des S. fr. Man solle die verlorenen navarrischen Distrikte lieber durch Heirath wieder zu erlangen suchen.

5) **Response sur la Response de M. Guillaume au Soldat François.** 1605, 12°. Diese Flugschrift, übrigens recht unbedeutend, findet den Maitre Guillaume noch zu milde gegen den Sold. fr. Sie ist vor allem sehr katholisch gehalten und in einem für die Spanier nicht unfreundlichen Tone.

6) **La Replique Modeste. Sur la Response de M. Guillaume au Soldat François**; 1605, 12°. Auch diese Schrift ist sehr katholisch gehalten, erbittert gegen die Hugenotten und dem Frieden geneigt. Sie vertheidigt nur den Adel und kriegerische Uebungen gegen die betreffenden Angriffe des M. Guillaume.

7) **Le Pacifique ou l'Anti-Soldat François à l'unique Uranie.** S. d. 12°. Es ist dies ein umfangreiches Plaidoyer für den Frieden und eine Anklage gegen die Ketzer und unruhigen aufrührerischen Geister.

8) **Le Pseudo- pacifique ou Censeur François** ist mir nicht zu Gesichte gekommen. Es muß eine Schutzschrift für die in dem Sold. frçs. ausgesprochenen Grundsätze und eine Kritik von Nr. 7 gewesen sein. Ich schließe dies aus

9) **Le Politique François. Pour reprimer la fureur au Pseudo-Pacifique, ou Censeur François.** 1605, 12°. Das Büchlein enthält eine Vertheidigung des Pacifique. Wenn König Heinrich IV. Navarra als das Land seiner Vorfahren zurückerobern solle, so müsse er auch zur Okkupation von Troja als dem Lande des Francus und von Franken in Deutschland ausziehen.

10) **Recueil des Responses faites au Soldat François. Ou Rameau d'Olivier, presenté aux pseudes Soldats de l'une et l'autre milice. Par Floride de la Forest, d'Auphinois.** 1605, 12°. Der Recueil wendet sich, wie der Titel schon besagt, gegen die Schreier von beiden Seiten. Man solle schweigen, sich gegenseitig lieben und sich dem weisen Willen des Königs unterwerfen.

11) **Le Polemandre ou Discours d'Estat de la necessite de faire la guerre en Espagne**; 1605, 12°. Diese Flugschrift stellt sich wieder ganz auf den Standpunkt des Sold. fr. und des Censeur. Sie enthält heftige Anklage gegen den Ehrgeiz, die Treulosigkeit und die Feindschaft der Spanier. Um Frankreich groß und reich zu erhalten, muß man den Krieg in das innerlich schwache Spanien tragen, und zwar schnell, damit es keine Zeit habe, sich vorzubereiten und zu stärken. Durch einen solchen Krieg würden auch am besten die Unruhigen in Frankreich selbst beschäftigt werden.

12) **L'Harpocrate François**; 1605, 12°. Aehnlicher Tendenz, wie Nr. 10. Der König möge endlich einmal alle die Schreier zur Ruhe bringen.

